№ 125. Dritte Folge No. 5.

Deutsche Literaturdenkmale
des 18. und 19 Jahrhunderts
herausgegeben von August Sauer

ANTIXENIEN

I. HEFT

TROGALIEN
ZUR
VERDAUUNG DER XENIEN

(1797)

VON

FÜRCHTEGOTT CHRISTIAN FULDA

HERAUSGEGEBEN
VON
LUDWIG GRIMM

BERLIN W. 35
B. BEHR'S VERLAG
1903

Einleitung.

„Die Herren können uns sämtlich Dank wissen, dass wir ihnen Gelegenheit geben, einige Bogen zu füllen und sich bezahlen zu lassen, ohne grossen Aufwand von produktiver Kraft.“

So schreibt Goethe am 11. Februar 1797 an Schiller, der ihn auf Nicolais „Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach“ aufmerksam gemacht hat. Thatsächlich stürzten sich eine grosse Anzahl von Litteraten auf die allseitig aufsehenerregenden Distichen, um durch irgendwelche Behandlung der aktuellen Erscheinung zu profitieren. Wenn Nicolai auch nicht, wie Xenion 205 prophezeit hatte, die Distichen mit langen, entsetzlichen Noten herausgab, so erstreckte sich sein „Anhang“ doch über nicht weniger als 217 Seiten; die Herausgabe der Xenien mit Anmerkungen besorgte Daniel Jenisch in dem Hefte: „Literarische Spiessruthen“, das nicht viel mehr als einen Nachdruck darstellt. Mehr gelernt, aber auch genug gestohlen haben von dem Schillerschen Musenalmanach jene Schriftsteller, die Form, Anlage und Ausführung der kriegerischen Epigramme benutzten, um Erwiderungen auf die Angriffe des Musenalmanachs für 1797 an den Tag zu bringen.

Im Schluss-Xenion des Almanachs hatten Goethe und Schiller die Gegner auf den Ringplatz gefordert, ihnen den Bogen für den Wettkampf angeboten. Es war in der Ordnung, wenn die Betroffenen zur Gegenwehr anrückten. Wo Mittelmässigkeit und Anmassung, Schwäche und Geschmacklosigkeit an den Pranger gestellt worden waren, hatten die Xenisten — um

recht deutlich zu sein — nicht selten die gerügten Missstände übertrieben geschildert, wie das die Karrikatur verlangt. Nicht jeder daraufhin Verlachte besass den Gleichmut des Sokrates, der es dem Zuschauer überlässt, zu entscheiden, ob die Darstellung wirklich dem Dargestellten entspricht. Erregte Gemüter wollten Gleiches mit Gleichem vergelten, die Lacher am liebsten auf ihre Seite ziehen, und suchten darum zu beweisen, dass ihre eigenen Musenprodukte nicht minder Stachel und Gift führen könnten, als dies bei den Goethe-Schillerschen Epigrammen der Fall war (vgl. Trog. 232, 236).

Neben den durch die Xenien persönlich angegriffenen Schriftstellern erscheinen aber auch andere Gegner des Musenalmanachs auf dem Plane. Freude an bissiger Polemik zeigt unter diesen besonders der Verfasser der Trogalien, Christian Fürchtegott Fulda.[1])

[1]) So schreibt Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. II. S. 130. Ihm folgen Saupe, Die Schiller-Goetheschen Xenien. S. 293 und der Danziger Herausgeber der Xenien, S. 73. Meusel giebt die falschen Vornamen Karl Friedrich, verwechselt auch die Geburtsstätte von Fulda, dem Sohne, mit derjenigen des Vaters (Mühlhausen an der Enz). Der Verfasser der Trogalien heisst aber Fürchtegott Christian Fulda und ist zu Otterwisch bei Leipzig, wo sein Vater, Mag. Johann Julius Christian Fulda, Pfarrer war, am 29. September 1768 geboren. Die Vornamen hat das Kind offenbar zu Ehren seines Pathen „Christian Fürchtegott Gellert, Weltberühmten Professors auf der Academie Leipzig“ erhalten. F. C. Fulda studierte von Ostern 1790 bis Ostern 1794 Theologie und Humaniora in Leipzig, ward am 25. Oktober 1794 als Lehrer am Pädagogium in Halle eingeführt und trat 1798 ins geistliche Amt über. Zuerst war er Pfarrer zu Schochwitz im Mansfeldschen. Im Dezember 1806 ward er Diakonus an der Ulrichskirche, Ostern 1810 an der Marktkirche zu Halle; 1823 erhielt er das Archidiakonat. Die Geschäfte der Superintendentur führte er 1810–1817. (Ich verdanke diese Angaben den Herren Pfarrer K. Müller in Otterwisch, Professor Dr Lübbert und Oberlehrer K. Weiske in Halle, die mir ihre Hilfe in freundlichster Weise zu teil werden liessen. D. H.)

Zum Nachtisch sendet er seine Gaben; Früchte und Backwerk, die das Mahl beschliessen sollen, will er geben, wie der Titel besagt, den er seinem Büchlein vorgesetzt hat. Auf 63 Seiten tischt er 237 Epigramme auf, die in ihrer grossen Mehrzahl gut gebaut sind und an Schärfe des Inhalts kaum von einer anderen an die Xenisten gerichteten Gegengabe übertroffen werden. Man darf wohl nach dem Grunde des überaus gehässigen Tones fragen, der eine gewisse Ähnlichkeit hat mit den bitteren Worten, die Heinrich von Kleist im Phöbus gegen Goethe schleuderte. Kleists Empfindlichkeit war durch das von Goethe mit verschuldete Unglück der „Penthesilea" und des „zerbrochenen Krugs" gereizt. Fulda musste im erfolgreichen Musenalmanach den glücklicheren Konkurrenten seiner litterarischen Unternehmungen sehen. Auch war er in seinem Standesbewusstsein als Lehrer und Neuhumanist durch manches Distichon des Musenalmanachs mit getroffen, wozu noch eine rege Parteinahme für das revolutionäre Frankreich kam, die im Gegensatz zu den politischen Epigrammen des Almanachs stand. Das gab Reibungspunkte genug. Alle lassen sich in den Trogalien aufweisen.

Kaum fünfundzwanzigjährig, hatte Fulda begonnen, poetische Erzeugnisse seiner Muse und Übersetzungen auf den Markt zu werfen. Zu Thorn war 1793 eine „Neue Blumenlese teutscher Originalgedichte und Übersetzungen für das Jahr 1793" erschienen. Im nächsten Jahre gab er eine „Poetische Blumenlese" ebenda heraus. Im Jahre 1795 liess er in Leipzig eine „Neue Blumenlese teutscher und verteutschter Gedichte auf das Jahr 1795" erscheinen. In letzterem Buche interessiert eine Übersetzung aus Owenius (171. Epigramm des 3. Buches), insofern Fulda sich hier mit dem Dichter beschäftigt, dessen Verse er den Trogalien als Geleitwort mitgegeben hat. Den Beifall der Zeitgenossen scheinen all diese poetischen Sammlungen mit

ihren Beiträgen von philologisch geschulten Schriftstellern nicht gefunden zu haben (vgl. Trog. 194). Kein Wunder, dass Fulda nicht in der Stimmung war, Mitfreude beim buchhändlerischen Erfolge des Schillerschen Musenalmanachs zu empfinden (vgl. Trog. 26. 28—50, 67, 70, 71, 87, 114, 173, 196, 197, 214).

Als Lehrer am Pädagogium zu Halle war Fulda durch die Angriffe, die der „Praeceptor zu Breslau" erfahren hatte, gereizt. (Xenien 33—40, 42, 89, 335). Auch Voss, der persönlich gewiss keinen Grund hatte, über die ihm durch die Xenisten widerfahrene Behandlung zu klagen, schreibt (3. November 1796 an F. A. Wolf): „Der Schiller'sche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg ... Die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso." Wer selbst in der Schulstube steht, Übersetzungen und eigene Dichtungen herausgiebt, mag seinen Stand nicht gern entmündigen lassen hinsichtlich der Fragen des guten Geschmacks. Gerade zu der Zeit, als der Xenien-Almanach erschien und den als Schulmann und Historiker rühmlich bekannten Manso wegen mancher poetischen Verirrung an den Pranger stellte, blühte allenthalben im gebildeten Deutschland der Neuhumanismus. Seine wichtigsten Vertreter entstammten den thüringisch-sächsischen Landen, auch in Halle war nach Berufung F. A. Wolfs der alte Vorwurf zu Schanden geworden, dass diese Universität keine Philologen bilde. Fulda selbst stand mit dem Neuhumanismus, wie schon seine litterarische Thätigkeit zeigt, in regster Fühlung; und das in den Xenien (X. 320) gegen Friedrich von Schlegel geschleuderte Wort, das aus dem Munde des Sängers der „Götter Griechenlands" seltsam genug klingt, erwidert Fulda, der das Epigramm Goethe zuschreibt, streitbar genug mit dem Hinweis auf die Trauben, die zu sauer seien (Trog. 152). Heyne in Göttingen, der akademische Bahnbrecher einer würdigen Behandlung

der Alten, wird als der Göttinger Adler (Trog. 208) gepriesen, Wolf in Halle als erhaben selbst über das Lob der Xenisten hingestellt (Trog. 207), und den Alten durch Citat und Heranziehung zu Vergleichen häufig Tribut gezollt (Trog.: Motto, 13, 62, 81, 83, 103, 142, 157, 158, 213). So giebt sich Fulda deutlich als Parteigänger des tüchtigen Philologentums seiner Zeit zu erkennen.

Dagegen tritt in den Trogalien inhaltlich keine Beziehung zum theologischen Brotstudium Fuldas hervor. Das ist erklärlich bei einem Manne, an dessen Bildung das Aufklärungszeitalter und das klassische Heidentum so viel Anteil haben. Weder für Lavater noch für die Stolberge tritt er ein, so reichlich dazu auch Gelegenheit gewesen wäre. Der Aufklärungsmann Nicolai und der Skeptiker Platner stehen seinem Herzen näher. Als Vaterland des in Wirklichkeit doch herzlich seichten Nicolai wird das Land der Vernunft (Trog. 210) angegeben, und von Platner in Leipzig sollen die Xenisten lernen, wie man bescheiden und doch witzig denkt, redet und schreibt (Trog. 181, 219). Irrtümlich bezieht Fulda dabei Xenion 289 des Musenalmanachs, wie sich aus der Trogalienreihe 217—222 ergiebt, auf Platner. Nun ist dieser zwar durch die Xenien 64 bis 67 und 285 getroffen, doch ist im Xenion 289 Platners Hörsaal nicht gemeint, wie sich aus der durchsichtigen Bezeichnung der ursprünglichen Xenienhandschrift: „Die Hörsäle in G†††“ ergiebt.[1]) Auch hier tritt übrigens die für Fulda charakteristische Neigung hervor, nach welcher die meisten und heftigsten Xenien Goethe zugeschrieben werden (vgl. Trog. 77, 78).

Nicht minder nachdrücklich als für Nicolai und Platner tritt Fulda für den Halleschen Kantianer Jakob

---

[1]) „Schillers und Goethes Xenien-Manuskript“ von Boas und Maltzahn. S. 120.

ein (Trog. 164, 165). Er vergleicht den sonst nicht sehr beliebten Professor mit dem biblischen Jakob, den Laban ungerecht verfolgt hat. Im Gegensatz zum „Ahnherrn Jakob" habe Jakob in Halle, dem die Xenien (X. 296, 297) litterarischen Diebstahl vorwerfen, nimmer den Götzen seines Verfolgers begehrt. Anlässlich dieses doppelten Wortspiels citiert Fulda ausdrücklich zwei Bibelstellen. Diese Anwendung biblischer Beispiele und Wendungen trifft sich bei dem Verfasser der Trogalien auch sonst häufig, gelegentlich wendet er sich sogar an den „christlichen Leser", und überschreibt eins seiner Distichen kurzweg: „Biblischer Spruch". So tritt in der Form der Epigramme seine theologische Bibelfestigkeit hervor. Es handelt sich um folgende Stellen:

Trogalien:	Bibel:
6.	Matthäus 5, 13.
24.	Psalm 65, 10.
40.	Offenbarung 10, 9. 10.
41.	Ev. Johannis 2, 10.
49.	Matthäus 7, 6.
54.	Lucas 14, 23.
58.	Jesaias 1, 16.
73.	Matthäus 7, 16.
84.	Prediger Salomo 1, 9.
92.	Ev. Joh. 16, 16.
97.	Matthäus 8, 28—34.
98.	Lucas 16. 21.
112.	Daniel 8, 8.
145.	Lucas 10, 42.
147.	Jesaias 49, 15.
162.	Matthäus 25, 32.
164.	Psalm 46, 8.
165.	1. Moses 31.
178.	Lucas 14, 7—11.
186.	Matthäus 26, 73.
197.	Matthäus 26, 25.
198. 199.	Matthäus 15, 11.
211.	Matthäus 7, 3.
227.	1. Könige 18.

Dazu lässt sich noch der Vergleich des Inhalts vom Musenalmanach mit dem Charakter der manichäischen Lehre (Trog. 11) stellen.

Die schärfsten Entgegnungen bringt Fulda dort, wo er seinen demokratischen Standpunkt dem aristokratischen der Xenisten gegenüber hervorhebt. Man gewinnt den Eindruck, dass die namentlich gegen Goethe zahlreich gerichteten Gehässigkeiten ihre Wurzel in politisch abweichenden Meinungen haben. Denn in künstlerischer Hinsicht steht ihm Goethe höher als Schiller, ein bedingtes Lob — namentlich der früheren — Schöpfungen des Olympiers findet sich mehrfach (Trog. 7, 27, 82, 92, 167, 194, 195, 196). Um so nachdrücklicher wird Goethe als Höfling (Trog. 142, 143), Minister (Trog. 85), adelsstolzer Emporkömmling (Trog. 156, 158, 222, 224) geschmäht, neben Schiller — als herzlich ungeschickter Priester des Monarchismus — mit den Baalspfaffen (Trog. 227) verglichen. Durch den Wortlaut einer Schiller in den Mund gelegten schwächlichen Bitte (Trog. 226) deutet Fulda darauf hin, wie der Bürger der Republik wohl nur gezwungen Goethes republikfeindliche Ansichten habe zu Worte kommen lassen. Damit sind dann auch die gegen Reichardt in Giebichenstein gerichteten zahlreichen Epigramme des Musenalmanachs (X. 50, 80, 145—147, 208—217, 219—229, 251, 421) Goethe zur Last gelegt, jedenfalls sehr gegen den Wunsch Reichardts.[1]) Fulda lässt den Salineninspektor Reichardt, mit dem es Goethe so leichtsinnig verdorben habe, darauf hinweisen, wie jener reichlich Salz besitze (Trog. 215), an dem es dem Xenisten so sehr gebräche, dass er nach Schönebeck gehen müsse, um für eine zweite Reihe von Epigrammen Salz zu holen (Trog. 193). Auch die Beziehungen, die Reichardt als Komponist zu Goethe

[1]) Vgl. Schmidt-Suphan, Xenien 1796 S. 113.

hatte, werden gestreift, wobei es nicht ohne einen Seitenblick auf Goethes Hass gegen politisches Laientum abgeht. Die immerhin scharfe Wendung gegen Claudius (Trog. 89) lässt sich erklären, wenn man an des Wandsbecker Boten Furcht vor dem Jakobinertum denkt; Haschka findet Schutz und Trost, da sein Verbrechen doch kein anderes gewesen sei, als dass er den Fürsten die Wahrheit gesagt habe (Trog. 182). Die beiden hässlichen Ausfälle gegen den Herzog Karl August aber finden zum grösseren Teil darin ihren Grund, dass Fulda dem Fürsten eine gewisse Mitarbeiterschaft an den Xenien zuschreibt (Trog. 68, dazu 136).

Überhaupt ist der Verfasser der Trogalien über die Verhältnisse in Weimar und Jena nicht gut unterrichtet. Was er darüber bringt, fliesst aus dem trüben Quell jenes Klatschs, der in längst verklungenen Zeiten besonders üppig im Boden der Hof- und Universitätsgesellschaft geblüht haben soll. So giebt Schillers Gewohnheit, sich durch den Genuss schwarzen Kaffees anzuregen, willkommenen Anlass zu einem Epigramm (Trog. 69). Bis zum Überdruss wird Goethes Verhältnis zu Christiane Vulpius bewitzelt (Trog. 101, 107, 125—148), immer von neuem Goethe als Pantoffelheld hingestellt (Trog. 231, 233), bei dem nach Art französischer Hofsitten das Weib alles vermöge (Trog. 108, 145). Die Füchsin, wie Fulda Christiane in durchsichtiger Verschleierung ihres Familiennamens nennt, soll sogar den Anstoss zur Xeniendichtung gegeben haben.

Das Verhältnis zwischen Goethe und Herder, das ja gerade in der Zeit der Goethe-Schillerschen Annäherung recht getrübt war, hält Fulda offenbar noch für ein sehr inniges. Er deutet also Xenion 50, darunter viele fälschlicherweise einen Angriff auf Herder witterten, nicht auf diesen. Das Fehlen jeder Anspielung auf Herder konnte Fuldas Ansicht über die

Beziehungen Goethes zu dem Strassburger Genossen nur bestärken. Eben deshalb ist Herder in zwei Distichen der Trogalien (Trog. 20, 88) angegriffen worden. In beiden Epigrammen bezieht sich Fulda auf Herders 1795 erschienene „Terpsichore", in welchem Werke dem Jesuiten Jakob Balde ein Ehrenmal errichtet ist. Trog. 20 klingt an den 1. Abschnitt im 9. Kapitel des Herderschen Kenotaphiums an. Dort heisst es:

„Gleich dem Horaz hat Balde seine lyrischen Gedichte in vier Bücher und ein Buch Epoden geordnet. An Zahl der Gesänge übertrifft er den Römer bei weitem, vielleicht auch an Reichtum eigentümlicher Wendungen, und an dem, was man genialische Komposition nennen könnte; natürlich aber stehet er ihm in sehr wesentlichen Dingen nach."

Solches Lob mag Fulda überschwänglich[1]) erschienen sein, obwohl Herder dasselbe in sehr ausführlicher Weise zu begründen gesucht hat. Jedenfalls aber wird der Kritiker Herders ganz abgeschmackt, wenn er im kläglichen Wortwitz (Trog. 88) Goethes Schreibweise „balde" (X. 170) auf das „Exempel" Herders zurückführt. Kaum nötig scheint es, auf „Wanderers Nachtlied" vom Jahre 1780 mit dem Adverb „balde" als Reimwort hinzuweisen.

Neben Herder steht mancher, den Fulda verfolgt, weil er ihm für einen Freund Goethes oder Schillers gilt. So erhält Cotta sein Sprüchlein, das ihn namentlich als Buchhändler, der vor allem auf Gewinn sieht, schildert (Trog. 67, dazu 36, 50, 70, 173, 174); und der Hofrat Meusel in Erlangen wird als eine Art Historiograph des Weimar-Jenaer Musenhofes ver-

---

[1]) Übrigens schliesst sich Voigt in den „Berlocken" dem Herderschen Urteil durch folgendes Distichon an:

Terpsichorens Laute.

Lange sann die Muse, wer ihres Geschenkes wohl werth sey.
Balde sang, und nun gab lächelnd die Laute sie ihm.

spottet (Trog. 214, 237). Aus Meusels Schriftstellerlexikon, dem damals gerade in fünfter Auflage erscheinenden „Gelehrten Teutschland“, lässt sich übrigens für jene Auffassung nichts beibringen; über die Personalien von Schiller und dessen Vater ist Meusel sogar recht dürftig unterrichtet. Vielleicht erklärt sich Fuldas Ärger auf Meusel schon dadurch, dass er denen zugehört, die über „die Erscheinung dieser fünften Ausgabe die Köpfe schütteln, oder wohl gar sprudeln und lärmen möchten, sintemalen sie erst vor kurzem den fünften Nachtrag zur vorigen Ausgabe .... für ihr schweres Geld gekauft hatten.[1])

Die in den Xenien gelobten Schriftsteller (Trog. 205) werden misstrauisch auf dieses Lob hin geprüft. Was gegen Wieland in den Xenien gesagt war, hat Fulda jedenfalls nicht entsprechend gedeutet. So redet er nun davon (Trog. 206), dass Goethe jetzt durch Schmeichelei Wieland vergessen machen wolle, wie er ihn einst durch die Satire: „Götter, Helden und Wieland“ geschmäht habe. Wolfs Lob soll nur ein Ausfluss der Angst vor dem scharfsichtigen Philologen sein (Trog. 207). Voss aber wird als Gefolgsmann der Xenisten und Gegner Heynes mit offenbarer Schärfe verfolgt (Trog. 21, 208, vielleicht auch 106, vgl. X. 75). Den Mitarbeitern der Horen, insbesondere natürlich den Xenisten, wird nachdrücklich vorgehalten (Trog. 9), dass sie die Recensionen über ihre eigenen Werke beeinflusst haben, wie das ja in der That durch das nicht korrekte Verhältnis zur „Allgemeinen Literaturzeitung“ der Fall war. Pfeffel, Matthisson und Schlegel werden (Trog. 48, 49) aufgefordert, die Perlen ihrer Dichtung künftig nicht mehr in den Schillerschen Musenalmanach zu streuen. Allerdings zeigt der Almanach für 1798, dass die Apostrophierten solche Mahnung nicht befolgt haben.

---

[1]) Das gelehrte Teutschland, fortgesetzt von Johann Georg Meusel. Erster Band. Lemgo 1796. Vorerinnerungen S. 2.

Den Kunstgriff, andere Schriftsteller weit über Goethe und Schiller zu erheben, wendet Fulda auch sonst an. Gleim, Klopstock, Pfeffel, Göckingk, Salis, Matthisson (Trog. 57, 58, 180) werden gleich Reichardt (Trog. 167, 168, 215) und Manso (Trog. 166, 169) gerühmt; Eschenburg (Trog. 175), die Mitarbeiter der „neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (Trog. 177) und die Mitglieder der „Gesellschaft von Sprachfreunden“ (Trog. 171, 172, 179, 180) gegen die Xenien sowie gegen die früheren Schöpfungen Goethes und Schillers aufgerufen. Der „redliche“ Bürger wird beklagt um der Hörnerstösse willen, die ihm Schiller beigebracht hat (Trog. 102, 103), und alle durch die Distichen des „Tierkreises“ Getroffenen erlangen insoweit eine Art Genugthuung, als Fulda unter den Figuren seines Zodiakus immer wieder Goethe und Schiller darstellt.

Die beiden Urheber der Xenien als Schriftsteller wie als Menschen zu treffen, ist überhaupt Fuldas hauptsächlichstes Bestreben. „Alexis und Dora“ wird verspottet (Trog. 18), und den römischen Elegien ihre Offenheit zum Verbrechen gemacht (Trog. 16, 17), während Werther und Götz nur gelegentliche Erwähnung finden. Schillers Ankündigung der Horen wird — nicht ganz mit Unrecht — als prahlerisch bezeichnet (Trog. 15), und der Idyllendichter Gessner im Hinblick auf das „Mädchen aus der Fremde“, mit welchem Gedichte Schiller seine Beiträge zum Musenalmanach einleitet, als Schutzheiliger gegen die anhebende Flut neubukolischer Gedichte angerufen (Trog. 19).

Bei all diesem Tadeln benutzt Fulda recht gründlich die Werke der geschmähten Xeniendichter. Er ahmt ausgiebig nach, was er an ihrem Thun doch so sehr tadelt. Wenn er, so gut wie Goethe und Schiller Pasquille macht (Trog. 232), sucht er sich — schwächlich genug — damit zu entschuldigen, dass er dieselben doch nicht in den Almanach einsende (Trog. 202).

Nachdem er höhnisch darauf hingewiesen hat, dass im Zodiakus der Xenisten Sternbilder vorkommen, die man bis dahin noch gar nicht im Tierkreis gesucht hat (Trog. 116, 117), schafft er selbst neue Geschöpfe in den Kreis: weil dem einen recht wäre, was dem andern billig sei (Trog. 118). Anlass, Gedanken und Form seiner Epigramme nimmt er auch im einzelnen sehr häufig von Goethe und Schiller. Die Parallelstellen, auf die er selbst (unter Angabe der Seitenzahlen hinweist) sind folgende:

Trogalien:	Goethe und Schiller:
1.	Tabulae votivae. 1.
3.	T. v. Die verschiedene Bestimmung.
4.	X. 309, 318.
5.	X. 180.
7.	X. 166.
12.	X. 312.
13.	X. 303.
14.	X. 304.
15.	X. 251.
19.	X. 158.
21.	X. 129.
22.	X. 133.
23.	X. 43.
26.	X. 92.
43.	X. 305.
45.	X. 174.
47.	X. 136.
50.	X. 291.
67.	X. 124.
70.	X. 293.
71.	X. 299.
74.	X. 365.
82 (vgl. 4).	X. 309, 318.
83 (vgl. Lessings Minna von Barnhelm II, 1).	X. 33.
87.	X. 317.
88.	X. 170.
93.	X. 323.
94.	X. 87 (Hinweis auf 330).
96.	X. 284.
99.	X. 68.
116.	X. 299.

… hat, dass im
…men, die man
…s gesucht hat
… Geschöpfe in
…äre, was dem
… Gedanken und
…n im einzelnen
… Die Parallel-
…be der Seiten-

… Schiller:
…1.
…ene Bestimmung.

…auf 330).

Trogalien:	Goethe …
119.	Musen-Almana…
120.	X. 70.
121.	X. 125.
122.	X. 351.
144.	Macht des We…
145.	X. 76.
146.	Vielen, C. F.
148.	X. 35.
152.	X. 320.
153.	X. 35.
160.	X. 307.
161.	X. 312.
163 (vgl. 139).	X. 60.
166.	Das gewöhnlic…
171.	X. 151.
173.	Das Mittel.
175.	X. 139.
180.	X. 22, 131.
181.	X. 64.
182.	X. 413.
185.	X. 48.
186.	X. 155.
189.	Der Meister.
190.	X. 177.
191.	X. 171.
196.	Der Weg zum…
201.	Dilettant.
203.	Der berufene …
204.	Die Unberufen…
206.	X. 40, 259.
207.	X. 264.
208.	X. 120, 129, 2…
210.	X. 184.
212.	X. 44.
216.	X. 219.
217.	X. 322.
220.	X. 289.
227.	X. 214.
228.	X. 194.
229.	X. 169.
230.	X. 295.
231.	X. 347.

Zu diesen Anklängen und Bezieh…
selbst bezeichnet, kommen noch ein…

Trogalien:	Goethe und Schiller:
59.	X. 1.
60.	X. 2.
61.	X. 1.
62.	X. 4.
63.	X. 3.
106.	X. 75.
114.	X. 86.
115.	X. 89, 128.
184.	X. 29.
186.	X. 155, 19.

Fernerhin könnte man Trog. 2 und 76 als veranlasst durch Schillers Fabel vom Fuchs und Kranich (Musenalmanach S. 142) auffassen und Anklänge finden zwischen

Trogalien:	und	Goethe und Schiller:
8		X. 59.
237		X. 205.

Die Beziehung der Trogalien zu den Xenien und Tabulis votivis verdichtet sich stellenweise zur wörtlichen Entlehnung, der bloss durch Überschrift, Einsetzung eines Namens oder Nachbarschaft — eine von der ursprünglichen abweichende Deutung gegeben wird. Auch wiederholt Fulda sich selber (Trog. 139 : 163, 170:176, 177:179). Als besonders witzig galt von seinen Distichen den Zeitgenossen[1]) Trog. 86 und 91. Ersteres ward mündlich überliefert; vielfach, weil man Manso für den Autor hielt, in folgender Form:[2])

In̄ Brĕslāu mācht mān sŏ Hĕxāmĕtēr, wīē dēr;
Ābĕr dīe Pēntāmĕtēr sīn̄d dŏch nŏch ēxcĕllĕntēr.

Schmidt und Suphan[3]) weisen auf den Pentameter des Xenion 279 hin, um die teilweise Be-

[1]) Vgl. Tübingische gelehrte Anzeigen vom Jahre 1797. 87. Stück. S. 696.

[2]) Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. II, S. 135.

[3]) Xenien 1796. S. XXX.

rechtigung jener Parodie aufzuzeigen. Sie entschuldigen dabei die formalen Nachlässigkeiten der Xenisten mit der Eile, welche diese bei Fertigstellung der Epigramme aufwenden musten.

Ein hübscher Zufall hat es schliesslich gewollt, dass der Anspielung Fuldas, Goethe habe seine Erziehung bei den durch ihre Grobheit berüchtigten Sachsenhäusern empfangen (Trog. 91), von einem späteren Dichter jedenfalls unbewusst — entgegnet wird. Heinrich Heine hat in seinem Sonett über „das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt a. M.“ die Verse geschrieben:

„In Windeln war er einst euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüsslein trennt von Sachsenhausen.“

Das Buch Fuldas, welches die 237 Epigramme in 14 sehr ungleiche Gruppen recht äusserlich einteilt, umfasst mit dem Titelblatt 63 Seiten 8^0. Von Interesse ist das Kupfer, welches den Parodieen voransteht. Es ist eine unvollkommene Nachbildung der bei Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der Deutschen Litteratur, als Beilage XIII reproduzierten Zeichnung.

Am Thore, vor welchem ein Stadtsoldat den Schlagbaum niederzieht, steht der invalide Thorschreiber und schaut dem zwerghaften Gesindel entgegen, das da heranzieht. Dem Zuge voran schreitet ein Hanswurst, der eine Fahne mit der Inschrift „Schiller und Comp.“ trägt. Goethe als Satyr mit dem Reifen des Tierkreises über dem gehörnten Haupte, hüpft hinter ihm her. An seinen Bocksschweif hat sich Schiller geklammert, der als Fuhrmann gekleidet ist, in der Rechten eine grosse Flasche, in der Linken eine Hetzpeitsche schwingt. Im Hintergrunde aber ist die Schar des Gefolges erfolgreich bemüht, eine Art Meilensäule

umzustossen, die zwischen Lorbeerzweigen die Inschriften: „Anstand, Sittlichkeit, Gerechtigkeit“ aufweist.

„— — —? inv. et fecit“ steht unter dem Kupferstich des Trogalienbuches.

Die wenigen Druckfehler in Fuldas Trogalien sind im folgenden Texte verbessert. Seite 21 steht in der Anmerkung Fuldas 4 statt 74, Seite 58 die Nummer 121 statt 221. S. 24 war bei Nr. 87 das Anführungszeichen am Schluss weggefallen, Seite 33 Trog. 122 das k beim Worte Werk, Seite 40 in Trog. 151 das i im Worte Optik. Das Original ist in Antiqua gedruckt.

Ludwig Grimm.

Trogalien

zur

Verdauung der Xenien.

— — — — VESCERE SODES.

Hor.

Kochstädt,

zu finden in der Speisekammer.

1797.

Qui legis ista: tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil, invidiam.

OWEN.

3 # I. Aufmarsch.

1. Prolog.

Was mich der Satyr gelehrt, was mir manch Stündchen vertrieben,
Send' ich eilig und froh unter die Presse nun hin.

2. Dedikation.

Gastfrei ludet ihr uns, wir laden euch wieder zu Tische:
Eine Höflichkeit ist immer der anderen werth.

* * *

II. Zum Imbiß.

3. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, daß Verschen entstehen;
Aber Wenige nur sorgen für Werke der Kunst.

4 ## 4. Jeremiade und Chorus.

Alles in Teutschland hat sich, zumahl in Versen, verschlimmert:
Seht den Almanach nur, welchen Herr Cotta verlegt!

1) s. M. A. S. 152. 3) ebend. 4) S. 276. 278.

5. Das poetische Land.

Ausgebreitet und groß sind zwar die poetischen Fluren:
Doch das Spöttergezücht trabt in den Sümpfen umher.

6. Sentenz.

Salz der Erde — ja ja! das seid ihr Herren Poeten.
Aber wird es nun dumm: sagt mir, wie würzet das Salz?

7. Wiederholung.

Hundertmahl hab' ichs gesagt, und tausendmahl werd' ichs noch sagen:
Schlechte Verse sind schlecht, wenn sie auch G — e gemacht.

[5] 8. An die Schriftsteller.

Vielen nützet ihr doch, Autoren; selber dem faulen
Pasquillantengeschlecht gebt ihr ein Bißchen zu thun.

9. Selbst-Recensenten.

Ehmals lobte das Werk den Meister; in unseren Tagen
Ist es anders, denn jetzt lobet der Meister das Werk.

10. Skrupel.

Was ein schmutziges Ohr dir laut zu sagen erlaube?
Was dein schmutziges Herz still zu begehn dir erlaubt.

---

5) S. 244. 7) S. 240. 10) s. Horen, 1795, 12.

11. Richtiges Urtheil des Präsidenten Lars.

„Manichäischer Art ist heut zu Tage die Dichtkunst:
Denn man dienet darinn Gott und dem Teufel zugleich.“

6] 12. Neueste Poesieprobe.

Nicht viel fehlt dir, ein Dichter nach meinen Begriffen zu heissen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt fantasirst.

13. Eine zweite.

(Nach dem Horaz.)

Weise bist du und fein und witzig und lieblich und sittsam,
Auch so ziemlich gescheid — wenn dirs im Kopfe nicht spukt.

14. Eine dritte.

Du bist mir doch der natürlichste Dichter! Es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, kannst du nur beissen und schmähn.

15. Ankündigung der Horen, 1794.

Alles beginnt mit Prahlen der Teutsche: drum zieht ein Professor
Diesem teutschen Journal mit der Posaune voraus.

7] 16. Elegien in den Horen.

Lange harrten wir schon auf unsern teutschen Tibullus;
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

12—14) M. A. S. 274. f. 15) S. 261.

17. Dieſelben.

Hora, ſag' uns, wo fandeſt du dieſen lahmen Geſellen?
In der Wache vielleicht? oder im Branntweinhaus?

18. Alexis in einer neuen Idylle.

Armer! dich hat die Liebe bethört: denn haarklein erzähleſt
Du der Dora, was ſie ſelber vor Kurzem gethan.

19. Stoßgebet.

Heiliger Geßner, bitte für uns! Wir werden mit einer
Neubukoliſchen Fluth von den Poeten bedroht.

[8]

20. Unerwartete Ehre.

(Jakob Balde ſpricht.)

„Hätt' ichs doch nicht gedacht, als über Horazen ich ſchwitzte,
Bei den Enkeln dereinſt über dem Meiſter zu ſtehn!"

21. Griechiſche Sylbenmaaſſe.

Wahrlich! es füllt mit Jammer das Herz, das Stolpern zu ſehen,
Sucht ein Lahmer, wie der, Spuren des Alterthums auf.

22. Teutſches Meiſterſtück.

Alles an dieſem Gedicht' iſt unvollkommen, Gedanken,
Sprache, Rhythmus; und kurz, Lieber, es iſt kein Gedicht.

---

19) S. 238. 21) S. 231. 22) S. 232.

23. Feindlicher Einfall.

Armer Reineke Fuchs! vor deinen filistischen Brüdern
Nimm dich in Acht: du verbrennst dir den papierenen Leib.

[9]

24. Antwort.

„Laß sie nur kommen, die Füchs'! Ich habe Wassers die Fülle
Bei mir, lieber Poet! Feuer verderbet mich nicht.“

25. Frag' und Antwort.

Arbeitsamer Dichter! was ist dir Armen begegnet? —
„Das verzweifelte Thier hat mir den H—n verletzt.“

26. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, oft elend, wäßrig und fade
Schmiert er; und er ist doch — aber beim Pöbel — beliebt.

27. Musa pedestris.

Deine Muse marschirt zu Fuß, und gafft, wie einst Thales,
Zum Olympus, und stürzt über den eigenen Fuß.

* * *

---

23) S. 209. 26) S. 221.

[10]

III. Der Musen-Almanach.

28. Verschiedenheit und Gleichheit.

Dieses Kindlein zeiget sich uns in fünferlei Körper;
Doch es stekket darinn immer derselbige Geist.

29. Der Umschlag.

Aehnlich find ich den Band dem wohlgeflochtenen Stromkorb,
Welcher Wasser und Schlamm vor dem Entlaufen bewahrt.

30. Dessen Farbe.

An den Federn erkennt ihr den Vogel, dieß Buch an der Dekke:
Schmutz von aussen, und Schmutz findet im Innern sich auch.

31. Der äussere Titel.

Von Centauren berichten die Alten uns, und von Sirenen.
Zweifelt ihr? sehet! hier ist mehr, denn Siren' und Centaur.

[11]

32. Contract social.

Araber, Griechen und Römer, Germanen und Britten und Schweizer
Sind vor diesem Libell traulich zusammengestellt.

33. Der Föboskopf.

Föbos Apollon steht zwar da; doch weihet Apollon
Nicht das arme Gemächt, Föbos erleuchtet es nicht.

34. An Apollon.

Gott! wie hat sich dein Bild auf dieses Machwerk verloren?
Traun! den griechischen Gott hätt' ich dahier nicht gesucht.

35. Antwort.

„Lieber, du irrest! Das ist nicht mein Bildniß; es ist eine Fratze.
Sieh die Strahlen ums Haupt! sieh nur, wie dick und wie grob!"

[12]

36. Erwiederung.

So? Nun merk' ich es erst; Herr Cotta lehrt uns von aussen,
Daß von innen das Buch Grobheit und Fratzen enthält.

37. Die Muse auf dem Titelkupfer.

Schieb dein Schellengeläut ein wenig weiter nach hinten,
Liebes Müschen, zurück! hinten ertönt es ihm gleich.

38. Dieselbe.

Seht, wie bescheiden! sie rupft sich selber die Blätter vom Kranze.
O, bemühe dich nicht, Dirne! sie fallen von selbst.

39. Ihr Schleier.

Wie in den flatternden Schleier der Dirn' ein gewaltiger Wind streicht,
So durchstreichet das Buch auch ein gewaltiger Wind.

[13] 40. Zur Inschrift in den Almanach.

Dieses Büchlein gleicht dem Honigbüchlein Johannis:
Lieblich schmeckt es; doch bald grimmt es den Leser im Bauch.

41. Erklärung des Herausgebers.

„Jedermann giebt zuerst den guten Wein bei dem Gastmahl;
Sind die Gäste berauscht, holt er den Krätzer hervor.

42. Erwiederung.

Ist das Getränk, Herr Wirth, was vor mir stehet, das beßte,
Was dein Keller enthält, mag ich das schlechtre nicht sehn.

43. Schuster- und Schneider-Urteil.

„Vorn herein find' ich nichts für meinen Gaumen; ich lese
Nun von hinten, und da werd' ich ganz artig erbaut."

[14] 44. Der Almanach.

Leicht ist das Werk; doch enthälts viel Plumpes. Also fuhr Blanchard
Mit dem leichten Ballon über den Pas de Calais.

45. Die Gleichheit.

Bleiern und stachellos ist manch Sinngedichtchen; und gleich ists,
Obs auf feinem Velin- oder auf Lösch-Papier steht.

---

43) S. 275. 45) S. 242.

46. Phänomenon.

Immer bisher sank Blei im Wasser; aber in S**s,
Musen=Almanach schwimmt Blei in dem Wasser herum.

47. Teutscher Almanach.

Verse hätt' er denn wohl, gereimt und reimlos, die Menge;
Leider findet sich nur drinn von Gedichten nicht viel.

15] 48. Pfeffel, Matthisson und Schlegel.

Ach, wie jammert es mich, hier eure Namen zu finden!
Schöne Perlen! ihr seid wahrlich in Gold nicht gefaßt.

49. Bitte.

Künftig haltet die Gaben zurück! Mit nichten gehören
Heiligthümer dem Hund', oder die Perlen der Sau.

50. Ein Verleger, so gesucht wird.
(NB. Zur Nachfrage gemacht.)

„Michaelis wollt' ihn nicht mehr; bei Cotta gehts auch so.
Meine Herren! wer hat nun zu dem Almanach Lust?"

* * *

47) S. 232. 50) S. 271.

IV. Gespräch nach der Michaelis-Messe.

51. Der Dichterfreund am Hafen.

Nun, literarisches Schiff! Was hast du Gutes aus Leipzigs
Oceane gebracht? Thu die Kajüte nun auf!

[16] ### 52. Der Schiffskapitän.

„Viel des Volkes ist da; auch eine Bande von Krüppeln,
Gar possierlich zu sehn — Xenien nennen sie sich.“

53. Bestellung.

Diese, mein Herr Kapitän, wär ich wohl zu sehen begierig.
Senden Sie sie; ich geh' immer so sachte voraus.

54. Empfang der Fremden.

Nun, ihr Tauben und Blinden, herein! und vor Allen, ihr Lahmen!
Laßt euch näher beschaun! kommt, und erfüllet mein Haus!

55. Die Xenien.

„Fahr' Er säuberlich, Herr, mit uns! sonst soll Er erfahren,
Daß wir von dem Papa meisterlich hauen gelernt.

[17] ### 56. Erfahrungssatz.

(Zur Seite.)

Längst schon hat mans bemerkt, und bemerkts noch immer die Krüppel
Sind vor Allen doch stets hitzig und hämisch und grob

57. Prätension.

„Nun zur Ruhe! Wo Gleim und Klopstock, Pfeffel und Göckingk,
Salis und Matthisson ruhn, geb' Er uns unser Quartier."

58. Bedingung.

Wascht euch, reiniget euch, thut euer sündliches Wesen
Von euch! eher gebührt nimmer euch solches Quartier.

* * *

V. Gespräch am ästhetischen Thore zu Jena.

59. Censor, der Thorschreiber.

„Himmel! was kommt da für ein Gesindel? — Halt, Passagiere!
Sagt! wer seid ihr? woher kommt ihr? wo denket ihr hin?"

[18] 60. Die Xenien.

„Xenien nennen wir uns; in Weimar sind wir geboren,
Haben Jena sodann, Tübingen endlich besucht."

61. Der Thorschreiber.

„Zeigt mir die Päss'! Ich muß genauer mit euch bekannt sein.
Keiner passiret mir durch, eh' er den Paß mir gezeigt."

62. Die Xenien.

„Päſſe haben wir nicht. Was ſollen wandernde Bettler
Mit den Päſſen, mein Herr? — Pauper ubique jacet.“

63. Der Viſitator.

„Oeffnet die Ränzel! Ihr habt doch nichts Verbotenes bei euch
Gegen die Kirch' und den Staat? nichts von franzöſiſchem Gut?“

[19]

64. Die Xenien.

„Von franzöſiſchem Gut ſo hin und wieder ein Bröcklein.
Mit der Kirch' und dem Staat laſſen wir nimmer uns ein.“

65. Der Thorſchreiber.

„Na! mit franzöſiſchem Gut, ſeitdem der allmächtige Plutus
Uns den Frieden verſchafft, nehmen wirs nicht ſo genau.“

66. Die Xenien.

„Gott befohlen, ihr Herrn! — He, Brüderchen! ſeht nur den Dummkopf!
Glücklich haben wir ihm alſo ein Näschen gedreht.“

* * *

VI. Die Xenien.

67. Aufforderung.
(Cotta an S**.)

„Teutschland fragt nach Gedichten nicht viel, mein lieber Herr Hofrath.
Wenn Ihr Almanach doch hübsche Pasquillchen enthielt!“

[20] ### 68. Gesellschaftlicher Zeitvertreib.
(Nach Taubmann.)

Wenn da Gustel und Fritz zusammenkommen und Wolfgang,
Wird manch fades Pasquill für den Kalender gemacht.

69. Der neue Musenquell.

Während die bauchige Kann' ausströmt den schwärzlichen Kaffee,
Strömt der rüstige Kiel ärmliche Distichen aus.

70. Buchhändler-Anzeige.

„Wer Pöbeleien liebt: ein ganz Registerchen findet
Er bei mir zu Verkauf, findets um fünferlei Preis.“

71. Professor Poeseos.

„Breiter wird Alles, auch selbst die Dichtkunst: ihr seht es an Schillers
Musenalmanach, der tischet Pasquille uns auf.“

---

67) S. 229. 70) S. 272. 71) S. 273.

[21] 72. Die Distichen.

Etwas haben sie doch gemein mit der holden Cythere.
„Was? die Schönheit?“ O nein! aber die nasse Geburt.

73. Gehobene Verwunderung.

Daß du der Xenien dich nicht wunderst, christlicher Leser!
Las man von Distel und Dorn Trauben und Feigen wohl je?

74. Xenien.

Spanischer Pfeffer ist drinn? Nun erst begreif' ich die Blindheit
Des Poeten: ihm ist etwas ins Auge gestäubt.

75. Wundergeschöpfe.

Erst als Speisen gekocht — hu hu, ein gräßliches Wunder! —
Stehn als Menschen sie nun an dem ästhetischen Thor.

[22] 76. Beschwerde der Gäste.

„Seht den Meuchler! da ladet der Schalk mit grinsendem Lächeln
Uns zum Essen, und setzt giftige Speisen uns vor!“

77. Entschuldigung des Wirths.

„Ja was kann ich dafür? Der Mundkoch hat sie vergiftet,
Den aus dringender Noth ich mir aus Weimar geholt.“

---

74) S. 290.

78. Richterliches Urtheil.

Schweig! ihr seid einer so gut wie der andere Schufte: du hast den
Küchenzeddel geschmiert, jener die Speisen gekocht.

79. Aehnlichkeit.

S** und G** haben die lieblichen Kindlein erzielet.
Wie das Aeussere doch gleich die Verwandtschaft verräth!

[23] 80. Vitiosa progenies.

W—g umarmte voll Brunst die Mägde der Musen: da gingen
Mißgeburten hervor, ehe neun Monden entflohn.

81. „Mox daturi progeniem vitiosiorem.“

Hast du recht profezeit, du alter Dichter, so mag uns
Vor der folgenden Fracht gnädig bewahren Apoll!

82. Jeremiade und Chorus.

Alles bei G—en hat sich in Prosa und Versen verschlimmert;
Himmelweit von ihm weg wandten die Grazien sich.

83. Par ratio.

Mit den Grazien ists, wie mit der Freundschaft: wer immer
Davon schwatzet, der hat meistentheils Wenig davon.

---

80) S. 180. 82) S. 276. 278. 83) S. 207. u. a. O.

[24] 84. Was Neues.

Salomo sprach: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.
Freilich! Xenien gab unter den Juden es nicht.

85. Der Meister.

Endlich hast du, o Klotz, doch deinen Meister gefunden:
Staatsminister von G schimpfet noch besser, als du.

86. Vermuthung.

„W—g ist zu F. a. M. geboren.“ Ich glaub' es;
Aber jenseit des Stroms scheint er erzogen zu sein.

87. Herzenswunsch der Herren Sechziger und Siebziger.

„Schmierte der G** doch mehr, der Alles so kecklich heraussagt,
Was er denkt und gedacht, ob es auch Manchem nicht schmeckt!“

[25] 88. Exempel.

Seit in mächtigen Schutz Herr Herder den Balde genommen,
Schreibt gefällig sein Freund Lykopus balde statt bald.

89. Die Gesellschaft von Sprachfreunden.

Sollte der Herr von G** dereinst noch unter sie treten,
Wär doch C—d—s drinn nicht der Erbärmlichste mehr.

87) S. 278. 88) S. 241.

90. Bruchstück aus einem Briefe eines Reisenden.

„Weimar, am 1. April. — — Hier giebt es keine Gespenster.
Fragst du, Lieber: Wie so? Schlage den Gellert nur nach.“

91. Die neumodigen Distichen.

Īn Wĕimăr ūnd ĭn Jēnā măcht măn Hĕxāmĕtĕr wie dēr;
Ābĕr die Pēntāmĕtĕr sind dŏch nŏch ēxcĕllĕntĕr.

[26] ### 92. Die ächte Muse an G**

bei dessen Verfertigung seiner frühern Schriften.

„Nutze mich, weil du mich hast! denn aber über ein Kleines
Wirst du nimmer mich sehn, wie du noch jetzo mich siehst.“

93. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der G** doch Alles zu einem Aeussersten treibet,
Bald zerschmilzt er, wie Wachs; bald plumpt er nieder, wie Blei.

94. Der Polyhistor.

Alles weiß er doch gleich. Bei Gott! schon hat er von Hassen
Es gelernet, daß Kiel an dem Eridanus liegt.

95. G** und S** im poetischen Bunde.

Seht! zwei Bullen ziehn vereint den lastenden Pflug fort,
Und die Nachbarn am Weg stößt ihr gewaltiges Horn.

---

93) S. 279. 94) S. 220. vergl. 281 f. Hassens aufgefundenen Eridanus; Riga, 1796.

[27] 96. Göschen an die teutschen Dichter.

„Alle der Reihe nach erscheint ihr, würdige Dichter;
Endlich zu Makulatur drukk' ich die Xenien ab."

97. Der neue Bund.

Wüthend fuhren die Teufel zu Gergasa unter die Schweine;
Friedlich haben sich hier Teufel mit Schweinen gepaart.

98. Der arme Lazarus.

Lazarus war bedeckt mit Schwären; da leckten die Hunde.
Nun, ihr Xenien, marsch! marsch vór die Hunde mit euch!

* * *

VII. Thüringischer Zodiakus.

99. Vor der Fronte.

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen! es thut sich der Thierkreis
Grauend euch auf. Mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

[28] 100. Widder.

„Ehmahls war ich ein Widder; entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöken und Stutzen verlernt."

96) M. A. S. 270. 99) S. 215.

101. Derselbe.

„O der Füchsinn! die hat mich so zu Grunde gerichtet,
Daß den Widder man jetzt nur an den Hörnern noch kennt.“

102. Stier.

„Jeden stoss' ich mit Macht, und wärs auch ein redlicher Bürger.
Wozu wär' ich auch sonst also mit Hörnern begabt?“

103. Derselbe.

„Hörner gab die Natur den Stieren, wakker zu stossen,
Sagt Anakreon schon. Nun, was verarget ihr mirs?“

[29]

104. Zwillinge.

„Zwillinge sind wir und bleibens, ein ächt par **nobile fratrum,**
Ward gleich dieser am Rhein, jener in Schwaben erzeugt.“

105. Krebs.

„Rücklings wandr' ich, und trage statt Hirns den Magen im Schädel;
Dennoch kneip' ich euch brav, wärt ihr auch noch so gescheid.“

106. Löwe.

„Lieben Leutchen, ihr denkt, ich sei ein wirklicher Löwe.
Schaut nur! unter der Haut kuken zwei Ohren hervor.“

107. Jungfrau.

„Jungfrau war ich vordem; jetzt bin ich eine M—e;
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell.“

[30] 108. Dieselbe.

„Aber nehmt euch in Acht! Ich bin vom Geschlechte der Füchse,
Und nach Fuchses Manier immer dem Hofe gar nah.“

109. Wage.

„Saht ihr noch gleicher, als hier, der Wage schwebende Schalen? —
Aber höret den Grund: jede der Schalen ist leer.“

110. Skorpion.

„Fürchtet euch nicht zu sehr vor meinem giftigen Stachel:
Denn der Stachel ist stumpf, und zu verschmerzen das Gift.“

111. Schütz.

„Immer steh' ich und schiess', und möchte gern was erlegen;
Aber immer verfehlt leider der bleierne Pfeil.“

[31] 112. Steinbock.

„Weh mir! ich Steinbock wuchs; mein Horn ward groß; da es endlich
Nun am grössesten war, brach das gewaltige Horn.“

113. Derſelbe.

„Steif iſt Alles an mir, dem Steinbock: ſteif ſind die Füße;
Steif iſt jeglicher Sprung; auch mein Gemecker iſt ſteif.“

114. Waſſermann.

„Waſſermann heiſſ' ich, und heiſſ' es mit Recht: ich gieſſe mit jedem
Neuen Jahre die Fluth über das Vaterland aus.“

115. Fiſche.

„Manchmahl heben wir uns mit feuchter Floſſ' in die Lüfte;
Doch wir plumpen gar bald wieder ins Waſſer zurück.“

[32] 116. Professor Astronomiae.

„Alles wird breiter anjetzt: ſogar der himmliſche Thierkreis
Iſt gewachſen. Nun friſch, goldene Sonne! lauf zu!“

117. Idem.

„Wahrlich! er iſt wohl auch geheimer Rath bei den Göttern.
Sagt, wie hätt' er denn ſonſt Macht an dem Himmelsgezelt?“

118. Gleiches Recht.

Iſt dem Einen was recht, ſo iſts dem Andern wohl billig:
Alſo ſchaff' ich mir auch neue Geſchöpf' in den Kreis.

---

116) S. 273.

119. Pegasus.

Armer Klepper! kaum warst du Hansen, dem Pachter, entflohen,
Spannen Wolfgang und Fritz wieder von Neuem dich ein.

[33]
120. Götz.

Nehmt euch in Acht! er ist ein grober Ritter: erst schimpft er,
Und dann, weichet ihr nicht, trifft euch die eiserne Faust.

121. Das Brüderpaar.

Zwei Centauren sind von neuer Gattung die Beiden:
Nicht aus Roß und aus Mensch, sondern aus Esel und Roß.

122. Sisyfos.

Lange hatt' er sich mit seinem Werke zermartert;
Desto geschwinder zu Grund kollert das steinerne Werk.

123. Prometheus.

In der Laterne holt' er Feuer vom Himmel; doch als er
Wieder nach Hause kam, war ihm das Lämpchen verlöscht.

[34]
124. Geier.

Ewig zernagt ihm nun der Geier Leber und Galle;
Neidisch speit er das Gift in der Autoren Gesicht.

* * *

---

119) s. Schillers M. A. 1796, S. 62. 120) M. A. S. 216. 121) S. 230. 122) S. 286.

VIII. Göttergespräch.

(Bloß für Gelehrte.)

125. Föbos.

„Sprich, was treibt dich hieher? was hast du bei mir zu suchen,
Treues Abbild von mir, Faethon, würdiger Sohn?“

126. Faethon.

„Strenger Regent des Menschen und Verse gebärenden Weimar!
O mein theurer Papa! sein Sie von Herzen gegrüßt!“

127. Derselbe.

„Wenn mirs wirklich geziemt, Erhabner, Sie Vater zu nennen,
Und nicht fälschlich vielleicht meine Mama mich belehrt — —“

[35]

128. Föbos.

„Ei bei Leibe nicht, Sohn! du verdienst, mein Sprößling zu heissen;
Und, auf Ehre! nicht falsch hat die Mama dich belehrt.“

129. Faethon.

„Nun, so geben Sie mir ein Zeichen Ihrer Papaschaft,
Daß ganz Weimar in mir Ihren Erzeugten erkennt!“

130. Föbos.

„Wohl! Bei der schmutzigen Ilm, die unser Weimar bespühlet,
Schwör ich: Was du begehrst, sollst du empfangen, mein Sohn.“

131. Faethon.

„Meine Bitte, Papa, besteht in wenigen Worten.
Einen einzigen Tag will ich das Ruder des Staats!“

[36]

132. Föbos.

„Himmel! ich alter Narr! Ich habe thöricht geschworen.
Wenns die Ehre nurlitt, nähme mein Wort ich zurück.“

133. Väterlicher Rath.

„Aber ein guter Rath ist doch erlaubt, mein Geliebter.
Wähl was Anders, und thu selber auf Jenes Verzicht.“

134. Faethon.

„Nein, mit Nichten, scharmantes Papachen! Sie haben geschworen,
Und ich halte nun vest. Her mit dem Ruder des Staats!“

135. Föbos.

„Ach du sieheſt nicht ein, welch schweres Ding du begehrest!
Deine Kräfte, mein Kind, sind für das Ruder zu schwach.“

[37] 136. Amplificatio.

„Ihro Durchlaucht selber, der Herzog, können's nicht führen;
Und ein ärmlicher Wicht bist du doch gegen den Herrn."

137. Faethon.

„Sei's, wie es sei! Sie haben Ihr adliches Wort mir gegeben.
Her das Ruder des Staats! oder ich geh zur Mama."
(will fort.)

138. Föbos. (ängstlich schmeichelnd.)

„Bleib, mein Söhnchen, bleib! —So willst du denn wirklich das Ruder?
Nun, so nimm es! ich will Xenien schreiben indeß."

* * *

IX. Mysterien.

139. G** zu einem seiner natürlichen Söhne.

„Hört Er, mein Sohn, wie das Weib da gebietet? — Aber ich muß schon
Ihr gehorchen: es setzt sicher ein fettes Douceur."

[38] 140. Idem an das Publikum.

„Hört! Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe; zumahl wenn
Eine Dame von mir gnädig das Singen begehrt."

141. Böse Sieben.

Nimmer ruhen sie doch, die Weiber, Böses zu stiften:
Schon, seit Eva genascht, waltet dieß alte Gesetz.

142. Veniam damus petimusque vicissim.

„Unterthänig zu sein und galant, ist Pflicht für den Hofmann.“
Thu sie; aber dann laß uns auch die unsrige thun.

143. Kollision.

Wie doch die Pflichten sich kreuzen! Galant zu sein an dem Hofe,
Ist er gegen die Welt nun um so minder galant.

[39]

144. Macht des Weibes.

Was doch die Weiber vermögen! Bald werden Spindeln gedrehet
Auf des Weibes Gebot, bald auch Pasquille gemacht.

145. Eins ist Noth.

Bükket euch, wie sichs geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Habet ihr etwa was bei dem Minister zu thun.

146. Besagter Minister zu besagter Jungfrau,

bei der Abreise in das Land, wo die Citronen blühn.

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge — sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht, G—e! vergiß nur nicht mein!“

---

144) S. 88. 145) S. 217. 146) S. 191.

147. Schwur.

„Könnte die Mutter vergessen des Säuglings: Von Gottes Genaden
Wir vergessen nicht der, die wir zur Mutter gemacht.“

[40] ### 148. Natur und Kunst.

(G** an seine Kinder.)

„Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darinn der Natur bloß,
Meine Kinder; ihr seid drum auch natürliche nur.“

* * *

X. Confessions.

149. S** und G**.

„Das, was Rousseau gethan und Lavater, wollen auch wir thun.
Hört, ehrwürdige Herrn, unsere Beichte denn an.“

150. Der Nachahmer und der Genius.

„Gutes aus Gutem kann jedweder Verständige bilden;
Unser Genius ruft Schlechtes aus Gutem hervor.“

151. Causa efficiens.

„Weil ich, wie euch bekannt, mich viel mit der Optik beschäftigt,
Wird mein scharfes Gesicht überall Flekken gewahr.“

---

148) S. 207. 150) S. 172.

[41] 152. Causa sufficiens.

„Weil zur Gräkomanie ich nicht gnug Griechisch verstehe,
Bleib' ich W—g von G treu bei der Gallomanie."

153. Ueber das mansoische Lehrgedicht.

„Was? zum Lieben die Kunst? Darinn folg' ich der Natur bloß,
Wie im Stalle der Bull', oder der Hahn auf dem Mist."

154. Ueber die Xenien.

„Daß ihr nicht lachen wollt — mich wunderts: ich habe mit Fritzchen
Ueber jeglichen Vers bis zum Erstikken gelacht."

155. S**. 1

„Vormahls flog ich einher; jetzt kann ich mit Mühe kaum gehen:
Meinen Versen ergehts, wies dem Poeten erging."

[42] 156. G**.

„Daß man ein Edelmann sein, und doch von Adel kein Fünkchen
Haben könne, mein Volk, hab' ich dir längst schon gezeigt."

157. S**.

(aus dem heidnischen Poeten Ovidio.)

„Weibisch bin ich und schlaff. Was sollen mir Waffen des Kampfes?
Woll' und Spindel und Rad schikken sich besser für mich."

---

152) S. 279. 153) S. 207.

158. G**.

(deßgleichen.)

„Bäurisch bin ich und grob, wiewohl ich ein Edelmann heisse.
Weg drei Schritte! sonst schlägt Götz mit der eisernen Faust.“

159. Der geborene Dichter.

„Lange hab' ich nun schon den Musenklepper getummelt;
Aber immer noch zeigt sich ein erschrecklicher Wolf.“

[43]

160. Das ungleiche Verhältniß.

„Unsere Verse sind seicht; doch das Uebel ließ sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist.“

161. Verlegenheit.

„Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; genieren wir uns, nennt man uns abgeschmackt gar.“

162. Besorgniß.

„Trennt er einst Schaf' und Böck', ach Gott! so werd' ich zerrissen:
Denn in Einer Person bin ich ein Schaf und ein Bock.“

* *
*

---

160) S. 275. 161) S. 277.

XI. Vielen.

163. Bedientenpflicht.

Höret nur, wie der Mann da gebietet! — Aber ihr müßt schon
Ihm gehorchen: er ist einmahl an's Herrschen gewöhnt.

[44] 164. Jakob.

„Du bist Laban, und ich bin Jakob, den du verfolgest;
Doch mich schützet vor dir meiner Familie Gott."

165. Derselbe.

„Jakob, mein Ahnherr, nahm dem alten Laban den Götzen.
Deinen Götzen, mein Freund, hab' ich noch nimmer begehrt."

166. Schicksal.
(Manso spricht.)

„Treu an liebender Brust erzog ich das Kind der Empfindung;
Ihr nun drückt es so lang, bis es zum Wechselbalg wird."

167. Klage über ungleiches Verhältniß.
(Ein Dichter und ein Tonkünstler.)

„Manches Gedicht und manche Musik fänd' immer wohl Beifall
Vor den Augen der Welt, wäre nicht W—g so grob."

---

163) S. 213. 164) s. Ps. 46. 165) s. 1. Mos. 31
166) M. A. S. 179.

[45] 168. Beruhigung.

Immer dichtet getrost und komponiret! Was kümmert
Filomelens Gesang sich um des Frosches Gequäk?

169. Die Horen an Manso.

„Schrecklich haben uns die in Weimar und Jena geschändet;
Doch verschmerzen wirs leicht, Manso, weil du uns geehrt."

170. Karl von Karlsberg.

Viel des Elendes hast du genannt. Jetzt wüthet ein neues:
Daß ein Almanach uns fade Pasquille beschert.

171. An die Gesellschaft von Sprachfreunden.

Wollt ihr nun eure Kunst recht zeigen, so macht euch an G—s
Schriften: Freunde, da gibts wahrlich zu fegen genug.

[46] 172. Abschlägliche Antwort.

„Eher reinigten wir fürwahr den Stall des Augeias,
Eh wir fruchtlos an sie wendeten Hopfen und Malz."

173. Das Mittel.
(An die Herausgeber der Musen-Almanache.)

Sollen eure Produkte recht viel der Käufer herbeiziehn,
Simpel kommt ihr dazu: rükket nur Xenien ein.

---

171) S. 236. u. a. O. 173) S. 179.

174. An dieselben.

Fehlts an Materie euch, geht in die Fabrike nach Weimar:
Diese liefert euch gern Stunde vor Stunde zwei Schock.

175. Beispielsammlung.

Willst du von schlechtem Geschmack nun, Eschenburg, Muster uns geben,
Nichts ist leichter, als das: drukke die Xenien ab.

[47]

176. An Salzmann.

Willst du zum zweiten Mahl von menschlichem Elende schreiben,
So studire zuvor Friederichs Musenprodukt.

177. An die Herausgeber der n. B. d. sch. W.

Wollt ihr, was G—e geschnitzert und S—r, der Reihe nach rügen,
Habt ihr weder Papier, wahrlich! noch Tinte genug.

178. Trost.

Setzt er dich unten beim Mahl: sei ruhig! über ein Kleines
Kommt ein Beßrer, und spricht: Lieber, nun rükke hinauf!

179. An die Gesellschaft von Sprachfreunden.

Schonet, schonet, ihr Freunde, der Bökke von S—n und G—n!
Denkt nur! Tint' und Papier sind ja schon theuer genug.

---

175) S. 233.

[48] 180. An Klopstock.

Weil du von seinem Geschlecht, den Dämonen, Böses nur sagtest,
Führt er grimmig auch dich mit in den Xenien auf.

181. An Platner.

Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien selber
Keine Miene belauscht, welcher dich, Platner, verkennt.

182. An Haschka.

Sicherlich hätt' er dich mit der Klappe verschonet, o Haschka,
Hättst du die Wahrheit nicht unsern Regenten gesagt.

183. Rappel.

Nun, du Satyr, genug! Vergebens strebst du, zu schildern,
Wie man witzelnd und grob ehrliche Leute vexirt.

* * *

XII. Zweien.

[49] 184. Die Xenien-Küche.

Pfui! wie stinkt es dahier? — „Wir kneten als treue Gesellen
Assa foedida ein, Pillen für Fremde zu drehn."

---

180) S. 204. 231. 181) S. 214. 182) S. 302.

185. Versicherung.

Treibet das Handwerk nur fort! wir könnens euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibet ihrs künftig nicht mehr.

186. An den Anonymus.

Du verschweigest den Namen: du hörtest nur gern dich erforschen.
Still! dich kennet man leicht, welchen die Sprache verräth.

187. G** von den Distichen.

„Goldene Sprüche sind das; ich habe sie selber verfertigt,
Und Pythagoras hat also mich dichten gelehrt.

[50] ### 188. Replik.

So? Pythagoras war dein Meister? Wir glauben es schwerlich.
Hätte Pythagoras dich lieber doch *schweigen* gelehrt!

189. Si tacuisses etc.

Auch den Meister im Spott erkennt man an dem, was er ausspricht:
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister im Spott.

190. „Was machest du aus dir selbst?"

Deine Verse vergleichst du mit dem Stokke des Büttels:
Gut! so hast du dich denn selber zum Büttel erklärt.

---

185) S. 210. 186) S. 237. 189) S. 177. 190) S. 243.

191. Unnöthige Besorgniß.

Sitz' in Frieden, und sey vorm Scheiterhaufen nicht bange!
Du unwichtiger Mann wärest des Holzes nicht werth.

[51] 192. Gleiche Manier.

Wasser leitete hin zu Augeias Stall der Alcide:
Wasser leitest auch du, W—g, auf Friederichs Mist.

193. Guter Rath.

Willst du in diesem Jahr' uns wieder Xenien kochen,
Geh nach Sch—ck erst, Meister, und hole dir Salz!

194. Er.

„Unberühmter! du willst den berühmtesten aller Poeten,
Welche Teutschland gebar, tadeln im Auge des Volks?"

195. Ich.

Unberühmt oder berühmt! was thuts am Ende zur Sache?
Eh sich Werther erschoß, warest auch du nicht berühmt.

[52] 196. Der Weg zum Ruhme.

„Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet; der teutsche muß nieder sich bücken dazu."
G—e.

---

191) S. 241. 196) S. 180.

197. „Du sagests."

Wohl gesprochen! Du bist so tief danieder gesunken,
Teutscher Xenienkoch, daß du nicht tiefer mehr kannst.

198. Trost.

„Nicht das macht den Menschen gemein, was in ihn hineingeht:"
Also schlukken wir denn deine Gerichte getrost.

199. Peinliches Halsgericht.

„Aber das macht den Menschen gemein, was aus ihm hervorgeht:"
Nun, du adlicher Mann, bist du auf einmahl gemein.

[53]

200. Die arme Frau!

Deine Mutter sogar, o W—g, hast du entehret:
Denn was aus ihm heraus geht, macht den Menschen gemein.

201. Pasquillant.

Auch, wenn Verse du machst in ungebildeter Sprache,
Auszuspeien dein Gift —, glaubst du noch Dichter zu sein?

202. Unterschied.

„Aber du machst ja selber Pasquille: Was schiltst du auf mich denn?"
Ja, ich sende sie doch nicht in den Almanach ein.

---

201) S. 178.

203. Der berufene Dichter.

Wer ist zum Dichter bestellt? Der Witzling? Nein! wem das Wahre
Ueber das Witzige gilt, der ist zum Dichter bestellt.

[54] ### 204. Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer. Ihr Tadler des Schwachen!
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?

205. Antwort.

„Ob ich auch loben will das Treffliche? Fragst du doch seltsam!
Hab' ich Wielanden nicht, Wolfen und Vossen gelobt?"

206. Wielands Lob.

Für die Sünden der Jugend thut Busse der reuige Sünder:
Jetzo schmeichelt er dem, den er vor Zeiten beschimpft.

207. Wolfs Lob.

Weil er Homeren zerriß, so schmeichelt aus Angst ihm der Stinkbock.
Ruhig, Böckchen! mit dir nimmt er die Mühe sich nicht.

[55] ### 208. Vossens Lob!

Wyl de mohtige Voß terplückt den göttinger Adleer,
Straakt em de kakige Gans dahlend un flendernd den Schwanz.

---

203) **ebendas.** 204) S. 179. 206) S. 208. 263.
207) S. **265**. 208) S. 228. 231. 261.

209. Pflichtvergessenheit.

Nimms nicht übel! du bist mir traun ein schlechter Geheimrath:
Deinen Unverstand selbst hältst du so wenig geheim.

210. Nicolai.

Daß er das Land der Vernunft dir auf der Reise nicht schildert,
Ist Bescheidenheit nur, weil es sein Vaterland ist.

211. Biblischer Spruch.

Splitter siehest du wohl, du Splitterrichter, am Nächsten;
Deinen Balken jedoch wurdest du nimmer gewahr.

[56]

212. Nekrolog.

Billig mußt du dich freun, nicht deine Geschichte zu lesen
Du vermuthest mit Recht eben kein sonderlich Lob

213. Bedingung.

(Aus dem Terenz.)

Rasen, man siehet es, muß Bedürfniß deiner Natur sein
Nun, wir wehren dirs nicht; rase doch nur mi Vernunft!

214. Aufmunterung.

Immer schreib Xenien, G—e! der Hofrath M—l verzeichnet
Jedes Distichon gern einzeln in seinem Rapport.

---

210) S. 245. 212) S. 209. 213) „— — des operam, u cum ratione insanias." Terent. in Eunuch.

215. Ein Salzinspector an den Xenienkoch.

„Hättest du nun es mit mir nicht verderbt, du ärmlicher Garkoch:
Reichlich könnt ich dir jetzt geben, woran dirs gebricht.

[57] ### 216. Amtsgeschäfte.

Als der Kantor noch saß auf der Orgelbank und klavierte,
Standst du hinten, und machtst ihm zu den Tönen den Wind.

217. Warnung.

Immer sage forthin dein Urtheil, nur mit Verstande,
Bitt' ich; oder du wirst selbst zum Gelächter und Spott.

218. Exküse.

Gerne wollt' ich das thun; ich kann nicht. Leider! ich habe
Zu Sottisen mich schon und Pöbeleien gewöhnt."

219. Rath.

Geh nach Leipzig, und lerne von Platnern, wie man bescheiden,
Und doch witzig zugleich, denket und redet und schreibt!

[58] ### 220. Bedenken.

Nein, daraus wird nichts! Es sitzen im platnerschen Hörsaal
In der vordersten Reih Grafen und Prinzen allein."

---

216) M. A. S. 253. 217) S. 279. 220) S. 271.

221. Widerlegung.

O mit Nichten! Da sehen wirs nun: du schwatzest und schmierest
Kecklich immer was hin, eh du gehört und gesehn.

222. Das letzte Wort.

„Gut! es sitzen daselbst vielleicht auch welche von Adel;
Doch von altem — so ist dennoch kein Plätzchen für mich.“

223. Guter Rath im Vertrauen.

Aristokrat! gern triebst du, wie's scheint, die Franzosen zu Paaren.
Nun, so werde Soldat! wenigstens hältst du das Maaß.

[59] ### 224. Frag' und Antwort.

Warum bist du so bös', o W—g, auf die Franzosen?
„Hm! das Otterngezücht schaffte den Adel ja ab.“

225. Undank.

Schmähe doch nicht so sehr der gefälligen Franken, o W—g!
Willig haben sie dir manche Vokabel geliehn.

226. S** an G**.

„Habe, wenn du mich liebst, Mitleiden mit den Franzosen:
Ich bin, wie du wohl weißt, nahe mit ihnen verwandt.“

227. Baalspfaffen.

Monarchismus! du Trieb, das Volk in Fesseln zu schmieden!
Wahrlich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn.

[60]

228. Die Glücklichen.

Sehen möcht' ich euch Zwei, wenn ihr ein neues Pasquillchen
Ausgeheckt, und entzückt drauf euch im Spiegel beseht.

229. Hoffnung.

Vielen trachtetet ihr die Ehr' auf ewig zu nehmen;
Doch dem Märtyrer kehrt sicher sie doppelt zurück.

230. Exequien.

Her zwei Särge! Macht Trauermusik, ihr Geiger und Pfeifer!
Allhier liegen ein Paar Almanachsdichter entseelt.

* * *

XIII. Späte Reue.

231. G**.

„O ich Thor! ich rasender Thor! und rasend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Almanach füllt!"

---

227) S. 252. 228) S. 247. 229) S. 241. 230) S. 272. 231) S. 285.

[61] 232. S**.

„Hätt' ich Xenien doch im Leben nimmer geschrieben!
Andre, seh' ich nun wohl, können so gut es, wie ich.“

233. G**.

„Einst auf des Weibes Gebot begann der Alcide zu spinnen.
Hätt' auf Weibes Gebot lieber gesponnen auch ich!“

* *
*

XIV. Abmarsch.

234. Abschied an die Trogalien.

Nun, so lebet denn wohl, ihr Kinder, und dränget euch muthig
In die feindlichen Reihn! Wagen ist halber Gewinn.

235. Letzter Rath.

Uebereilet euch nicht! Sie sind schwerwandelndes Hornvieh.
Auch auf mässigem Marsch habt ihr gar bald sie erreicht.

[62] 236. An das Publikum.

Nichts für ungut, ihr Lieben, vor euern züchtigen Ohren
Harten Klötzen gehört immer ein härterer Keil.

237. Epilog. An den H—th M—l.

M—l, bedanke dich hübsch bei Sch—n! Sieh, er verschafft
Eine neue Rubrik dir in dein herrliches Werk.

[63] # Innhalt.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

№ 126. Dritte Folge No. 6.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

herausgegeben von August Sauer

REISEN EINES DEUTSCHEN IN ENGLAND IM JAHR 1782

VON

CARL PHILIPP MORITZ

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO ZUR LINDE

BERLIN W. 35

B. BEHR'S VERLAG

1903

Inhalt.

Einleitung.

Das Werk, das durch den vorliegenden Neudruck einer unverdienten Vergessenheit entrissen werden soll, nimmt in der Entwickelungsgeschichte seines Schöpfers eine wichtige Stelle ein. Es zeigt ihn in seiner mittleren Periode, die das Bindeglied zwischen dem Pietismus seiner ersten und dem Klassizismus seiner letzten Jahre ist. Ein fundamentaler Unterschied besteht zwischen der Anglomanie des Rationalismus und der des Sturmes und Dranges. Moritz gehört durchaus zu den Stürmern und Drängern, unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, dass bei ihm die Gefühlswelt nicht so sehr nach aussen explodiert, sondern sich in sein Inneres hineinwühlt. Ihm mangelt eben die poetische Gestaltungskraft. Diesen Mangel hat er selbst aufs schmerzhafteste empfunden und eingesehen, dass er ihm nie abhelfen könne. Darum verzichtet er ein Schaffender zu sein und begnügt sich mit der Rolle des Beobachters. Als solcher ist er ungemein zuverlässig, einsichtig, selbständig — und es kommt doch seine Schaffenssehnsucht zu ihrem Recht, nämlich in seiner oft geradezu genialen Intuition. Er hat als Denker den divinatorischen Blick, den er dem Künstler Shakespeare so hoch anrechnet. Das Wort vom umgekehrten Propheten hat vor Schlegel Moritz in der italienischen Reise gesprochen. Moritz war ein stummer Dichter, aber immerhin ein Dichter. Seine Gedanken wurzeln alle im Gefühl. Darum leistete er auch in der Philosophie des Schönen,

was ein Gewaltigerer denn er, nämlich Kant, auf diesem Gebiete niemals leisten konnte. Kein Ästhetiker bis heute reicht an Moritz und seine „Nachahmung des Schönen“ heran. Keiner hat ihn in seiner herben und doch so warmblütigen Schönheit noch so recht gewürdigt.

Zur Zeit der englischen Reise ist Moritz noch jung, die pietistische Periode klingt noch leise nach, er sehnt sich noch nach den Carlyleschen „Zuckerpflaumen der Glückseligkeit“, der moralische Zweck der Kunst, an den auch Schiller glaubte, ist noch nicht überwunden, das Kunstwerk soll erhabene Gefühle wecken, soll rühren, soll die Natur nachahmen — aber schon sehen wir, dass das Kunstwerk auch eine Natur ist, dass es *für sich* ist, ein Eigenleben führt [Belagerte Stadt, Mengs, Miltonlandschaften], dass der Künstler gewachsen ist, dass er Shakespeare aus Shakespeares Heimatlandschaft erklärt. Und ein Blitzlicht lässt uns schon ferne die „Nachahmung des Schönen“ erkennen. Seite 5 „Und doch bleibt der Mensch immer im Engen, er mag noch so sehr im Weiten seyn; selbst das ungeheure Meer zieht sich um ihn zusammen, als ob es ihn in seinen Busen einschliessen wollte; um ihn ist beständig *nur ein Stück* aus dem Ganzen herausgeschnitten.“ Die Natur ist für uns nicht das absolut Schöne, denn wir umfassen sie nicht in ihrer Ganzheit; also ist das Kunstwerk, das ein Ganzes sein muss, etwas anderes als die Natur, die uns erscheint.

Halten wir aber fest, dass wir uns vorläufig noch in der Periode Moritzscher Anglomanie befinden. Auch ohne die Anregungen des literarischen Sturmes und Dranges wäre er schwerlich von jener Schwärmerei für England verschont geblieben, für die seine Lebensschicksale ihn förmlich prädestinierten. Denn ganz abgesehen vom Sturm und Drang seines eigenen Lebens war er Hannoveraner und hatte durch sein Herrscherhaus von vorn herein mehr Berührungspunkte und

-gelegenheiten mit England als andere Deutsche. Dann aber spielt in seiner Jugend schon der Zufall die Vermittlerrolle. Während des Aufenthalts im Bade Pyrmonth, wohin sein Vater den knapp zehnjährigen Knaben „wegen des Schadens am Fusse“ mitgenommen hatte, „logierte mit Antons Vater in demselben Hause ein Engländer, der gut deutsch sprach, und sich mit Anton mehr abgab, als irgend einer vor ihm gethan hatte, indem er anfing, ihn durch blosses Sprechen Englisch zu lehren, und sich über seine Progressen freute. Er unterredete sich mit ihm, ging mit ihm spazieren, und konnte am Ende fast gar nicht mehr ohne ihn seyn. Diess war der erste Freund, den Anton auf Erden fand: mit Wehmut nahm er von ihm Abschied. Der Engländer drückte ihm bei seiner Abreise ein silbern Schaustück in die Hand, das sollte er ihm zum Andenken aufbewahren, bis er einmal nach England käme, wo ihm sein Haus offen stände: nach fünfzehn Jahren kam Anton wirklich nach England, und hatte noch sein Schaustück bei sich, aber der erste Freund seiner Jugend war tot.“ (Anton Reiser, Deutsche Literaturdenkmale No. 23, S. 24.)

Dieses frühgeknüpfte Band mit England war stark genug, um nicht in späteren Jahren zu zerreissen. Die Lektüre des Robinson, der Literaturbriefe, der empfindsamen Reise, und etwa der Christenreise Bunyans bewahrte Moritz den Kontakt mit dem Heimatlande des ersten Freundes seiner Jugend. Auf dem Gymnasium in Hannover nahm er an den englischen Privatstunden einiger Mitschüler beim Rektor teil. „Reiser hatte das Buch nicht, worin gelesen wurde, und konnte sich also zu Hause nicht üben, er musste mit einem andern einsehn; demohngeachtet begriff er in ein paar Wochen vom blossen Zuhören die meisten Regeln der englischen Aussprache; und da ihn der Rektor zufälliger Weise auch einmal mit zum Lesen aufrief, so las er weit fertiger und besser, als alle übrigen, die das

Buch gehabt, und sich zu Hause geübt hatten. — Er hörte also einmal in der Nebenstunde über sich sprechen, der Reiser müsse doch so dumm nicht seyn, weil er die schwere englische Aussprache sobald gefasst hätte; um nun diese günstige Meinung von ihm ja nicht aufkommen zu lassen, behauptete sogleich einer geradezu, Reisers Vater sey ein gebohrner Engländer, und er erinnere sich also der englischen Aussprache noch von seiner Kindheit her; die übrigen waren sehr bereit, diess zu glauben.“ (DLD. 23, S. 185.) Übrigens war der Mitschüler gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Denn als Zehnjähriger hatte Moritz doch wirklich von einem Engländer Englisch im mündlichen Unterricht gelernt, erinnerte sich also wahrscheinlich der Aussprache „von Kindheit her“.

Auf dem Hannoverschen Theater hörte er Romeo und Julia, Youngs Rache, die Oper Clarissa, die Pamela. Er liest Duschens Popeübersetzung, zu einer Zeit, da er das schwarze Schaf der Schule ist und sich nebenbei halbtot hungert. Etwas später ging es ihm besser, und der arme gute Junge will sich durch Pope aus seiner Kindersünden Trübsal retten. „Er nahm übrigens zu allerlei Mitteln seine Zuflucht, um sich fromm und tugendhaft zu erhalten. — Vorzüglich suchte er alle Morgen edle und gute Gesinnungen in sich zu erwecken, indem er Popens allgemeines Gebet, das er sich englisch aufgeschrieben, und auswendig gelernt hatte, hersagte, und wirklich, so oft er es sagte, dadurch gerührt und zu guten Vorsätzen und Entschliessungen aufs neue belebt wurde. (DLD. 23, S. 217.)

Von seiner Lektüre erwähnt Moritz im Reiser noch: Youngs Nachtgedanken, Macbeth, Hamlet, Lear. Und hier wird es auch klar, was er bei Shakespeare suchte und fand. „Als Thier wünschte er fortzuleben; als Mensch war ihm jeder Augenblick der Fortdauer seines Daseyns unerträglich gewesen. Allein wie er sich schon

so oft aus seiner wirklichen Welt in die Bücherwelt gerettet hatte, wenn es aufs äusserste kam, so fügte es sich auch diessmal, dass er sich gerade vom Bücherantiquarius die Wielandsche Übersetzung von Shakespear liehe — und welch eine neue Welt eröffnete sich nun auf einmal wieder für seine Denk- und Empfindungs-Kraft! — Hier war mehr als Alles, was er bisher gedacht, gelesen und empfunden hatte. . . . Im Shakespear lebte, dachte und träumte er nun, wo er ging und stund.“ Ganze Nächte lasen er und sein Freund im Shakespear. „Diese Shakespearnächte gehören zu den angenehmsten Erinnerungen in Reisers Leben. — Aber wenn auch durch irgend etwas sein Geist gebildet wurde, so war es durch diese Lektüre, wogegen alles, was er sonst Dramatisches gelesen hatte, gänzlich in Schatten gesetzt und verdunkelt wurde. Selbst über seine äussern Verhältnisse lernte er sich auf eine edlere Art hinwegsetzen — selbst bei seiner Melancholie nahm seine Phantasie einen höhern Schwung. — Durch den Shakespear war er die Welt der menschlichen Leidenschaften hindurchgeführt — der enge Kreis seines idealischen Daseyns hatte sich erweitert — er lebte nicht mehr so einzeln und unbedeutend, dass er sich unter der Menge *verlohr* — denn er hatte die Empfindungen Tausender beim Lesen des Shakespear mit durchempfunden. — Nachdem er den Shakespear, und so wie er ihn gelesen hatte, war er schon kein gemeiner und alltäglicher Mensch mehr — es dauerte auch nun nicht lange, so arbeitete sich sein Geist unter allen seinen äussern drückenden Verhältnissen, unter allem Spott und Verachtung, worunter er vorher erlag, empor — wie der Erfolg dieser Geschichte zeigen wird. Die Monologen des Hamlet hefteten sein Augenmerk zuerst auf das *Ganze* des menschlichen Lebens — er dachte sich nicht mehr allein, wenn er sich gequält, gedrückt, und eingeengt fühlte; er fing an, diess als das allgemeine Loos der Menschheit zu betrachten.“ (DLD. 23, S. 233 ff.)

Shakespeare verlässt ihn nun für lange Jahre nicht, eigentlich nie. Als Neues kommen hinzu: Werthers Leiden mit den Ossian-Stimmungen, Fieldings Tom Jones — und das Ereignis der Ereignisse in seiner leidvollen Gymnasialzeit: die selbstgedichtete und selbstdeklamierte, auf einem lateinischen Anschlagebogen mit Moritzens Namen verkündete Rede in Hexametern auf den Geburtstag der Königin von England.

„Da er aber nun freilich von seinem Gegenstande wenig oder gar nichts wusste, so bemühte er sich, eine Anzahl Lobreden, die auf den König und die Königin schon gehalten waren, in die Hände zu bekommen; diese las er durch, und abstrahirte sich daraus sein Ideal . . .

— — Und Georg hebt sich nun auf den Gipfel
Seiner Gröss' empor — denkt ernst das Wohl seiner Völker
Denkt es — und schafft es — Und unerschüttert vom Donner
Steht er nun da — wie die Ceder Gottes — mit ihrem wohlthätgen
Schatten schützt sie Gevögel und Wild — und der Sturmwind verschwendet
An ihren Blättern sein Toben, und kräuselt ihr laubigtes Haar. — So
Sicher in den Stürmen, die seine Scheitel umdonnern,
Steht Georg — Wenn Völker toben — Doch du getreues
Volk deinem König, verhülle nur dein Antlitz und weine!
Siehe nicht wie dein Bruder im fernen Lande sich auflehnt
Gegen seinen König . . .

„Im November war Reiser ohngefähr mit der Hälfte seiner Rede fertig und ging damit zum Direktor, um sie ihm zur Kritik zu zeigen. — Dieser bezeigte ihm seinen grossen Beifall über seine Arbeit.“ (DLD. 23, S. 277 ff.) Und im Januar darauf hielt er die Rede, aus welcher die obigen Verse ein Bruchstück sind. Sie müssen beim Deklamieren beinahe noch hexametrischer geklungen haben im Ohre des würdigen Herrn Direktors. Uns aber interessiert hier mehr der Inhalt. Denn als

dem fünfundzwanzigjährigen Moritz die Engländer sagen: Our king is a blockhead, hat er sich vielleicht die Stelle

„— — — verstumme mein Lied! Denn vergebens
Wagst du's, sein Lob zu erschwingen"

ins Gedächtnis zurück gerufen und über ihre nunmehr ironische Bedeutsamkeit still vor sich hingelächelt.

Hier in England nun wird er sieben Wochen als ein Sucher, nicht als ein Finder wandern. Ein restloses Weltchristentum im Sinne des katholischen Mittelalters war ihm wie jedem Protestanten trotz eifriges Suchens verschlossen; darum „sucht" er in England die Einheit des Menschentums, und erst in Italien glaubt er eine wirkliche Einheit gefunden zu haben, eine Weltkunst — die klassizistische. Wer die Einheit sucht, sucht sie: weil er in der Vielheit, in der Zwietracht lebt. Darum kann Moritz fast bis zum Schluss seines Lebens nicht mit einer Formel erklärt werden, und man muss sich hüten, seine Anglomanie, selbst wo sie uns am lautesten entgegentönt, als abgerundete Melodie zu hören, da sie nur ein, allerdings kräftig und lange Zeit klingendes Leitmotiv ist. So nahm er auf seiner Flucht von Hannover bedeutsamerweise nicht den Shakespeare, sondern den Homer mit sich — aber als er in froher Erwartung einer schauspielerischen Ruhmesbahn sein Repertoire durchdachte, „kamen Hamlet, Lear, Othello an die Reihe, die damals noch auf keiner deutschen Bühne vorgestellt wurden, und die er seinem Philipp Reiser ganz allein in schauervollen Nächten vorgelesen und alle diese Rollen selbst durchspielt, selbst durchempfunden hatte". Als Student in Erfurt setzte er das Studium der englischen Sprache fort und gab dem bedauernswerten Sauer Unterricht darin. Auf dem Erfurter Theater sah er eine deutsche Bearbeitung von Inkle und Yariko. Dort in Erfurt fiel ihm in einem der typischen Verzweiflungsanfälle „die Stelle aus dem Lear ein: to shut me out, in

such a night as this! Und nun spielte er die Rolle des Lear in seiner eigenen Verzweiflung durch, und vergass sich in dem Schicksale Lears, der von seinen eigenen Töchtern verbannt, in der stürmischen Nacht umherirrt, und die Elemente auffordert, die entsetzliche Beleidigung zu rächen. Diese Szene hielt ihn hin, dass er sich eine Zeitlang den Zustand, worin er war, mit einer Art von Wollust dachte, bis auch diess Gefühl abgestumpft wurde, und ihm nun am Ende nichts als die leere Wirklichkeit übrig blieb, welche ihn in ein lautes Hohngelächter über sich selbst ausbrechen liess". Noch in Hannover hatte er mit seinem Mitprimaner Iffland einmal eine „Shakespearnacht". Moritz war „darüber melancholisch, dass er den Klavigo nicht spielen sollte, und I . . . dass er überhaupt nicht mehr mit Komödie spielen sollte — beide aber suchten sich zu überreden, dass sie des Lebens um sein selbst willen überdrüssig wären, und luden sich einmal des Nachts zwei Pistolen, womit sie fast die ganze Nacht hindurch Kurzweil trieben, indem sie seyn oder nicht seyn hertragierten!" (DLD. 23, 319.) — Oh Shakespeare, oh Werther! Klischnig berichtet aus Moritzens weiterem Leben: „Vorzügliche Liebe aber genoss er (in Wittenberg) von dem alten würdigen Professor Titius, der ihm Gelegenheit verschaffte, sich durch Übersetzungen aus dem Englischen und durch Unterricht in dieser Sprache seinen Unterhalt zu erwerben." Mit T. B. Berger erneuerte er „seine Lektüre des Shakespeare und anderer englischer Klassiker". Basedow „lobte seinen Eifer für die englische Litteratur". Als seine Bemühungen von Potsdam aus in Berlin Anstellung zu finden nicht schnell genug Erfolg hatten, „versank er wieder in jene trübe melancholische Unthätigkeit, die schon so oft das Unglück seines Lebens gemacht hatte . . . Ganze Tage trieb er sich in Wind und Wetter auf dem Felde umher, schlief mehr als eine Nacht unter

freyem Himmel, stillte seinen Hunger mit Wurzeln und spielte den von seinen Töchtern verstossnen Lear oder Ugolino, wie er im Hungerthurm verschlossen, wüthend, seinen Sohn Anselmo zu Boden schlägt". Echte Sturm- und Drang-Scenen! Das Schiff ist bald segelfertig, welches ihn über die Nordsee trägt. Das Jahr 1780 bringt seine „Anweisung zur englischen Accentuation, nebst vermischten Aufsätzen die englische Sprache betreffend", desgleichen „drei Tabellen von der Englischen Aussprache. Etymologie und Wortfügung". Auch der Blunt weist nach England.[1]) Genug — er schifft sich in Hamburg ein. Die beliebteste Tour scheint über Land durch Holland gegangen zu sein; weil Moritz diese nicht wählte, so ist sein Buch um diesen Teil kürzer als die Englandreisen der anderen, die, jenachdem sie von Osten oder Süden kommen, uns durch die Norddeutsche Tiefebene oder den Rhein hinunterführen und gewissenhaft ihr Tagebuch der Reise von der Hausthür ab ausschreiben.

Der Herausgeber eines Auszuges aus dem Anton Reiser (Meyers Groschenbibliothek, Hildburghausen und New-York, 347. Heftchen) spricht in der biographischen Einleitung von der englischen Reise Moritzens „die er, auf einem Spaziergang begriffen, ganz unvorbereitet antrat", Klischnig weiss davon nichts. Vgl. Seite 64—66: „Diese Reise war für seinen Seelenzustand von dem grössten Nutzen. Schon war ihm seine Lage als Konrektor am grauen Kloster zur Last und er hätte gewiss nicht lange mehr in Berlin ausgehalten, sondern lieber seine Stelle niedergelegt, wenn man ihm die Erlaubniss dazu verweigert hätte. Die Veränderung des Ortes aber brachte einen neuen Schwung in sein Leben, das Alte

[1]) Moritzens Vehrhältnisse zu Lillo hat zuletzt Minor, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft IX, 36 ff. abgehandelt.

wurde von etwas Neuem verdrängt, und nach einer so grossen Ausdehnung kehrte er nun gern wieder in seine Einschränkung zurück. Was Reiser in England sah und dachte, nicht was überhaupt Merkwürdiges dort zu sehn seyn möchte, kann man daraus lernen. Es ist eine Episode seines psychologischen Romans Anton Reiser, worinn nur der veränderte Gegenstand eine kleine Änderung im Ton hervorgebracht hat.“ Gleich im Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage benutzten zwei schnellfertige Herren Moritzens Buch als Gelegenheit zu je einem neuen Buche ihrerseits. Der erste, „ein gewisser“ Herr Büschel, wie Klischnig sich ausdrückt, schrieb anonym: „Neue Reisen nach und in England im Jahre 1783, ein Pendant zu des Herrn Professor Moritz Reisen, Berlin 1784 bei Friedrich Maurer.“ Vgl. Gödeke V, 392. Klischnig sagt auf Seite 253 des von ihm verfassten Ergänzungsbandes zum Anton Reiser, Büschel habe das Buch geschrieben, „ohne in England gewesen zu seyn, wie mehrere Leute in Leipzig behaupten“. Wie dem auch sein möge, Büschel selbst sagt auf S. 31/32 seines Buches, man bekäme aus den Werken der derzeitigen Reiseschriftsteller stets nur oberflächliche Begriffe von dem betreffenden Lande, darum müsse man viele Bücher lesen; man müsse aber auch selbst im Lande gewesen sein. Übrigens kehren derartige Behauptungen, wie die Klischnigs, bei der massenhaften Reiselitteratur der Zeit, sowohl in Deutschland wie in England immer wieder.

Dies Pendant sticht unvorteilhaft gegen Moritz ab. Wo Moritz erzählt, schwätzt es; statt wenigstens anschaulich und subjektiv ehrlich zu sein, ist es ein Mischmasch von zusammengelesenem Detail, billigen Verallgemeinerungen, Popularphilosophie schlechtester Art und hie und da schüchterner Pornographie im Schlafrocke der Ehrbarkeit. An der Richtigkeit seiner

Behauptung, dass er die Reise wirklich gemacht habe, braucht man eigentlich nicht zu zweifeln; wenigstens erlauben einige Einzelheiten, wie z. B. die Stellen über die Quacks als da sind Graham und Katterfelto, über die von Unternehmern zur Sicherheit der Besucher des Royal-Circus veranstalteten nächtlichen Reiterpatrouillen auf gewissen Londoner Strassen, über seinen vergeblichen Besuch bei einem deutschen Prediger in London, und andere Stellen mehr, diese Annahme, wenn sie auch noch lange keine Beweise sind. Die Titelvignette des Buches möchte man eine Variation von derjenigen bei Moritz nennen. Der hochgewölbte Eingang in eine Höhle (Castleton?), ein pyramidenförmiger Berg und Beiwerk als eine Vase auf einem Postament, eine nackte weibliche Figur in dem Gewölbe, ein Mann liest eine lateinische Inschrift, die über dem Eingarg eingehauen ist. Ein Citat möge hier stehen, welches Büschel in der Mitte zwischen einem bedingungslosen Engländertum und einem Teutschtum stehend zeigt, wie es etwa das gottvolle Buch eines Anonymus „Ein Wort zu seiner Zeit über die Anglomanie zu Berlin, von einem Teutschen . . . Berlin und Leipzig 1786“ aufweist. Büschel spricht von England als einem Land, „dessen blosser Name uns Deutschen, denen immer das näher am Herzen liegt, was fern und fremd ist, und die wir unsre eigenen Vorzüge darüber vergessen, eine Musik ist. Ich habe mir nie die Bewunderung, fast möcht ich sagen, Ehrerbietung, erklären können, die der grösste Teil von meinen Landsleuten für dieses Land und diese Bewohner hegt, indess er andere Nationen, die mit uns und den Engländern wetteifern, kaum eines Seitenblickes würdigt. Nie wird diese Partheilichkeit deutlicher als zur Zeit eines Krieges dieser Insulaner mit ihren Nachbarn und anderen Nationen. Welch ein teilnehmendes Interesse für sie! Welche Begierde nach guten, ihnen vorteilhaften Nachrichten!

Welch ein Eifer, auch die handgreiflich falschen zu glauben . . . Welcher Jubel bei Rodneys Siegen und Elliots glänzender Verteidigung! Dagegen welche Sucht, die nicht minder grossen Thaten ihrer Feinde zu erniedrigen. Welcher unseelige . . . Hass gegen ein armes Volk, das glücklich genug ist, die Fesseln der Sklaverey abzuwerfen und das wir mit dem Namen Rebellen belegen, als ob Rebellion in manchem Falle nicht Tugend und Edelmut sein könnte! — Und für wen dieser Enthusiasmus, dieser Beyfall, diese zudringliche Neigung? Für ein Volk, das uns nicht schätzt, nicht liebt — ja nicht einmal kennt.“ (S. 8—10.)

Das andere Pfropfreis auf Moritzens Stamm heisst: „Anmerkungen und Erinnerungen über Herrn Professor Moritzens Briefe aus England von einem Deutschen, der auch einmal in England gewesen ist, an Herrn L. G—e in Berlin. Göttingen bey Daniel Friedrich Kübler 1785“ und ist gezeichnet [vgl. S. 46] H—r. Im August 1784, L—n. Der Verfasser [Lehrer des Englischen, vielleicht Geistlicher in Hannover] dieses Briefes an einen ehemaligen Schüler Moritzens ist ein langatmiger Besserwisser; aber doch sind seine Berichtigungen der Druckfehler und Irrtümer in Moritzens Buche, seine Bemerkungen über Moritzens engliche Aussprache und Lehrbücher, die Abschweifung über die Qualität der damaligen deutschen Übersetzungen aus dem Englischen, und mancher Personenklatsch zum Teil berechtigt.

Wenn das Datum, August 1784, stimmt, könnte Moritz dieses Buch bei der zweiten Auflage benutzt haben, wenigstens sprechen die Druckfehlerberichtigungen nicht dagegen, wenngleich es auffällig bleibt, dass Moritz z. B. die offenbar berechtigte Bemerkung, dass von London aus Hammersmith hinter Kensington liege, nicht benutzt hat. Aber folgender Umstand macht, wenn man nicht einen Zufall, oder gar eine Rückdatierung des Briefes annehmen will, die Möglichkeit

zur Wahrscheinlichkeit. Recht verlockend für die Annahme, dass Herr L—n die zweite Auflage von Moritzens Buch schon gekannt habe, sprechen allerdings L—ns Tonart und die allzu grosse Kongruenz zwischen Vorschlag und Befolgung. Doch wie dem auch sei, L—n schreibt auf Seite 35 „. . . Ich vermisse bei der ganzen Beschreibung nichts mehr, als eine Chodowieckische Zeichnung. Die würde den Auftritt vollends nach dem Leben darstellen. Wer weiss, was bei der nächsten Auflage der Briefe geschieht! Ich würde mich nicht wenig darüber freuen, und mit Buch und Bild dem Bierhause in Oxford unverzüglich ein Geschenk machen, damit Herr Modd und Consorten denn doch sähen, dass es uns Deutschen gar nicht an Beobachtungsgeist fehlt, und sie ein andermal nur hübsch artig sind, wenn Deutsche nach Oxford kommen.“ Diese hier gewünschte Illustration, und zwar von Chodowiecki, bringt die zweite Auflage nun wirklich.

Hier folge noch L—ns Gesamturteil über Moritzens Buch S. 4/5; „Und dennoch, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, hätte ich diese Briefe nicht drukken lassen, wenn ich in Herrn M. Stelle gewesen wäre. Ich habe vielleicht vom Publikum zu hohe Begriffe . . . Wenigstens hat unser Deutsches Publikum die gedruckten Briefe des Herrn M mit einem Wohlgefallen aufgenommen, das ich ihnen warlich nicht würde versprochen haben.“

Zwei Recensionen des Moritzschen Buches, aus dem Jahre 1784, sind nachgewiesen in „J. E. Fabri: G. H. Stucks Verzeichnis von . . . Reisebeschreibungen, Halle 1784“ I. Abt. S. 203: Hallische Zeitung 1784 S. 13 und Göttinger Anzeiger 1784 S. 765.

Der ersten Auflage von 1783 folgte eine zweite im Jahre 1785. In der Widmung der italienischen Reise an den Kronprinzen von Preussen sagt Moritz: „Der gnädige Beifall, welchen Ew. Königl. Hoheit

mir über meine Reisen eines Deutschen in England zu bezeigen geruhten, hat mir den Muth eingeflösst, auch [?] diese Reisen eines Deutschen in Italien Höchstdenenselben unterthänigst und ehrerbietigst zu widmen." Die wenigen Textabweichungen der zweiten Auflage habe ich in den Lesarten verzeichnet; sie sind mit einigen Ausnahmen nur Ausmerzungen von Flüchtigkeiten der ersten Auflage. Manche sind noch stehen geblieben. Klischnig schreibt darüber S. 245 ff.: „Reiser schrieb viel, und musste viel schreiben, weil sein Gehalt allein ihn nicht nährte'... Hätte er nicht mit manchem Werke zu sehr ins Publikum eilen müssen und mehr Zeit auf das Ausfeilen verwenden können, so würde er darinn gewiss noch viele kleine Unvollkommenheiten vertilgt haben ... Ebensosehr hielt ihn die Notwendigkeit, oft an sechs bis acht Büchern zugleich arbeiten zu müssen, auf dem Wege zur Vollkommenheit zurück. Zu halben Bogen wurde ihm das Manuskript von den Setzern abgepresst, und er verlohr daher nicht selten den Zusammenhang ... es gehört Kunst dazu, seine Handschrift zu lesen, ... Er schrieb so unleserlich, dass er zuweilen Manches nach einiger Zeit selbst nicht mehr herausbringen konnte. Er war eine Plage der Setzer, die oft auch seine Korrekturen nicht zu lesen vermochten."

Der Kupferstich der zweiten Auflage, welcher die Kneipscene in Oxford illustriert, ist noch besonders interessant, weil Chodowiecki darauf, wie eine Vergleichung mit dem Brustbild bei Klischnig (Kupferstich von Haase) und dessen Reproduktion bei Könnecke auf den ersten Blick ergiebt, Moritz selber angebracht hat. Er sitzt hinter dem Tisch und hat einen runden Hut auf.

Ich habe noch in folgenden Büchern Moritzens englische Reise und sein Buch erwähnt gefunden. Prof. J. G. Büsch: Bemerkungen auf einer Reise durch

einen Teil der vereinigten Niederlande und Englands, Hamburg, bei Carl Ernst Bohn, 1786, Seite 97/8, 187; Ein anonymes Buch: Gemälde von London, 1788, S. 11; Tagebuch einer Reise durch Holland und England von Sophie Witwe von la Roche, zweite Auflage, Offenbach 1791, Seite 238 und 403; Ferner Archenholtz: England und Italien, zweite Ausgabe, Teil II 1791 Seite 222, Teil III Seite 54; Derselbe: Annalen der Brittischen Geschichte des Jahres 1795, Tübingen 1798, darin: 7ter Abschnitt: Gesch. der Ltt. v. Hofrat Eschenburg, S. 104. Prof. Geiger zieht in der Allg. D. Biogr. Caroline Böhmers Lob über Moritzens Beschreibung der Castletonhöhle heran. Julius Rodenberg: Studienreisen in England, Leipzig 1882 citiert Seite 291 über englische Strassenräuber eine Stelle aus Moritz (2. Aufl.).

Von grossem Interesse ist das Schicksal unseres Buches in England. Im Jahre 1795 übersetzte eine Dame die zweite Auflage des deutschen Buches ins Englische. Eine Notiz darüber bringt Eschenburg in der schon angeführten Stelle der Archenholtzschen Annalen „Die bekannte naife Beschreibung des sel. Moritz von seiner Fussreise nach England hat an einer, vielleicht deutschen, Dame eine Übersetzerin gefunden, und man hat sie, wie es scheint, aus dem rechten Gesichtspunkte beurteilt und mit Beifall aufgenommen.“ Das Buch: Travels, chiefly on foot, through several parts of England in 1782. Described in letters to a friend. By Charles P. Moritz, a literary gentleman of Berlin, translated from the German, by a Lady (London, Robinson, 1795) selbst habe ich nicht auftreiben können, wohl aber zwei englische Recensionen aus dem Erscheinungsjahre (September). In Gentleman's Magazine Vol 65 July-Dez. 1795, Seite 758 erfährt es folgende Abschlachtung: „Whether the observation applies to the travels of our own countrymen over the Continent we know not; but we cannot say

that accounts given by foreigners of this country have, in many instances, entitled them to the praise of correctness. In the present instance, what original information can be expected from the pedestrian ramble of a German clergyman through a small part of the kingdom? Were we to give a true character of it, we should say that it is a dull farrago of blunders, missadventures, commonplace observation, and low humour; and we heartily wish the young lady who with diffidence offers it as her first essay in translation, had chosen a better specimen of German literature, in which so many good books have been written and so rarely translated.“ Bedeutend günstiger und eingehender ist die Recension in der Septembernummer des European Magazine, Vol 28, July-Dezember 1795, Seite 174 bis 179. Dort heisst es u. a. „The author [d. i. Moritz] writes with an apparent sincerety, he derives no assistance from books; what he records he saw; and when he describes the original was before him . . . he has not learned to flatter nor to conceal, out of complaisance, what he thought amiss. He does not, indeed, surprise with profundity of observation, nor does he magnify little things by the inspiring cant of philosophy.“ Der Recensent citiert dann von „Our German bis nor respect his good sense“ aus dem Vorwort given by the Translators friend. Weil das Jahr 1782 eine Zeit von ziemlichem politischen Interesse gewesen sei, so giebt der Recensent Auszüge aus dem Text. Das Schlussurteil lautet: „Upon the whole, we think we can venture to recommend this little volume as agreeably calculated to fill up a leisure hour, as well as to excite reflections upon subjects, which, by being familiar to us, pass more unregarded than they ought.“

Wieviel Auflagen das Buch vom Jahre 1795, worauf sich diese beiden Rezensionen beziehen, als solches erlebt hat, weiss ich nicht. Dobson kennt die zweite

Auflage vom Jahre 1797 und spricht noch von mehreren andern, wobei er sich geirrt haben mag. Denn das Buch der Lady ist in zwei Sammelwerke von Reisebeschreibungen aufgenommen worden. In William Mavor: The British Tourists . . . comprehending the most celebrated Tours in the British Islands. Davon enthält Vol. IV London 1798, als erstes Stück Travels through various parts of England in 1782 by Charles P. Moritz of Berlin. Auf 138 Duodezseiten wird hier ein verkürzter Text der Übersetzung durch die Lady geboten, aber mit keinem Wort dieses Buch erwähnt. Der Aneigner sagt im Vorwort, er habe die Briefform fallen gelassen. Sonst lässt er Moritz, oder besser: der Übersetzerin, mit Abkürzungen das Wort. Die zweite Auflage von Mavor's Sammlung ist nicht auf dem britischen Museum vorhanden. In der dritten Auflage, London 1809, nimmt Moritz 120 Seiten (Duodez) ein.

Ein dritter Herausgeber druckt den Text der Übersetzung zugleich mit dem Vorwort des ursprünglichen Herausgebers, der in der obigen Recension the translators friend genannt wird, ohne Kommentar wieder ab. Der Titel der Sammlung ist: A General Collection of the best and most interesting Voyages and Travels in all parts of the World . . . Digested on a new plan, by John Pinkerton, illustrated with plates. Im zweiten Bande, London 1808 finden wir die Übersetzung von Moritzens Buch. Der Titel ist derselbe, wie ihn die Recensionen des Buches von 1795 angeben. Beigegeben ist ein Kupferstich View of London [from Greenwich], während eine Ansicht der Castleton-Höhle sich im selben Bande zwar befindet, aber im Text von Bray's Derbyshire eingebunden ist. Im Vorwort des Herausgebers, des ursprünglichen von 1795 also, heisst es u. a.: Die Engländer hätten meistens nur Reiseberichte über England beachtet, welche von Engländern oder Franzosen herstammten. Aber die Engländer seien viel bessere Menschen als die Franzosen, wenigstens

überträfen sie dieselben both in the quantity and quality of their books of travels. Jeder echte Engländer müsse sein Land für das vorzüglichste halten — aber doch solle man sein Urteil nicht ganz und gar auf die heimischen Berichter und Urteiler gründen, sondern auch von andern lernen, wenn sie wohlgesinnt seien. Er habe Moritz gewählt, weil nichts besseres von neuerem Datum zu haben war. Aber das Buch sei nicht ohne Verdienst of a kind particularly entitled to the respect of Englishmen. An Englishman . . . would no more think of describing a country, or a people, with the minute prolixity of a German in general, than he would of criticising a work of taste with the phlegm of a Dutch commentator . . . aber in neuerer Zeit hätten die englischen Reisebeschreibungen Gewand und Inhalt von Romanen bekommen. There cannot be a more degrading condescension, than it is for writers of abilities thus meanly to flatter a false taste. Diesen Fehler habe Moritz wenigstens nicht. Our German does not deal in the marvellous; neither does he affect to be sentimental. [Damit meint er die englischen Nachäffer Sternes.] On a fine prospect, it is to be owned, he loves to dwell, and describe, with some degree of rapture; but he does not bewilder either himself or his readers in the fairey scenes of picturesque beauty. His matter is not always highly important; yet is it never beneath the notice of even a wise man; for though we may perhaps but rarely admire his genius, we cannot but respect his good sense.“ [Citat im European Magazine.] In Anbetracht, dass in neuerer Zeit einige englische first rate geniuses England bereist und beschrieben haben, it may seem little less than presumption to hope, that the wanderings on foot of a pure, obscure, German pastor, from London into Derbyshire, will attract many readers. It should be remembered however, that good sense belongs exclusively to no age, profession, or station; and that good sense,

when accompagnied by good nature, will always be sure to engage attention. Both these qualities our traveller will be found to possess, in no ordinary degree. Even when he is mistaken, he appears to be an intelligent man; and so candid and mild, that even indignities have not provoked him to use a single sharp expression.

The work is said to have been well received at Berlin, and in Germany in general; a circumstance by no means beneath the notice of British readers. Denn in diesem und solchem Falle hätten Ausländer das gleiche Urteilsrecht wie Engländer. If they (die Ausländer) are not so well acquainted with the subjects of which it (das Buch Moritzens) treats they are less to be suspected of prejudice. (Die Logik ist schief.) Still, however, it is admitted, that, without any impeachment of their judgments on either side, those parts may be deemed of most value to a German, which an Englishman thinks of the least. To the former, for instance, it may be of some moment to know what reception Foreigners of all descriptions are likely to meet with in England; but what Englishmann can be very anxious to know, how the land-lords and land-ladies of low ale-houses deport themselves towards an itinerant Foreigner, of perhaps no very promising appearance?

Wo Moritz sich geirrt habe, sollten die Engländer sich überlegen, wie wahrscheinlich es ist, dass englische Schriftsteller in Berichten über fremde Länder die gleichen Fehler gemacht haben.

When therefore the candid reader may find himself sometimes tempted to smile at the simplicity of this goodnatured German, whose hasty opinions of our people and our country could not but be oftentimes crude and inaccurate, let him also be just enough to reflect that such must be the case also with sensible foreigners, when they read our books of travels into

other countries. Zum Schluss fügt der Herausgeber ein paar Worte über die Überzetzung und die Übersetzerin hinzu. Die Übersetzung nämlich sei the first performance of the kind of a very young lady, whose name, if it had been thought proper to mention it, would be indifferent to no lover of sound and deep learning, and exemplary piety. It is her pride, and her consolation, to be one of the daughters of a venerable man, who is mentioned with all the respect due to him in the ensuing letters. And, young as she is, this is not the first time she sollicited and obtained British patronage, and British protection. And now, with all the diffidence natural to her sex and her years, she entreats that this her maiden essay in literature may be received as a tender of her heart-felt gratitude. The editor has revised the translation, which though far from being servile, or even always literal, he thinks sufficiently faithful. Some little stiffnesses, it is possible, may still remain: but it has been the aim of the translator, without departing from the sense of the author, to express that sense in such a way as she supposed her author would have done, had he been of London, rather than of Berlin. And this aim she seems, in general, very happily to have accomplished." So weit das Preface.

Mehr als diese sechs Drucke in älterer Zeit sind nicht zu meiner Kenntnis gekommen. Statt dessen mögen hier ein Aufsatz und ein Citat aus der Quarterly Review herangezogen werden, die für eine gewisse Beliebtheit und gar einen litterarischen Einfluss von Moritzens Buch in England zeugen. April-July 1816 Seite 542—544: Inhaltsangabe und Auszüge, vor allem die Basketepisode, aus Moritz' Travels in England. Zum Schluss: „Without any pretensions to wit, sentiment, philosophy, or fine writing, the simple story of the Prussian Parson Adams has found its way into popular

collections in England, and perhaps few books have ever communicated to the reader a more distinct conception of the author's character.“ June-Sept. 1826 Seite 305ff.: Britton's Cathedral Antiquities und A Brief Memoir of the life and writings of John Britton. Darin Seite 313: „and he [Britton] had read also the Travels in England of Moritz, the Prussian, who relates, with such pleasant simplicity, his perils in travelling on the outside of a stage-coach, and his sufferings when, for the sake of securing himself, he got into the basket.“

Ein weiterer Nachweis: General Index to the first 20 vols of the British Critic. in 2 parts. Teil I 97 Moritz: Travels through England [= Britisch Critic VI 319]. In der Dezembernummer [1882] vom Cornhill Magazine Seite 703—715 erschien unter dem Titel „In 1782; Political and Social“ ein Jahrhundert-Essay. Darin neunundeinhalb Seiten Auszüge aus Mavor's Moritz vom Jahre 1809.

Einen Neudruck veranstaltete Professor Henry Morley in Cassel's National Library: „Travels in England, In 1782, By C. P. Moritz“ [London 1886]. Nach welcher Vorlage er gedruckt hat, sagt Prof. Morley nicht. Von den beiden Drucken, vom Jahre 1795 und Pinkerton, die er anscheinend nur kennt, konnte ich den letztern vergleichen. Im Neudruck fehlt die Vorrede des Herausgebers von 1795. Moritzens Vorwort fehlt in beiden. Sonst stimmen die Texte wohl überein. In der Vorrede des Neudrucks zieht Morley zur Basketepisode Hood's old Lady heran „who when she crept out had only breath enough left to murmur ‚Oh them boxes'!“ “ Und noch dies: „Fielding's Parson Adams, with his Aeschylus in his pocket, and Parson Moritz with his Milton, have points of likeness that bear witness to Fielding's power of entering into the spirit of a true and gentle nature.“ Morleys weitere Anmerkungen sind dürftig und phrasenhaft.

Am 17. November 1888 wurde in der englischen Goethe Society in Manchester ein Vortrag über Moritz gehalten, über den mit einem wohlverdienten Seitenhieb auf Prof. Morley in The Academy vom 1. Dez. 1888 S. 359 berichtet wurde.

Austin Dobson der einige Jahre später Moritz' Travels an verschiedentlichen Stellen seiner Eighteenth Century Vignettes benutzt, veröffentlichte einen Aufsatz „A Forgotten Book of Travels" als erstes Stück des ersten Heftes der neuen Zeitschrift The Library, a Magazine of Bibliography and Literature. Er giebt Inhaltsangabe und Auszüge. Vgl. Bd. I 1889 Seite 2ff. Im Februarheft, Seite 73, nimmt die Redaktion Herrn Dobson gegen den Vorwurf in Schutz, den Neudruck in Cassel's nicht gekannt zu haben; sondern gerade weil dieser Neudruck von der Kritik ignoriert worden sei, habe Dobson die Aufmerksamkeit des Publikums auf Moritzens Buch lenken wollen, wie er das in seinem Begleitbriefe an die Redaktion geschrieben habe. Das Forgotten Book wird Herrn Dobson in Notes and Queries [Seventh Series — Volume Seventh S. 125] 1889 mit Recht aufgemutzt. In demselben Bande von Notes and Queries vergleiche man noch die Recension von Heft 1 der Library, worin Dobsons Aufsatz: Moritz's Travels in 1783 [so!] erschienen sei.

In der Library hinwieder [vgl. Bd. I 78|9] verweist Edward Smith unter anderm Material [z. B. Klischnig] zur Moritzliteratur auf sein Buch: Foreigu Visitors in England [Their books in Three centuries] London 1888.

Von grossem Interesse ist eine Besprechung der Travels in Notes and Queries [7. Serie 8. Band S. 202 ff]. Darin unter anderm: die schlechten Erfahrungen Moritzens als Fusswandrer. Recensent hätte eher gute erwartet und versucht das durch Litteratur aus Scott und Wordsworth zu belegen. Er glaubt, dass Moritzens fremdländisches Aussehen zu

der schlechten Behandlung beigetragen habe. Und dann berührt er ein Thema das eine eingehende Untersuchung verdiente, nämlich die Übertreibung des achtzehnten Jahrhunderts bei Berg- und sonstigen Naturschilderungen. Er citiert die Stelle aus Moritz' wo er nach Hörensagen vom Schnee und Winter oben und Frühling unten am Fusse des Berges spricht [die Übersetzerin kommt allerdings gleich mit eternal snow], und citiert aus Jenkinson's Practical Guide to the English Lakes, 1793 ein lehrreiches Pendant. Dort besteigt eine Gesellschaft einen Berg von ein paar hundert Meter Höhe mit Führer, zwei bleiben zurück aus Angst vor Schwindel und nur einer kommt mit dem Führer auf die Spitze hinauf. Ein andres Beispiel [vgl. im selben Bande der Notes und Queries S. 334] ist Dr. Browns Beschreibung von Keswick: „On the opposite shore you will find rocks and cliffs of stupendous height, hanging broken over the lake in horrible grandeur, some of them a thousand feet high, the woods climbing up their steep and shaggy sides, where mortal foot never yet approached. On these dreadful heights the Eagles build their nests . . ." Wenn auch Moritz seine fürchterlichen Höhen und entsetzlichen Tiefen nicht ganz so masslos treibt und senkt, so sind sie doch im einfachen und übertragenen Sinne des Wortes so schwindlig, dass man stutzt.

Zum Schluss der Einleitung noch einiges über die Übersetzung und die Übersetzerin selbt. Ihr Grundsatz: den englischen Text so zu gestalten, wie Moritz ihn geschrieben haben würde, wäre er ein Londoner gewesen — ist lobenswert, wenn es sich nur um die Sprache handelt. Leider aber wagt sie sich auch an die sachliche Überarbeitung. Ihre Übersetzung ist anmassend frei. Keine Seite kollationiert man, ohne sich über einen Irrtum, eine Geschmacklosigkeit oder eine Fälschung zu ärgern. Die letzteren bestehen in Auslassungen, Zusätzen, oder Änderungen. Sie wird

„poetisch“ und albern, wo Moritz entweder beides oder wenigstens das letztere nicht ist. Sie schmuggelt eigene Lokal-, Leute- und Sittenkenntnisse ein. Und was ein gewissenhafter Engländer nicht thun dürfte, nämlich neutrale Berichte Moritzens bunt zu färben, ungünstige zu dämpfen oder zu unterschlagen, günstige zu steigern und noch aus eigener Feder hinzuzufügen — sie, die Ausländerin thut es. Ist sie eine Deutsche? Eschenburg sagt es. Es ist eine, wennn auch kaum belangreiche, so doch naheliegende Frage. Edward Smith [cf. the Library I 79] sagt: „the youny lady was probably the daughter of Mr Leonhard, long resident in London, who is alluded to in the letter of 9th. June.“ Er meint Leonhardi, dessen Name gerade an dieser Stelle der Übersetzung falsch, aber zu Ende des Buches richtig geschrieben ist. Das hätte ihn allein schon stutzig machen sollen. Und dazu war Leonhardi ja mit einer Engländerin verheiratet, man sollte also von ihrer Tochter ein besseres Englisch erwarten. Und warum wäre gerade Leonhardi venerable, wie das der Herausgeber des Buches von 1795, und zugleich the translator's friend, von ihrem Vater sagt? Ich neige dazu, sie für eine Tochter Woides zu halten, vermisse allerdings Wendeborns Zeugnis, der als Freund Woides dessen Familienverhältnisse sogar bis auf die Trunksucht von Frau Woide kennt, also in seinen Erinnerungen wahrscheinlich auch die Autorschaft der Tochter erwähnt haben würde. Aber schon mehrere Jahre vor Erscheinen der Übersetzung hatte Wendeborn England verlassen. Seine Unkenntnis liesse sich also leicht durch Abbruch der Beziehungen zur Familie seines verstorbenen Freundes erklären; und man wäre nicht in die Lage versetzt, der Tochter eine allzugrosse Schweigsamkeit dem Freunde ihres Vaters gegenüber zumuten zu müssen.

Wie dem auch sei, die Annahme, dass Woide der Vater der Übersetzerin sei, hat vorläufig nicht viel gegen sich. Dafür aber spricht: dass er im englischen

Text wortreicher, wärmer und mit intimerer Kenntnis behandelt wird als bei Moritz. Wir finden Detailangaben, die gar nicht im Original stehen, also von einer Wissenden und Interessierten hinzugefügt wurden. Auf Woide passen die Worte venerable, sound and deep learning, exemplary piety, respect due to him — aus der Feder eines Beraters und Freundes der Tochter, man braucht ja nur an Woides Herausgabe des alexandrinischen Codex zu denken. 1795 war Woide schon tot, also passt auch „it is . . . her consolation . . .“ Woide hatte mehrere Töchter, also *one* of the daughters. Und nun noch eins: Woide muss arm gestorben sein. Der Bischof von London veranstaltete einen öffentlichen Aufruf zur Subskription für die mittellosen Töchter des Verstorbenen. Ist also die Übersetzerin eine Tochter Woides, dann ist die Stelle, die, wenn man sie aufs litterarische Gebiet bezieht, im Widerspruch mit der Angabe steht, dass die Moritzübersetzung her first maiden essay in literature sei — vollkommen klar: young as she is, this is not the first time she *sollicited and obtained British patronage and British protection*. Dann versteht man auch ihre heart felt gratitude und nimmt ihr die unbounded and unequalled generosity of this nation und ähnliche Gefühlswallungen, mit denen sie Moritzens Buch „bereichert“, nicht gar so übel.

Die Übersetzung ist nach der zweiten Auflage gemacht, denn der Zusatz der zweiten Auflage [B 194 Z 3—15] ist mit übersetzt, auch schreibt sie Biester. Pinkerton und Cassel's stimmen im Text so ziemlich überein, nur dass, wie ich schon erwähnt habe, Morley die englische Vorrede weggelassen hat. Druckfehler Pinkertons wurden verbessert, auch wohl stehen gelassen, ein paar andere dafür eingesetzt. Auf den deutschen Text hat er gar nicht zurückgegriffen, die Änderungen der Übersetzerin gar nicht bemerkt.

Bibliographische Anmerkung.

A.: Der unten wiedergegebene Druck 272 S. 8.

B.: Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782. [**Kupferstich = A.**] In Briefen an Herrn Oberkonsistorialrath Gedike von Carl Philip Moriz. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, 1785. Bey Friedrich Maurer. 260 S. 8. **Beigegeben ist ein Kupfer, eine Illustration der Wirtshausszene zu Oxford:** *D. Chodowiecki. del: D. Berger Sculpsit 1784. Freylich ist es das! pa 160.*

B hat folgende Zusätze: Nach 44_{20}

Amo, amas
Ich liebe was —
Vergessen werd' ich sie nie,
Zu der mein Herz mich rief,
Sie steht im Nominativ —
Ist *generis foeminini.*

102_1 herab **vor** zu 108_{16} noch **hinter** kaum 111_{29} wie **nach** als 124_{17} getrost **nach** nur 136_{30} und **vor** ich.

Nach 114_8 War es Ihnen vielleicht auch so, liebster Freund, als wir, auf unsrer Reise nach Hamburg, von Perlberg aus nach Ihrem Geburtsorte, dem Dorfe Boberow fuhren, wo Sie unter den Bauern Ihre alten Spielkameraden wieder sahen, und der eine, der schon Schulze im Dorfe geworden war, auf Befragen, ob er Sie kenne, so treuherzig zur Antwort gab: I ja, Sie wären ja Pastors Fritze! — der pedantische Schulmeister hingegen schon mit steifem städtischen Ceremoniel sich ausdrückte: er habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, denn er sey bei Dero Anwesenheit als Kind im Dorfe, noch nicht *hier in loco* gewesen.

Weglassungen in B:

43_{26} alter 45_{13} in der Übersetzung 45_{14} im Original 53_{24} und 56_4 erhabnen 62_2 hätte 63_{27} freien 84_7 schon 86_{29} Kirche 86_{31} denn 89_{15} doch 93_{33} und 94_{37} schallte mir vom ganzen Tische entgegen 106_{37} und 108_1 so 134_{31} denn.

Änderungen in B:

5_{2} und 14_{6} Gedike 7_{2} A bis B nach 8_{17} A denn B dann 15_{3} A Goldes B Geldes $17_{32/33}$ auf öffentlicher Straße 20_{17} sollte 20_{24} ersparet 20_{29} kam 22_{20} sieht 23_{11} Sänger 30_{20} Thüre 31_{21} er 35_{16} öfters 35_{24} Dann 38_{23} beinahe 43_{27} Schulkamerad 44_{36} fast] bald $46_{26/27}$ freundlich 58_{31} auch] und 65_{1} gehabt] gesehen 67_{8} A reinen] B reinern 72_{37} beschäftigt 75_{9} diese] die 77_{5} vorn 77_{33} seine] eine 84_{9} selbst 92_{35} mir 94_{17} etwas] was 110_{31} Morgen] Tag 119_{2} umwachsen 129_{8} am 129_{19} dann 130_{2} diese] die 150_{25} theuer.

In unserm Text sind folgende Fehler von A verbessert, die schon in B verbessert sind: 6_{27} zehn 8_{7} abschnittnes 13_{22} Southwerk 16_{16} zum zum 18_{28} untere 25_{28} Wakefild 32_{18} dern $34_{5 \text{ und } 27}$ Rygby 35_{23} sagt sagt 40_{9} Dehnoffchen 40_{16} Großvenosquare 40_{33} Da 43_{14} affekirten 53_{12} Kaffehaus 54_{35} Freimuärerei 59_{2} in *in* 82_{27} Jhnen 83_{17} Place 84_{9} Locfon 84_{23} Pziester 92_{1} das 96_{6} Thüren 104_{17} vornahm 105_{13} liegte 107_{11} in vor nahe 113_{7} Abdrunde 136_{34} außerste 145_{19} Epytheta 150_{11} Zierrath 150_{11} Kaufsmanns- 150_{33} Bistern.

B hat folgende Fehler neu gemacht: 3_{8} sollte 42_{8} in 67_{31} sie 80_{24} ihr fehlt 112_{32} *overgron* 135_{29} *Gentleman.*

Druckfehler in der Paginierung finden sich in A: 159 statt 139, 121 statt 211; in B: 293 statt 193, 297 statt 197.

In der Interpunktion finden sich Schwankungen in A und B. Von der Interpunktion in A bin ich nur in ganz wenigen Stellen, die offenbar verdruckt waren, abgewichen.

Orthographie. Dieß ist Regel in A und B. Ausnahmen etwa: 3_{5} wo B dies hat.

5_{13} hat A segeln als Abweichung von der Ortographie der Sippe „Seegel“.

6_{28} Kapitans $150_{21 \text{ und } 23}$ *Capitain.*

6_{30} hat A: Boote.

Zusammenschreibung ist in A Regel, B trennt meist.

Länder und Völkernamen werden in A und B meist gross geschrieben. Ausnahmen etwa: in A und B 21_{8}; in B 25_{29}, 26_{23}, 30_{12}, 61_{7}, 69_{29}.

Auſſer und seine Composita werden in B meist mit ß geschrieben. 136_{34} aber hat auch A ß.

B schreibt: reist, speist, liest, heiser, hinweist u. s. w.; trifft, verschafft, vortreffliche. Aber 68_{17} hat A: angafften B angaften und 136_{21} A vortrefflich B vortreflich; 117_{32} A vortrefflichsten B vortreflichsten; 104_{25} A wies B wieß; 81_{27} A hies B hieß.

B schreibt: worin, Wirthin.

B schreibt: geboren, verloren, holen, Name, gemalte, und Composita. Ausnahme 11_{29} wo auch A: Namenverkürzungen hat.

Das Fürwort das findet sich in A zuweilen mit ß geschrieben. Z. B.: 25_{32}, $77_{6 \text{ und } 7}$, 104_{27}.

A schreibt: vergangner, andrer, kriegrischer, insbesondre, geschriebnes, ununterbrochner, versprochnermaßen, beredte u. s. w. B hat die volleren Formen.

A schreibt: Lerm, Lermen; B: Lärm, Lärmen.

A schreibt: gieng, fieng; B: ging, fing.

A schreibt: demohngeachtet; B teilweise: demungeachtet. 89_{20} hat A unmöglich, B ohnmöglich.

Bei einigen Worten schwankt Moritz zwischen ey und ei:

15_{35} A und B: bey, $22_{23 \text{ und } 24}$ A: beym B: beim, 32_{25} A: Beifall B: Beyfall; 102_{13} A: bei B: bey; 36_{29} A: zwei B: zwey, 25_{17} A: zwey B: zwei; 90_{33} A und B: einerlei, 9_{31} A und B: allerlei, 9_{20} A: mancherley B: mancherlei, 11_{33} A und B: allerley.

Noch einige Einzelheiten: 11_{20} B: Namensverkürzungen; 13_{14} A und B: Stuffen, 30_{18} B: Stufen; 5_{26} und 13_{22} B: jezt, 17_{10} B: schmuzige; 17_{3} B: Öl; zu 64_{34}, wo A: Strahlen B: Stralen hat, vergl. 9_{11} Laternenpfäle in A und B; 28_{29} hat A: zu Lachen B: zu lachen, 71_{18} und 89_{9} A: zu Essen B: zu essen, 89_{6} A und B: zu essen. Zu 141_{26} A: Brantweinsbrennerinn vgl. 16_{24} Brantweinsfässern in A und B.

In folgendem hat B: 10_{31} eilf 23_{21} Kupplerinnen 23_{35} wirklichen 27_{16} wieder [vgl. 35_{21} darwider] 34_{22} frisiret 38_{23} beinahe 50_{5} fehlt 53_{9} ablas 57_{7} Dom 58_{6} erbaut 58_{7} Hervorragen 70_{20} Castell 93_{37} Herren 105_{4} verheurathet 115_{17} Thals 128_{29} Musikalisches 132_{18} bloß 137_{15} zehn 140_{15} Geiz 150_{14} ohngefähr

B schreibt: Beredsamkeit, Brod, unterirdisch, Irland, Frack, Gemeinde, quer, Bartscherer.

Clerk findet sich in A und B geschrieben als: Clerck, Klerck, Klerk.

Moritz' Schreibung englischer Worte wie z. B. baxten, *Point, Beliols College, Butleyanische*, u. s. w. habe ich nicht geändert. Nur 139_{33} habe ich statt Northampton in A Northhampton geschrieben, weil es Moritz an den anderen Stellen und in B überall auch thut.

Zur Grammatik. 16_{8} A: Nahmen B: Name. Denn gebraucht Moritz begründend und zeitlich. B ändert einigemal in dann. Der Plural von Apfelsine ist bei Moritz Äpfelsinen. Apfelsinenschalen analog Apfelschalen verstösst nicht dagegen. Der Plural von Passagier ist gleichlautend dem Singular.

Die vielen schwachen Dative von A ersetzt B meist durch starke. Den Komparativ konstruiert Moritz auch mit wie vgl. 64_{17}, 73_{23}, 74_{12}, 113_{20}, 137_{21}.

Beachte noch folgende Eigentümlichkeiten: 18_{11} hat Moritz in A von den Matrosenpressen als Plural aufgefasst, während er es in B, als er die schwachen Dative ausmerzte, möglicherweise für einen Singular hielt 23_{34} Auge und Ohr so getäuscht wurde 29_7 diesen Glanz und Pracht 32_6 seinen Reverenz 33_{35} mit welchem Feuer und hinreißender Beredtsamkeit 35_{11} in einen Privatwortwechsel und Mißverständnisse 43_{11} lokal und persönliche Anzüglichkeiten [vielleicht Anglicismus] 50_{11} A: im Frack und Stiefeln B in 50_{10} A: mit unfrisirten bloß aufgewickeltem Haar B: ... unfrisirtem ... aufgewickelten 56_{31} einen Knall, wie ein Donnerschlag 61_{10} das ich bei mir [= zu mir] gesteckt habe 63_{37} Dieses Vorurtheil und Verachtung 70_{35} eine berühmte öffentliche Erziehungsanstalt oder Gymnasium 75_{76} sagte: ich möchte ... könne 106_3 ein Sohn und Tochter Nach 114_8 B [Einschiebsel]: mit steifem städtischen Ceremoniel 116_{21} alle sein Vermögen 119_{10} von wilden und rauhem Ansehen B: ... wildem ... rauhen ... 126_{25} auf seinem Rücken und Seiten 133_{32} eine Spitze oder Gipfel 144_{20} in Chesterfield Hause 145_6 in Ansehung der hiesigen Deklamation, Aussprache und Dialekt

Reisen
eines
Deutschen in England
im Jahr 1782.

Kupferstich

Castleton-Höhle

J. W. Meil del. et sc.

In Briefen
an Herrn Direktor Gedike
von
Carl Philip Moriz.

Berlin, 1783.
bey Friedrich Maurer.

[Bl. 2a]

Vorrede.

Da ein jeder seinen eignen Maasstab hat, wornach er die Dinge ausser sich abmißt, und seinen eignen Gesichtspunkt, woraus er die Gegenstände betrachtet, so folgt sehr natürlich, daß dieß bei mir denn auch der Fall ist. Daß also manchem die Dinge anders vorgekommen seyn müssen, wie sie mir vorgekommen sind, folgt eben so natür-[Bl. 2b]lich. Wem es daher einfallen sollte, sich, in Ermanglung beßrer Unterhaltung, etwa mit diesem Buche eine Stunde zu verkürzen, den bitte ich um Beherzigung dieser kurzen Vorrede, und um Nachsicht für den Erzähler.

[1] Auf der Themse, den 31sten May.

Endlich, liebster G..., befinde ich mich zwischen den glücklichen Ufern des Landes, das zu sehen, schon Jahre lang mein sehnlichster Wunsch war, und wohin ich mich so oft in Gedanken geträumt habe. Vor einigen Stunden dämmerten noch die grünen Hügel von England vor uns in blauer Ferne, jetzt entfalten sie sich von beiden Seiten, wie ein doppeltes Amphytheater.

Die Sonne bricht durch das Gewölk, und vergüldet wechselsweise mit ihrem Schein Gebüsche und Wiesen am entfernten Ufer. Zwei Masten ragen mit ihren Spitzen aus der Tiefe empor: fürchterliche Warnungszeichen! Wir se- [2] geln hart an der Sandbank vorbei, wo so viel Unglückliche ihr Grab fanden.

Immer enger ziehen sich die Ufer zusammen: die Gefahr der Reise ist vorbei, und der sorgenfreie Genuß hebt an. Wie ist doch dem Menschen nach der Ausbreitung die Einschränkung so lieb! Wie wohl und sicher ists dem Wandrer in der kleinen Herberge, dem Seefahrer in dem gewünschten Hafen! Und doch bleibt der Mensch immer im Engen, er mag noch so sehr im Weiten seyn; selbst das ungeheure Meer zieht sich um ihn zusammen, als ob es ihn in seinen Busen einschließen wollte; um ihn ist beständig nur ein Stück aus dem Ganzen herausgeschnitten.

Aber das ist ein herrlicher Ausschnitt aus dem Ganzen der schönen Natur, den ich jetzt um mich her erblicke. Die Themse voll hin und her zerstreuter großer und kleiner Schiffe und Böte, die entweder mit uns fortseegeln oder vor Anker liegen; die Hügel an beiden Seiten mit einem

so milden sanften Grün bekleidet, wie ich noch nirgends sahe. Die reizenden Ufer der Elbe, die ich verließ, werden von diesen Ufern übertroffen, wie der Herbst vom Frühlinge! Allenthalben [3] seh ich nichts, als fruchtbares und bebautes Land, und die lebendigen Hecken, womit die grünen Weizenfelder eingezäunt sind, geben der ganzen weiten Flur das Ansehen eines großen majestätischen Gartens. Die netten Dörfer und Städtchen und prächtigen Landsitze dazwischen, gewähren einen Anblick von Wohlstand und Überfluß, der über alle Beschreibung ist.

Insbesondre schön ist die Aussicht nach Gravesand, einem artigen Städtchen, das einen der Hügel hinangebaut ist, und um welches Berg und Thal, Wiesen und Äcker mit untermischten Lustwäldchen und Landsitzen sich auf die angenehmste Art durchkreuzen. Auf einem der höchsten Hügel bei Gravesand steht eine Windmühle, die einen guten Gesichtspunkt giebt, weil man sie, nebst einem Theile der Gegend, noch weit hin auf den Krümmungen der Themse sieht. Aber wie denn kein Vergnügen leicht vollkommen ist, so sind wir bei Betrachtung aller dieser Schönheiten auf dem Verdeck noch einem sehr kalten und stürmischen Wetter ausgesetzt. Ein anhaltender Regenguß hat mich genöthiget, in die Kajüte zu gehen, wo ich mir eine *trübe* Stunde [4] dadurch aufheitre, daß ich Ihnen die Geschichte einer *angenehmen* beschreibe.

London, den 2ten Juni.

Heute Morgen ließen wir uns, unser sechs, die in des Kapitans Kajüte mitgereist waren, nicht weit hinter Dartford, das noch sechzehn Meilen von London liegt, in einem Boote ans Land setzen. Dieß thut man gemeiniglich, wenn man die Themse hinauf nach London fährt, weil wegen der erstaunlichen Menge von Schiffen, die immer gedrängter aneinander stehen, je näher man der Stadt kömmt, oft verschiedne Tage erfordert werden, ehe ein Schiff sich durcharbeiten kann. Wer also keine Zeit unnütz verlieren, und andre Unannehmlichkeiten, als das

öftere Stillstehen und Anstoßen des Schiffes vermeiden will, der macht die wenigen Meilen bis London lieber zu Lande, etwa in einer Postchaise, die nicht sehr theuer zu stehen kömmt, wenn überdem jedesmal ihrer drei zusammentreten, welches durch eine Parlamentsakte verstattet ist. Ein allgemeines Hurrah schallte uns von den deutschen Matrosen unsers Schiffes nach, die dieses von den Engländern angenom- [5] men haben. Das Ufer, wo wir ausstiegen, war weiß und kreidigt. Bis Dartford mußten wir zu Fuße gehen. Erstlich stiegen wir gerade vom Ufer einen ziemlich steilen Hügel hinan, dann kamen wir sogleich an das erste Englische Dorf, wo mich die ausserordentliche Nettigkeit in der Bauart der Häuser, die aus rothen Backsteinen errichtet sind und flache Dächer haben, insbesondre da ich sie mit unsern Bauerhütten verglich, in ein angenehmes Erstaunen setzte.

Und nun zogen wir wie eine Karavane mit unsern Stäben von einem Dorfe zum andern: einige Leute, die uns begegneten, schienen uns wegen unsers sonderbaren Aufzuges mit einiger Verwunderung anzusehen. Wir kamen vor einem Gehölz vorbei, wo sich ein Trupp Zigeuner bei einem Feuer um einen Baum gelagert hatte. Allein so wie wir fortwanderten, ward die Gegend immer schöner und schöner. Die Erde ist nicht überall einerlei! Wie verschieden fand ich diese fetten und fruchtbaren Äcker, dieses Grün der Bäume und Hecken, diese ganze paradiesische Gegend, von den unsrigen, und allen andern die ich gesehen habe! Wie herrlich diese Wege, wie [6] fest dieß Erdreich unter mir; mit jedem Schritte fühlte ich es, daß ich auf Englischen Boden trat.

In Dartford frühstückten wir. Hier sah ich zuerst einen Englischen Soldaten, in seiner rothen Montur mit abgeschnittnen und vorn heruntergekämmten Haar, auch auf der Straße ein Paar Jungen die sich baxten. Wir vertheilten uns nun in zwey einsitzige Postchaisen, wo in jeder drei Personen, freilich nicht allzubequem sitzen konnten. Eine solche Postchaise kostet jede Englische Meile einen

Schilling. Sie ist mit unsern Extraposten zu vergleichen, weil man sie zu jeder Zeit bekommen kann. Aber ein solcher Wagen ist sehr nett und leicht gebaut, so daß man es kaum empfindet, wie er auf dem festen Erdreich fortrollt. Er hat vorn und an beiden Seiten Fenster. Die Pferde sind gut, und der Kutscher jagt immer in vollem Trabe fort. Der unsrige trug abgeschnittnes Haar, einen runden Hut, und ein braunes Kleid von ziemlich feinem Tuch, vor der Brust einen Blumenstrauß. Zuweilen, wenn er es recht rasch angehen ließ, schien er sich lächelnd nach unserm Beifall umzusehen.

[7] Und nun flogen die herrlichsten Landschaften, worauf mein Auge so gern verweilt hätte, mit Pfeilschnelle vor uns vorbei; gemeiniglich ging es abwechselnd Berg auf, Berg ab, Wald ein, Wald aus, in wenigen Minuten. Dann kam einmal zur rechten Seite die Themse wieder zum Vorschein mit allen ihren Masten; denn ging es wieder durch reizende Städte und Dörfer. Besonders fielen mir die erstaunlich großen Schilder auf, welche beim Eingange in die Flecken und Dörfer, queer über die Straße an einem Balken hängen, der von einem Hause zum andern übergelegt ist. Dieß giebt einige Ähnlichkeit mit einem Thore, wofür ich es auch anfänglich hielt, allein so ist es weiter nichts, als ein Zeichen, daß hier sogleich beim Eintritt in den Ort ein Gasthof sey. So kamen wir bei dieser schnellen Abwechselung höchst mannichfaltiger Gegenstände beinahe in einer Art von Betäubung bis nahe vor Greenwich, und nun

Die Aussicht von London.

Es zeigte sich im dicken Nebel. Die Paulskirche hob sich aus der ungeheuren Masse kleine- [8] rer Gebäude, wie ein Berg empor. Das Monument, eine thurmhohe runde Säule, die zum Gedächtniß der großen Feuersbrunst errichtet ward, machte wegen ihrer Höhe und anscheinenden Dünnigkeit einen ganz ungewohnten und sonderbaren Anblick.

Wir näherten uns mit großer Schnelligkeit, und die

Gegenstände verdeutlichten sich alle Augenblicke. Die Westminsterabtey, der Tower, ein Thurm, eine Kirche nach der andern, ragten hervor; Schon konnte man die hohen runden Schornsteine auf den Häusern unterscheiden, die eine unzählige Menge kleiner Thürmchen auszumachen schienen.

Von Greenwich bis London war die Landstraße schon weit lebhafter, als die volkreichste Straße in Berlin, so viel reitende und fahrende Personen, und Fußgänger begegneten uns. Auch erblickte man schon allenthalben Häuser, und an den Seiten waren in verhältnißmäßiger Entfernung Laternenpfäle angebracht. Was mir sehr auffiel, waren die vielen Leute, die ich mit Brillen reiten sahe, unter denen sich einige von sehr jugendlichem Ansehen befanden. Wohl dreimal [9] wurden wir bei sogenannten Turnpikes oder Schlagbäumen angehalten, um einen Zoll abzutragen, der sich doch am Ende auf einige Schillinge belief, ob wir ihn gleich nur in Kupfermünze bezahlten.

Endlich kamen wir an die prächtige Westminster-Brücke. Es ist, als ob man über diese Brücke eine kleine Reise thut, so mancherley Gegenstände erblickt man von derselben. Im Kontrast gegen die runde, moderne, majestätische Paulskirche zur Rechten, erhebt sich zur Linken, die altfränkische, länglichte Westminsterabtey mit ihrem ungeheuren spitzen Dache. Zur rechten Seite die Themse hinunter, sieht man die Blackfriarsbrücke, die dieser an Schönheit nicht viel nachgiebt. Am linken Ufer der Themse schön mit Bäumen besetzte Terrassen, und die neuen Gebäude, welche den Namen Adelphi-Buildings führen. Auf der Themse selbst eine große Anzahl kleiner hin und her fahrender Böte mit einem Mast und Seegel, in welchen sich Personen von allerlei Stande übersetzen lassen, wodurch dieser Fluß beinahe so lebhaft wird, wie eine Londner Straße. Große Schiffe sieht [10] man hier nicht mehr, denn die gehn am andern Ende der Stadt nicht weiter als bis an die Londner Brücke.

Wir fuhren nun in die Stadt über Charingkroß und den Strand, nach eben den Adelphi-Buildings, die von

der Westminsterbrücke einen so vortrefflichen Prospekt gaben: weil meine beiden Reisegefährten auf dem Schiffe und in der Postchaise, ein Paar junge Engländer, in dieser Gegend wohnten, und sich erboten hatten, mir noch heute in ihrer Nachbarschaft ein Logis zu verschaffen.

In den Straßen wodurch wir fuhren, behielt alles ein dunkles und schwärzliches, aber doch dabei großes und majestätisches Ansehen. Ich konnte London seinem äußern Anblick nach, in meinen Gedanken mit keiner Stadt vergleichen, die ich sonst gesehen hatte. Sonderbar ist es, daß mir ohngefähr vor fünf Jahren, beim ersten Eintritt in Leipzig, gerade so wie hier zu Muthe war: vielleicht, daß die hohen Häuser, wodurch die Straßen zum Theil verdunkelt werden, die große Anzahl der Kaufmannsgewölber, und die Menge von Menschen, welche ich damals in Leipzig sahe, [11] mit dem einige entfernte Ähnlichkeit haben mochten, was ich nun in London um mich her erblickte.

Allenthalben gehen vom Strande nach der Themse zu sehr schön gebaute Nebenstraßen, worunter die Adelphi Buildings bei weiten die schönsten sind. Unter diesen führt wieder eine Nebenabtheilung, oder angrenzende Gegend den Namen York-Buildings, in welchen Georg Street befindlich ist, wo meine beiden Reisegefährten wohnten. Es herrscht in diesen kleinen Straßen nach der Themse zu, gegen das Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden, welches den Strand beständig auf und nieder geht, auf einmal eine so angenehme Stille, daß man ganz aus dem Geräusch der Stadt entfernt zu seyn glaubt, welches man doch wieder so nahe hat.

Es mochte ohngefähr zehn oder elf Uhr seyn, da wir hier ankamen. Nachdem mich die beiden Engländer noch in ihrem Logis mit einem Frühstück, das aus Thee und Butterbrod bestand, bewirthet hatten, gingen sie selbst mit mir in ihrer Nachbarschaft herum, um ein Logis für mich zu suchen, das sie mir endlich bei einer Schneider- [12] wittwe, die ihrem Hause gegenüber wohnte, für sechzehn

Schilling wöchentlich, verschaften. Es war auch sehr gut, daß sie mit mir gingen, denn in meinem Aufzuge, da ich weder weiße Wäsche noch Kleider aus meinem Koffer mitgenommen hatte, würde ich schwerlich irgendwo untergekommen seyn.

Es war mir ein sonderbares aber sehr angenehmes Gefühl, daß ich mich nun zum erstenmal unter lauter Engländern befand, unter Leuten, die eine fremde Sprache, fremde Sitten, und ein fremdes Klima haben, und mit denen ich doch nun umgehen und reden konnte, als ob ich von Jugend auf mit ihnen erzogen wäre. Es ist gewiß ein unschätzbarer Vortheil, die Sprache des Landes zu wissen, worinn man reist. Ich ließ es mir nicht sogleich im Hause merken, daß ich der Englischen Sprache mächtig sey; je mehr ich aber redete, destomehr fand ich Liebe und Zutrauen.

Ich bewohne nun ein großes Zimmer unten an der Erde vorn heraus, das mit Tapeten und Fußteppichen versehen, und sehr gut möblirt ist. Die Stühle sind mit Leder überzogen, und die Tische von Mahagoniholz: darneben habe ich [13] noch eine große Kammer. Nun kann ich mich hier einrichten wie ich will, und mir meinen eignen Thee, Kaffee, Butter und Brod halten, wozu mir meine Wirthin einen verschloßnen gläsernen Schrank in der Stube eingeräumt hat.

Die Familie besteht aus der Frau im Hause, ihrer Magd und ihren beiden kleinen Söhnen Jacky und Jerry, sonderbare Namenverkürzungen von Johannes und Jeremias. Der älteste, Jacky, von zwölf Jahren, ist ein sehr lebhafter Kopf, und unterhält mich auf die angenehmste Art, indem er mir von seinen Beschäftigungen in der Schule erzählt, und sich von mir wieder allerley von Deutschland erzählen läßt. Er weiß sein amo, amam, amas, ames, in eben solchen siegenden Tone wie unsre gewöhnlichen Schulknaben herzusagen. Als ich in seiner Gegenwart anfing irgend eine fröliche Melodie für mich zu trillern, sahe er mich sehr bedenklich und verwundernd an, und

erinnerte mich, daß es Sonntag sey. Um ihm kein Ärgerniß zu geben, antwortete ich ihm, daß ich bei der Verwirrung der Reise nicht auf den Tag gemerkt hätte. Er hat mich heute Mittag schon in den St. James-Park [14] geführt, der nicht weit von hier ist; und nun hören Sie denn etwas von dem berühmten

St. James-Park.

Dieser Park ist weiter nichts als ein halber Cirkel von einer Allee von Bäumen, der einen großen grünen Rasenplatz einschließt, in dessen Mitte ein sumpfigter Teich befindlich ist.

Auf dem grünen Rasen weiden Kühe, deren Milch man hier, so frisch, wie sie gemolken wird, verkauft. In den Alleen sind Bänke zum Ausruhen. Wenn man durch die Horse-Guards oder Königliche Wache zu Pferde, welche mit verschiednen Durchgängen versehen ist, in den Park kömmt, so ist zur rechten Seite, St. James Palace, oder die Königliche Residenz, wie bekannt, eines der unansehnlichsten Gebäude in London. Ganz unten am Ende ist der Pallast der Königinn, zwar schön und modern, aber doch sehr einem Privatgebäude ähnlich. Übrigens giebt es allenthalben um St. James-Park sehr prächtige Gebäude, die diesen Platz um ein Großes verschönern. Auch ist vor dem halben Cirkel, der [15] durch die Alleen gebildet wird, noch ein großer Platz, wo die Parade gestellt wird.

Wie wenig aber dieser so berühmte Park mit unserm Berliner Thiergarten zu vergleichen sey, darf ich nicht erst sagen. Und doch macht man sich eine so hohe Idee von dem St. James-Park und andern öffentlichen Plätzen in London: das macht, weil sie mehr als die unsern in Romanen und Büchern figurirt haben. Beinahe sind die Londner Plätze und Straßen weltbekannter, als die meisten unsrer Städte.

Was aber freilich den St. James-Park einigermaßen wieder erhebt, ist eine erstaunliche Menge von Menschen,

die gegen Abend bei schönem Wetter darinn spazieren geht. So voll von Menschen sind bei uns die besten Spaziergänge niemals, auch in den schönsten Sommertagen nicht, als hier beständig im dicksten Gedränge auf und niedergehen. Das Vergnügen, mich in ein solches Gedränge fast lauter wohlgekleideter und schöngebildeter Personen zu mischen, habe ich heute Abend zum erstenmal genossen.

Ehe ich in den Park ging, machte ich mit meinem Jacky noch einen andern Spaziergang, der [16] mich nur sehr wenige Schritte kostete, und doch ausserordentlich reitzend war. Ich ging nehmlich die kleine Straße, wo ich wohne, nach der Themse zu hinunter, und stieg, beinahe am Ende derselben, zur linken Seite noch einige Stuffen hinab, die mich auf eine angenehme mit Bäumen besetzte Terasse am Ufer der Themse führten.

Von hieraus hatte ich den schönsten Anblick, den man sich nur denken kann. Vor mir lag die Themse in ihrer Krümmung mit den prächtigen Schwibbögen ihrer Brücken; Westminster mit seiner ehrwürdigen Abtey zu rechten, und London mit der Paulskirche zur linken Seite, bog sich mit den Ufern der Themse vorwärts, und am jenseitigen Ufer lag Southwark, das jetzt auch mit zu London gerechnet wird. Hier konnte ich also beinahe die ganze Stadt, von der Seite wo sie der Themse zugewandt ist, mit einem Blick übersehen. Nicht weit von hier in dieser reizenden Gegend der Stadt hatte auch der berühmte Garrick seine Wohnung. Diesen Spaziergang werde ich aus meiner Wohnung gewiß sehr oft besuchen.

Heute Mittag hohlten mich meine beiden Engländer in ein nahegelegnes Speisehaus ab, [17] wo wir für ein wenig Sallat und Braten einen Schilling, und beinahe halb so viel an den Aufwärter, nach unserm Gelde an neun bis zehn Groschen, bezahlen mußten, und doch soll es hier noch sehr wohlfeil seyn. Ich werde künftig zu Hause essen, wie ich schon heute Abend gethan habe. Ich sitze nun hier in London in meiner Stube beim Kaminfeuer, und so wäre nun dieser Tag zu Ende, der erste

den ich in England zugebracht habe, und ich weiß kaum, ob ich es einen Tag nennen soll, wenn ich bedenke, was für mannichfaltige neue und auffallende Gegenstände in einer so kurzen Zeit vor meiner Seele vorübergegangen sind.

London, den 5ten Juni.

Endlich, liebster G . . ., bin ich einmal wieder in Ruhe, da ich meinen Koffer und meine Sachen vom Schiffe habe, das erst gestern Morgen angekommen ist. Weil ich meinen Koffer nicht erst wollte nach dem Kustom= oder Zoll=hause bringen lassen, welches sehr viele Umstände macht, so mußte ich an die Gerichtsdiener und Visitato=[18]ren, welche auf das Schiff kamen, bezahlen. Als ich aber den einen mit zwei Schillingen befriediget hatte, so protestirte der andre wieder gegen die Verabfolgung des Koffers, bis ich ihm eben so viel gegeben hatte, und so auch der dritte, daß es mir sechs Schillinge kostete, die ich auch gern gab, weil es mir auf dem Kustomhouse noch mehr würde gekostet haben.

Gleich am Ufer der Themse befanden sich verschiedne Träger, wovon einer den großen und schweren Koffer mit erstaunlicher Leichtigkeit auf die Schulter nahm, und ihn für zwei Schillinge so weit trug, bis wir eine Miethkutsche trafen, in welche wir ihn absetzten, und ich zugleich selbst mitfuhr, ohne weiter für den Koffer besonders zu bezahlen. Dieß ist ein großer Vortheil bei den Englichen Miethkutschen, daß es einem nicht verwehrt ist, mit sich zu nehmen, was man will: man erspart dabei doppelt so viel, als man einem Träger bezahlen müßte, und fährt selber mit. Die Antworten und Ausdrücke der gemeinen Leute sind mir hier wegen ihrer Kürze und Präcision oft schon sehr aufgefallen. Als ich mit dem Kut= [19] scher zu Hause kam, warnte ihn meine Wirthin, mir nicht zu viel abzufordern, weil ich ein Fremder sey: und wenn er auch kein Fremder wäre, antwortete er, so würde ich ihm nicht zu viel abfordern!

Meine Empfehlungsschreiben an einen hiesigen Kauf=mann, die ich wegen der eiligen Abreise von Hamburg

nicht mitnehmen konnte, sind nun auch angekommen, und haben mir viele Besorgnisse wegen der Umwechselung meines Goldes erspart, ich kann dieß nun wieder mit nach Deutschland nehmen, und dort an den Korrespondenten des hiesigen Kaufmanns die Summe wieder geben, die mir derselbe hier im Englischen Gelde auszahlt. Sonst hätte ich meine Preußischen Friedrichsd'or nach dem Gewicht verkaufen müssen. Für einige holländische Dukaten, die ich während der Zeit ausgeben mußte, bekam ich nicht mehr wie acht Schillinge.

Von den Matrosenpressen hat hier ein Ausländer nicht das mindeste zu befürchten, vollends wenn er sich an keinen verdächtigen Orten finden läßt. Eine sonderbare Erfindung zu diesem Endzweck ist ein Schiff, das nicht weit vom Tower [20] auf Towerhill auf dem Lande steht, und mit Masten und Zubehör versehen ist. Einfältigen Leuten, die etwa vom Lande kommen und hier stehen bleiben, um es anzugaffen, verspricht man, es für eine Kleinigkeit zu zeigen, und sobald sie darinn sind, werden sie wie in einer Falle fest gehalten, und entweder nach Befinden der Umstände wieder losgelassen oder zu Matrosen weggenommen.

Gar bequem däucht einem Fremden der mit breiten Steinen gepflasterte Weg an beiden Seiten der Straßen, wo man vor der entsetzlichen Menge von Wagen und Kutschen auf den Straßen so sicher ist, wie in seiner Stube; denn kein Rad darf nur um einen Fingerbreit hinüber kommen. Indeß erfordert es die Höflichkeit, eine Dame, oder jemand, den man ehren will, nicht etwa wie bei uns, immer zur Rechten, sondern an der Seite der Häuser (Wall-side), es sey nun übrigens die rechte oder linke, gehen zu lassen, weil diese die bequemste und sicherste ist. Mitten auf der Straße wird man in London nicht leicht einen vernünftigen Menschen gehen sehen, ausgenommen, wenn man queer über [21] muß, welches bey Charingkroß, und andern Plätzen, wo sich verschiedne Straßen durchkreuzen, wirklich gefährlich ist.

Sehr auffallend ist es, wenn man, besonders auf

dem Strande, wo ein Kaufmannsgewölbe an das andere stößt, und oft Leute von sehr verschiednem Gewerbe in einem Hause wohnen, die Häuser oft von unten bis oben, mit großen, an aufgehängte Tafeln gemahlten Buchstaben, beschrieben sieht. Alles was in dem Hause lebt und webt prangt auch mit einem Schilde vor der Thüre, und da ist in der That kein Schuhflicker, dessen Nahmen und Gewerbe nicht mit großer goldner Schrift von jedermann zu lesen ist. Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, hinter einander an den Thüren zu lesen: hier werden Kinder erzogen, hier Schuh geflickt, hier fremde Liqueurs verkauft, und hier Begräbnisse veranstaltet. Dealer in Foreign Spirituous Liquors, oder hier sind fremde Liqueure zu verkaufen ist unter allen die häufigste Inschrift, die ich gefunden habe. Auch soll die Begierde zum Branteweintrinken, besonders bei den gemeinen Engländern außerordentlich weit [22] gehen, und es ist eine Englische Phrases, daß man von jemanden sagt, he is in liquor (er ist in Brantewein) wenn man bezeichnen will, daß er betrunken ist. Auch sind bei dem letzten großen Aufruhre, der noch jetzt immer der zweite oder dritte Gegenstand ist, worauf sich die gewöhnlichen Konversationen zu lenken pflegen, mehr Menschen bei den ausgeleerten Brantweinsfässern auf den Straßen, als durch die Musketenkugeln der eingerückten Regimenter, todt gefunden worden.

So weit ich diese Paar Tage über London durchstrichen bin, habe ich, im Ganzen genommen, nicht so schöne Häuser und Straßen, aber allenthalben mehr und schönere Menschen, als in Berlin, gesehen. Es macht mir ein wahres Vergnügen, so oft ich von Charingkroß, den Strand hinauf, und so weiter, vor der Paulskirche vorbei, nach der Königlichen Börse gehe, wenn mir vom höchsten bis zum niedrigsten Stande fast lauter wohlgestaltete, reinlich gekleidete Leute, im dicksten Gedränge begegnen, wo ich keinen Karrenschieber ohne weiße Wäsche sehe, und kaum einen Bettler erblicke, der unter sei[23]nen zerlumpten Kleidern nicht wenigstens ein reines Hemde trüge.

Ein sonderbarer Anblick ist es, unter diesem Gewühl von Menschen, wo jeder mit schnellen Schritten seinem Gewerbe oder Vergnügen nachgeht, und sich allenthalben durchdrängen und stoßen muß, einen Leichenzug zu sehen. Die Englischen Särge sind sehr ökonomisch gerade nach dem Zuschnitt des Körpers eingerichtet; sie sind platt, oben breit, in der Mitte eingebogen, und unten nach den Füßen zu laufen sie spitz zusammen, ohngefähr wie ein Violinkasten.

Einige schmutzige Träger suchen sich mit dem Sarge, so gut sie können, durchzudrängen, und einige Trauerleute folgen. Übrigens bekümmert man sich so wenig darum, als ob ein Heuwagen vorbeiführe. Bei den Begräbnissen der Vornehmen mag dieß vielleicht anders seyn.

Übrigens kömmt mir ein solcher Leichenzug in einer großen volkreichen Stadt immer desto schrecklicher vor, je größer die Gleichgültigkeit der Zuschauer, und je geringer ihre Theilnehmung dabei ist. Der Mensch wird fortgetra- [24] gen, als ob er gar nicht zu den übrigen gehört hätte. In einer kleinen Stadt oder Dorfe kennt ihn ein jeder, und sein Nahme wird wenigstens genannt.

Die Influenza, welche ich in Berlin verließ, habe ich hier wieder angetroffen, und es sterben viele Menschen daran. Noch immer ist es für die Jahrszeit ungewöhnlich kalt, so daß ich mir noch täglich muß Kaminfeuer machen lassen. Ich muß gestehen, daß mir die Wärme von den Steinkohlen im Kamine weit sanfter und milder vorkömmt, als die von unsern Öfen. Auch thut der Anblick des Feuers selbst eine sehr angenehme Wirkung. Nur muß man sich hüten, gerade und anhaltend hineinzusehen; denn daher kommen wohl mit die vielen jungen Greise in England, welche mit Brillen auf der Nase auf öffentlichen Straßen gehen und reiten; und sich also schon in ihrer blühenden Jugend der W o h l t h a t für das G r e i s e n a l t e r bedienen, denn unter diesen Nahmen (the Blessings of old Age) werden die Brillen in den Läden verkauft.

[25] Ich esse jetzt beständig zu Hause, und muß gestehen,

daß meine Mahlzeiten ziemlich frugal eingerichtet sind. Mein gewöhnliches Gericht des Abends ist eingemachter Lachs (Pickle Salmon) den man mit Öhl und Essig aus der Brühe isset, eine sehr erfrischende und wohlschmeckende Speise.

Wer in England Kaffee trinken will, dem rathe ich allemal vorherzusagen, wie viel Tassen man ihm von einem Loth machen soll, sonst wird er eine ungeheure Menge braunes Wasser erhalten, welches ich mit aller Erinnerung noch nicht habe vermeiden können. Das schöne Weizenbrod, nebst Butter und Chesterkäse halten mich für die spärlichen Mittagsmahlzeiten schadlos. Denn diese bestehen gemeiniglich aus einem Stück halbgekochten oder gebratnen Fleische, und einigen aus dem bloßen Wasser gekochten grünen Kohlblättern, worauf eine Brühe von Mehl und Butter gegossen wird; das ist wirklich die gewöhnliche Art, in England die Gemüse zuzurichten.

Die Butterscheiben, welche zum Thee gegeben werden, sind so dünne wie Mohnblätter. [26] Aber es giebt eine Art, Butterscheiben am Kaminfeuer zu rösten, welche unvergleichlich ist. Es wird nehmlich eine Scheibe nach der andern so lange mit einer Gabel ans Feuer gesteckt, bis die Butter eingezogen ist, alsdann wird immer die folgende drauf gelegt, so daß die Butter eine ganze Lage solcher Scheiben allmälig durchzieht: man nennt dieß einen *Toast*.

Vorzüglich gefällt mir die Art, ohne Deckbette zu schlafen. Man liegt zwischen zwei Bettlaken, wovon das obere die Unterlage einer leichten wollenen Decke ist, die, ohne zu drücken, hinlänglich erwärmt. Das Schuhputzen geschiehet nicht im Hause, sondern durch eine benachbarte Person deren Gewerbe dieß ist, und die alle Morgen die Schuh aus dem Hause abholet, und gereinigt wiederbringt, wofür sie wöchentlich ein Gewisses erhält. Wenn die Magd unzufrieden mit mir ist, so höre ich zuweilen, daß sie mich draußen the German, den Deutschen nennt, sonst heiße ich im Hause the Gentleman, oder *der Herr*.

Das Fahren habe ich ziemlich eingestellt, ob es gleich

lange nicht so viel kostet, wie in Berlin, [27] indem ich hier für einen Schilling über eine Englische Meile hin und her fahren kann, wofür ich dort wenigstens einen Gulden bezahlen müßte. Demohngeachtet aber erspart man sehr viel, wenn man zu Fuße geht, und sich mit Fragen zu behelfen weiß. Von meiner Wohnung in Adelphi bis an die Königliche Börse, ist wohl so weit, wie von einem Ende Berlins zum andern, und bis an den Tower und St. Catharins, wo die Schiffe auf der Themse ankommen, ist wohl noch einmal so weit, und diesen Weg habe ich wegen meines Koffers, der noch auf dem Schiffe war, schon zweimal zu Fuße gemacht.

Als ich den ersten Abend, wie es dunkel ward, zurückkam, erstaunte ich über die herrliche Erleuchtung der Straßen, wogegen die unsrige in Berlin äußerst armselig ist. Die Lampen werden schon angesteckt, wenn es noch beinahe Tag ist, und die Laternen sind so dicht neben einander, daß diese gewöhnliche Erleuchtung einer feierlichen Illumination ähnlich sieht, wofür sie auch ein deutscher Prinz hielt, der zum erstenmal nach London kam, und im Ernst glaubte, daß sie seinetwegen veranstaltet sey.

[28] Den 9ten Juni 1782.

Heute habe ich in der deutschen Kirche in Ludgatehill für Herrn Pastor Wendeborn gepredigt. Er ist der Verfasser der statistischen Beiträge zur nähern Kenntniß Großbrittanniens. Dieses schätzbare Buch hat mir schon ausserordentliche Dienste geleistet, und ich möchte einem jeden rathen, der nach England reißt, sich dieses Buch anzuschaffen, das um desto brauchbarer wird, weil man es bequem in der Tasche tragen, und sich allenthalben daraus Raths erholen kann. Natürlicher Weise hat Herr Wendeborn, der nun schon eine geraume Zeit in England lebt, mehr und besser beobachten können, als alle diejenigen, welche durchreisen oder sich nur eine kurze Zeit dort aufhalten können. Wer dieses Buch beständig bei der Hand hat,

dem wird schwerlich etwas Bemerkenswerthes in und um London und überhaupt in der Verfassung des Landes, entwischen.

Herr Wendeborn lebt in New-Inn bei Templebar, in einer philosophischen aber nicht unthätigen Ruhe. Er ist beinahe nationalisirt, und seine Bibliothek besteht größtentheils aus Engli- [29] schen Büchern. Beiläufig muß ich erwähnen, daß er in dem großen Gebäude, welches New-Inn heißt, seine Wohnung nicht gemiethet, sondern gekauft hat: so ist es auch mit allen übrigen Wohnungen dieses Hauses, und ein solcher Käufer von einigen Stuben und Kammern, wird wie ein Eigenthümer betrachtet, der Haus und Hof hat, und besitzt das Recht, bei Parlamentswahlen seine Stimme zu geben, wenn er kein Ausländer ist, welches bei Herrn Wendeborn der Fall war, der demohngeachtet auch vom Herrn Fox besucht wurde, als dieser zum Parlamentsgliede für Westminster gewählt werden wollte.

Eine sehr nützliche Maschine, welche in Deutschland noch nicht sehr bekannt ist, wenigstens nicht viel gebraucht wird, habe ich zuerst bei Herrn Wendeborn gesehen. Es ist dieses eine Presse, wodurch, vermöge sehr starker Stahlfedern, ein beschriebnes Blatt Papier auf ein andres unbeschriebnes abgedruckt werden kann, und man sich also die Mühe des Abschreibens erspart, und zugleich seine eigenthümliche Hand vervielfältigen kann. Herr Wendeborn bedient [30] sich derselben, so oft er Manuscript verschickt, wovon er eine Abschrift zurückbehalten will. Die Maschine war von Mahagoniholz und kömmt ziemlich theuer zu stehen.

Vermuthlich wegen des späten Aufstehens der Einwohner von London, nimmt der Gottesdienst erst um halb eilf seinen Anfang. Ich hatte heute Morgen Herrn Wendeborn verfehlt, und mußte mich bei dem Thürsteher vor der Paulskirche nach der deutschen Kirche erkundigen, worinn ich predigen sollte; dieser wußte es nicht, ich erkundigte mich also in einer andern Kirche nicht weit davon, wo ich endlich zurechtgewiesen wurde, und nachdem ich durch eine Thür mit eisernen Stangen und einen langen

Gang hinten hinaus gegangen war, endlich nach gerade zu rechter Zeit in die Kirche kam, wo ich nach der Predigt eine Danksagung für die glückliche Ankunft unsers Schiffes in London ablesen mußte. Die deutschen Prediger gehen hier völlig wie die Englischen gekleidet, in großen Priesterröcken mit weiten Ermeln, worein ich mich ebenfalls einhüllen mußte. Herr Wendeborn trägt sein eignes von Natur krauses Haar, nach englischer [31] Weise das Toupe vorn heruntergekämmt. Die andern deutschen Prediger, die ich gesehen habe, tragen Perücken, so wie auch viele Englische Geistliche.

Gestern habe ich unserm Gesandten dem Grafen Lucy meine Aufwartung gemacht, und die Simplicität in seiner Lebensart setzte mich in eine angenehme Verwunderung. Er wohnt in einem ganz gewöhnlichen schmalen Hause. Sein Sekretär wohnt oben, bei welchem ich auch den Preußischen Konsul sprach, der ihn gerade besuchte. Unten an der Erde rechter Hand ward ich unmittelbar in das Zimmer seiner Excellenz geführt, ohne daß ich durch eine Antichambre gehen durfte. Er trug ein blaues Kleid mit rothem Aufschlag und Kragen. Bei einer Tasse Kaffee unterredete er sich mit mir über allerlei wissenschaftliche Gegenstände, und da ich ihm von dem großen Streit über den ηtacismus und Itacismus erzählte, erklärte er sich, als ein gebohrner Grieche für den Itacismus. Verlangte darauf von mir, ihn ohne Umstände, wenn ich wollte, zu besuchen, ich würde ihm willkommen seyn.

[32] Herr Leonhardi, der einige bekannte Stücke, als die Lästerschule und andre aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt hat, lebt hier, als Privatmann, und giebt Deutschen im Englischen und Engländern im Deuschen mit vieler Geschicklichkeit Unterricht, auch verfertigt er gegen ein jährliches Gehalt, den Artikel von England, in der Hamburgischen neuen Zeitung, und ist Logenmeister einer deutschen Loge in London, und Repräsentant aller deutschen Logen in England, welches Geschäft ihm mehr Mühe verursacht, als es ihm einträglich ist: denn alles wendet

sich an ihn. Auch ich ward von Hamburg aus an ihn empfohlen. Er ist ein sehr dienstfertiger Mann, und hat mir schon manche Gefälligkeit erzeigt. Er weiß sehr gut Englische Verse zu deklamiren, und redet die Sprache beinahe wie seine Muttersprache, auch ist er mit einer liebenswürdigen Engländerinn verheirathet. Ich wünschte ihm das beste Schicksal von der Welt!

Nun hören Sie denn auch etwas von dem berühmten und an so vielen Orten nachgeahmten

[33] Vauxhall.

Gestern habe ich Vauxhall zum erstenmale besucht. Aus meinem Logis in Adelphi-Buildings hatte ich nicht weit zur Westminsterbrücke, wo immer eine große Anzahl von Böten auf der Themse befindlich ist, die jedem auf einen Wink zu Gebote stehen, der sich für einen Schilling oder Sixpence fahren lassen will.

Von hier fuhr ich also die Themse hinauf nach Vauxhall, wo man im Vorbeifahren zur linken Seite Lambeth und den alten Pallast des Bischofs von Canterbury liegen siehet.

Vauxhall ist eigentlich der Nahme eines kleinen Dorfs, worinn der Garten eben dieses Namens befindlich ist. Man zahlt beym Eingange einen Schilling.

Ich fand beym Eintritt wirklich einige Ähnlichkeit mit unserm Berliner Vauxhall, in sofern man kleines mit größern vergleichen kann, wenigstens waren die Gänge nebst den Mahlereien am Ende, und den hohen Bäumen die zuweilen an der Seite derselben einen Wald ausmachen denen zu Berlin so ähnlich, daß ich mich oft im [34] Spazierengehen auf eine angenehme Art täuschte, und vergaß, daß ich so weit von dieser Stadt entfernt war insbesondere, da ich einige gebohrne Berliner, als den Herrn Kaufmann Splittgerber, nebst mehrern hier antra mit denen ich den Abend sehr angenehm zubrachte.

Hin und wieder, besonders in einem der künstliche Wälder in diesem Garten, wird man durch den plötzliche

Anblick der Bildsäulen von berühmten Englischen Dichtern und Philosophen, als z. B. Miltons, Thomsons und anderer angenehm überrascht. Was mich am meisten freute, war die Statue des deutschen Tonkünstlers Hendel, welche vorn beym Eingange in den Garten nicht weit vom Orchester befindlich ist.

Dieß Orchester ist unter einer Menge Bäume, wie in einem Wäldchen, sehr schön errichtet, und gleich beym Eintritt in den Garten schallt einem die Vokal- und Instrumentalmusik entgegen. Es lassen sich hier beständig weibliche Sängerinnen hören.

[35] In der Nähe des Orchesters sind an den Seiten des Gartens kleine Nischen, mit Tischen und Bänken, worinnen gespeißt wird. Die Gänge vor denselben, so wie überhaupt im Garten, sind beständig gedrängt voll von Menschen aus den allerverschiedensten Ständen. Ich speißte hier mit dem Preußischen Legationssekretär und Herrn Splittgerber, nebst noch einigen gebohrnen Berlinern, und was mich am meisten wunderte, war die Frechheit der hiesigen unzüchtigen Weibspersonen, die zu halben Duzenden mit ihren Kuplerinnen ankamen, welche sich für sich selber und für ihr Gefolge, auf die unverschämteste Weise ein Glas Wein nach dem andern ausbaten, daß man ihnen nicht gut abschlagen durfte.

Ein Engländer eilte sehr schnell vor unsrer Nische vorbei, und als ihn einer seiner Bekannten fragte, wo er hinwolle, sagte er auf eine so komischwichtige Art, die uns alle zu Lachen machte: I have lost my Girl! Mein Mädchen ist mir aus dem Gesicht gekommen! Es schien, als ob er es suchte, wie man einen Handschuh oder Stock sucht, den man irgendwo hat stehen lassen.

[36] Etwas spät in die Nacht sahen wir noch ein prächtiges Schauspiel in einem Theile des Gartens, wo nach aufgezognem Vorhange durch eine künstliche Maschine Auge und Ohr so getäuscht wurde, daß man einen würklichen Wasserfall von einem hohen Felsen herab, zu sehen und zu hören glaubte. Als alles im Gedränge hier hinrannte, entstand ein groß Ge-

schrey, take care of your Pockets, nehmt eure Taschen in Acht! welches ein Zeichen war, daß einige Beutelschneider unter dem Haufen glückliche Handgriffe gemacht hatten.

Vorzüglich gefiel es mir in der sogenannten Rotunde, einem prächtigen runden Gebäude im Garten, welches vermittelst schöner Kronleuchter und großer Spiegel auf das schönste erleuchtet war, und rund umher mit vortrefflichen Gemählden und Bildsäulen prangte, mit deren Betrachtung man sich Stundenlang auf die angenehmste Art beschäftigen kann, wenn man des Gewühls und Gedränges von Menschen in den Lustgängen des Gartens müde ist.

Unter den Gemählden stellt eins die Übergabe einer belagerten Stadt vor. Wenn man [37] dieß Gemählde lange ansieht, so wird man bis zu Thränen dadurch gerührt; denn der Ausdruck des höchsten Elends, der an Verzweiflung gränzt, bei den Belagerten, nebst der ängstlichen Erwartung des ungewissen Ausgangs, und was der Sieger über die Unglücklichen beschließen wird, ist in dem Gesicht der um Gnade flehenden Einwohner vom Greise bis auf den Säugling, den seine Mutter emporhält, so wahr und natürlich zu lesen, daß man sich ganz vergißt, und am Ende beinahe kein Gemählde mehr zu sehen glaubt.

Auch hier findet man die Büsten vozüglicher englischer Schriftsteller rund umher an den Seiten aufgestellt. So findet der Britte seinen Schackspear, Lokke, Milton, Dryden auch an den Plätzen des öffentlichen Vergnügens wieder, und ehret da ihr Andenken. Selbst das Volk lernt diese Namen kennen, und nennt sie mit Ehrfurcht. In dieser Rotunde ist auch ein Orchester, worinn bei regnigten Abenden die Musik aufgeführt wird. Doch genug von Vauxhall!

Ausgemacht ist es, daß die Englischen klassischen Schriftsteller, ohne alle Vergleichung, [38] häufiger gelesen werden, als die Deutschen, die höchstens, außer den Gelehrten, der Mittelstand, und kaum dieser ließt. Die Englischen Nationalschriftsteller ließt das Volk, wie unter andern die unzähligen Auflagen beweisen.

Meine Wirthinn, die nur eine Schneiderwittwe ist,

ließt ihren Milton, und erzählt mir, daß ihr verstorbner Mann, sie eben wegen der guten Deklamation, womit sie den Milton las, zuerst liebgewonnen habe. Dieser einzelne Fall würde nichts beweisen, allein ich habe schon mehrere Leute von geringerm Stande gesprochen, die alle ihre Nationalschriftsteller kannten und theils gelesen hatten. Dies veredelt die niedern Stände und bringt sie den Höhern näher. Es giebt dort beinahe keinen Gegenstand der gewöhnlichen Unterredung im höhern Stande, worüber der niedre nicht auch mitsprechen könnte. In Deutschland ist seit Gellerten noch kein Dichternahme eigentlich wieder im Munde des Volks gewesen.

Aber es wird auch mehr für den Vertrieb der klassischen Schriftsteller, für wohlfeile und bequeme Ausgaben gesorgt. Man hat sie alle [39] gebunden, in einer Folge in Taschenformat, und in welchem Format sie einer haben will. Ich habe mir für zwey Schillinge einen Milton in Duodez in niedlichem Franzband gekauft, der sich äusserst bequem in der Tasche tragen läßt. Auch scheinet es mir eine gute Einrichtung zu seyn, daß die Bücher, welche am häufigsten gelesen werden, größtentheils schon sehr sauber gebunden sind, wenn man sie kauft.

Allenthalben auf den Straßen trift man Antiquarien, die einzelne Stücke von Schakespear, und andre Kleinigkeiten für einen Penny, ja zuweilen für einen Halfpenny, (einen Dreyer nach unserm Gelde) verkaufen. Von einem solchen Antiquarius habe ich beide Theile vom Vikar von Wakefield für einen Sixpence oder halben Schilling (vier Groschen ohngefähr) gekauft.

Wie aber unsre deutsche Litteratur noch in England geschätzt wird, habe ich unter andern aus dem vorgedruckten Avertissement von einem Buche gesehen, das unter dem Titel the Entertaining Museum oder Complete Circulating Library, sowohl eine Reihe aller klassischen Englischen [40] Schriftsteller, als auch Übersetzungen von den berühmtesten französischen, spanischen, italienischen und selbst deutschen (even german) Romanen enthalten soll.

Bei diesem Buche ist auch der wohlfeile Preiß merkwürdig, wodurch die Bücher in England mehr unters Volk kommen. Damit, heißt es in dem Avertissement, jedermann im Stande seyn möge, dieß Werk zu kaufen, und sich allmälig eine sehr schätzbare Bibliothek anzuschaffen, ohne die Kosten gewahr zu werden, so wird wöchentlich ein Bändchen herauskommen, welches geheftet einen Sixpence (vier Groschen), und gebunden, mit dem Titel auf dem Rücken, neun Pence (6 Groschen) kostet. Der 25ste und 26ste Band von diesem Werke enthalten den ersten und zweiten Theil vom Landprediger von Wakefield, den ich eben von einem Antiquarius gekauft habe.

Die einzige Übersetzung aus dem Deutschen, welche in England vorzüglich Glück gemacht hat, ist wohl Geßners Tod Abels. Die Übersetzung ist dort weit öfter aufgelegt, wie in Deutschland das Original. Man hat schon die achtzehnte Edition [41] davon, und sie schreibt sich der Vorrede nach, von einem Frauenzimmer her. Klopstocks Messias ist, wie bekannt, äusserst schlecht aufgenommen worden; freilich soll auch die Übersetzung darnach seyn, ich kann sie hier nicht zu Gesicht bekommen. Herr Pastor Wendeborn hat eine deutsche Sprachlehre für die Engländer, in Englischer Sprache geschrieben, die gut aufgenommen ist. Nicht zu vergessen ist, daß die Schriften unsers Jakob Böhme sämmtlich ins Englische übersetzt sind.

London, den 13ten Juni.

So oft ich von Ranelagh gehört hatte, machte ich mir doch keine deutliche Vorstellung davon. Ich dachte mir darunter einen Garten, etwa von andrer Einrichtung wie Vauxhall, und wer weiß was. Gestern Abend ging ich zu Fuße hinaus, um diesen Ort des Vergnügens zu besuchen, verirrte mich aber nach Chelsea, wo ich einen Karrenschieber traf, der mich nicht nur sehr höflich zurechtwieß, sondern mich auch die Straße, die wir miteinander gingen, unter-[42]hielt, und sich von mir sehr viel von unserm King of Prussia erzählen ließ, nach welchem er sich sehr

eifrig erkundigte, sobald er auf Befragen, was für ein Landsmann ich wäre, von mir hörte, daß ich ein Königlich Preußischer Unterthan sey.

Ich langte also in Ranelagh an, und nachdem ich beim Eingange meine halbe Krone erlegt hatte, fragte ich nach der Thür zum Garten, man zeigte mir diese, und zu meiner großen Verwunderung trat ich in einen ziemlich unansehnlichen, schwach erleuchteten Garten, wo ich nur wenige Personen antraf. Es währte auch nicht lange, so wurde ich von einer jungen Lady, die da spazieren ging, und mir ohne Umstände ihren Arm bot, gefragt: warum ich hier so einsam ginge? Ich schloß nun, dieß könne unmöglich das prächtige, gepriesne Ranelagh seyn, als ich nicht weit von mir verschiedne Leute in eine Thüre gehen sahe, denen ich folgte, um etwa dadurch wider ins Freie zu kommen, oder die Scene zu verändern.

Aber welch ein Anblick, als ich auf einmal aus der Dunkelheit des Gartens in ein von vie-[43]len hundert Lampen erleuchtetes rundes Gebäude trat, das an Pracht und Schönheit alles übertraf, was ich noch dergleichen gesehen hatte! Alles war hier Cirkelförmig: oben eine Gallerie mit abgetheilten Logen, und auf einem Theil derselben eine Orgel mit einem schöngebauten Chore, von welchem Instrumental- und Vokalmusik herunterschallte; unter dieser Gallerie rund umher schön ausgemahlte Nischen für diejenigen, welche Erfrischungen zu sich nehmen wollen; der Fußboden mit Teppichen belegt, in der Mitte desselben vier hohe schwarze Pfeiler, innerhalb welcher zierliche Kamine zur Zubereitung von Kaffee, Thee und Punsch angebracht sind, und um welche in der Ründung mit allerley Erfrischungen besetzte Tische stehen. Um diese vier Pfeiler drehet sich nun die ganze schöne Welt von London, im dicksten Gedränge spazieren gehend, wie eine bunte Spindel herum.

In dieß Gedränge mischte ich mich zuerst. Und ich muß gestehen, daß die mannigfaltig abwechselnden Gesichter, wovon wirklich bei weitem die größte Anzahl von blen-

dender Schönheit ist, [44] nebst der Erleuchtung, und der Größe, Majestät und Pracht des Orts, und der beständig dabei forttönenden Musik, einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf die Phantasie macht, und daß einem, der dieß zum erstenmal siehet, ohngefähr so dabei zu Muthe ist, wie bei den Feenmährchen, die er in seiner Kindheit gelesen hat.

Als ich des Gedränges und Herumgehens im Cirkel müde war, setzte ich mich in eine der Nischen, um einige Erfrischungen zu nehmen, und sahe aus dieser nun mit Muße, diesem Spiele und Gedränge der fröhlichen sorgenfreien Welt zu, als ein Aufwärter mich sehr höflich fragte, was ich für Erfrischungen verlangte, und mir das Verlangte in wenig Minuten brachte. Zu meiner Verwunderung wollte dieser für die Erfrischungen kein Geld von mir annehmen, welches ich mir nicht erklären konnte, bis er mir sagte, daß alles schon mit der halben Krone beym Eingange bezahlt sey, und daß ich nur befehlen dürfte, wenn ich noch etwas genießen wollte, ihm aber, wenn es mir gefiele, ein kleines Trinkgeld geben möchte. Dieß gab ich ihm sehr gerne, weil ich für meine halbe [45] Krone nicht so viel Höflichkeit und gute Bewirthung erwartet hatte.

Ich ging nun auf die Gallerie, und setzte mich in eine der Logen, wo ich, wie ein ernster Weltbeschauer, auf das beständig im Cirkel sich umher drehende Gewühl hinunterblickte, und Sterne, und Ordensbänder, französische Frisuren, und ehrwürdige Perücken, das Alter, und die Jugend, die Hoheit und den simpeln Mittelstand im bunten Gewimmel sich einander durchkreuzen sahe. Ein Engländer, welcher sich zu mir gesellte, zeigte mir da auf mein Befragen, Prinzen und Lords mit ungeheuren Sternen, womit sie die übrige unansehnlichere Menge verdunkelten.

Hier drehten sich andre im ewigen Cirkel herum, um zu sehen und gesehen zu werden; dort versammlete sich ein Trupp eifriger Dilettanten in der Tonkunst vor dem

Orchester und schmaußte mit den Ohren, indeß andre bei den wohlbedienten Tischen auf eine reellere Art ihren lechzenden Gaumen erfrischten, und noch andre, so wie ich, einsam auf der Gallerie in dem Winkel einer Loge saßen, um über dieß alles ihre Betrachtungen anzustellen.

[46] Nun machte ich mir noch einigemal das Vergnügen, allen diesen Glanz und Pracht auf wenige Augenblicke mit der Dunkelheit des Gartens zu vertauschen, und mir die angenehme Überraschung zu erneuern, die mir mein erster Eintritt in das Gebäude verursachte. So brachte ich hier unter beständiger Abwechselung von Vergnügen einige Stunden in die Nacht zu, wo das Gedränge allmälig sich verminderte, und ich dann auch eine Kutsche nahm und nach Hause fuhr.

In Ranelagh schien mir die Gesellschaft ausgesuchter und feiner als in Vauxhall zu seyn; denn von geringem Stande geht niemand hin, der nicht seinen besten Schmuck anlegt, uud es dadurch der feinen Welt gleich zu thun sucht, wenigstens sah ich unter der ganzen Menge keinen, der nicht seidene Strümpfe getragen hätte. Die ärmsten Familien machen wenigstens jährlich einmal den Aufwand, sich nach Ranelagh fahren zu lassen, wie meine Wirthinn versicherte, daß sie selbst einen Tag im Jahre festzusetzen pflegte, an dem sie ohnfehlbar nach Ranelagh [47] führe. Übrigens ist der Aufwand in Ranelagh nicht so groß, wie in Vauxhall, wenn man auf die Erfrischungen siehet, denn wer in Vauxhall zu Abend essen will, wie es die meisten thun, dem kann leicht eine sehr spärliche Mahlzeit eine halbe Guinee kosten.

Das Parlament.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich schon im Parlament gewesen bin, und doch ist dieß das Wichtigste. Und wenn ich in England auch sonst nichts als dieß gesehen hätte, so würde ich mich für meine Reise schon hinlänglich belohnt halten.

So wenig ich mich auch sonst um die politische Welt

bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe werth ist, war ich doch sehr begierig, einer Parlamentssitzung mit beizuwohnen, und dieser Wunsch wurde mir sehr bald gewährt.

An einem Nachmittage um drei Uhr, wo gemeiniglich die Sitzung anhebt, erkundigte ich [48] mich nach Westminsterhall, und wurde von einem Engländer sehr höflich zurechtgewiesen, wie denn dieß überhaupt geschiehet, man mag fragen, wen man wolle, so daß man sich, wenn man nur einigermaßen der Sprache mächtig ist, mit leichter Mühe durch gänz London finden kann.

Westminsterhall ist ein ungeheures Gothisches Gebäude, dessen Gewölbe nicht von Pfeilern unterstützt wird; statt deren sind aber an beiden Seiten des Gewölbes große und unförmliche aus Holz geschnittene Engelsköpfe angebracht, die dasselbe zu tragen scheinen.

Wenn man durch diese lange Halle geht, so steigt man am Ende ein Paar Stuffen hinauf, und kömmt zur linken Seite durch einen dunkeln Gang, ins Haus der Gemeinen, das unten eine große doppelte Thür hat, und auf einer kleinen Treppe kömmt man zu der Gallerie für die Zuschauer.

Als ich das erstemal diese Treppe hinaufging, und an das Geländer kam, sah ich hier einen sehr feinen Mann in einem schwarzen Kleide stehen: den ich fragte, ob ich auf die Gallerie [49] kommen dürfe? Er antwortete mir, ich müsse von einem Parlamentsgliede heraufgebracht werden, sonst könne es nicht geschehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, ein Parlamentsglied zu kennen, und also mißvergnügt wieder die Treppe hinunter ging, hörte ich mir etwas von bottle of wine nachschallen, das ich mir schlechterdings nicht erklären konnte, bis ich zu Hause kam, und von meiner Wirthinn hörte, ich hätte dem feingekleideten Manne eine halbe Krone oder zwei Schillinge zu einer Bouteille Wein in die Hand drücken sollen. Dieß that ich den folgenden Tag, wo mir derselbe Mann, der mich vorher abgewiesen hatte, nachdem ich ihm nur

zwei Schillinge in die Hand gedrückt, sehr höflich die Thür öfnete, und mir selber einen Platz auf der Gallerie anwieß.

Und nun sah ich also zum erstenmale in einem ziemlich unansehnlichen Gebäude, das einer Kapelle sehr ähnlich sieht, die ganze Englische Nation in ihren Repräsentanten versammelt: der Sprecher, ein ältlicher Mann, mit einer ungeheuren Allongenperücke, in einem schwarzen Mantel, den Hut auf dem Kopfe, mir ge- [50] rade gegenüber auf einem erhabenen Stuhle, der mit einer kleinen Kanzel viel Ähnlichkeit hat, nur daß vorn das Pulpet daran fehlt; vor diesem Stuhle ein Tisch, der wie ein Altar aussieht, vor welchem wiederum zwei Männer, welche Clerks heißen, schwarz gekleidet und in schwarzen Mänteln sitzen, und auf welchem neben den pergamentnen Akten, ein großer vergoldeter Scepter liegt, der allemal weggenommen, und in ein Behältniß unter den Tisch gelegt wird, sobald der Sprecher von seinem Stuhle herabsteigt, welches geschieht so oft sich das Haus in eine sogenannte Kommittee oder bloße Untersuchung verwandelt, während welcher es seine Würde, als gesetzgebende Macht gewissermaßen ablegt. Sobald dieß vorbei ist, sagt jemand zu dem Sprecher: nun könnt ihr euch wieder hinsetzen! und sobald der Sprecher seinen Stuhl besteigt, wird auch der Scepter wieder vor ihm auf den Tisch gelegt.

An den Seiten des Hauses rund umher unter der Gallerie sind die Bänke für die Parlamentsglieder, mit grünem Tuch ausgeschlagen, immer eine höher, als die andre, wie unsre Chöre in den [51] Kirchen, damit derjenige, welcher redet, immer über die vor ihm sitzenden wegsehen kann. Eben so sind auch die Bänke auf der Gallerie. Die Parlamentsglieder behalten ihre Hüte auf, aber die Zuschauer auf der Gallerie sind unbedeckt.

Die Parlamentsglieder im Unterhause haben nichts Unterscheidendes in ihrer Kleidung; sie kommen im Überrock und mit Stiefeln und Sporen herein. Es ist nichts ungewöhnliches, ein Parlamentsglied auf einer von den

Bänken ausgestreckt liegen zu sehen, indeß die andern debattiren. Einige knakken Nüsse, andre essen Äpfelsinen, oder was sonst die Jahrszeit mit sich bringt. Das Ein- und Ausgehen dauert fast beständig, und so oft jemand hinausgehen will, stellt er sich erst vor den Sprecher, und macht ihm seinen Reverenz, gleichsam als ob er ihn, wie ein Schulknabe seinen Präceptor, um Erlaubniß bittet.

Das Reden geschiehet ohne alle Feierlichkeit: einer steht bloß von seinem Sitze auf, nimmt seinen Hut ab, wendet sich gegen den Sprecher, an den alle Reden gerichtet sind, be- [52] hält Hut und Stock in einer Hand, und mit der andern macht er seine Gesten.

Redet einer schlecht, oder hat das, was er sagt, für die meisten nicht Interesse genug, so ist oft ein solches Lermen und Gelächter, daß der Redende kaum sein eignes Wort hören kann, welches für diesen eine sehr ängstliche Lage seyn muß; und dann hat es sehr viel Komisches, wenn der Sprecher auf seinem Stuhle, wie ein Präceptor zu wiederhohltenmalen Ordnung gebietet, indem er ausruft, to Order, to Order! ohne daß eben viel darauf geachtet wird.

Sobald hingegen einer gut und zweckmäßig redet, so herrscht die äußerste Stille, und einer nach dem andern giebt seinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er hear him! hört ihn! ruft, welches denn freilich oft vom ganzen Hause auf einmal geschiehet, und auf die Weise ein solches Geräusch verursacht, daß der Redende wiederum durch eben dieses hear him! oft unterbrochen wird. Demohngeachtet ist dieser Zuruf immer eine große Aufmunterung, und ich habe oft bemerkt, daß einer, der mit einiger Furchtsamkeit oder Kälte zu reden anfängt, am Ende da- [53] durch in ein solches Feuer gesetzt wird, daß er mit einem Strome von Beredtsamkeit spricht.

Weil alle Reden an den Sprecher gerichtet sind, so fangen sie sich immer mit Sir an, auf welche Anrede der Sprecher seinen Hut ein klein wenig abnimmt, ihn

aber sogleich wieder aufsetzt. Dieses Sir, dient denn auch oftmals, die Übergänge in den Reden zu machen, und ist ein gutes Hülfsmittel, sobald jemanden sein Gedächtniß verläßt. Denn während, daß er Sir sagt, und dabei eine kleine Pause macht, besinnt er sich auf das Folgende. Doch habe ich auch gesehen, daß einer am Ende eine Art von Koncept aus der Tasche ziehen mußte, wie ein Kandidat, der in der Predigt stecken bleibt: sonst werden die Reden nicht abgelesen. Diese Reden haben ebenfalls ihre Gemeinörter, als z. B. worauf in diesem Hause immer vorzüglich Rücksicht genommen werden müsse, und dergleichen.

Gleich am ersten Tage zeigte mir ein Engländer, der neben mir auf der Gallerie saß, die vornehmsten Mitglieder des Parlaments, als Fox, Burke, Rigby u. s. w., die ich alle reden [54] hörte. Es wurde debattirt, ob dem Admiral Rodney außer dem Lordstitel noch eine reelle Belohnung sollte gegeben werden; zugleich wurde Fox von dem jungen Lord Fielding vorgeworfen, daß er sich als Minister der Wahl des Admiral Hood zum Parlamentsgliede für Westminster entgegengesetzt habe.

Fox hatte seinen Platz zur rechten Seite des Sprechers, nicht weit von dem Tische, worauf der vergoldete Scepter liegt, nun nahm er seine Stellung so nahe an diesem Tische, daß er ihn mit der Hand erreichen, und manchen herzhaften Schlag darauf thun konnte, nachdem es der Affekt seiner Rede erforderte: Und wie er sich nun gegen den Lord Fielding vertheidigte, indem er behauptete, daß er sich nicht als Minister, sondern bloß als Privatmann dieser Wahl entgegengesetzt, und seine Stimme einem andern, nehmlich dem Herrn Cecil Wray, gegeben habe; und daß der König, da er ihn zum Staatssekretär gemacht, keinen Tausch mit ihm eingegangen sey, wodurch er seine Stimme als Privatmann verlöhre, welchen Tausch er nicht würde angenommen haben; und mit wel-[55]chem Feuer und hinreißender Beredtsamkeit er sprach, und wie der Sprecher auf dem Stuhle aus seiner Wolkenperücke ihm unauf-

hörlich Beifall zunickte, und alles hear him! hear him! rief, und Speak yet! wenn es schien, als wollte er aufhören zu reden; und er auf die Weise beinahe zwei Stunden nacheinander sprach, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Rigby hielt darauf noch eine kurze aber sehr launigte Rede, worinn er sagte, wie wenig der bloße Lords- oder Lady'stitel ohne Geld zu bedeuten habe, und schloß mit der lateinischen Sentenz: infelix paupertas, quia ridiculos miseros facit, nachdem er vorher sehr fein bemerkt hatte, man müsse erst zu erfahren suchen, ob der Admiral Rodney nicht wiederum einige wichtige Prisen gemacht hätte, weil er alsdann eben keiner Belohnung an Gelde mehr bedürftig seyn würde. Ich bin nachher fast alle Tage im Parlament gewesen, und ziehe die Unterhaltung, die ich dort finde, den meisten andern Vergnügungen vor.

Fox ist immer noch bei dem Volke sehr beliebt, ob man gleich unzufrieden darüber ist, daß auf seine Veranstaltung der Admiral Rodney [56] zurückgerufen wird, auf den ich ihn doch selbst die stärkste Lobrede habe halten hören. Charles Fox ist schwärzlich, klein, untersetzt, gemeinhin schlecht frisirt, hat ein etwas jüdisches Ansehen, ist übrigens wohlgebildet, und die Politik sieht ihm aus den Augen: Mr. Fox is cunning like a Fox habe ich hier oft sagen hören. Burke ist ein wohlgewachsener langer gerader Mann, der schon etwas ältlich aussieht. Rigby ist sehr korpulent, und hat ein rothes starkes Gesicht.

Sehr auffallend waren mir die offenbaren Beleidigungen und Grobheiten, welche sich oft die Parlamentsglieder einander sagten, indem der eine z. B. aufhörte zu reden, und der andre unmittelbar darauf anfing: it is quite absurd u. s. w. Es ist höchst ungereimt, was der right honourable Gentleman, mit diesem Titel beehren sich die Parlamentsglieder vom Unterhause, eben jetzt vorgetragen hat. Niemals aber sagt, der Einrichtung gemäß, jemand dem andern ins Gesicht, daß er z. B. einfältig gesprochen habe, sondern er wendet sich, wie ge-

wöhnlich, zu dem Sprecher, und sagt, indem er diesen anredet, [57] der right honourable Gentleman habe sehr einfältig gesprochen.

Sehr komisch sieht es aus, wenn zuweilen einer spricht, und der andre die Gestus dazu macht: wie ich dieß einmal bei einem alten ehrlichen Bürger bemerkte, der sich selbst nicht zu reden getraute, aber indeß sein Nachbar sprach, jede nachdrückliche Sentenz desselben mit einer eben so nachdrücklichen Gestikulation, wobei sein ganzer Körper in Bewegung gerieth, bezeichnete.

Oft verirret sich der Gang der Debatten in einen Privatwortwechsel und Mißverständnisse untereinander, wenn dieß zu lange dauert, und man zu sehr von der Hauptsache abkömmt, so wird man endlich des Dings überdrüssig, und es entstehet ein allgemeines Rufen: The question! The question! Dieß muß zuweilen öfter wiederhohlt werden, weil immer einer gegen den andern noch gern das letzte Wort haben will. Endlich aber kömmt es denn doch zum Stimmen, und der Sprecher sagt: wer für die Sache ist, der sage ay, und wer darwieder ist, sage no! Dann hört man ein verwirrtes Geschrei von ay und no untereinander. Und der Sprecher sagt [58] entweder: mir däucht, es sind mehr ay's als no's, oder, es sind mehr no's als ay's. Denn müssen aber alle Zuschauer von der Gallerie gehen, und das eigentliche Stimmen nimmt erst seinen Anfang. Die Parlamentsglieder schreien alsdann zu der Gallerie hinauf withdraw! withdraw! bis alle Zuschauer entfernt sind. Diese werden solange in ein Zimmer unten an der Treppe eingesperrt, und wenn das Stimmen vorbei ist, wieder hinaufgelassen. Hier habe ich mich über den Muthwillen, selbst bei gesitteten Engländern wundern müssen, mit welcher Gewalt sie sich wieder aus der Stube hinausdrängten, sobald nur die Thüre geöfnet wurde, um die ersten zu seyn, die wieder auf der Gallerie ankamen. Auf die Weise sind wir zuweilen zwei bis dreimal von der Gallerie fortgeschickt, und wieder hinaufgelassen worden.

Unter den Zuschauern giebt es Leute von allerlei Stande, auch sind beständig Damen darunter. Ein Paar Geschwindschreiber haben zuweilen nicht weit von mir gesessen, die auf eine etwas verstohlne Weise, die Worte des Redenden nachzuschreiben suchten, welche denn gemeiniglich noch [59] denselben Abend gedruckt zu lesen sind. Vermuthlich werden diese Leute von den Verlegern der Zeitungen besoldet. Einige Personen giebt es, die beständige Zuschauer im Parlament sind, und für eine ganze Sitzung eine Guinee an den Thürsteher pränumeriren. Von den Parlamentsgliedern habe ich gesehen, daß einige ihre Söhne, als junge Knaben schon mit in dies Haus und auf ihre Sitze nahmen.

Es ist im Vorschlage gewesen, daß im Oberhause auch eine Gallerie für Zuschauer errichtet werden solle. Dieß ist aber nicht zu Stande gekommen. Auch geht es im Oberhause schon sittsamer und hofmäßiger zu. Wer aber Menschen beobachten, und die abstechendsten Charaktere in ihren stärksten Äußerungen betrachten will, der gehe ins Unterhaus!

Vergangnen Dienstag war Hängetag; es war aber auch zugleich eine Parlamentswahl: eins von beiden konnte ich nur mit ansehen, ich zog denn, wie natürlich, das letztre vor, indem ich nur in der Ferne die Todtenglocke jener Opfer der Gerechtigkeit läuten hörte. Jetzt beschreibe ich Ihnen also

[60] Eine Parlamentswahl.

Die Städte London und Westminster schicken jede zwei Mitglieder ins Parlament. Fox ist eins von den beiden Mitgliedern für Westminster; die erledigte Stelle des zweiten sollte besetzt werden. Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox, statt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeschlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen soll es bei solchen Wahlen, wenn eine Oppositionsparthei da ist, blutige Köpfe setzen; hier war aber die Wahl schon so gut wie geschehen, weil diejenigen, die

sich für den Admiral Hood beworben hatten, schon von freien Stücken zurückgetreten waren, da sie sahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geschahe in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nehmlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechseln ist, ein Gerüst für die Wählenden gebauet, die in rothen Mänteln und mit weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken saßen: ganz oben war ein [61] Stuhl für den Präses: alles aber war nur von Holz und Brettern zusammengeschlagen. Vorn auf dem Gerüste, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier standen diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüste hatte sich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigste Pöbel versammlet. Die Redner bückten sich tief vor diesem Haufen, und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und diesen Gentlemen mit Hand und Mund versprechen, seine Pflichten, als ihr Repräsentant im Parlament, auf das getreuste zu erfüllen. Auch entschuldigte er sich mit seiner Reise und Kränklichkeit, daß er nicht einem jeden unter ihnen, wie es sich gebühre, seine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge so still wie das tobende Meer, wenn der Sturm sich gelegt hat, und alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und sobald er aufgehört hatte zu reden, erschallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und jeder schwenkte seinen Hut, und der schmuzigste Kohlenträger seine Mütze um den Kopf.

[62] Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in seiner neuen Würde von einem Manne vorgestellt, der in einer wohlgesetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünschte. Dieser Mann hatte eine gute Ausrede: he speaks very well! sagte ein Karrenschieber der neben mir stand.

Kleine Knaben hingen sich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob sie überzeugt wären, daß auch sie schon mit angeredet würden, hörten sie aufmerksam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weise durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem sie, wie die Erwachsenen, ihre Hüte um den Kopf schwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Koriolan, Julius Cäsar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelspiel seyn, so kann doch selbst eine solche Chimäre das Herz und den Geist erheben.

O lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem was vorgeht seine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volks mit einstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu er- [63] kennen giebt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sey, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren sehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in seinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen; zuletzt nachdem der Aktus beinah vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und alles schrie: Fox! Fox! ich rief selber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er schlechterdings nicht als Staatsminister, sondern nur als Privatmann bei dieser Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun alles vorbei war, so zeigte sich der Muthwille des Englischen Pöbels im höchsten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüste mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tausend lange Streifen zerrissen, womit der Pöbel einen Cirkel schloß, in [64] welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und so zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country J'll shed every Drop of my Blood! sagt der kleine Jacky in unserm Hause, ein Knabe, der kaum zwölf Jahr alt ist. Vaterlandsliebe und kriegrische Tapferkeit ist gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Weibern abgesungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unser Jacky eins mit zu Hause, worinn die Geschichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer kommandirte, als ihm schon beide Beine abgeschossen waren, und er sich mußte emporhalten lassen. Die Verachtung des Volks gegen den König geht erstaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab' ich wer weiß wie oft sagen hören; indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhob. Dieser habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal so viel Verstand darinn, als [65] der König von England in seinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei einigen ging die Verehrung gegen unsern Monarchen so weit, daß sie sich ihn im Ernst zum Könige wünschten. Nur wunderten sie sich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine so große Anzahl davon einquartirt sind, da sich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken lassen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer großen, vergoldeten Wagen gesehen, welchem eine erstaunliche Menge von Kutschen folgten, in denen die übrigen Magistratspersonen oder sogenannten Aldermänner von London sitzen. Doch genug für diesesmal;

London, den 17ten Juni.

Ich habe nun London alle Tage nach verschiednen Richtungen durchstrichen, und bin jetzt, nach meinem Grundriß zu urtheilen, mit diesen Wanderungen beinahe

fertig. Dann solls wei- [66] ter ins Land gehn, und das, wills Gott! in ein Paar Tagen, denn schon lange bin ich des immerwährenden Kohlendampfes müde, und sehr begierig, einmal eine reinere Luft wieder einzuathmen.

Es ist wohl war, daß London, im Ganzen genommen, nicht so schön wie Berlin gebaut ist, aber es hat mehrere und schönere große Plätze, die sogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl sind, und die denn doch unsern Gens d'armes-Markt, Denhofschen, und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen scheinen. Diese Squares oder viereckigten Plätze enthalten die prächtigsten Gebäude von London, und innerhalb derselben ist ein runder grüner Rasenplatz mit einem Geländer eingefaßt, in dessen Mittelpunkt gemeiniglich eine Statüe errichtet ist, wovon die, welche ich gesehen habe, zu Pferde und vergoldet waren. In Großvenorsquare ist statt dieses Rasenplatzes sogar ein kleines Wäldchen in der Ründung angelegt. Einer der längsten aber auch angenehmsten Wege, die ich gemacht habe, ist von Paddington nach Islington, wo man zur linken [67] Seite eine schöne Aussicht auf die nahegelegnen Hügel, und vorzüglich nach dem Dorfe Hampstead, das an einem dieser Hügel erbauet ist, und zur rechten Seite die Straßen der Stadt London in einem abwechselnd schönen Prospekte hat. Freilich ist es gefährlich, hier, besonders in den Mittags- und Abendstunden allein zu gehen: denn noch vergangene Woche ist auf eben diesem Wege ein Mensch beraubt und erschlagen worden. Doch nun von etwas andern!

Das brittische Museum.

Ich habe auch Herrn Pastor Woide kennen lernen, der mit dem brittischen Museum in Verbindung steht, und mir Gelegenheit verschaft hat, dasselbe, noch am Tage vorher, ehe es geschlossen wurde, zu sehen; da man sich sonst vierzehn Tage vorher melden muß, ehe man zugelassen wird. Eigentlich habe ich aber freilich nur die Zimmer und Glasschränke, und Bücherrepositoria im

brittischen Museum, und nicht das brittische Museum selbst gesehn, so schnell wurden wir durch die Zimmer ge- [68] führt. Die Gesellschaft bestand aus allerlei, auch ganz niedrigen Personen, beiderlei Geschlechts: denn weil es ein Eigenthum der Nation ist, so muß einem jedweden der Zutritt dazu verstattet werden. Ich hatte Herrn Wendeborns Beiträge bei mir, wodurch ich wenigstens auf einiges Specielle, als die ägyptischen Mumien, einen Homerskopf, und einige andre Dinge aufmerksam gemacht wurde. Sobald das die übrige Gesellschaft von Engländern bemerkte, versammelten sie sich um mich, und ich unterrichtete sie aus Herrn Wendeborns deutschem Buche, was hier zu sehen sey. Der Trustee oder Aufseher, welcher uns herumführte, bezeigte eine spöttische Verwunderung, da er erfuhr, daß ich eine deutsche Beschreibung vom brittischen Museum bei mir habe. Man ist in einer Art von Betäubung, wenn man binnen einer Stunde durch alle diese Zimmer geht, und die ungeheuren Schätze von Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümern und Gelehrsamkeit anstaunt, woran man wenigstens ein Jahr aufmerksam zu betrachten, und eine Lebenszeit zu studiren haben würde. Theilweise soll die Sammlung von [69] andern weit übertroffen werden, aber im Ganzen genommen, und an Vollständigkeit dieser keine gleich kommen. Durchreisende Theologen pflegen sich gern den Alexandrinischen Kodex zeigen zu lassen, um sich mit ihren Augen zu überzeugen, ob die Stelle: Drei sind die da zeugen, u. s. w. darinn steht, oder nicht.

Der Herr Pastor Woide wohnt nicht weit von Paddington, ganz am Ende der Stadt, in einer sehr angenehmen Gegend, wo man schon eine weit freiere und reinere Luft einathmet, als mitten in der Stadt. Seine Verdienste um die orientalische Litteratur sind bekannt. Er ist aber auch ein sehr umgänglicher und dienstfertiger Mann.

Das Theater zu Haymarket.

Vergangene Woche bin ich denn auch zweimal in der Englischen Komödie gewesen. Das erstemal wurde der

Nabob aufgeführt, wovon der verstorbene Foot Verfasser ist, und zum Nachspiel wurde ein komisches Singspiel The [70] Agreeable Surprise, die angenehme Überraschung gegeben; das andremal aber der Englische Kaufmann, welches Stück ins Deutsche übersetzt, und unter dem Titel: die Schottländerinn oder das Kaffeehaus, bekannt ist.

Das Theater zu Koventgarden und Drurylane habe ich nicht gesehen, weil auf denselben im Sommer nicht gespielt wurde. Auch reisen die besten Schauspieler vom May bis zum Oktober aufs Land, und spielen nur im Winter. Die Schauspieler, welche ich gesehen habe, waren, einige wenige ausgenommen, eben nicht sonderlich.

In den Logen bezahlt man fünf, im Parterre drei, in der ersten Gallerie zwei, und in der letzten oder Obergallerie einen Schilling. Und gerade diese Obergallerie macht für ihren einen Schilling das meiste Lerm. Ich war im Parterre, welches bis an das Orchester schräg hinuntergeht, und von oben bis unten mit Bänken versehen ist. Und alle Augenblicke kam eine faule Apfelsine bei mir oder meinem Nachbar vorbei, mir auch wohl auf den Hut geflogen, ohne daß ich es wagen durfte, mich um= [71] zusehen, wenn mir nicht auch eine ins Gesicht geflogen kommen sollte.

Beiläufig werden diese Äpfelsinen sehr häufig in London gegessen, und man verkauft sie um einen ziemlich wohlfeilen Preiß, zuweilen eine oder gar zwey für einen Halfpenny, oder einen Dreier nach unserm Gelde. In der Komödie hingegen forderte man mir für eine einen Sixpence ab.

Außer diesem Werfen von der Gallerie hat das Schreien und Stampfen mit den Stöcken kein Ende bis der Vorhang aufgezogen ist. Ich sahe einen großen Müller= oder Beckerjungen mit seinem Stocke über das Geländer reichen, und immer auswendig mit aller Gewalt daran schlagen, so daß ihn jedermann sehen konnte, ohne daß er sich gescheuet oder geschämt hätte. Zuweilen hörte ich auch, daß Leute aus der untern Gallerie mit der obern zankten.

Hinter mir im Parterre saß ein junger Geck, der um seine prächtigen Steinschnallen brilliren zu lassen, immer seinen Fuß auf meine Bank, und auch wohl auf meinen Rockschoos setzte, wenn ich seinen Schnallen nicht Platz machte.

[72] In den Logen saßen die Bedienten der Herrschaften, die nicht da waren, ganz in einem Winkel; denn wenn es einer wagt, sich darinn blicken zu lassen oder hinaus zu sehen, soll er gleich mit einer ganzen Ladung Apfelsinenschalen von der Gallerie begrüßt werden.

In dem Nabob von Foot sind lokal und persönliche Anzüglichkeiten, die für einen Fremden verlohren gehen. Der Nabob, welchen ein Mr. Palmer mit alle dem vornehmseynwollenden affektirten Air eines plötzlich zu ungeheuren Reichthümern gelangten Geckes, spielte, wurde von einer Gesellschaft naturforschender Freunde, von Quäkern, und wer weiß von wem sonst, zum Mitgliede gesucht und aufgenommen, und eine höchst einfältige Rede, die er spottweise in dem naturforschenden Klubb hielt, mit Bewunderung angehört. Die beiden Scenen mit den Quäkern, und mit der Gesellschaft Naturforscher, die mit den wichtigsten Minen, ihren Präses in der Mitten, an einem grünen Tische saßen, indeß der Sekretär die lächerlichen Geschenke des Nabobs sehr sorgfältig aufzeichnete, waren höchst komisch. Eine der letzten Scenen [73] nahm sich noch am besten aus, wo des Nabobs alter Freund und Spielkamerad ihn besucht, der ihn ohne Umstände bei seinem Taufnahmen anredet, aber auf alle seine Fragen: ob er ihn denn nicht mehr kenne, sich nicht noch jenes Spiels, jener Schlägerei, die sie als Kinder gehabt, u. s. w. zu erinnern wisse, mit einem kalten und spöttischen: no Sir! und vornehmen Achselzucken zurückgewiesen wird, das äusserst karakteristisch war.

Das Nachspiel the agreeable Surprise, war wirklich eine sehr komische Farce. Und auch hier habe ich denn gesehen, daß die Schulmeister, so wie allenthalben, auf dem Theater lächerlich gemacht werden, welches auch sehr

natürlich ist, denn die Pedanterie der Schulmeister in England geht so weit, wie irgendwo. Eben der, welcher in dem vorigen Stücke, mit sehr viel Natur und eigenthümlicher Laune den ehemaligen Schulkameraden des Nabob spielte, machte hier den Schulmeister. Er heißt Edwin, und ist gewiß einer der besten unter den Schauspielern die ich hier gesehen habe.

[74] Dieser Schulmeister ist denn in ein gewisses Bauermädchen, Nahmens Cowslip, verliebt, der er auf eine wunderliche mythologischgrammatikalische Art seine Liebeserklärungen thut, und von der er unter andern einmal in voller Begeisterung folgende Arie singt, wobei er fast vor Zärtlichkeit zerschmilzt, indem er von der Konjugation anfängt und mit der Deklination und dem Genere aufhört:

Amo, amas
I love a Lass,
She is so sweet and tender!
It is sweet Cowslips grace
In the nominative Case
And in the foeminine Gender.

Das in the nominative Case, und in the foeminine Gender singt er insbesondre mit einer unnachahmlichen Zärtlichkeit. Dabei behält dieser Edwin bei seinen komischen Rollen immer etwas gutmüthiges im Gesicht, das ich noch bei keinem komischen Schauspieler so bemerkt habe, und welches macht, daß man ihm ohngeachtet aller seiner Lächerlichkeiten gut bleibt, und sich für [75] den Charakter, den er vorstellt, doppelt interessiret. Nichts gleicht dem Ton und der Mine voll Selbstgefälligkeit, womit er einem, der ihn fragte, ob er ein Scholar, (ein Studierter) wäre, zur Antwort gab: Why, I was a Master of Scholars! Eine Mrs. Webb stellte eine Käsehändlerin vor, und spielte das gemeine Weib so natürlich, wie ich es noch nirgends gesehen habe. Ihr starker Körper und ihr ganzes Äussere schien aber auch dazu gemacht zu seyn.

Der arme Edwin mußte als Schulmeister sich fast heißer singen, indem er seine Deklinations- und Konjugations-

Arien oft zwei bis dreimal wiederholen mußte, wenn es der Obergallerie beliebte encore! zu rufen, und dann mußte er sich noch mit einem tiefen Reverenz für den hohen Beifall bedanken.

Das stärkste Komische des Stücks liegt übrigens in einer Lüge, die in dem Munde der Wiedererzählenden immer ungeheurer anwächst, so lange das Stück dauert, und die Zuschauer beinahe in einem ununterbrochenen Gelächter erhält. Die Piece ist noch nicht gedruckt, sonst, [76] hätte ich Lust, mich an eine Übersetzung oder Nachahmung zu wagen.

Den Englischen Kaufmann, oder die Schottländerinn, habe ich bei uns in der Übersetzung weit besser, als hier im Original aufführen sehen. Insbesondre spielte Herr Fleck in Hamburg den Englischen Kaufmann mit weit mehr Interesse, Wahrheit und Biederheit, als hier ein gewisser Aickin, der wenig oder nichts von dem eigenthümlichen originellen Wesen des Freeports ausdrückte, sondern ihn beinahe mit seiner abgemeßnen Sprache und Gange in einen galanten Herrn verwandelt hätte.

Der alte treue Bediente, welcher für seinen Herrn das Leben lassen will, hatte einen gravitätischen Gang, wie ein Minister. Den Zeitungsschreiber Spatter machte eben der Herr Palmer, welcher den Nabob gespielt hatte; jedermann sagte aber er mache ihn zu Gentlemanlike. das ist zu sehr mit dem Air und Wesen eines Gentleman oder feinen Mannes: auch war seine Person zu ansehnlich dazu.

Die Amalia wurde von einer Schauspielerinn gemacht, die zum erstenmal hier auftrat, [77] und daher aus Furchtsamkeit noch etwas leise sprach, so daß man sie nicht allenthalben hören konnte: speak louder, o speak louder! fing ein Kerl auf der Obergallerie an, und sie bequemte sich den Augenblick lauter zu sprechen.

Neben mir im Parterre, war man oft mit seinem Beifall sehr verschwenderisch, bei der kleinsten oft unbedeutendsten Rede, die mit einigen Affekt gesagt ward,

riefen immer einige Stimmen, very well! als wenn sie, wer weiß was für einen Meisterzug der Schauspielkunst bemerkt hätten. Daher ist denn dieß very well auch von wenigem Nachdruck.

The agreeable Surprise wurde wiederhohlt, und ich sahe es zum zweitenmale mit Vergnügen. Es ist auch ein Lieblingsstück geworden, und wird immer mit dem Zusatz: the favourite musical Farce angekündigt. Das Theater schien mir etwas größer wie das Hamburger zu seyn, und das Haus war beidemal sehr voll. So viel von der Englischen Komödie!

Englische Sitten und Erziehung.

Nun noch etwas die Pädagogik betreffend. Ich habe die Einrichtung einer hiesigen sogenann- [78] ten Akademie gesehen, deren es in London eine ungeheure Menge giebt, die aber im Grunde weiter nichts, als kleine von Privatleuten errichtete Pensionsanstalten für Kinder und junge Leute sind.

Der eine von den beiden Engländern, die meine Reisegefährten waren, machte mich dem Herrn Green bekannt, der in der Gegend von Paddington wohnet, und ein Erziehungsinstitut für zwölf junge Leute hat, deren Anzahl er, so wie bei uns Herr Kampe, nicht überschreitet, welches dort auch mehrere thun.

Beim Eintritt erblickte ich über der Thür des Hauses ein großes Schild mit der Inschrift: Mr. Greens Academy. Herr Green nahm mich als einen Fremden sehr freundschaftlich auf, und zeigte mir seine Lehrstube, welche völlig so wie die Klassen in unsern öffentlichen Schulen, mit Bänken und einem Katheder versehen war.

Der Unterlehrer des Herrn Green war ein junger Geistlicher der die Knaben vom Katheder in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtete. Ein solcher Unterlehrer heißt ein Usher, und ist gemeiniglich ein geplagtes Geschöpf, gerade so, wie er einmal im Landprediger von Wake- [79] field beschrieben wird. Indem wir in die Klasse traten, ließ er gerade die Knaben ganz nach dem alten Schlendrian lateinisch dekliniren, und es klingt

einem sehr sonderbar, wenn man z. B. anstatt viri, nach der Englischen Aussprache, weirei, des Mannes, weiro, dem Manne, u. s. w. dekliniren hört. Eben so ging es nachher auch mit dem Griechischen.

Den Mittag lud uns Herr Green zu Tische, wo ich seine Frau, ein sehr artiges junges Weib, kennen lernte, die mit den Kindern auf eine solche Art umging, daß sie unter den Erziehern an diesem kleinen Institut vielleicht das meiste leistete. Die Kinder bekamen blos Wasser zu trinken. Für jeden Pensionär erhält Herr Green nicht mehr, als jährlich dreißig Pfund Sterling, beklagte sich aber auch darüber, daß dieses zu wenig sey: vierzig bis funfzig Pfund soll beinahe das Höchste seyn, was bezahlt wird.

Ich erzählte ihm von unsern Forschritten in der Erziehungskunst, und sprach mit ihm von der Würde des Erziehers, und dergleichen: er hörte sehr aufmerksam zu, schien aber selbst wenig an dergleichen gedacht zu haben. Vor und nach [80] Tische ward das Vaterunser französisch gebetet, welches an mehrern Orten geschiehet, damit man, wie es scheint, auch diese Gelegenheit zu einer Übung in der französischen Sprache nutzen, und also einen doppelten Endzweck erreichen möge. Ich sagte ihm nachher meine Meinung über diese Art zu beten, welche er mir doch nicht übel zu nehmen schien.

Als gegessen war, hatten die Knaben auf einem sehr engen Hofe, Freiheit zu spielen, welches denn in den meisten Akademien in der Stadt London das non plus ultra ihres Spielraums in den Erhohlungsstunden ist. Herr Green aber hat auch einen Garten am Ende der Stadt, wohin er sie zuweilen spazieren führt.

Des Nachmittags gab der Master Herr Green selber, im Schreiben, Rechnen und Französischen Unterricht, welches die Kinder bei ihm recht gut lernten; besonders Schreiben, worinn die Englische Jugend die unsrige gewiß weit übertrift, vielleicht, weil sie nur einerlei Buchstaben zu lernen brauchen. Weil die Hundstagsferien bald angehen sollten,

wo die Kinder aus den Akademien allemal vier Wochen zu [81] Hause gehen, so mußte jeder mit der äussersten Sorgfalt eine Vorschrift nachschreiben, um diese seinen Eltern zu zeigen, weil darauf am meisten gesehen wird. Alle Regeln des Syntax wußten die Knaben auswendig.

Sonst heißen alle diese Akademien eigentlich nur Boardingschools, (Schulen, worinn man zugleich speiset) einige haben auch diesen Nahmen noch beibehalten, welche oft mehr als die sogenannten Akademien zu bedeuten haben. Größtentheils sind Geistliche mit einem geringen Gehalt die Unternehmer solcher Erziehungsinstitute, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, und es können sich auch fremde erwachsene Personen darinn aufnehmen lassen, um die Sprache zu lernen. Herr Green nahm für Wohnung, Tisch und Unterricht im Englischen, wöchentlich zwei Guineen. Wer sich aber in der Englischen Sprache ganz vollkommen machen will, der thut am besten, wenn er weit ins Land geht und sich dort bei einem Geistlichen, der Pensionärs hält, in die Kost verdingt, wo er weiter nichts als Englisch reden hört, und es von jung und alt bei jeder Gelegenheit lernen kann.

[82] Es giebt in England, ausser den beiden Universitäten, nur wenige große Schulen und Gymnasien. So sind in London bloß die St. Pauls- und Westminsterschule. Die übrigen sind fast lauter Privatanstalten, worinn eine Art von Familienerziehung herrscht, die freilich wohl die natürlichste ist, wenn sie nur so wäre wie sie seyn sollte. Einige sogenannte Grammarschools oder lateinische Schulen giebt es demohngeachtet hin und wieder, wo der Lehrer ausser dem Schulgelde noch eine fixe Besoldung erhält.

Man sieht immer auf den Straßen in London kleine und große Knaben mit langen blauen Röcken, die wie ein Talar bis auf die Füße heruntergehen, und mit einem weißen Krägelchen, wie die Prediger tragen, herumlaufen. Diese sind aus einer Armenanstalt, die von den blauen Röcken den Nahmen führt. Das Singen der Chorschüler auf den Straßen, wie es gewöhnlich bei uns geschieht,

ist hier gar nicht gebräuchlich. Es ist auch wegen des beständigen Gehens, Reitens und Fahrens auf den Straßen nicht wohl thunlich. Die Eltern, auch von ge-[83]ringem Stande, scheinen hier gegen ihre Kinder sehr gütig und nachsichtsvoll zu seyn, und nicht so sehr, wie bei uns der Pöbel, mit Schlägen und Scheltworten ihren Geist zu unterdrücken. Die Kinder müssen schon früh sich selber schätzen lernen, statt daß bei uns die Eltern vom Pöbelstande ihre Kinder wieder zu eben der Sklaverei erziehen, worunter sie selber seufzen.

Ohngeachtet aller zunehmenden Modesucht bleibt man hier denn doch der Natur noch treu bis in gewisse Jahre. Welch ein Kontrast, wenn ich mir unsre sechsjährigen, blassen, verzärtelten Berlinerknaben mit einem großen Haarbeutel und dem ganzen Staate eines Erwachsenen, wohl gar in einem verbrämten Kleide denke, und dagegen hier lauter blühende, schlanke, rüstige Knaben, mit offner Brust und abgeschnittnem Haar erblicke, das sich von selber in natürliche Locken rollt. Hier ist es etwas sehr seltnes bei einem Knaben oder jungen Menschen eine blasse Gesichtsfarbe, entstellte Züge, und schlechtproportionirte Gliedmaßen anzutreffen. Bei uns ist wirklich das Gegentheil etwas seltnes, sonst würden die schönen Menschen nicht so auffallen.

[84] Diese freie natürliche Tracht dauert doch bis ins achtzehnte auch wohl ins zwanzigste Jahr. Dann hört sie freilich bei den feinern Ständen auf, und dauert nur noch bei dem Pöbel fort. Dann fängt man an sich frisiren zu lassen, die Haare mit Brenneisen zu kräuseln, einen dicken Zopf zu tragen, und den halben Rücken mit Puder zu bestreuen. Unter den Händen meines Englischen Friseurs habe ich länger als unter den Händen eines Deutschen aushalten, und unter seinem heißen Eisen schwitzen müssen, womit er mir die Haare von unten bis oben kräuselte, damit ich mich unter Engländern (o Zeiten!) produciren könnte. Hierbei bemerke ich, daß die Englischen Friseur zugleich Barbier sind, welches sie

denn herzlich schlecht verrichten, ob ich gleich diese Beschäftigung ihnen für anständiger, als den Wundärzten halte, die sich bei uns damit abgeben. Es ist unglaublich, wie die Engländer in den jetzigen Zeiten französiren; was noch fehlet sind die Haarbeutel und die Degen, womit ich wenigstens niemanden auf öffentlicher Straße habe gehen sehen, aber demohngeachtet fährt man damit zur Cour.

[85] Des Morgens pflegt man in einer Art Negligee (Morningdress) mit unfrisirten bloß aufgewickeltem Haar, und im Frak und Stiefeln auszugehen. In Westminster dauert der Morgen bis Nachmittags um vier bis fünf Uhr, wo man erst zu Mittage speiset, nach welchem Verhältniß sich denn auch die Zeit des Abendessens und zu Bettegehens richtet. Um zehn Uhr wird gemeiniglich erst gefrühstückt. Je weiter man von der Gegend des Hofes wiederum in die Stadt kömmt, desto bürgerlicher wird es auch, und man speißt wohl zu Mittage um drei Uhr, sobald nehmlich die Geschäfte auf der Börse geendigt sind.

Besetzte Kleider werden denn doch nicht getragen, und die gewöhnlichste Art, sich im Sommer zu kleiden, ist eine kurze weiße Weste, schwarze Beinkleider, weiße seidne Strümpfe, und ein Frak, gemeiniglich von sehr dunkelblauen Tuche, das beinahe wie schwarz aussieht, wenigstens bedient man sich immmer der dunklern Farben. Will man Galla machen, so trägt man schwarz. Officiere gehen nicht in Uniform, sondern klei- [86] den sich bürgerlich, und zeichnen sich blos durch eine Kokarde am Hute aus.

Sobald die Engländer frisirt sind und Halsbinden tragen scheinen sie auch weichlicher zu werden, und warnen einen bei jeder Gelegenheit daß man sich nicht erkälten solle. You'll catch cold! heißt es, wenn man sich nur ein wenig dem Zuge oder der Luft aussetzt, oder nicht warm genug angezogen ist.

Die gewöhnliche Konversation dreht sich im Sommer fast immer um den wichtigen Gegenstand, ob dieser oder jener Bekannte in the Country, (auf dem Lande) oder in

Town (in der Stadt) sey. Freilich ist dieß sehr natürlich, da beinahe die Hälfte von den Einwohnern der Stadt im Sommer aufs Land hinauszieht, wohin ich auch bald wandern werde, ob ich gleich kein Einwohner von London bin.

Die Elektricität ist das Puppenspiel der Engländer. Wer damit Wind machen kann, ist eines glücklichen Erfolgs gewiß. Dieß kann denn ein gewisser Herr Katterfello, der sich für einen Preußischen Husarenobristen ausgiebt, schlecht Englisch spricht, und außer den gewöhnlichen [87] elektrischen und andern physikalischen Versuchen noch einige Taschenspielerkünste versteht, womit er, wenigstens den Zeitungen nach, das ganze Publikum in Bewunderung und Erstaunen setzt. Denn fast in jedem Zeitungsbogen, der erscheint, stehen Gedichte auf den großen Katterfello gedruckt, die irgend einer von seinen Zuhörern ex tempore gemacht hat.

Jeder Vernünftige hält diesen Katterfello für einen Windbeutel, demohngeachtet hat er Zulauf die Menge. Er hat den Leuten demonstrirt, daß die Influenza von einer Art kleiner Insekten herrühre, welche die Luft vergiften, und ein Arkanum, das er dagegen zu haben vorgibt, wird ihm reißend abgekauft. Seit einigen Tagen hat er in die Zeitung setzen lassen: Herr Katterfello habe zwar immer sehr gewünscht, daß kaltes und regnigtes Wetter einfallen möge, um die kleinen schädlichen Insekten in der Luft zu tödten, jetzt wünsche er aber nichts eifriger als heitres Wetter, weil seine Majestät und die ganze Königliche Familie beschlossen hätten, sobald einmal ein schöner Tag seyn würde, die großen Wunder in Augenschein zu nehmen, welche ih- [88] nen dieser erhabne Philosoph darstellen würde, und die Königliche Familie soll noch nicht daran gedacht haben, die Wunder des Herrn Katterfello zu sehen. Dergleichen Aufschneidereien werden im Englischen sehr schön durch das Wort, Puff ausgedrückt, welches in seiner ersten Bedeutung, das Schnauben oder Blasen eines starken Windes, und in der

zweiten oder metaphorischen eine Prahlerei oder Aufschneiderei bedeutet.

Von solchen Puffs sind nun die Englischen Zeitungen tagtäglich voll. Besonders von Quacksalbereien und Arkanis womit sich hier schon mancher, und unter andern auch ein Deutscher, der unter dem Nahmen **the German Doctor** bekannt ist, bereichert hat. Eine Ankündigung von einer Lotterie in den Zeitungen fängt sich mit großgedruckten Buchstaben also an: „Zehntausend Pfund für einen Sixpence! — Ja, es mag so erstaunlich scheinen wie es wolle, so ist es doch ungezweifelt wahr, daß für den kleinen Einsatz von einem Sixpence zehntausend Pfund, und andre Hauptgewinnste, die sich bis auf 50000 Pfund belaufen, gewonnen [89] werden können u. s. w." Genug für dießmal von den Windbeuteleien der Engländer!

Gestern habe ich bei dem Herrn Pastor Schrader, einem Schwiegersohne des Herrn Professor Forster in Halle gespeißt. Er steht als Prediger an der St. James Kapelle, nebst einem Kollegen und einem Lektor, der auch ordinirt ist, aber jährlich nur 50 Pfund Einkünfte hat. Herr Pastor Schrader giebt zugleich den jungen Prinzen und Prinzessinnen von der Königlichen Familie Religionsunterricht. Bei ihm sprach ich auch die beiden Besatzungsprediger, Herrn Lindemann und Herrn Kritter, welche mit den Hannövrischen Truppen nach Minorka gegangen, und jetzt mit der Besatzung wieder zurückgekehrt waren. Sie sind aller Gefahr mit ausgesetzt gewesen. Auch die deutschen Prediger, so wie alle in öffentlichen Bedienungen stehenden Personen in England, müssen von ihren Besoldungen eine gewisse sehr beträchtliche Taxe bezahlen.

Die Englischen Geistlichen, besonders in London zeichnen sich durch eine sehr freie und zügellose Lebensart aus. Seit meiner Anwesenheit [90] hat sich einer in Hidepark duellirt, und seinen Gegner erschossen. Er ward von der Jury oder den zwölf Geschwornen gerichtet, und sie er-

klärten ihn für guilty of Manslaughter, oder des unvorsetzlichen Todschlages schuldig, worauf er mit einem kalten Eisen in die Hand gebrandmarkt wurde, welches Recht der Adel und die Geistlichkeit vor andern Mördern voraus hat.

Gestern vor acht Tagen, da ich für Herrn Wendeborn gepredigt hatte, kamen wir vor einer Englischen Kirche vorbei, worinn noch gepredigt wurde, wir gingen hinein, und es sprach ein junger Mensch, ob er gleich ablaß, mit ziemlich guter Deklamation, die freilich bei den Engländern immer eintönig bleibt. Wir gingen darauf der Kirche gegenüber in ein Kaffeehaus, wo wir zu Mittag aßen. Es währte nicht lange, so kam auch der Geistliche, den wir hatten predigen hören. Er forderte sich Feder und Dinte, schrieb in großer Eile einige Blätter voll, die er wie ein Koncept in die Tasche steckte, darauf ließ er sich zu essen geben, und ging unmittelbar darauf wieder in dieselbe Kirche. Wir folgten ihm, und er trat auf die Kanzel, nahm sein Ge- [91] schriebnes aus der Tasche, und hielt wahrscheinlich die Predigt, die er in unsrer Gegenwart im Kaffeehause verfertigt hatte.

In diesen Kaffehäusern herrscht aber auch eine große Stille, ein jedet redet leise mit seinem Nachbar, die meisten lesen Zeitungen und keiner stört den andern. Das Zimmer ist gleich draußen auf dem Flur, und man tritt in dasselbe, so wie man in die Hausthüre tritt, die Sitze sind durch bretterne Verschläge abgetheilt. Viele Briefe und Aufsätze werden hier geschrieben, auch solche, die man in den Zeitungen gedruckt ließt, sind gemeiniglich aus irgend einem Kaffeehause datirt. Es läßt sich also schon denken, daß jemand hier eine Predigt verfertigen könne, die er im Begriff ist, sogleich in einer naheliegenden Kirche zu halten.

Noch eine weite Tour habe ich ziemlich oft gemacht, über Hannoversquare, und Kavendischsquare, nach Bullstroatstreet, bei Paddington, wo der Dänische Gesandte wohnt, und wo ich den Dänischen Legationssekretär Herrn

Schönborn zu verschiedenmalen besucht habe. Er ist aus einer Probe einer Übersetzung vom Pin- [92] dar und auch sonst als Philosoph und schöner Geist in Deutschland bekannt. Mit ihm habe ich sehr angenehme Stunden zugebracht. Empyrische Psychologie und die tiefste Philosophie der Sprache ist sein Lieblingsstudium, und er hat darüber vortreffliche Sachen in seinem Pulte ausgearbeitet liegen, von denen zu wünschen wäre, daß er sie der Welt mittheilen möchte. Auch ist die erhabne Poesie, besonders die Ode, sein Fach: Überdem besitzt er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer. Und alles, was er treibt, treibt er gewiß aus Liebe zur Sache und nicht aus Ruhmsucht. Man möchte sagen, es sey Schade, daß ein so vortrefflicher Mann sich so in sich zurückzieht, wenn sich nicht die vortrefflichsten Menschen gemeiniglich in sich zurückzuziehen pflegten. Was ihn aber über dieß alles schätzbar macht, ist seine reine offne Seele, und sein vortrefflicher Charakter, der ihm die Liebe und das Zutrauen aller seiner Freunde erworben hat. Er ist schon als Gesandschaftssekretär in Algier gewesen, und lebt jetzt hier, wenn seine Amtsgeschäfte ihn nicht binden, ganz sich selber [93] und den Wissenschaften. So angenehm mir diese Bekanntschaft ist, so schwer wird es mir werden, den freundschaftlichen und lehrreichen Umgang dieses Mannes sobald wieder zu verlieren.

Ich habe denn auch den hiesigen großen Freimäurersaal in Free Masons Tavern gesehen. Dieser Saal ist von einer ganz erstaunlichen Höhe, und Breite, beinahe wie eine Kirche. Das Orchester für die Musikanten ist in der Höhe angebracht, und man hat von demselben eine Übersicht des ganzen Saals, der sich sehr majestätisch ausnimmt. Seine Erbauung hat große Summen gekostet, wozu auch die Logen in Deutschland mit beigetragen haben. Die Freimäurerei wird hier übrigens nicht viel mehr geachtet, weil die meisten Zusammenkünfte einmal zu Trinkgesellschaften herabgewürdigt sind, ob es gleichwohl

noch Logen geben mag, die sich zu einem edlern und wesentlichern Zweck vereinigen. Der Herzog von Kumberland ist jetzt Landesgroßmeister.

[94] London, den 20ten Juni 1782.

Endlich hat mein Entschluß, aufs Land zu gehen, gesiegt; noch heute Nachmittag soll's mit der Stage coach fortgehen, und diesen Morgen schreibe ich Ihnen den letzten Brief aus London, versteht sich, bis ich von meinen Wanderungen wieder zurückkomme; denn, sobald ich nur aus den unsichern Gegenden um London bin, werde ich mich gewiß nicht länger in eine Postkutsche einpacken lassen, sondern meinen Stab ergreifen, und meinen Weg zu Fuße fortsetzen. Jetzt aber will ich erst nachhohlen, was ich Ihnen noch zu schreiben vergessen, oder seit ein Paar Tagen noch Merkwürdiges in London gesehen habe; und das ist denn vor allen andern

Die St. Paulskirche.

Ich muß gestehen, daß beim ersten Eintritt in dieß Gebäude, die außerordentliche Leere, welche darinn herrscht, die Majestät des Eindrucks bei mir etwas hemmte, statt sie zu vermehren. Um mich nichts als ungeheure leere Wände und [95] Pfeiler, in erstaunlicher Höhe über mir das gemauerte Gewölbe, unter mir der mit Marmor gepflasterte ebne flache Boden, kein Altar, oder sonst irgend ein Zeichen, daß man sich hier versammle, um das höchste Wesen zu verehren; denn das eigentliche Chor oder Kirche, wo der Gottesdienst gehalten wird, ist nur wie angebaut, und durch ein Gitter von dem großen runden Hauptgebäude abgesondert. Will man sagen, daß ein solcher Tempel der Verehrung des höchsten Wesens am angemessensten sey, so lobe ich mir doch den großen Tempel der Natur, das blaue Gewölbe des Himmels, und den grünen Teppich, der den Fußboden bekleidet, hier ist ein größrer Tempel, und hier ist nichts Leeres, alles ist hier voll von Spuren der göttlichen Gegenwart; wollen aber

Menschenhände diesen Tempel nachahmen, so muß nothwendig etwas darinn angebracht seyn, das mich für das Volle und Lebendige in der Natur schadlos hält, und mich den erhabnen Endzweck eines solchen Gebäudes einigermaßen sehen und empfinden läßt. Betrachte ich hingegen die Paulskirche bloß als ein Werk der Kunst, das [96] gleichsam da ist, um zu zeigen, was menschliche Kräfte hervorbringen können, so flößt sie mir freilich Ehrfurcht und Bewunderung ein. Es läßt sich über dergleichen freilich nicht disputiren, doch kann es zuweilen gut seyn, wenn einer sagt, wie es ihm vorgekommen ist.

Ich ward denn für eine Kleinigkeit an Gelde von einem Manne in der Kirche herumgeführt, der seine Lektion, wie viel Fuß die Kirche hoch, lang und breit, und in wie viel Jahren sie erbaut sey, u. s. w. ganz mechanisch auswendig hersagte, das ich ihm gerne geschenkt hätte. In dem durch ein Gitter von dem Hauptgebäude abgesonderten Chore, war denn die eigentliche Kirche, mit Bänken und Stühlen, Kanzel und Altar versehen; an beiden Seiten waren die Sitze für die Chorherren, wie in unsern Domkirchen. Diese Kapelle schien recht dazu gebaut zu seyn, daß ein Bischof oder Dechant ja beim Predigen seine Stimme nicht zu sehr anstrengen dürfe.

Ich wurde nun auch auf die sogenannte Whispering-Gallerie geführt, welche unten am Ende der Kuppel in einem erstaunlichen Umkreise [97] herum läuft. Ich mußte mich meinem Führer ganz auf der andern Seite der Gallerie gerade gegenüberstellen, so daß die ganze Breite der Kirche, oder der ganze Durchmesser dieses ungeheuren Cirkels zwischen uns war, und indem ich hier stand, schlug er die Thüre zu, welches vor meinen Ohren einen Knall, wie ein Donnerschlag, verursachte. Darauf mußte ich mein Ohr an die Wand legen, und ich hörte die Worte meines Führers: can you hear me? die er, in einer so weiten Entfernung von mir, leise gegen die Wand sprach, mit einem starken Getöse in meine Ohren schallen. Diese Verstärkung des Schalles in einer solchen Entfernung

ist wirklich bewundernswürdig. Ich habe einmal etwas Ähnliches von Vergrößerung des Schalles in dem Rathskeller in Bremen bemerkt, welches aber hiergegen gar nicht in Betrachtung kömmt.

Nun stieg ich noch verschiedne Treppen hinauf auf die große Gallerie, welche auswendig um den großen Dohm läuft, und hier hielt ich mich beinahe an zwei Stunden auf, weil man sich an dem Anblick der mannichfaltigen Gegenstände fast nicht satt sehen kann.

[98] Ich wandte mich von einer Seite, von einer Weltgegend zur andern, und studierte recht die Aussicht, um meiner Einbildungskraft ein immerwährendes Bild davon einzuprägen. Unter mir lagen in der Tiefe, Thürme, Häuser und Palläste, im dicksten Gedränge, und die Squares, mit ihren grünen Plätzen in der Mitte, machten dazwischen ein angenehmes Kolorit.

An dem einen Ende der Themse ragte der Tower, wie eine Stadt, mit einem Wald von Masten hinter ihm, und an dem andern die Westminsterabtei, mit ihren Thürmen, empor. Dort lächelten die grünen Hügel längst der Gegend von Paddington und Islington; hier lag Southwark am jenseitigen Ufer der Themse. Die Stadt war beinahe unübersehbar, denn wenn sie schon an sich aufhört, erstreckt sie sich doch fast immer noch in einzelnen Häusern an den Seiten der Heerstraße bis zu den benachbarten Plätzen fort.

Wie groß kam mir Berlin vor, als ich es zum erstenmal vom Marienthurm, und vom Tempelhoffschen Berge übersah: wie verschwindet es jetzt in meiner Vorstellung gegen London!

[99] Doch, es ist vergeblich, eine solche Aussicht mit Worten auch nur im mindesten zu beschreiben, und nur einen Schatten dieses Eindrucks dadurch zu geben; wer eine Welt im Kleinen mit einem Blick überschauen will, der komme hieher und sehe!

Das Dach der Paulskirche selbst, mit ihren beiden kleinern Thürmen, liegt unter mir, wie der Rücken eines

niedrigen Gebirgs, wenn man den Gipfel eines höhern erstiegen hat. Gern hätte ich noch länger hier verweilt, aber ein Sturmwind, der hier oben so stark wurde, daß man sich kaum dagegen erhalten konnte, trieb mich hinunter.

Obgleich die Paulskirche an sich sehr hoch ist, so trägt doch die Höhe des Platzes, worauf sie erbauet ist, zu ihrem Hervorragen auch sehr viel bei.

Die Petrikirche in Berlin scheint ungeachtet der gänzlichen Verschiedenheit in der Bauart mit der Paulskirche in London einige Ähnlichkeit zu haben. Wenigstens ragt sie auch so mit ihrem großen schwarzen Dache unter den übrigen Gebäuden hervor.

[100] Was ich sonst noch in der Paulskirche gesehen habe, ist ein hölzernes Modell von der Paulskirche, das vor ihrer Erbauung verfertigt seyn soll, und sich mit Vergnügen eine Weile betrachten läßt, wenn man das ungeheure Gebäude damit vergleicht.

Um den Hof der St. Paulskirche geht ein eisernes Geländer, und es däucht einem eine ziemliche Strecke zu seyn, wenn man es umgehen will. Der Platz umher ist aber nicht geräumig, und diese prächtige Kirche ist fast dicht umher mit Häusern umbaut.

Eine marmorne Bildsäule der Königinn Anna dient dem eingeschloßnen Platze vor der Kirche zur Zierde.

Auch ist die große Glocke in der St. Paulskirche eine Merkwürdigkeit, weil man sie unter die größesten in Europa mitzählt, und sie ihren Rang, wie ich glaube, nach der Wiener haben soll.

Alles, was ich in der Paulskirche gesehen habe, hat mir nicht mehr, als etwas über einen Schilling gekostet, den ich nach und nach [101] in Pennys auch Halfpennys, nach einer bestimmten Taxe, für die Sehenswürdigkeiten bezahlen mußte.

Die Westminsterabtei.

An einem trüben melancholischen Tage, recht wie es eigentlich seyn muß, habe ich die Westminsterabtei besehen.

Ich gieng durch eine ziemlich kleine Thür hinein, welche mich sogleich in the Poets Corner (den Poetenwinkel) führte, wo die Denkmäler und Büsten vorzüglicher Dichter, Künstler und Schriftsteller aufgestellt sind.

Nicht weit von der Thür erblickte ich gleich beim Eintritt, Schakespears Statue in Lebensgröße mit einem Kragen um den Hals u. s. w. nach der Gewohnheit seiner Zeit gekleidet, und in der Nähe desselben Garricks Denkmal.

Eine Stelle aus einem Schakespearschen Stück, der Sturm, worinn er auf eine feierliche und rührende Art, den Untergang aller Dinge schildert, ist hier sehr zweckmäßig angebracht.

[102] Nicht weit von Schakespear ist auch Rowens Denkmal, das er sich, wie einige Zeilen sagen, in dieser geliebten Nachbarschaft seines Schakespears gewünscht hatte.

In dieser Nachbarschaft sah ich auch des guten Goldsmiths Büste, dem man, so wie Buttlern, dessen Denkmahl in einiger Entfernung ist, bei seinem Leben kaum das nothdürftige Brod, nach seinem Tode aber einen Stein gewährte.

Ferner sieht man hier fast in einer Reihe die Denkmähler von Milton, Dryden, Gay und Thomson. Sehr rührend ist Gay's Grabschrift, die er sich selbst verfertigt haben soll,

> Life is a Jest and all Things shew it,
> I thought so once, but now I know it.

Unser Händel hat auch hier ein Monument, wo er in Lebensgröße vorgestellt ist.

Auch einer Schauspielerinn, Miß Pritchard, und einem Schauspieler Booth sind hier sehr ehrenvolle Monumente errichtet.

[103] Newton hat ein sehr prächtiges Denkmal erhalten; es ist oben beim Eingange in das Chor, und diesem gerade gegenüber ganz unten in der Kirche ist wieder ein anderes errichtet, welches auf dieses erste hinweißt.

Als ich längst den Seitenwänden der Westminsterkirche

hinunter ging, sah ich fast lauter in Marmor gehauene Denkmäler großer Admirale, die aber mit Pracht und Zierrathen viel zu sehr überhäuft waren, als daß sie hätten einen zweckmäßigen Eindruck machen sollen.

Am liebsten verfügte ich mich immer wieder in den Poets Corner, wo ich die vortrefflichsten Köpfe aus verschiednen Zeitaltern, in vertraulicher Geselligkeit zusammen erblickte, und vorzüglich die edle und geschmackvolle Simplicität der Denkmäler auf das Gemüth einen erhabnen und rührenden Eindruck machte, indeß oft eine lebhafte Erinnerung an irgend eine Lieblingsstelle, aus den Werken eines Schakespear, oder Milton, in der Seele erwachte, welche mir die Geister dieser großen Todten herzuzaubern schien.

[104] Von Addison und Pope habe ich keine Denkmäler hier gefunden. Die Gräber der Könige, und einige andre Merkwürdigkeiten in der Westminsterabtei habe ich noch nicht gesehen. Vielleicht geschiehet dieses, wenn ich von meiner Reise ins Land nach London wieder zurückkehre.

Zu dieser Reise habe ich jetzt schon alle Anstalt gemacht. Eine Specialcharte von England habe ich in der Tasche, nebst einem vortrefflichen Wegweiser, den mir Herr Pointer, der Englische Kaufmann, an den ich empfohlen bin, geliehen hat, unter dem Titel: A new and accurate Description of all the direct and principal Cross roads in Great Britain. Dieß Buch, hoffe ich, soll mir bei meinen Wanderungen gute Dienste leisten.

Ich war lange unschlüssig, wo ich meinen Weg hinnehmen sollte, ob nach der Insel Wight, oder dem Hafen Portsmouth, oder nach Darbyshire, welches wegen seiner vielen Naturmerkwürdigkeiten, und wegen seiner romantischen Gegenden berühmt ist: ich zog denn dieß letztere vor.

[105] Bei Herrn Pointer lasse ich während meiner Abwesenheit meinen Koffer stehen, um kein Logis bezahlen zu dürfen, ohne darinn zu wohnen. Dieser Herr Pointer ist lange in Deutschland gewesen, und spricht sehr gut und gern Deutsch. Er ist ein sehr höflicher und gefälliger

Mann, der auch Kenntnisse nnd Geschmack besitzt. Daher ist mir die Empfehlung an ihn, von den Herren Persent und Dörner in Hamburg, welchen ich von dem Herrn Geheimenrath von Taubenheim in Berlin empfohlen war, sehr zu statten gekommen.

Heute werde ich bis Richmond fahren, wohin die Postkutsche um zwei Uhr nicht weit von Newchurch, am Strande, abgeht. Vier Guineen, etwas Wäsche, mein Englischer Wegweiser, und eine Landcharte und Schreibtafel, nebst Miltons verlohrnen Paradiese, das ich bei mir gesteckt habe, sind meine ganze Equipage, und ich hoffe sehr leicht damit zu gehen. Doch, es schlägt schon halb zwei, und es ist Zeit, mich bei der Postkutsche einzufinden. Leben Sie wohl! Aus Richmond schreibe ich Ihnen wieder.

[106] Richmond, den 21sten Juni.

Gestern Nachmittag bin ich denn zum erstenmale in einer sogenannten Stage oder Postkutsche gefahren. Diese Kutschen sind sehr elegant, inwendig ausgeschlagen, und zweisitzig, für sechs Personen eingerichtet, die sich denn freilich, wenn die Zahl voll ist, etwas einschränken müssen.

Bei dem weißen Hirsch, wo die Kutsche absuhr, stieg zuerst nur eine etwas ältliche Dame mit hinein; so wie wir aber weiter fuhren, ward sie ganz und gar, größtentheils, mit Frauenzimmern, und nur noch einer Mannsperson, besetzt. Die Gespräche der Frauenzimmer unter einander, die sich theils kannten, waren ziemlich fade und langweilig. Ich zog meinen Wegweiser heraus, und sahe nach, welchen Weg wir fuhren.

Ehe man weiß wie man aus London gekommen ist, ist man schon in Hammersmith, Kensington, u. s. w., weil die einzelnen Häuser von London an beiden Seiten noch immer fortdauren, wenn die Stadt schon aufgehört [107] hat; es ist beinahe so, als wenn man von Berlin nach Schöneberg fährt, obgleich in Ansehung der Aussicht, Häuser, und Straßen, ein himmelweiter Unterschied ist.

Es war ein schöner Tag, und die herrlichsten Aus-

sichten von beiden Seiten, auf denen das Auge gern länger verweilt hätte, wenn unser Wagen nicht so neidisch vorbeigerollt wäre. Etwas sonderbar sah es mir aus, als ich einige Meilen von London, ein prächtiges weißes Haus in der Ferne, und an der Heerstraße wo wir fuhren, einen Handweiser erblickte, worauf die Worte standen: jenes große weiße Haus in der Ferne ist eine Boarding-school!

Der Mann, welcher mit im Wagen saß, zeigte uns die Landhäuser der Lords und Großen, vor welchen wir vorbeifuhren, und unterhielt uns mit allerlei Geschichten von Räubereien, die in dieser Gegend an Reisenden verübt worden waren, so daß dem Frauenzimmer anfing, etwas bange zu werden. Drauf fieng er an, die Ehre der Englischen Straßenräuber gegen die französischen zu retten: diese raubten doch nur, sagte er, aber jene mordeten zugleich.

[108] Demohngeachtet giebt es in England eine Art Spitzbuben, welche ebenfalls morden, und das zwar oft um eine Kleinigkeit, die sie dem Ermordeten abnehmen. Diese heißen Footpads, und sind freilich die allerniedrigste Klasse von den Englischen Spitzbuben, unter denen eine gewisse Rangordnung herrscht.

Die vornehmste Klasse sind die *Pickpockets* oder Beutelschneider, die man allenthalben oft in den besten Gesellschaften findet, welche gemeiniglich sehr fein und sauber gekleidet sind, so daß man sie für Leute von Stande hält, welches sie denn auch zuweilen wirklich seyn mögen, indem sie durch unzählige Ausschweifungen in Dürftigkeit gerathen, und endlich sich genöthigt finden, zu diesem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Nach ihnen kommen die *Highwaymen*, oder Straßenräuber, die zu Pferde sitzen, und oft mit einer Pistole, die nicht geladen ist, die Reisenden in Schrecken setzen, um ihrer Börsen habhaft zu werden, welche aber auch zuweilen großmüthig einen Theil ihres Raubes wieder [209] zurückgeben, und nicht leicht eine Mordthat begehen.

Dann kommt die dritte, und niedrigste aber auch schändlichste Klasse der Footpads, welche zu Fuße sind, und oft um ein Paar Schillinge willen, arme Leute, die ihnen in den Weg kommen, jämmerlich ermorden, wovon in den Englischen Zeitungen fast täglich traurige Beispiele zu lesen sind. Wahrscheinlich morden sie deswegen, weil sie nicht, so wie die Highwaymen mit ihren Pferden, die Flucht nehmen können, und man ihnen also leichter nachsetzen, und ihrer habhaft werden kann, wenn der Beraubte sie angeben sollte.

Doch wieder auf unsre Postkutsche zu kommen, muß ich erinnern, daß es noch eine sonderbare Art nicht in, sondern auf derselben zu fahren giebt. Es sitzen nehmlich Personen von niedrigem Stande, oder die nicht viel bezahlen können, anstatt inwendig, oben auf der Kutsche, ohne daß ein Geländer oder Sitze oben angebracht wären, sondern sie sitzen ganz frei, und lassen die Beine herunterhängen.

Dieß nennt man on the Outside (auf der Außenseite) fahren, wofür nur halb so viel be- [110] zahlt wird, als wenn man on the Inside (inwendig in der Kutsche) fährt. Wir hatten also sechs Passagier über unsern Köpfen, welche oft beim Auf- und Absteigen ein erschütterndes Geräusch über uns verursachten. Wer sich auf dieser Außenseite der Kutsche gehörig im Gleichgewicht erhalten kann, der sitzt da recht gut, und fährt im Sommer bei heitern Tagen, wegen der freien Aussicht, fast angenehmer, als inwendig, nur taugt die Gesellschaft gemeiniglich nicht viel, und der Staub ist ebenfalls beschwerlicher, als inwendig, wo man doch die Fenster nach Belieben zumachen kann.

Zu Kensington, wo wir anhielten, wollte ein Jude gern mitfahren, da aber inwendig kein Platz mehr war, so wollte er nicht an der Outside fahren, welches ihm mein Reisegefährte in der Kutsche sehr übel nahm, und sich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ein Jude sich schäme an der Outside zu sitzen, da er doch nichts weiter, als ein Jude wäre. Dieses Vorurtheil und

Verachtung gegen die Juden habe ich überhaupt hier in England weit häufiger, als bei uns bemerkt.

[111] Von den prächtigen Landhäusern und Lustschlössern, vor welchen wir nun vorbeifuhren, konnte ich, aus den Fenstern unsrer Kutsche immer nur stückweise und abgebrochen einen Prospekt haben, welches mich wünschen ließ, bald aus diesem rollenden Kerker befreit zu seyn.

Gegen Abend kamen wir denn auch in Richmond an. In London hatte ich vor meiner Abfahrt einen Schilling bezahlt, hier auch einen, und also von London bis Richmond nicht mehr als zwei Schilling.

Sobald ich in einem Gasthofe abgetreten war, und ein Abendessen bestellt hatte, gieng ich sogleich aus, um die Stadt und die Gegend umher zu besehen.

Die Stadt sieht schon weit ländlicher, angenehmer und heitrer aus, wie London, und die Häuser scheinen auch nicht so sehr vom Kohlendampf geschwärzt zu seyn. Auch kam mir es hier schon weit geselliger und wirthbarer vor. Die Leute saßen auf Bänken vor den Thüren ihrer Häuser, um der kühlen Abendluft zu genießen. Auf einem schönen grünen Rasenplatze mitten in der Stadt ergötzte sich eine große Anzahl Knaben und [112] auch erwachsene junge Leute mit Ballspielen. Auf den Straßen herrschte gegen das Geräusch von London eine angenehme ländliche Stille; und man athmete hier eine reinere und freiere Luft ein.

Nun gieng ich aus der Stadt, über eine Brücke, die über die Themse geht, und wo man allemal einen Penny bezahlen muß, so oft man hinüber und herüber geht. Die Brücke war sehr hoch und bogenförmig gebaut, und von ihr stieg ich sogleich in ein reizendes Thal, am Ufer der Themse, hinunter.

Es war Abend, die Sonne schoß ihre letzten Strahlen das Thal hinunter. Aber diesen Abend und dieses Thal werde ich nie vergessen! Dieß war in seiner Art der reinste Anblick der schönen Natur, den ich in meinem

Leben gehabt habe. Was ich dabei empfand, wird kein Federstrich schildern können.

Tage und Stunden fingen mich an zu gereuen, die ich in London zugebracht hatte, und ich machte mir tausend Vorwürfe wegen meiner Unentschlossenheit, daß ich nicht schon längst jenen großen Kerker verlassen hatte, um mich in einem Paradiese zu verweilen.

[113] Ja, wie die Einbildungskraft sich nur ein Paradieß erschaffen will, dazu findet sie Stoff in diesen herrlichen Gegenden. Hier war es, wo Thomson und Pope die reizenden Bilder sammleten, woraus ihre unnachahmlichen Gemählde der schönen Natur zusammengesetzt sind.

Statt des wilden Geräusches in und um London, sahe ich in der Ferne wenige einzelne Familien, am Ufer der Themse Hand in Hand spazieren gehen. Alles athmete hier eine sanfte Stille, die mein Herz dem reinsten Genuß eröffnete.

Unter meinen Füßen das weiche Grün, das nur auf diesem Boden wächst, an der einen Seite ein Wald, den die Natur nicht schöner hervorbringen kann, und an der andern die Themse, mit ihrem jenseitigen Ufer, das sich wie ein Amphitheater empor hob, und seine hohen weißen Schlösser durch das dunkle Grün der Bäume in das Thal hinunter schimmern ließ.

O Richmond! Richmond! nie werde ich den Abend vergessen, wo du von deinen Hügeln so sanft auf mich herablächeltest, und mich allen Kummer vergessen ließest, da ich an dem blumig- [114] ten Ufer der Themse voll Entzückung auf und nieder gieng.

Wohl mir, daß ich jenem melancholischen Gemäuer noch zu rechter Zeit entflohen bin!

O ihr blühenden jugendlichen Wangen, ihr grünen Wiesen, und ihr Ströme, in diesem glückseligen Lande, wie habt ihr mich bezaubert! Allein dieß soll mich nicht abhalten, auf jene dürren, mit Sand bestäubten Fluren wieder zurückzukehren, wo mein Schicksal mir den Fleck meiner Thätigkeit angewiesen hat. Aber die Erinnerung

an diese Scene soll mir noch manche heitre Stunde gewähren!

So dachte ich, liebster Freund, bei meinem einsamen Spaziergange, und wirklich ist der gestrige Abend einer der angenehmsten meines Lebens gewesen.

Ich nahm mir fest vor am Morgen früh aufzustehen, und diesen Spaziergang wieder zu besuchen. Jetzt dachte ich, habe ich diese sanften Ebnen nur im Mondschein dämmern sehen, wie werden sie blitzen im Morgenthau! Allein diese Hoffnung schlug mir fehl.

[115] Und wie man sich denn gemeiniglich bei einem großen Vergnügen immer auf einen kleinen verdrießlichen Umstand gefaßt machen sollte, so ging es mir auch hier, da ich mich etwas verspätet, und indem ich nach Richmond zurückkehrte, den Nahmen und das Schild des Gasthofs vergessen hatte, in welchem ich eingekehrt war, so daß ich ihn erst mit vieler Mühe wiederfand, nachdem ich beinahe die ganze Stadt durchlaufen war.

Da ich zu Hause kam, erzählte ich von meinem Spaziergange, und man machte mir sehr viel Rühmens von der Aussicht von einem Hügel bei Richmond, der unter dem Nahmen Richmondhill bekannt ist, und eben der war, von welchem ich die weißen Häuser hatte in das Thal hinunter schimmern sehen. Von diesem Hügel nahm ich mir also vor, den künftigen Morgen die Sonne aufgehen zu sehen.

Die Frau im Hause zankte darauf noch mit dem Gesinde, worüber ich erst ziemlich spät einschlief, aber doch den Morgen um drei Uhr schon wieder aufgestanden war. Und nun fühlte ich sehr lebhaft den üblen Mißbrauch des späten [116] Aufstehens in England; denn weil kein Mensch wach war, so konnte ich nicht aus dem Hause kommen, und hatte drei Stundenlang bis um sechs Uhr die entsetzlichste Langeweile, weil ich meinen Zweck nicht erreichen konnte.

Um sechs Uhr eröffnete denn endlich ein Hausknecht die Thüre, und ich stieg nun Richmondhill hinauf. Zu

meinem größten Mißvergnügen aber hatte sich seit einer Stunde der Himmel umzogen, und es war so trübe geworden, daß ich nicht die Hälfte von der herrlichsten Aussicht, die ich hier hatte, genießen konnte.

Oben auf dem Hügel ist eine Allee von Kastanienbäumen, unter welchen hin und wieder Kanapees zum Sitzen stehen. Hinter den Alleen ist eine Reihe sehr schöngebauter Landhäuser, die gewiß, wegen der reinern Luft, die man hier einathmet, einen gesunden Wohnsitz gewähren müssen.

Der Abhang des Hügels bis an die Themse hinunter ist grün bewachsen. Die Themse macht unten beinahe einen halben Cirkel, in welchem [117] sie waldigte Ebnen, mit Wiesen und Lustschlössern, wie in ihren Busen einschließt. An der einen Seite sieht man die Stadt mit ihrer hohen Brücke, und an der andern liegt ein dunkler Wald.

In der Ferne schimmerten aus dem Grunde der Wiesen nnd Wälder allenthalben kleine Dörfer hervor, so daß diese Aussicht, ohngeachtet des trüben Wetters, noch immer eine der schönsten war, die ich in meinem Leben gehabt habe.

Aber wie kömmt es? gestern Abend waren meine Empfindungen weit lebhafter, und der Eindruck weit stärker und romantischer, da ich aus dem Thale diesen Hügel hinauf blickte, und mir da allerlei herrliches dachte, als heute Morgen, da ich von dem Hügel selbst das Thal überschaute, und nun wußte, was da war.

Jetzt habe ich mein Frühstück verzehrt, ergreife meinen Stab, und werde nun zu Fuße meine Reise antreten. Aus Windsor sollen Sie mehr von mir hören!

[118] Windsor, den 13ten Juni.

Jetzt, lieber Freund, da ich von hier an Sie schreibe, habe ich schon so manches Ungemach als Fußgänger erfahren, daß ich beinahe unschlüssig bin, ob ich meine Reise so fortsetzen soll oder nicht.

Ein Fußgänger scheint hier ein Wunderthier zu seyn, das von jedermann, der ihm begegnet, angestaunt, bedauert, in Verdacht gehalten und geflohen wird, wenigstens ist es mir auf meinem Wege von Richmond bis Windsor so gegangen.

Mein Wirth in Richmond konnte sich gestern Morgen schon nicht genug verwundern, daß ich es wagen wollte, bis Oxford und noch weiter zu Fuß zu gehen. Doch gab er mir seinen Sohn, einen kleinen Knaben mit, der mich auf den Weg nach Windsor bringen mußte.

Zuerst ging ich einen sehr angenehmen Fußsteig längst dem Ufer der Themse hinauf, wo dicht neben mir zur rechten Seite des Königs Garten lag. Am jenseitigen Ufer der Themse lag Isleworth, ein Flecken, der sich aber durch [119] einige Landhäuser und Gärten vortreflich ausnahm. Hier mußte ich mich in einem Kahn übersetzen lassen, um auf Oxfordroad, oder die Straße nach Oxford zu kommen, welche zugleich nach Windsor führt.

Als ich über die Themse war, kam ich an ein Haus, wo ich einen Mann, der vor der Thür stand, fragte, ob ich auf dem rechten Wege nach Oxford sey? **Yes, but you want a Carriage, to bring you there,** (ja, aber ihr braucht ein Fuhrwerk, um euch hinzubringen) sagte er: als ich ihm antwortete, ich würde zu Fuße hingehen, sahe er mich bedeutend an, schüttelte den Kopf, und ging ins Haus hinein.

Ich war nun auf Oxfordroad, einem sehr breiten und schönen Wege, wo mir viele Fuhrwerke und Postkutschen begegneten, die denn doch zuweilen, wegen der Hitze einen etwas beschwerlichen Staub verursachten. Die schönen grünen Hecken, welche die Landstraßen in England einzäunen, tragen sehr viel zur Annehmlichkeit derselben bei, welches auch hier der Fall war, und wenn ich müde war, setzte ich mich zuweilen in den Schatten einer solchen Hecke [120] und las im Milton. Allein es ward mir bald beschwerlich, daß mich die Vorbeireitenden und Fahrenden immer mit einer solchen Verwunderung angaften, und

solche bedeutende Minen machten, als ob sie mich für einen Verrückten hielten, so sonderbar mußte es ihnen vorkommen, einen Menschen an der öffentlichen Landstraße sitzen, und in einem Buche lesen zu sehen. Ich sah mich daher genöthigt, wenn ich mich ausruhen und lesen wollte, mir irgendwo ein einsames Plätzchen auf einem Seitenwege von der Heerstraße aufzusuchen.

Ging ich wieder, so rief mir jeder vorbeifahrende Kutscher zu, ob ich nicht auf der Outside der Postkutsche mitfahren wolle; wenn mir nur ein Bauer zu Pferde begegnete, so sagte er mitleidsvoll, warm walking Sir! (Es ist sehr warm zu gehen, mein Herr) und wenn ich durch ein Dorf kam bezeigte jedes alte Weib ihr Bedauren, durch ein God almighty!

Bis Hounslow war der Weg sehr angenehm. Nachher ward er etwas schlechter, und gieng über eine Heide, die sich ziemlich weit [121] erstreckte, auf welcher ich aber doch hin und wieder Schafe weiden sahe.

Als ich etwas müde geworden war, fand ich auf einmal zu meiner Verwunderung mitten in der Heide einen Baum, der ganz einsam da stand, und einen Schatten, wie eine Laube um sich her verbreitete: unten war rund um den Stamm eine Bank zum Sitzen angebracht. Ich ruhte in dem Schatten dieses Baumes aus, las eine Weile im Milton, und schrieb in meine Schreibtafel, daß ich dieses Baums, der den müden Wanderer so wohlthätig in seinen wirthbaren Schatten aufgenommen habe, gedenken wolle, welches ich nun gethan habe.

Die Englischen kleinen Meilen sind vortreflich zu gehen; man freut sich doch, so oft man eine Meile, in so kurzer Zeit zurückgelegt hat, ob es gleich nur eine Täuschung ist. Wenn ich einen ordentlichen Schritt gehe, lege ich in zwei Stunden sechs Englische Meilen zurück; und man kann auch beinahe so viel auf eine deutsche Meile rechnen, wenn man insbesondre die Güte der Wege mit in Anschlag bringt. Nun verursacht es einem aber eine angenehme Täu- [122] schung, wenn

man sieht, daß man in ein Paar Stunden zwölf Meilen gegangen ist.

Ich mochte ohngefähr siebzehn Meilen von London seyn, als ich an einen Gasthof kam, wo ich für ein wenig Wasser und Wein einen halben Schilling bezahlen mußte. Ein Engländer, der neben dem Wirth saß, erkannte mich für einen Deutschen, der folglich aus dem Vaterlande seiner Königinn sey, die er mit vielen Lobsprüchen rühmte, und hinzusetzte, eine solche Königinn habe England noch nicht gehabt, und werde auch nicht leicht eine solche wieder bekommen.

Es fieng nun an heiß zu werden. Ich fand zur linken Seite nicht weit von der Heerstraße einen klaren Bach, und nachdem ich mich darinn gebadet hatte, setzte ich meinen Weg weiter fort.

Die Heide hatte sich verlohren, und es eröffnete sich wieder eine paradiesische Gegend vor mir bis nach Slough, das zwanzig und eine halbe Meile von London, auf dem Wege nach Oxford, liegt, und wovon zur linken Seite [123] eine Straße nach Windsor geht, dessen hohes weißes Kastell man schon in der Ferne sieht.

Ich hielt mich hier nicht auf, sondern ging gleich rechter Hand, in einer sehr angenehmen Heerstraße, zwischen Wiesen und grünen Hecken, nach Windsor zu, wo ich denn um Mittag ankam.

Es ist einem Fremden sehr auffallend, wenn man durch die Englischen Städte kömmt, und nichts von dem bemerkt, wodurch sich die Städte in Deutschland von den Dörfern unterscheiden, weder Mauren noch Thore, noch sonst etwas dergleichen. Keinen laurenden Visitator, keine drohende Schildwache wird man gewahr; sondern frei und ungehindert geht man durch Flecken und Städte, wie durch die große offne Natur.

Dicht vor Windsor liegt Eaton College, eine berühmte öffentliche Erziehungsanstalt oder Gymnasium, deren es, wie ich schon bemerkt habe, in England nur wenige giebt. Es lag mir zur linken Seite, und zur

Rechten, gerade gegenüber war ein Gasthof, in welchen ich einkehrte.

[124] Jetzt mußte gerade eine Erhohlungsstunde für die jungen Leute seyn, welche auf dem Hofe vor dem Kollegio, der mit einer niedrigen Mauer umgeben war, in großer Menge auf und niedergingen.

Sehr auffallend, war mir ihre Tracht, denn sie trugen alle, vom größten bis zum kleinsten, schwarze Mäntel oder Chorröcke, wodurch sie die Ärme stecken konnten, über ihre farbigten Kleider, nebst einem viereckigten mit Sammt überzognen Hut, wie bei uns an manchen Orten die Prediger tragen.

Sie beschäftigten sich auf allerlei Art mit Unterreden, Spazierengehen, und einige hatten auch ihre Bücher in der Hand und lasen. Doch ich mußte mich bald ihren Augen entziehen, so staunten sie mich an, da ich ganz bestäubt mit meinem Stabe gewandert kam.

Als ich nun in den Gasthof trat, und zu Essen forderte, prophezeite mir das Angesicht des Aufwärters sogleich eine sehr unfreundliche Aufnahme. Man gab mir alles mit Murren und Verachtung, wie einem Bettler, und ließ mich es doch wie einen Gentleman bezahlen. Ich glau- [125] be, es war dem Kerl nicht gelegen, daß er mir, als einem so erbärmlichen Menschen, der zu Fuße ginge, aufwarten sollte. Ich war müde und forderte ein Zimmer zum schlafen, und man wieß mich in eines, das einem Gefängniß für Missethäter ziemlich ähnlich sahe. Ich forderte auf die Nacht ein besseres Zimmer, und bekam zur Antwort, daß man gar nicht gesonnen sey, mich die Nacht zu beherbergen, weil keine Gelegenheit dazu wäre; ich möchte nur nach Slough wieder zurückgehen, da würde ich wohl ein Nachtlager bekommen.

Daß ich mich mit meinem Gelde in der Tasche so mußte behandeln lassen, bloß weil ich zu Fuße gieng, brachte mich denn doch etwas auf. Ich mußte für mein Mittagsessen und Kaffee zwei Schillinge bezahlen, die ich hinwarf, und schon den Staub von meinen Füßen schütteln

wollte, um diesen unwirthbaren, unfreundlichen Ort zu verlassen, als die grünen Hügel von Windsor, mir so freundlich zulächelten, und mich einzuladen schienen, sie erst zu besuchen, und der Unfreundlichkeit der Menschen zu vergessen.

[126] Ich stieg nun durch die Straßen von Windsor einen Hügel hinauf, und ein steiler Weg führte mich endlich ganz auf den Gipfel desselben, bis dicht an die Mauer des Kastells, wo ich auf einmal eine so weite, schöne, herzerhebende Aussicht vor mir hatte, daß ich in dem Augenblick jeden Gedanken an Beleidigung und Unrecht von Menschen vergaß. Denn hier lag nun die ganze reiche, üppige Natur, eine der schönsten Landschaften in der Welt, der herrlichste Stoff, den Popens Muse wählte, zu meinen Füßen, und vor meinen Blicken majestätisch ausgebreitet. Was hätt' ich in dem Augenblick mehr wünschen können!

Und das ehrwürdige Kastell, dieß Königliche Gebäude, woran alles das Gepräge des grauen Alterthums trägt, lächelte durch seine grünen Bäume, wie die frohe Stirn des Greises, den die Freude verjüngt hat.

Nichts hat mir mehr Ehrfurcht eingeflößt, als die uralte St. Georgenkirche, die im Heruntergehen vom Kastell zur rechten Seite liegt, und bei deren Anblick mir die verfloßnen Jahrhunderte, wieder emporzusteigen scheinen.

[127] Aber keine Merkwürdigkeiten will ich mehr sehen, die mir ein fühlloser Miethling zeigt, der seine Lektion auswendig gelernt hat, und sie hundertmal des Tages mit Widerwillen hersagt. Der widrige Kerl, welcher mich für einen Schilling in der Kirche herumführte, hätte mir durch sein Geplapper beinahe den schönsten Eindruck verdorben. Heinrich der Achte, Karl der Erste, und Eduard der Vierte liegen hier begraben. Die Kirche hat inwendig sowohl als auswendig ein äussierst melancholisches Ansehen.

An dem Königlichen Pallaste wurde gebauet, und eine Menge Steine dazu herbeigeschaft, womit eine große Anzahl Arbeiter beschäftiget waren.

Ich ging nun in dem herrlichen Windsor Park, einen sanften Abhang hinunter, wo er sich mit seinem immer zunehmenden Dunkel von allen Seiten wie ein Tempel eröffnete. Dieser Wald übertrift gewiß an Schönheit alles, was man sich nur von der Art vorstellen kann. Dazu kam die Einsamkeit, die Kühle der Abendluft, und eine sanfte Musik, die in der Ferne vom Schlosse herunterschallte. Ich war wie in einer [128] Art von angenehmer Bezauberung, und hielt mich für alle Beschwerden des Tages tausendfach belohnt.

Ich kehrte nun aus dem Walde zurück, die Glocke schlug sechs, und die Arbeiter gingen zu Hause.

Noch habe ich den großen runden Thurm, ebenfalls ein uraltes Gebäude bei dem Königlichen Schlosse, vergessen. Die auswendigen Aufgänge auf denselben sind mit grünem Gebüsch bepflanzt, welches gegen das Alterthum des Gemäuers einen sehr angenehmen Kontrast macht. Ganz oben auf dem Gipfel desselben war die Fahne von Großbrittannien ausgesteckt, die aber späte gegen Abend wieder eingezogen wurde.

Als ich vom Schloß hinunter ging, sahe ich den König in einem simpeln Wagen hinauffahren. Man war hier höflicher, wie man in London zu seyn pflegt, denn jedermann zog doch, als er vorbeifuhr, den Hut vor ihm ab.

Ich kam nun wieder in die Stadt, und befand mich nicht weit vom Schlosse, vor einem sehr ansehnlichen Gasthofe, wo ich Officiere [129] und viele andre Leute vom Stande hineingehen sahe, und hier ward ich, wider alles Vermuthen, von dem Wirth, der ebenfalls eine vornehme Figur spielte, ohne Schwierigkeit aufgenommen, da man mich aus jenem weit schlechtern Gasthofe, bei Eaton Kollege, so unfreundlich weggewiesen hatte.

Allein, es schien einmal mein Schicksal zu seyn, daß ich den Aufwärtern ein Anstoß und ein Dorn im Auge war. Mit Murren wieß mir die Magd ein Zimmer an, wo ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung bringen

konnte, und nun ging ich wieder hinunter, in den großen Saal (Coffee Room) der gleich beim Eingange im Hause ist, wo ich dem Wirth sagte, daß ich noch einen kleinen Spaziergang vornehmen wollte; er beschrieb mir darauf, wie ich gleich hinter seinem Hause auf ein sehr angenehmes Feld, und über dasselbe ans Ufer der Themse kommen könne, daselbst würde ich einen sehr schönen Badeplatz antreffen.

Ich folgte seinem Rathe, und dieser Abend war beinahe noch schöner, als der vorhergehende in Richmond. Die Themse fand ich hier in ih- [130] ren sanften Krümmungen wieder; Windsor schimmerte fast noch schöner ins grüne Thal hinunter, wie die Häuser von Richmondhill, und das Grün der Wiese war eben so zart und weich. Das Feld nach der Themse zu war etwas schräg und abschüssig. Ich setzte mich an ein Gesträuch und erwartete den Untergang der Sonne. In der Ferne sah ich eine große Anzahl Leute, die sich in der Themse badeten. Als sie sich nach Sonnenuntergang etwas zerstreuet hatten, näherte ich mich dem Ufer der Themse, und tauchte mich hier zum erstenmale in ihre kühlen Fluthen. Das Ufer war ziemlich abschüssig, aber es war eine Treppe in den Fluß hinunter, gebaut, welche für die Badenden, die nicht schwimmen können, äusserst bequem ist. Es kamen noch ein Paar blühende muntre Handwerksjungen von der Stadt hergelaufen, die in der größten Geschwindigkeit ihre Kleider und Schurzfelle abgeworfen hatten, und sich sogleich über Kopf ins Wasser stürzten, wo sie mit ihren nervigten Armen die Fluth durchschnitten, bis sie müde waren. Sie riethen mir sehr zutraulich, mein [131] Haar erst loszubinden, und mich dann, wie sie, mit dem Kopfe hineinzutauchen.

Erfrischt und gestärkt durch das kühle Bad, machte ich noch einen Spaziergang im Mondschein längst dem Ufer der Themse hin; zu meiner Linken die Thürme von Windsor, vor mir ein kleines Dorf, mit einem Thurm, dessen Spitze aus den grünen Bäumen hervorragte; in der

Ferne ein Paar reizende Hügel, die ich mir am künftigen Morgen zu besteigen vornahm, um mich das grüne Waizenfeld; o wie unbeschreiblich schön war dieser Abend und dieser Spaziergang! Und in der Ferne konnte ich zwischen den Häusern den Gasthof sehen, wo ich wohnte. Ich hatte also gleichsam eine Heimath, wohin ich zurückkehren konnte, und es war mir, als ob ich hier zu Hause wäre, und immer hier bleiben müßte.

Wie bald verflogen diese süßen und angenehmen Träume, als ich zu Hause kam, und von den Aufwärtern, die sich vielleicht ein schlechtes Trinkgeld von mir versprachen, wieder mit scheelem Blick empfangen wurde. Und wie groß war mein Erstaunen, da eben die mürrische Magd, welche mir ein Zimmer anwieß, unten [132] in die Stube trat, und mir mit einem Knix und spöttischem Wesen sagte: ich möchte mich nur nach einem andern Logis umsehen, denn hier könne ich die Nacht nicht bleiben, weil das Zimmer, das sie mir aus Versehen angewiesen habe, schon besetzt gewesen sey. Ich protestirte natürlicher Weise dagegen, bis endlich der Wirth dazu kam, auf den ich mich berief, und der mir sogleich ein Zimmer anweisen ließ, worauf ich aber selbander schlafen mußte. So wäre ich also hier in Windsor beinahe zum zweitenmal ausgestoßen worden.

Nun war gerade unter meinem Schlafzimmer ein Trinkgelag, daß der Boden zitterte. Es wurden Trinklieder gesungen, worinn ähnliche Stellen mit den unsrigen vorkamen, so viel ich verstehen konnte. Die Gesellschaft bestand, wie ich vorhergesehen hatte, aus lauter Officieren. Kaum war ich bei diesem Lerm und Geräusch ein wenig eingeschlafen, so kam mein Schlafkamerad, vermuthlich einer aus der saubern Trinkgesellschaft, in die Stube und an mein Bette getaumelt, bis er endlich mit vieler [133] Mühe das seinige fand, und sich, so wie er war, mit Stiefeln und Kleidern hineinwarf.

Heute Morgen stand ich denn sehr früh auf, um, wie ich mir vorgenommen hatte, die beiden Hügel zu besteigen,

welche mir gestern einen so reizenden Prospekt gaben, besonders der eine, auf dessen Gipfel ein hohes weißes Haus zwischen den dunkelgrünen Bäumen hervorragte. Der andre lag gleich darneben.

Ich fand keinen ordentlichen Weg, der zu diesem Hügel führte, ging also grade zu, ohne mich an eine Straße zu kehren, immer meiner einmal genommenen Richtung nach. Freilich war dieß etwas mühsam, ich hatte oft einen Zaun oder Sumpf zu umgehen, endlich aber langte ich doch am Fuße des sehnlich gewünschten Hügels mit dem hohen weißen Hause an, und als ich im Begriff war, hinauf zusteigen, und mich schon auf die Aussicht von dem weißen Hause freute, las ich an einer aufgestellten Tafel die Worte: Take Care! Steeltraps and Springguns are laid here. (Nehmt euch in Acht, hier liegen Fußangeln!). Meine Mühe war also vergebens, und ich ging nun [134] nach dem andern Hügel, aber auch hier waren Steeltraps und Springguns für den Wandrer gelegt, der auf dieser Anhöhe den schönen Morgen genießen wollte.

So kehrte ich, in meiner Hoffnung getäuscht, in die Stadt zurück, beinahe eben so, wie gestern Morgen, von Richmondhill, da mir ebenfalls mein Wunsch vereitelt war.

Da ich zu Hause kam, erhielt ich von der mürrischen Magd die schöne Bewillkommung, daß ich nun schlechterdings keine Nacht mehr hier logiren könne, welches aber auch mein Wille nicht war. Jetzt schreibe ich Ihnen unten im Coffee room, wo ein Paar Deutsche neben mir sprechen, die gewiß glauben, daß ich sie nicht verstehe, da ich mich also zu erkennen gebe, daß ich ein Deutscher sey, würdigen mich die Kerls nicht mit mir zu reden, weil ich ein Fußgänger bin. — Ich glaube es sind Hannoveraner! — Das Wetter ist so schön, daß ich ohngeachtet der kleinen Unbequemlichkeiten, denen ich ausgesetzt gewesen bin, dennoch meine Reise zu Fuße fortsetzen werde.

[135] Oxford, den 25sten Juni.

Was für sonderbaren Schicksalen und Abentheuern ist doch ein Fußgänger in diesem Lande der Pferde und Karossen ausgesetzt! Doch ich will nur gleich meine Erzählung von vorne anfangen.

In Windsor mußte ich für ein altes Huhn, das ich den Abend verzehrte, für ein Schlafzimmer, das man mir mit Murren gab, und wo ich noch dazu von einem besoffenen Kerl beunruhigt wurde, und für ein Paar Tassen Thee zum Frühstück, neun Schillinge bezahlen, worunter denn das Huhn allein sechs Schillinge gerechnet ward.

Als ich nun weggehen wollte, stand der Aufwärter, welcher mich mit Unwillen und Murren bedient hatte, an der Treppe, und sagte: remember de Waiter! (bedenkt den Aufwärter!) Ich gab ihm drei Halfpenny's, wogegen er mir ein herzhaftes: God damm you Sir! nachschickte. An der Thüre stand die mürrische Magd, und sagte: remember the Chambermaid! — J'll remember your Civility (ich werde mich an eure Höflich- [136] keit erinnern!) sagt' ich, und gab ihr nichts, worüber sie ihren Ärger in einem lauten Hohngelächter erstickte. Es folgten mir also im eigentlichen Verstande Flüche und Hohngelächter nach, da ich aus Windsor gieng.

Wie froh war ich nun, da ich die Thürme von Windsor wieder im Rücken hatte! Es ist nicht gut seyn für den Wandrer nahe bei den Pallästen der Könige, dacht' ich, und lagerte mich im Schatten einer grünen Hecke, wo ich in meinem Milton las, und die Herrlichkeit der schönen Natur um mich her empfand.

Ich nahm meinen Weg wieder durch Slough über Salthill nach Maidenhead. In Salthill, welches doch nur ein Dorf ist, hatte ganz am Ende ein Perukenmacher seine Bude, worinn er zugleich balbirte und frisirte. Dafür daß er mein Haar ein wenig in Ordnung brachte, und mich rassirte, mußte ich ihm einen Schilling bezahlen. Dieser Bude gegenüber war ein sehr elegantes Haus und Garten.

Zwischen Salthill und Maidenhead begegnete mir das erste Abentheuer auf meiner Wanderung.

[137] Mir war bis jetzt noch fast kein einziger Fußgänger begegnet, hingegen rollten beständig eine große Menge Kutschen vor mir vorüber, weil auf der Straße von Oxford eine starke Passage ist, auch begegneten mir häufig Personen zu Pferde, welches hier auch eine sehr gewöhnliche Art zu reisen ist.

Mein Weg führte mich in einem ziemlich tiefen Grunde zwischen hohen Bäumen hin, so daß ich nicht weit vorwärts sehen konnte, als mir ein Kerl in einem braunen Frak und runden Hute, mit einem Stabe in der Hand entgegen kam, der um ein gut Theil stärker als der meinige war. Seine Physiognomie kam mir gleich etwas verdächtig vor. Er ging aber vor mir vorbei. Allein ehe ichs mir versah kehrte er wieder um, und verlangte von mir weiter nichts, als einen Halfpenny, wofür er sich wolle etwas Bier geben lassen, weil er noch nüchtern sey. Ich griff in die Tasche, und fand, daß ich gar keine Kupfermünze und nicht einmal Sixpences, sondern lauter Schillinge hatte. Als ich mich damit entschuldigte, sagte er mit einer so hämischen Mine, God bless my soul! [138] und machte mich auf den faustdicken Griff an seinem Wanderstabe so aufmerksam, daß ich sogleich in die Tasche griff, und ihm mit der fröhlichsten Mine einen Schilling gab. Indem kam eine Kutsche gefahren. Er bedankte sich sehr höflich bei mir, und ging fort. Wäre die Kutsche einen Augenblick eher gekommen, so würde ich ihm den Schilling, den ich gar nicht überflüssig hatte, schwerlich gegeben haben. Ob dieß nun ein Footpad war, will ich nicht entscheiden, alles mögliche Ansehn hatte er dazu.

Ich kam nun auf Maidenheadbridge oder die Brücke von Maidenhead, welches 25 Englische Meilen von London ist.

Die Englischen Meilenzeiger sind für den Reisenden eine große Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Wir haben

sie oft die Hälfte des Weges erleichtert, weil ich immer gewiß wußte, wie weit ich gekommen war, und daß ich auf dem rechten Wege sey. Denn auf diesen Meilenzeigern sind allemal sowohl die Entfernungen von London, als bis zum nächstliegenden Orte bezeichnet, und wo Scheidewege sind, ist immer noch besonders ein Handweiser angebracht, so [139] daß es hier fast unmöglich ist, sich im Gehen zu verirren. Ich muß gestehen, daß meine Reise fast ein beständiger Spaziergang war.

Von der Brücke vor Maidenhead ist eine vortreffliche Aussicht auf einen Hügel der sich rechts längst dem Ufer der Themse hin erstreckt, und auf welchem zwei prächtige Landsitze mit Wiesen und Parks befindlich sind. Der erste heißt Taplow und gehört dem Grafen von Inchiquin, und ein wenig weiter in der Ferne liegt Cliefden, welches ihm ebenfalls zugehört. Die Schlösser schimmern mit grünen Wiesen umgeben aus dem dicken Gehölz hervor, und geben einen reizenden Anblick.

Von dieser Brücke hat man nicht weit bis Maidenhead, und beim Eingange in dasselbe zur linken Seite, wiederum die Aussicht auf einen schönen Landsitz, wovon ein gewisser Pennyston Powney Esq. Besitzer ist.

Diese Nachrichten schöpfe ich größtentheils aus meinem Englischen Wegweiser, den ich fast beständig in der Hand habe, und worinn fast alles Merkwürdige von Meile zu Meile angezeigt ist. Ich lasse mir von den Leuten, bei denen ich ein- [140] kehre, die Wahrheit der Nachrichten bestätigen, und diese wundern sich denn, wie ich als ein Fremder, mit ihrer Gegend so genau bekannt bin.

Maidenhead selber ist ein unansehnlicher Ort: für eine Bierkalteschale, die ich mir hier machen ließ, mußte ich doch neun Pence bezahlen. Man schien mich auch hier nicht für voll anzusehen. A lusty Comrade! hört' ich im Vorbeigehen von mir sagen, und das klang denn freilich nicht sehr ehrenvoll, wenn es eben so viel heißen sollte, als wie man bei uns zu sagen pflegt; das mag mir wohl ein lustiger Kamrad, oder ein lustiger Passagier seyn!

Am Ende des Dorfs hatte ein Schuhmacher seinen Laden, so wie am Ende von Salthill ein Friseur wohnte.

Von hier gings nun auf Henley zu, das noch eilf Meilen von Maidenhead, und 36 Meilen von London entfernt ist.

Als ich ziemlich scharf sechs englische Meilen nach einander gegangen, und also nur noch fünf Meilen von Henley war, kam ich auf eine Anhöhe, wo grade ein Meilenzeiger stand, bei [141] dem ich mich niedersetzte, um eine der herrlichsten Aussichten zu genießen, zu deren Betrachtung ich einen jeden rathen will, der etwa einmal auf diesen Fleck kommen sollte.

Vor mir in der Nähe ein sanfter Hügel voll grüner Waizenfelder mit lebendigen Hecken eingezäunt, und oben von einem Walde umkränzt.

Und nun in der Ferne in einem großen halben Cirkel um mich her ein grüner Hügel an den andern, die sich vom Ufer der Themse sanft in die Höhe erhoben, und auf denen sich Wälder, Wiesen, Äcker und Dörfer mannichfaltig durchkreuzten, indeß zu ihren Füßen die Themse sich zwischen Dörfern und einzelnen Häusern, und grünen Thälern, in reizenden Krümmungen hinschlängelte.

Die Ufer der Themse sind beständig schön und reizend; wie süß ist mir ihr Anblick, wenn ich sie oft, nach einer kleinen Entfernung, wo ich sie aus den Augen verlohren habe, plötzlich mit allen ihren grünen Ufern wieder sehe!

Unten im Thale weideten Heerden, und die Glocken schallten den Hügel herauf.

[142] Und was eine solche Englische Gegend so bezaubernd schön macht, ist, daß alles übereinstimmt einen rührenden Anblick zu gewähren, daß man keinen Fleck sieht, auf dem das Auge nicht gern ruhen möchte. Die mittelmäßigste Gegend von denen, die ich nun in England gesehen habe, würde in der unsrigen schon ein Paradies ausmachen.

Durch diese belohnende Aussicht gleichsam zum neuen Gange gestärkt, gings nun im scharfen Schritt Berg auf

Berg ab, die übrigen fünf Meilen bis Henley, wo ich den Nachmittag ohngefehr um vier Uhr ankam.

Zur linken Seite dicht vor Henley, an dem diesseitigen Ufer der Themse liegt auf einem Hügel ein schöner Park und Landsitz, den jetzt der General Conway bewohnet.

Ehe ich in Henley hinein gieng, spazierte ich noch ein wenig am Ufer der Themse hinunter, und setzte mich im hohen Grase nieder, indeß am andern Ufer der Park auf dem Hügel vor mir lag: weil ich etwas müde war, schlief ich hier ein, und als ich wieder aufwachte, schienen mir gerade noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ins Gesicht.

[143] Gestärkt von diesem süßen Schlummer ging ich weiter fort, und in die Stadt hinein, wo es mir aber viel zu vornehm aussahe, als daß ich meiner gemachten Erfahrung zu folge, hätte da bleiben sollen, vielmehr entschloß ich mich in einem Gasthofe by the Roadside (an der Heerstraße,) welche der Vikar von Wakefield the usual Retreat of Indigence and frugality (die gewöhnliche Zuflucht der Armuth oder Sparsamkeit) nennt, einzukehren.

Allein das schlimmste war, daß mich niemand selbst einmal in einem solchen Zufluchtsort aufnehmen wollte. Es begegneten mir auf diesem Wege doch ein Paar Bauern. Ich fragte den ersten, ob ich in einem Hause an der Heerstraße, das ich von ferne sahe, wohl die Nacht Herberge finden würde? I dare say you may! war seine Antwort. Allein, als ich hinkam, hieß es: we have got no Beds, and you can't stay here to night! (Wir haben keine Betten, und ihr könnt die Nacht nicht hier bleiben), eben so hieß es auch in dem folgenden Hause, das ich an der Heerstraße traf. Ich mußte mich also entschließen, noch fünf Meilen bis Nettlebed zu gehen, [144] wo ich denn etwas spät am Abend, da es schon völlig dunkel war, ankam.

Es ging in diesem Dörfchen noch recht munter zu, indem einige beurlaubte Soldaten auf ihre eigene Hand musicierten. Gleich beim Eingange in das Dorf war das

erste Haus zur linken Seite ein Gasthof, wovon ein Queerbalken bis zu dem gegenüberstehenden Hause gelegt war, an welchem ein erstaunlich großes Schild mit dem Nahmen des Eigenthümers hieng.

May I stay here to night? war meine erste Frage, da ich in das Haus trat, und ein kaltes: yes you may! war die Antwort darauf, worüber ich doch sehr froh war.

Man wieß mich in die Küche, und gab mir an einem Tische mit den Soldaten und Hausknechten zu essen. Ich befand mich also nun zum erstenmal in einer solchen Küche, die in den Englischen Romanen des Fielding so oft vorkommen, und worinn sich gemeiniglich die meisten Abentheuer zutragen.

Das Kamin in dieser Küche, wo gekocht und gebraten wurde war mit einem hölzernen [145] Verschlage eingefaßt, und das übrige wurde wie ein Wohn- und Speisezimmer gebraucht. Rund herum an den Seiten waren Börte mit zinnernen Schüsseln und Tellern besetzt, und die Decke hing voller Viktualien, als Zuckerhüte, Würste, Speckseiten und dergleichen.

Während daß ich aß, kam eine Postchaise angefahren, und sogleich wurden beide Thürflügel eröffnet, und das ganze Haus in Bewegung gesetzt, um nur diese vornehmen Gäste gehörig zu empfangen. Die Herrn stiegen aber nur einen Augenblick aus, und verzehrten nichts als ein Paar Krüge Bier, worauf sie wieder fortfuhren. Man begegnete ihnen mit allem möglichen Respekt, denn sie kamen in einer Postchaise gefahren.

Ohngeachtet dieß nur ein kleines Dorf war, und man mich gewiß für keinen vornehmen Gast hielt, wieß man mir hier doch ein tapeziertes Schlafzimmer mit sehr guten Betten an.

Am folgenden Morgen zog ich reine Wäsche an, die ich bei mir trug, und putzte mich, so gut ich konnte, heraus, und als ich nun herunter kam, wieß man mich nicht, wie den Abend [146] vorher, in die Küche, sondern in das Parlour oder Fremdenzimmer, unten an der Erde;

auch hieß ich wieder Sir, da ich den Abend vorher nur Master titulirt wurde, mit welcher letztern Benennung man eigentlich nur Bauern und ganz gemeine Leute anredet.

Es war Sonntag, und alles im Hause hatte sich schon festlich angeputzt. Es fing mir an in diesem Dorfe ausserordentlich zu gefallen, und ich nahm mir vor, diesen Morgen dem Gottesdienste mit beizuwohnen. Zu dem Ende lieh ich mir von meinem Wirth dem Herrn Illing, dieß war sein Nahme, der mir auffiel, weil er auch in Deutschland sehr gebräuchlich ist, ein Prayerbook (Gebetbuch), worinn ich beim Frühstück für mich blätterte, und verschiednes von der Englischen Liturgie darinn las. Auffallend war es mir, daß den Priestern alle Worte vorgeschrieben sind, deren sie sich bedienen müssen, wenn sie einen Kranken besuchen, wo sie z. B. anheben müssen: Peace dwell in this House! (Friede sey mit diesem Hause) u. s. w.

[147] Daß ein solches Buch aber Gebetbuch und nicht Gesangbuch heißt, rührt daher, weil bei dem Englischen Gottesdienst von der Gemeine eigentlich nicht gesungen, sondern nur gebetet wird. Demohngeachtet aber sind auch in diesem Gebetbuche die Psalmen in Englische Verse übersetzt mit befindlich.

Das Gebetbuch, was mir mein Wirth liehe, war ein rechtes Familienstück, denn aller seiner Kinder Geburts- und Nahmenstage, und auch der Tag seiner Hochzeit waren sorgfältig darinn verzeichnet. Um desto mehr Werth hatte auch dieß Buch in meinen Augen.

Um halb zehn Uhr fing erst der Gottesdienst an. Grade unserm Hause gegenüber standen die Knaben des Dorfs, alle blühend und schön, und sehr nett und sauber angezogen, ihr rundabgeschnittnes Haar nach Englischer Art gekämmt, mit offner freier Brust, und die weißen Kragen an ihren Hemden von beiden Seiten übergeschlagen. Sie schienen sich hier beim Eingange des Dorfs versammlet zu haben, um den Pfarrer zu erwarten.

[148] Ich gieng ein wenig vor das Dorf hinaus spazieren, wo ich von fern einige Männer aus einem andern Dorfe kommen sahe, die dem hiesigen Gottesdienste beiwohnen wollten.

Endlich kam der Pfarrer geritten. Die Knaben zogen ihre Hüte vor ihm ab, und bückten sich tief vor ihm. Er war ein Mann von schon etwas ältlichem Ansehn, und trug sein eignes Haar rund frisirt, oder vielmehr, wie es sich von selber in Locken rollte.

Es ward geläutet, und ich ging, mein Gebetbuch unterm Arm, mit der Gemeine zur Kirche; wo mir der Clerk oder Küster sehr höflich dicht vor der Kanzel einen Platz anwieß.

Die Auszierung der Kirche war sehr simpel. Gerade über dem Altar, waren auf zwei Tafeln mit großen Buchstaben die zehn Gebote verzeichnet, welche doch immer ein sehr kurzer und nachdrücklicher Inbegriff einer Sittenlehre für das Volk sind.

Unter der Kanzel dicht am Aufgange derselben war ein Pult, worinn der Prediger, vor der Predigt, stand, und eine sehr lange Liturgie ablas, worauf der Küster jedesmal ant- [149] wortete, indeß die ganze Gemeine leise mit einstimmte. Wenn z. B. der Priester sagte: God have Mercy upon us! so antwortete der Küster und die Gemeine: and forgive us all our Sins! oder der Priester las ein Gebet, und die ganze Gemeine sagte Amen dazu.

Dieß ist für den Prediger sehr beschwerlich, der nicht nur, so lange er predigt, sondern während des ganzen Gottesdienstes beständig reden muß. Aber das Mitbeten der ganzen Gemeine hat etwas sehr Feierliches und Rührendes.

Ein Paar Soldaten, die neben mir saßen, und vermuthlich in London gewesen waren, schienen schon starke Geister seyn zu wollen, denn sie beteten nicht laut mit.

Nachdem nun eine Weile gebetet war, merkte ich auf dem Chore einige Bewegungen, der Clerk war sehr

geschäftig, und man schien sich zu irgend etwas Feierlichem zu rüsten, auch erblickte ich verschiedne musikalische Instrumente, als der Prediger mit Lesen inne hielt, und der Clerk vom Chor herunter sagte: Laßt uns zur Ehre Gottes singen, den sieben und vierzigsten Psalm, [150] der sich anhebt, **awake, our Hearts, awake with Joy!**

Und wie rührend und herzerhebend war es, als nun auf einmal in dieser kleinen ländlichen Kirche eine Instrumental- und Vokalmusik erschallte, welche von keinen gedungenen Tonkünstlern, sondern von den glücklichen Bewohnern dieses Dorfes selbst, als ein fröhliches Opfer zur Ehre ihres Gottes dargebracht wurde.

Dieser Gesang wechselte nun noch einigemal mit dem Gebet ab, und die Melodie der Psalmen hatte einen so raschen und freudigen, und doch dabei erhabnen Gang, der das Herz unaufhaltsam zur Andacht mit sich fortriß, und mich oft bis zu Thränen rührte.

Der Prediger trat nun auf und hielt eine kurze Rede über den Text: Es werden nicht alle, die zu mir Herr! Herr! sagen ins Himmelreich kommen, u. s. w. Er handelte in ziemlich allgemeinen Ausdrücken und Predigerterminologien von der Nothwendigkeit, des Herrn Willen zu thun, sagte aber weiter eben nichts besonders Zweckmäßiges. Die Predigt dauerte keine halbe Stunde.

[151] Dieser Prediger hatte eben kein freundliches, einnehmendes Wesen, und schien auch den Bauern etwas stolz mit einem vornehmen Kopfnicken zu danken, wenn sie ihn grüßten.

Ich blieb bis der Gottesdienst ganz geendigt war, und dann ging ich wieder mit der Gemeine aus der Kirche, und besahe noch die Leichensteine und Grabschriften auf dem Kirchhofe, welche doch größtentheils simpler und geschmackvoller als die unsrigen waren.

Einige waren freilich auch komisch genug, worunter denn vorzüglich eine Grabschrift auf einen Schmidt gehört, die ich wegen ihrer Seltsamkeit abgeschrieben habe, und sie hierher setzen will:

My Sledge and Anvil lie declined,
My Bellows too have lost their Wind:
My Fire's exstinct, my Forge decay'd.
My Coals are spent, my Iron's gone,
My Nails are drove, my Work is done.

„Mein Schmiedehammer und Ambos liegen darnieder; meine Blasebälge haben ihren Wind verlohren; mein Feuer ist verloschen, und meine Schmiede verfallen; meine Kohlen [152] sind verbraucht, mein Eisen ist alle, meine Nägel sind eingeschlagen, meine Arbeit ist aus."

Viele Grabschriften fand ich, die sich mit folgenden Reimen endigten: **Physicians were in vain; God knew the best, and laid his Dust to Rest.** Ärzte waren vergeblich; Gott wußte am besten, was ihm gut sey, und legte seinen Staub zur Ruhe.

In der Kirche selbst sahe ich das marmorne Epitaphium eines Sohnes des berühmten D. Wallis, mit folgender simpeln und rührenden Inschrift: Eben der Verstand, welcher ihn zu jedem öffentlichen Amte fähig machte, lehrte ihn, sein Leben hier in der Stille zubringen.

Alle die Bauern, welche ich hier sahe, waren nicht, wie die unsrigen, in grobe Kittel, sondern gutes feines Tuch, auf eine geschmackvolle Art gekleidet, und unterschieden sich nur dadurch von den Stadtleuten, daß mir ihr Anzug und ihr ganzes Betragen weit natürlicher und edler zu seyn schien.

Einige von den Soldaten, die starke Geister seyn wollten, gesellten sich zu mir, da ich [153] die Kirche besahe, und schienen sich ordentlich ihrer Kirche zu schämen, indem sie sagten: es sey nur eine sehr erbärmliche Kirche; worüber ich mir denn die Freiheit nahm, sie zu belehren, daß keine Kirche erbärmlich sey, die ordentliche und vernünftige Menschen in sich faßte.

Ich blieb noch den Mittag hier. Den Nachmittag war kein Gottesdienst, aber die jungen Leute musicierten wieder für sich, und sangen einige Psalmen, wobei ein Theil der Gemeine zuhörte. Es geschahe dieß mit solcher

Anständigkeit, daß es auch wie eine Art von Gottesdienst zu betrachten war. Dieser Kirchenmusik wohnte ich wieder bei. Ich war wie an dieß Dorf gebannt. Dreimal ging ich fort, um weiter zu reisen, und eben so oft kehrte ich wieder um, weil ich mir beinahe vorgenommen hatte, eine Woche oder länger in diesem Dorfe zuzubringen.

Doch der Gedanke, daß ich nur noch einige Wochen bis zu meiner Rückreise übrig hatte, und doch noch Derbischire besehen wollte, trieb mich endlich fort. Mit Wehmuth blickte ich oft nach [154] dem kleinen Kirchthurme und den friedlichen Hütten zurück, wo ich einen Morgen, wie zu Hause gewesen war.

Nun war es beinahe drei Uhr Nachmittages, als ich von hier wegging, und ich hatte noch achtzehn Meilen bis Oxford. Allein ich nahm mir vor, nicht bis Oxford zu gehen, sondern die Nacht über etwa fünf bis sechs Meilen davon zu bleiben, um es alsdann den folgenden Morgen noch bei guter Zeit zu erreichen.

Mein Weg von Nettlebed aus war ein ununterbrochener Spaziergang in einem großen Garten. Ich wechselte oft mit Gehen und Lesen im Milton ab. Als ich ohngefähr acht Meilen von Nettlebed und nicht weit mehr von Dorchester war, hatte ich die Themse in einiger Entfernung zur Linken, und an ihrem jenseitigen Ufer sah ich einen langen Hügel, hinter welchem ein Mastbaum hervorzuragen schien, der mich vermuthen ließ, daß an der andern Seite des Hügels auch ein Fluß sey.

Die Aussicht, welche ich mir von diesem Hügel versprach, konnte ich unmöglich so vorbeigehen; ich ging links vom Wege ab, über [155] eine Brücke über die Themse, und immer den Hügel hinauf, auf den Mastbaum zu. Als ich den Gipfel erstiegen hatte, fand ich, daß alles ein Blendwerk war. Ich hatte nichts, als eine große Ebne vor mir, und der Mastbaum war in die Erde gegraben, um vorwitzige Leute vom Wege abzulocken.

Ich stieg also meinen Hügel wieder herunter; am Fuß desselben war ein Haus, wo viele Leute aus dem

Fenster sahen, die mich auszulachen schienen, daran ich mich aber wenig kehrte, und meine Straße fortging, ohne daß mich meine Reise zu dem Mastbaum sehr gereuet hätte. Nur war ich doch von dem Steigen etwas ermüdet.

Nicht weit von hier nahe vor Dorchester hatte ich noch eine herrliche Scene. Die Gegend wurde hier so schön, daß ich nicht weiter gehen konnte, sondern mich auf den grünen Rasen legte, und sie mit Entzücken betrachtete. Der Mond stand schon in seiner ganzen Fülle am Himmel, die Sonne flimmerte noch mit ihren letzten Strahlen durch die grünen Hecken. Hierzu kam der Wiese betäubender Wohlgeruch, der [156] Vögel mannichfaltiger Gesang, die Hügel an der Themse, bald hellgrün, blaßgrün, oder dunkelgrün, mit ihren hin und her zerstreuten Baumgeschwadern. Ich erlag fast unter der Betrachtung aller dieser reizenden Gegenstände.

Ich kam ziemlich spät in Dorchester an. Dieß ist nur ein kleiner Ort, hat aber eine große und ansehnliche Kirche. Indessen standen die Damen mit frisiertem Haar vor den Häusern, wo ich vorbei ging, und es schien mir hier wieder alles ein viel zu vornehmes Ansehen zu haben, als daß ich hier hätte bleiben sollen, wie ich anfänglich willens war.

Ich entschloß mich also, noch viertehalb Meilen bis Nuneham zu gehen, wovon es nur noch fünf Meilen bis Oxford war. Hier in Nuneham kam ich denn ziemlich ermüdet und bei finstrer Nacht an.

Der Ort bestand aus zwei Reihen dicht aneinandergebauter Häuser, und war so regelmäßig angelegt, wie eine Straße in London. Alle Thüren waren schon verschlossen, und ich sahe nur noch in einigen Häusern Licht.

[157] Endlich sah' ich ganz am Ende des Orts, ein großes Schild queer über die Straße aushängen, und das letzte Haus an der linken Seite war der Gasthof, wo noch alles in Bewegung war.

Ich kehrte ohne Umstände ein, und sagte, ich wolle die Nacht da bleiben. By no means! (keinesweges) hieß

es, es sey schlechterdings unmöglich; das ganze Haus sey voll, und alle ihre Betten besetzt; da ich so weit wäre, solle ich nur noch vollends die fünf Meilen bis Oxford gehen.

Weil mich sehr hungerte, so verlangte ich wenigstens, daß man mir etwas zu essen geben sollte. Allein ich bekam zur Antwort, weil ich die Nacht nicht da bleiben könne, so ginge es auch nicht gut an, daß sie mir zu essen geben könnten, ich möchte nur weiter gehn.

Endlich verlangte ich einen Krug Bier, den man mir für baare Bezahlung gab, aber einen Bissen Brodt dazu, den ich auch gern bezahlen wollte, schlug man mir ab.

Eine solche erstaunliche Inhospitalität hatte ich denn doch in einem Englischen Gasthofe nicht [158] erwartet. Ich wollte aber doch alles mögliche versuchen, um zu sehen, wie weit die Lieblosigkeit dieser Leute gehen würde.

Ich bat also, sie möchten mich nur auf einer Bank schlafen lassen, und mir Obdach geben, ich wolle dafür so viel, als für ein Bette bezahlen, denn ich wäre so müde, daß ich unmöglich weiter gehen könnte, allein indem ich noch diesen Antrag machte, schlug man mir die Thür vor der Nase zu.

Da man mich nun hier in einem kleinen Dorfe nicht hatte aufnehmen wollen, so konnte ich noch weit weniger erwarten, daß man es in Oxford thun würde. Ich war also beinahe entschlossen, diese Nacht, weil es überdem ziemlich warm war, unter freiem Himmel zuzubringen, und suchte mir zu dem Ende einen bequemen Platz auf dem Felde unter einem Baume aus. Als ich nun gerade im Begriff war, meinen Überrock auszuziehen, um ihn mir untern Kopf zu legen, hörte ich jemanden mit schnellen Schritten hinter mir herkommen, der mir zurief, ich solle warten, wir könnten miteinander gehen.

[159] So wenig nun auch jemanden, der auf die Weise hinter einem herkömmt, in finstrer Nacht zu trauen ist, so war es mir doch eine Freude, daß sich wieder ein Mensch um mich bekümmerte, und mit mir gehen wollte,

da ich vorher so äusserst unfreundlich von den Menschen ausgestoßen war.

Ich erwartete ihn also ruhig, und als er zu mir heran kam, sagte er, wenn ich gut zu Fuße wäre, so könnten wir miteinander gehen, denn er wolle auch noch nach Oxford. Als ich ihm das erste versicherte, setzten wir unsern Weg zusammen fort.

Da ich nun nicht wissen konnte, ob meinem Reisegefährten zu trauen sey, so suchte ich mich ihm auf alle Fälle von einer bemitleidenswerthen Seite bekannt zu machen. Und beklagte mich zu dem Ende über das Unrecht, daß man mir, als einem armen Wandrer, in dem letzten Gasthofe nicht einmal ein Obdach verstattet, und mir für mein Geld sogar einen Bissen Brod versagt habe.

Mein Reisegefährte entschuldigte die Leute in etwas, indem er sagte, daß wirklich das Haus [160] voller Leute sey, die hier in der Nähe gearbeitet hätten, und nun da logierten. Daß man mir aber einen Bissen Brod versagt habe, könne er freilich selbst nicht billigen; und hierauf fragte er mich, wo ich denn heute hergewandert käme.

Ich antwortete aus Nettlebed, und erzählte ihm, daß ich da heute Morgen dem Gottesdienste mit beigewohnt hätte.

Da Ihr also vermuthlich heute Nachmittag durch Dorchester gekommen seyd, sagte er, so hättet Ihr mich auch können predigen hören, wenn Ihr dort in die Kirche gekommen wäret: denn dieß ist mein Vikariat, wo ich eben herkomme, um wieder nach Oxford zu gehen.

Also seyd Ihr ein Prediger? sagte ich, ganz voller Freuden, daß ich in dieser finstern Nacht, auf meinem Wege einen Gefährten angetroffen hatte, mit dem ich einerlei Beschäftigung trieb. Ich bin auch ein Mann der predigt, sagte ich zu ihm, indem ich ihm zugleich zuverstehen gab, daß ich nicht, wie ich vorher gesagt, aus Armuth, sondern um Sitten und Menschen kennen zu lernen, zu Fuße reißte.

[161] Er war über diese angenehme Zusammenkunft eben so erfreut wie ich, und wir schüttelten brüderlich die Hände zusammen, ehe wir weiter gingen.

Nun fing er an, einige Worte Latein zu reden, und da ich ihm nach der Englischen Aussprache wieder Lateinisch antwortete, gab er mir seinen Beifall über meine richtige Pronunciation des Lateinischen zu erkennen. Denn, sagte er, vor einigen Jahren sey ihm einmal, auch in der Nacht, fast auf eben dem Fleck, ein Deutscher begegnet, der ihn auch in Latein angeredet, aber es so abscheulich ausgesprochen habe, daß er nur wenige Worte davon verstanden hätte.

Das Gespräch lenkte sich nun auf theologische Materien, und unter andern auf die neuen Lehren des D. Priestley, den er bis in den untersten Abgrund der Hölle verdammte. Ich hütete mich also wohl, mich über diesen Text zu tief mit ihm einzulassen, und billigte seine Behauptungen ohne alle Einschränkung, wodurch ich mir sehr seine Gunst erwarb.

[162] Während diesem Gespräche waren wir fast, ohne des Weges gewahr zu werden, bis nahe vor Oxford gekommen.

Nun, sagte er, würde ich bald eine von den schönsten und prächtigsten Städten, nicht nur in England, sondern in ganz Europa, sehen, nur sey es Schade, daß ich, wegen der Dunkelheit der Nacht, den herrlichsten Prospekt davon verlieren würde.

Diesen verlor ich denn auch wirklich, und sahe nicht eher etwas von Oxford, bis wir dicht daran waren. Und nun sagte er, als wir hineingingen, würde ich eine der längsten, prächtigsten und schönsten Straßen nicht nur in dieser Stadt, sondern in England, und überhaupt in ganz Europa sehen.

Sehen konnte ich die Pracht und Schönheit dieser Straße nicht, aber ihre Länge fühlte ich an meiner Müdigkeit, denn ich merkte, daß wir immer fortgingen, ohne daß die längste Straße in Europa ein Ende nahm,

oder daß ich gewußt hätte, wo ich nun auf dieser berühmten Straße die Nacht bleiben würde. Bis endlich mein Reisegefährte stille stand, um von mir Abschied zu [163] nehmen, und sagte, er wolle nun in sein Kollegium gehen, wo er wohnte.

Und ich will mich die Nacht hier auf einen Stein setzen, gab ich ihm zur Antwort, und den Morgen abwarten, weil ich hier wohl schwerlich eine Herberge finden werde.

Ihr wollt Euch auf einen Stein setzen, sagte er, und schüttelte mit dem Kopfe: Kommt lieber mit mir in ein Bierhaus hier in der Nähe, vielleicht treffen wir da noch mehr Gesellschaft an!

Wir gingen also noch ein Paar Häuser weiter, und klopften an die Thüre. Es gieng schon auf zwölf Uhr. Man machte uns auf, und wie groß war meine Verwunderung, da wir gleich zur linken Seite in einen Verschlag traten, wo eine ganze Anzahl Priester mit ihren Mänteln und Kragen, um einen großen Tisch, jeder seinen Bierkrug vor sich, saßen, denen mich mein Reisegefährte als einen german Clergyman vorstellte, und mich nicht genug wegen meiner richtigen Aussprache des Lateinischen, meiner Orthodoxie, und meines guten Schrittes wegen, rühmen konnte.

[164] Ich sahe mich also plötzlich in eine Gesellschaft versetzt, wovon ich mir nie etwas hatte träumen lassen; und es kam mir äusserst sonderbar vor, daß ich nun so auf einmal, ohne zu wissen wie, nach Oxford, und mitten in der Nacht in eine Gesellschaft oxfordischer Geistlichen gekommen war.

Indeß suchte ich mich in dieser Situation so gut wie möglich zu nehmen. Ich erzählte von unsern deutschen Universitäten, und daß es auf denselben oft sehr unruhig und geräuschvoll zuginge, und dergleichen: O hier gehts auch manchmal sehr geräuschvoll zu, versicherte mich einer von den Geistlichen, der einen kräftigen Zug aus seinem Bierkruge that, und dabei mit der Hand auf den Tisch schlug.

Die Unterhaltung ward immer lebhafter: man fragte mich auch nach Herrn Bruns, jetzigen Professor in Helmstädt, den die meisten unter der Gesellschaft gekannt hatten.

Nun war unter allen diesen Clergymen auch ein Weltlicher, Nahmens Clerk, der ein starker Geist seyn wollte, und ihnen allerlei Einwürfe gegen die Bibel machte. Er machte ein [165] Wortspiel mit seinem Nahmen, weil Clerk auch ein Küster heißt, indem er sagte, er bleibe immer Clerk, und avancire nie zum Clergyman; überhaupt war er, nach seiner Art, wirklich ein launigter Kerl.

Dieser machte denn unter andern meinem Reisegefährten, der, wie ich hörte, Mr. Modd hieß, den Einwurf gegen die Bibel, daß mit klaren Worten darinn stünde, Gott sey ein Weintrinker.

Darüber ereiferte sich nun Mr. Modd gewaltig, indem er behauptete, es sey schlechterdings unmöglich, daß eine solche Stelle in der Bibel gefunden werde. Ein andrer Geistlicher, der Mr. Caern hieß, berief sich auf seinen abwesenden Bruder, der schon vierzig Jahr im Amte sey, und gewiß etwas von dieser Stelle wissen müsse, wenn sie in der Bibel stände; er wolle aber darauf schwören, daß sein Bruder nichts davon wisse.

Waiter! fetch a Bible! (Aufwärter, hohlet eine Bibel!) rief Mr. Clerk, und es wurde eine große Hausbibel gebracht, und mitten auf dem Tische unter allen den Alekrügen aufgeschlagen.

[166] Mr. Clerk blätterte ein wenig, und las im Buch der Richter 9, 13. Soll ich meinen Wein verlassen, der Götter und Menschen fröhlich macht? in der Englischen Übersetzung: which rejoices the Heart of God and Man.

Mr. Modd und Mr. Caern, die vorher am muthigsten gewesen waren, saßen auf einmal wie betäubt, und es herrschte eine Stille von einigen Minuten, als auf einmal der Geist der Exegese über mich kam, und ich sagte: Gentlemen! that is an allegorical Expression! (Meine Herrn, das ist ein allegorischer Ausdruck,) denn, fuhr ich

fort, wie oft werden die Könige der Erden in der Bibel Götter genannt?

Freilich ists ein allegorischer Ausdruck! fielen sogleich Mr. Modd und Mr. Caern ein, und das ist ja so leicht einzusehen, wie möglich! — so triumphirten sie nun über den armen Clerk, und tranken mir mit vollen Zügen eine Gesundheit nach der andern zu.

Mr. Clerk aber hatte seine Pfeile noch nicht alle verschossen, sondern verlangte, sie sollten ihm eine Stelle im Propheten Ezechiel erklären, [167] wo mit ausdrücklichen Worten stehe, Gott sey ein Bartscheerer.

Hierdurch wurde Mr. Modd so sehr aufgebracht, daß er den Clerk an impudent Fellow (einen unverschämten Kerl) nannte, und Mr. Caern berief sich auf seinen Bruder, der schon vierzig Jahr im Amte sey, daß dieser den Mr. Clerk ebenfalls für einen unverschämten Kerl halten würde, weil er so etwas Abscheuliches behaupten könnte.

Mr. Clerk aber blieb ganz ruhig, und schlug im Propheten Ezechiel eine Stelle auf, die ein jeder lesen konnte, wo es von den verstockten Juden hieß: God will shave the Beard of them (Gott wird ihnen den Bart abscheren). Waren nun Mr. Modd und Mr. Caern vorher wie vor den Kopf geschlagen, so waren sie es jetzt noch viel mehr, und hier ließ selbst den Mr. Caern sein Bruder, der schon vierzig Jahr im Amt war, ganz im Stiche.

Ich brach das Stillschweigen aufs neue, und sagte: Gentlemen! dieß ist ja ebenfalls ein allegorischer Ausdruck! — Freilich ist es das! fielen mir Mr. Modd und Mr. Caern ins Wort, und [168] schlugen dazu auf den Tisch. — Denn den Gefangenen, fuhr ich fort, wurde der Bart abgeschoren, und es heißt also weiter nichts, als Gott wird sie in die Gefangenschaft fremder Völker geben, die ihnen den Bart abscheeren! — Das versteht sich, ein jeder sieht es ein, und es ist so klar wie der Tag! schallte mir vom ganzen Tische entgegen, und Mr.

Caern setzte hinzu, sein Bruder, der vierzig Jahr im Amte wäre, erklärte es eben so.

Dies war der zweite Triumph über Mr. Clerk, und dieser war nun ruhig und machte keine Einwürfe weiter gegen die Bibel. Von den übrigen aber wurde mir noch manche Gesundheit in dem starken Ale zugetrunken, welches mir höchst zuwider war, weil dieses Ale beinahe stärker wie Wein berauscht.

Das Gespräch lenkte sich nun auf andre Gegenstände. Endlich als es beinahe gegen Morgen ging, fing Mr. Modd an: damm me! I must read Prayers in all Souls College! (ich muß in aller Seelen Collegio Betstunde halten; und damm me! ist eine Verkürzung aus God damm me! Gott verdamme mich, welches aber in England [169] nicht viel mehr sagen will, als bei uns, Ei zum Henker! oder Potztausend!)

Ehe aber Mr. Modd wegging, lud er mich auf den folgenden Morgen zu sich ein, und erbot sich sehr höflich, mir die Merkwürdigkeiten von Oxford zu zeigen. Die übrigen von der Gesellschaft verlohren sich nun auch. Und da ich einmal, freilich auf eine sonderbare Art, in eine so ansehnliche Gesellschaft eingeführt war, trug man auch im Hause weiter kein Bedenken, mich aufzunehmen, und wieß mir ein gutes Schlafzimmer an.

Allein am folgenden Morgen, da ich aufwachte, hatte ich von dem gestrigen starken Zutrinken der Ehrwürdigen Herren ein solches Kopfweh bekommen, daß es mir nicht möglich war aufzustehen, und noch weniger, den Herrn Modd in seinem Kollegio zu besuchen.

Der Gasthof, worinn ich war, hieß the Miter, (die Bischofsmütze). Und ich fand hier, gegen Windsor gerechnet, die vortrefflichste Bedienung. Allein weil ich den Abend, ehe ich zu Bette ging, etwas aufgeräumt war, so sagte ich dem Aufwärter geradezu, er möchte nicht glauben, weil ich zu [170] Fuße ginge, daß ich ihm deswegen ein schlechter Trinkgeld geben würde, sondern versicherte ihm das Gegentheil, wodurch ich denn die beste Aufwartung von der Welt erhielt.

Ich nahm mir nun vor, ein Paar Tage in Oxford zu bleiben, um zugleich während der Zeit, wieder reine Wäsche zu erhalten, die hier äusserst nöthig thut, denn als ich den Nachmittag ein wenig spazieren ging, und meine Wäsche etwas schmutzig war, hört ich mir in einer kleinen Straße ein Paar Weiber vor der Thüre nachrufen: Seht doch den feinen Herrn, der nicht einmal ein weißes Hemde am Leibe trägt!

Den Mittag aß ich unten mit der Familie und noch einigen Personen die da speißten, und unterhielt mich sehr angenehm. Ich mußte viel von Deutschland und vorzüglich vom König von Preußen erzählen. Über meinen Entschluß und Kühnheit zu Fuß zu gehen, konnte man sich nicht genug wundern, ob man gleich meine Absicht billigte; und endlich gestand man mir offenherzig, daß ich auch hier nicht wäre aufgenommen worden, wenn es nicht auf eine so sonder= [171] bare Weise gekommen wäre. Denn ein jeder, der eine so weite Reise zu Fuße thäte, würde für einen Bettler oder Spitzbuben gehalten, woraus ich mir denn meine Aufnahme in Windsor und Nuneham leicht erklären konnte. Ob ich gleich diesen schrecklich übertriebnen Luxus nichts weniger als billigen kann, vermöge dessen die Fußgänger in England nicht einmal ehrlich seyn sollen.

Da ich nun nach Darbyshire gehen wollte, rieth man mir, wenigstens, bis ich tiefer ins Land kommen würde, einen Platz in einer Postkutsche zu nehmen. Denn je weiter man von London ab ins Land käme, desto weniger herrschte der Luxus, und desto wohlfeiler und wirthbarer sey es auch. Ich nahm mir also auch vor, von Oxford bis Birmingham, wo ich von Herrn Pointer aus London an Herrn Fothergill, einen Kaufmann empfohlen war, in einer Postkutsche zu fahren, und von da erst weiter zu Fuße zu gehen.

Den Montag brachte ich in Oxford wegen meines Kopfwehes etwas mißvergnügt zu. Herr Modd kam, um mich selber abzuhohlen, weil er [172] sein Versprechen

erfüllen wollte, allein ich fand mich nicht im Stande, mitzugehen.

Demohngeachtet machte ich gegen Abend noch einen kleinen Spaziergang auf einen Hügel, der gegen Norden vor Oxford liegt, und von welchem man die ganze Stadt übersehen kann, die mir denn bei weitem nicht so schön und prächtig vorkam, wie sie mir Herr Modd bei unsrer Nachtwanderung beschrieben hatte.

Die Kollegiengebäude sind größtentheils in gothischem Geschmack mit Verzierungen überhäuft, aus einem grauen Stein erbauet, der vielleicht, wenn er neu ist, besser aussieht, aber jetzt die ekelhafteste widrigste Farbe hat, die man sich nur denken kann.

Nur einige dieser Kollegien sind modern gebaut, und die übrigen Häuser sind größtentheils höchst erbärmlich, und in verschiednen Straßen nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt. Mir schien Oxford einen sehr traurigen und melancholischen Anblick zu haben, und ich begreife gar nicht, wie man es nächst London für eine der schönsten Städte in England halten kann.

[173] Ich wartete auf dem Hügel, in welchen eine Treppe zu einem unterirdischen Gange hinuntergemauert war, bis die Sonne unterging, und sahe verschiedne Studenten hier spazieren gehen, die eben so wie die Schüler in Eaton-College, über ihre bunten Kleider große schwarze Chorröcke und platte viereckigte Hüte tragen; welches die Tracht ist, wodurch sich alle, die zur Universität gehören, mit verschiednen kleinen Abänderungen nach ihren Würden und Graden, auszeichnen.

Wegen dieser Chorröcke werden sie auch wahrscheinlich Gownsmen im Gegensatz gegen die Bürger genannt, welche Townsmen heißen. Und wenn man alle Einwohner von Oxford zusammenfassen will, so sagt man: die ganze Stadt, Gownsmen and Townsmen.

Freilich sticht die Kleidung gegen die großen Stiefeln, Kokarden an den Hüten, Kollets und Hetzpeitschen mancher Studenten auf unsern Universitäten ganz erstaunlich ab,

so wie überhaupt die Stille und das sittsame Betragen, welches denn doch hier unter den Studenten herrscht.

[174] Am andern Morgen zeigte mir Herr Modd versprochnermaßen einige von den Merkwürdigkeiten in Oxford. Er ging erst mit mir auf seine Stube in sein Kollegium, welche unten an der Erde ziemlich niedrig und dunkel war, und mit einer Zelle viel Ähnlichkeit hatte. Das Kollegium, worinn Herr Modd wohnte, hieß Christ Corps College.

Alsdann führte er mich nach All Souls College, ein elegantes Gebäude, worinn auch die Kirche vorzüglich schön ist. Herr Modd zeigte mir hier über dem Altar ein Gemählde von Mengs, bei dessen Anblick er mehr Empfindung verrieth, als ich ihm zugetrauet hätte. Er sagte, so oft er dieß Gemählde sähe, würde er aufs neue dadurch gerührt.

Dieß Gemählde stellte die Maria Magdalena vor, wie sie plötzlich Jesum vor sich stehen sieht, und vor ihm niederfällt. Und in ihrem Gesicht sind Schmerz, Freude, Wehmuth, kurz ganz verschiedne Leidenschaften, so meisterhaft ausgedrückt, daß man gar nicht müde wird, dieß Gemählde zu betrachten, und immer mehr dadurch gerührt wird, je länger man es ansieht.

[175] Er zeigte mir nun auch die Bibliothek in diesem Kollegio, welche oben mit einer Gallerie versehen ist, und überhaupt eine schöne äussere Einrichtung hat. Unter andern sahe ich hier eine Beschreibung von Oxford mit Kupfern, in Folio, wo sich denn die Thürme und Kollegiengebäude freilich weit schöner auf dem Papier, als in der Natur ausnahmen.

Hierauf führte mich Herr Modd weiter unten auf die Butlejanische Bibliothek, welche mit der Vatikanischen in Rom verglichen wird; und auf das Gebäude, welches the Theater heißt, und wo die öffentlichen Disputationen gehalten werden. Dieß ist ein rundes Gebäude, worinn ein Chor umhergeht, das mit Bänken, eine über der andern, versehen ist, worauf die Doktoren, Magister und Studenten

sitzen; und gerade gegeneinander über sind zwei Kanzeln erbauet, von welchen die Disputirenden zu einander hinüber sprechen.

Christchurch College und Queens College sind wohl die modernsten und schönsten unter den öffentlichen Gebäuden. Beliols College scheint [176] sich vorzüglich wegen seines Alterthums und seiner ganz gothischen Bauart auszuzeichnen.

Herr Modd erzählte mir, daß man sich in Oxford mit Predigen viel verdienen könne, denn die Studenten müßten alle nach der Reihe, in der Universitätskirche des Sonntags einmal predigen; die meisten aber an die es käme, suchten es abzukaufen, und bezahlten für eine Predigt wohl fünf bis sechs Guineen.

Auch erzählte mir Herr Modd, daß er nun achtzehn Jahr auf dieser Universität sey, und umsonst Doktor werden könne, so bald er wolle. Er war Master of Arts, und hielt, wie er sagte, Vorlesungen über klassische Autoren. Auch war er wirklich ordinirter Prediger, um in einigen Dörfern um Oxford den Gottesdienst zu versehen.

Unterweges begegnete uns der Englische Dichter Warton, ein schon etwas ältlicher Mann, der demohngeachtet noch Fellow oder Mitglied eines Kollegii ist, und wie Herr Modd erzählte, ausser der Poesie, sein größtes Vergnügen darinn finden soll, wilde Enten zu schießen.

[177] Herr Modd schien übrigens auch ein guter menschenfreundlicher Mann zu seyn. In Dorchester, erzählte er mir, sey der Clerk oder Küster gestorben, und habe eine zahlreiche Familie in größter Dürftigkeit hinterlassen, nun wolle er Morgen hinreiten, und zu bewerkstelligen suchen, daß der älteste Sohn des Verstorbenen, ein junger Mensch von sechzehn Jahren, den Clerkdienst wieder erhalte, um seine arme Familie ernähren zu können.

In der Miter, dem Gasthofe, wo ich logierte, sprachen die Geistlichen und Studenten alle Augenblick einmal ein, um einen Krug Ale zu trinken, oder eine kurze Konver-

sation mit der Tochter im Hause zu führen, die ein artiges Frauenzimmer war.

Man machte mir erstaunlich viel Rühmens, von einem Deutschen, Nahmens Mitschel, wenigstens sprachen sie seinen Nahmen so aus, der sich schon seit vielen Jahren als Musikus hier berühmt gemacht habe. Ich freute mich, von Engländern einen Landsmann so rühmen zu hören, wollte ihn auch besuchen, aber traf ihn nicht zu Hause.

[178] Castleton, den 30sten Juni.

Ehe ich Ihnen von meinem hiesigen Aufenthalt etwas sage, will ich in der Erzählung meiner Abenteuer fortfahren, und nur da wieder anfangen, wo ich es in meinem letzten Briefe gelassen habe.

Am Dienstage Nachmittage führte mich Herr Modd auf die Spaziergänge bei Oxford, und bemerkte denn ziemlich oft, daß sie nicht nur in England, sondern überhaupt in Europa nicht schöner seyn könnten. Es waren wirklich auch recht hübsche Gänge und Alleen, insbesondre gefiel mir ein kleiner Spaziergang längst einem Flusse, hinter Christcorpscollege.

Wir setzten uns hier auf eine Bank nieder, und Herr Modd zog ein Journal aus der Tasche, worinn unter andern auch ein deutsches Buch vom Professor Beckmann in Göttingen recensirt, und gelobt war. Herr Modd schien bei dieser Gelegenheit einigen Respekt für die deutsche Litteratur zu bezeugen. Endlich schieden wir von einander, er zur Besetzung der Küsterstelle in Dorchester, und ich in die Mitor, um mich ebenfalls zu meiner Abreise aus Oxford anzuschicken, die denn auch den Mittwoch früh um drei Uhr mit der Postkutsche vor sich ging, nach- [179] dem ich vorher eine verhältnißmäßig ziemlich billige Rechnung bezahlt hatte.

Inwendig in der Postkutsche saß nur noch ein junger Mensch, der zwar schwarz gekleidet, aber nach seiner Kokarde am Hute zu schließen, ein Officier war. Hingegen war die Aussenseite der Kutsche mit Weibern und Soldaten

ganz besetzt. Die Weiber von geringem Stande tragen hier eine Art kurzer Mäntel von rothem Tuch, übrigens Hüte, wie die Vornehmen.

Die Tracht mit den Hüten, welche bei dem Englischen Frauenzimmer so gemein ist, daß sich die geringste Dienstmagd ihrer bedient, nimmt sich, wie mir däucht, weit besser aus, als die Hauben und Mützen unsers deutschen Frauenzimmers von bürgerlichem Stande. Es ist überhaupt in England kein so großer Unterschied in der Kleidung zwischen den Vornehmen und Geringen, als in Deutschland.

Ich hatte etwas Kopfweh, und machte daher bei meinem Reisegefährten in der Postkutsche ziemlich den Misanthropen, welches vielleicht ihm, als dem Engländer, eher zugekommen wäre. Allein hier war es umgekehrt, er redte [180] mich einigemal sehr freundlich an, indeß ich nicht die mindeste Lust bezeigte, mich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Indeß gestand er mir nachher, daß eben diese anscheinende Zurückhaltung mir zuerst seine Gunst verschafft habe.

Er erzählte mir, daß er zwar Medizin studiert habe, nun aber nach Ostindien reisen, und da sein Glück als Officier versuchen wolle. Jetzt reise er nach Birmingham, um von seinen drei Schwestern, die dort in Pension wären, Abschied zu nehmen.

Ich erwiederte sein Zutrauen dadurch, daß ich ihm von meiner Fußreise in England, und von meinen Abentheuern erzählte. Er glaubte, dieß sey erstaunlich viel gewagt, ob er gleich meine Absicht, bei dieser Art zu reisen, billigte. Auf meine Frage, warum die Engländer denn nicht auch um derselben Vortheile willen manchmal zu Fuße reißten? war seine Antwort: they are too rich and too lazy! (sie sind zu reich und zu träge dazu).

Und wahr ist es, selbst der ärmste Mensch setzt sich lieber in Gefahr, auf der Outside einer Postkutsche den Hals zu brechen, als eine Strecke [181] zu Fuße zu gehen. Es sahe fürchterlich aus, wenn die Weiber, wo wir stille hielten, oben von der Kutsche herunterstiegen, und die eine

war einmal wirklich in Gefahr zu stürzen, da sie eben im Herabsteigen begriffen war, und die Pferde unversehens fortgingen.

Von Oxford bis Birmingham sind zwei und sechzig Meilen: allein diese weite Strecke ging fast ganz für mich verlohren, weil ich wieder in einer Postkutsche fuhr, wodurch ich zwar in großer Geschwindigkeit von einem Orte zum andern kam, aber nichts weniger that, als reisen.

Mein Reisegefährte entschädigte mich indeß einigermaßen für diesen Verlust. Er schien ein äusserst gutmüthiger Mensch zu seyn, und ich faßte in der kurzen Zeit eine Art von Zuneigung zu ihm, die man nicht leicht sobald gegen jemanden empfindet. Es schien dieses bei ihm eben der Fall zu seyn, und es war beinahe, als wenn wir eine Art von Freundschaft stifteten.

Indem wir gerade zufälliger Weise uns eine Zeitlang von Schakespear unterhalten hatten, waren wir auf einmal, ohne daß einer von uns [182] vorher daran dachte, in Stratford an der Avon, Schakespears Geburtsorte, wo unser Wagen still hielt, weil hier eine Poststation war. Dieß war noch zwei und zwanzig Meilen von Birmingham, und vier und neunzig Meilen von London.

Unsre Empfindungen theilten sich hier einander sehr lebhaft mit.

Hier war es, wo das größte Genie, welches vielleicht die Natur je hervorbrachte, geboren ward. Hier bildete sich seine junge Seele, auf diesen Fluren spielte er als Knabe. Und hier in diesen niedrigen Hütten brachte er vergnügt mit einigen Freunden seine letzten Tage zu, nachdem er von dem großen Schauplatze der Welt abgetreten war, dessen Elend, Laster und Thorheiten, er selbst so meisterhaft geschildert hatte.

Der Fluß Avon ist ziemlich breit, und eine Reihe niedriger Hütten, nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt, erstreckt sich längst dem Ufer desselben. Diese Reihe von Häusern trägt recht das Gepräge patriarchalischer Simplicität und Genügsamkeit.

[183] Wir besahen Schakespears Haus, das unter allen Häusern in Stratford, eines der schlechtesten, niedrigsten und unansehnlichsten ist, und unter dessen niedrigem Dache er demohngeachtet die vergnügtesten Tage zubrachte. In diesem Hause wohnen jetzt ein Paar alte Leute, die es gegen eine Kleinigkeit Fremden zeigen, und von diesem Einkommen leben.

Schakespears Stuhl, worauf er vor der Thür gesessen, war schon so zerschnitten, daß er fast keinem Stuhle mehr ähnlich sah; denn jeder Durchreisende schneidet sich zum Andenken einen Span davon ab, welchen er als ein Heiligthum aufbewahrt. Ich schnitt mir auch einen ab, weil er aber zu klein war, habe ich ihn verloren, und Sie werden ihn also bei meiner Wiederkunft nicht zu sehen bekommen.

Als wir weiter fuhren, betrachtete ich jeden Fleck mit Aufmerksamkeit, wo wir vorbeikamen, wenn ich dachte: das ist nun die Gegend, wo ein solcher Geist, wie Schakespears, seine erste Bildung durch die ihn umgebende Natur erhielt! Denn die ersten Eindrücke der Kindheit bleiben doch immer äusserst wichtig, und sind ge- [184] wissermaßen die Grundlage aller folgenden. Obgleich die Gegend hier zwar nicht vorzüglich schön ist, so hat sie doch ganz etwas Eignes, Romantisches.

Den Nachmittag um drei Uhr kamen wir schon in Birmingham an. Sechzehn Schillinge für meinen Platz in der Kutsche von Oxford bis Birmingham, hatte ich schon in Stratford bezahlt. In Oxford hatte man mir nichts abgefordert; man braucht also in England, nicht wie bei uns, die Post vorauszubezahlen.

Mein Reisegefährte und ich stiegen im Gasthofe ab, wo die Postkutsche hielt. Wir trennten uns ungern, und ich mußte ihm versprechen, daß ich ihn nach meiner Rückkunft in London besuchen wollte, zu welchem Ende er mir seinen Nahmen und seine Wohnung aufschrieb. Sein Vater war der D. Wilson in London, der in seinem Fache ein berühmter Schriftsteller ist.

Ich erkundigte mich hierauf nach der Wohnung des Herrn Fothergill, an welchen ich empfohlen war; man bezeichnete mir dieselbe, mit dem Zusatze, daß eben dieser Herr Fother= [185] gill vor acht Tagen gestorben sey. Da mir also, unter diesen Umständen die Empfehlung an ihn nicht viel nützen konnte, so sah' ich wohl, daß meines Bleibens in Birmingham nicht war.

Ohne mich also hier eine Minute länger aufzuhalten, erkundigte ich mich sogleich nach dem Wege nach Darby, und verließ Birmingham, da ich kaum darinn angelangt war. Von dieser berühmten Stadt, und ihren Fabrik= und Manufakturwesen, kann ich Ihnen also keine Zeile schreiben.

Der Weg von Birmingham aus ist nicht zum besten, sondern ziemlich sandigt. Ich langte denselben Abend noch in einem kleinen Orte, Nahmens Sutton, an, worinn es mir aber auch zum Bleiben zu vornehm aussahe, bis ich ganz am Ende einen kleinen Gasthof antraf, der einen Schwan im Schilde führte, worunter stand: Aulton Brickmaker.

Dieser Gasthof schien etwas Einladendes für mich zu haben, ich ging also hinein, und fragte nicht gleich zuerst, ob ich die Nacht da bleiben könne, sondern for= [186] derte mir vorher einen Krug Bier (a Point of Ale). Hier hieß ich nun gar nicht anders als Master, und man wies mich in die Küche, wo die Wirthinn an einem Tische saß, und sehr über Zahnschmerzen klagte. Mein Mitleid, das ich ihr als ein fremder Mensch darüber bezeigte, verschaffte mir bald ihre Gunst, und sie fragte mich selbst, ob ich nicht die Nacht hier bleiben wolle? welches ich bejahte, und so hatte ich denn auf diese Nacht wieder eine Herberge.

Die Gesellschaft, welche ich hier traf, war eine Schornsteinfegerinn mit ihren Kindern, welche mir sogleich sehr freundschaftlich zutrank, und sich mit mir und der Wirthinn unterhielt.

Sie erzählte mir ihre Geschichte, die interessant genug

war. Sie hatte nehmlich frühzeitig ihren Mann im Kriege verlohren, und für todt gehalten, worauf sie sieben Jahr in Irrland diente, ohne daß jemand drum wußte, daß sie verheirathet sey. Während der Zeit kömmt ihr Mann, der ein Schornsteinfeger war, wieder nach England, und besetzt sich in Lichfield. Sobald er hier in wohlhabende Umstände kömmt, erkundigt er sich allenthalben nach seiner Frau, [187] erfährt endlich ihren Aufenthalt, und hohlt sie aus Irrland ab. Mit Thränen in den Augen erzählte sie, wie feierlich er sie in Lichfield eingehohlt, und ihr zu Ehren ein ordentliches Fest veranstaltet habe. Hier in Lichfield, das nur noch ein Paar Meilen von Sutton liegt, und wo ich Morgen durchreisen würde, lebe sie nun mit ihrem Manne, und helfe ihm fleißig arbeiten, sey auch bey allen vornehmen Herrschaften beliebt und angesehen.

Die Wirthinn erzählte mir, während ihrer Abwesenheit als im Vertrauen, daß der Mann dieser Schornsteinfegerinn, so schlecht sie aussähe, seine tausend Pfund im Vermögen hätte, Silberzeug, Zinn und Kupfer ungerechnet; daß er seine silberne Uhr trüge, und wenn er durch Sutton käme, und hier logierte, wie ein Nobleman bezahle.

Ein Nobleman will aber erstaunlich viel sagen, denn in Rücksicht gegen Gentleman, das blos einen feinen Mann bezeichnet, heißt es so viel, als ein Lord oder Graf.

Ferner bemerkte sie, die Frau sey etwas lowlived (von niedrigen Sitten), er aber sey der [188] feinste und artigste Mann von der Welt. Nun bemerkte ich freilich bei der Schornsteinfegerinn etwas sehr grobes in der Aussprache, sie sprach z. B. das Wort old, alt, welches ohld gelesen werden muß, wie auld aus. Sonst bemerkte ich in dieser Entfernung von London noch keine merkliche Abweichung in Ansehung der Aussprache.

Morgen, sagte die Schornsteinfegerinn, sey sie und ihr Mann nicht zu Hause, aber wenn ich durch Lichfield wieder zurückkäme, wollte sie sich die Ehre meines Be-

suchs ausbitten, zu welchem Ende sie mir denn ihren Nahmen und Wohnung sagte.

Am Abend kam die übrige Familie, ein Sohn und Tochter der Wirthinn zu Hause, welche für ihre kranke Mutter alle mögliche Sorgfalt bezeigten. Ich aß mit der Familie, und man ging hier mit mir um, als ob wir schon Jahre lang zusammen gelebt hätten.

Als ich sagte, daß ich ein Scholar oder Student wäre, erzählte mir der Sohn, hier sey auch eine Grammar School (lateinische Schule) wo sich der Schoolmaster auf zweihundert Pfund [189] (zwölfhundert Thaler) ausser dem Schulgelde stünde. Und dieß war nur in einem Flecken, ich dachte dabei an unsre Grammarschools in Berlin, und an die Besoldungen der dasigen Schoolmasters.

Als ich am folgenden Morgen meine Rechnung bezahlte, merkte ich den ausserordentlichen Abfall gegen Windsor, Nettlebed und Oxford. In Oxford mußte ich für Abendessen, Bette, und Frühstück wenigstens drei Schillinge bezahlen, und dem Aufwärter einen Schilling geben. Hier bezahlte ich für Abendessen, Bette und Frühstück nur einen Schilling, und als ich der Tochter im Hause, welche ich hier als Chambermaid betrachten mußte, Four pence (ohngefähr zwei Groschen) gab, bedankte sie sich gar höflich, und gab mir noch überdem eine schriftliche Empfehlung an einen Wirth in Lichfield mit, bei dem ich gut würde logieren können, weil sonst die Leute in Lichfield sehr stolz wären. Diese schriftliche Empfehlung war denn ein Meisterstück von orthographischer Schreibart im neuesten Geschmack, wo man nichts schreibt, als was man hört und ausspricht, welches sich [190] denn vorzüglich im Englischen gar sonderbar ausnimmt.

Ich nahm aus diesem Hause Abschied, wie man von guten Freunden Abschied nimmt, und mit dem gewissen Versprechen, bei meiner Rückkehr wieder da einzukehren.

Den Mittag kam ich nach Lichfield, einer ziemlich altfränkischen Stadt, mit engen und unsaubern Gassen, und wo ich zuerst wieder runde Fensterscheiben bemerkte, die

sonst in England nicht gewöhnlich sind. Der Ort schien mir etwas unfreundliches zu haben, ich machte also von meiner Empfehlung keinen Gebrauch, sondern ging gerade durch, und kaufte mir nur in einem Beckerhause Brod, welches ich mit mir nahm.

Den Abend kam ich nach Burton wo das berühmte Burton Ale gebraut wird. Schon ehe ich an diese Stadt kam, war ich ziemlich müde, und nahm mir also vor, die Nacht hier zu bleiben. Allein wie bald ließ ich diesen Entschluß fahren, da ich nun in die Stadt kam, und alles wieder ein so vornehmes Ansehn hatte, als wenn ich nahe bei London wäre. Und [191] doch war es hier so kleinstädtisch, daß man auf mich, als einen Fremden, der zu Fuße ging, fast mit Fingern wies. Und nun kam ich dazu durch eine lange Straße, wo es an beiden Seiten vor allen Thüren voller Menschen stand, die mich ordentlich durch ihre neugierigen Blicke Spiesruthen gehen ließen, und immer hinter mir her zischelten.

Alle meine Beruhigungsgründe, daß ich doch ja diese Leute nie wieder sehen würde, eben so wenig, wie sie mich, und dergleichen, halfen nichts; dieser Zustand war mir beinahe unerträglich, und die Straße ward mir so lang, als ob ich eine Meile gegangen wäre, und ermüdete mich auch eben so sehr. Ich habe auch eine solche verhaßte Aufmerksamkeit auf einen Durchreisenden noch nirgends als hier in Burton gefunden.

Wie froh war ich, als ich mich wieder ausser der Stadt im Freien befand, ob ich gleich nun noch nicht wußte, wo ich die Nacht eine Herberge finden würde, und dazu äusserst ermüdet war.

[192] Ich ging indeß immer auf der Straße nach Darby fort, wohin mich ein Fußweg von Burton aus, über eine sehr angenehme Wiese führte, die durch Verschläge abgetheilt war, wo man sehr oft übersteigen mußte.

Als ich nun eine ganze Strecke gegangen war, ohne an der Heerstraße einen Gasthof anzutreffen, und es auch

schon dunkel zu werden anfing, so setzte ich mich endlich bei einem kleinen Zollhause, wo ein Schlagbaum, und für Fußgänger eine kleine Treppe zum Übersteigen war, auf diese Treppe nieder, um mich auszuruhen, und allenfalls zu versuchen, ob mich der Zöllner beherbergen würde.

Nachdem ich eine ziemliche Weile hier gesessen hatte, kam ein Bauer geritten, und fragte mich, wo ich hinwolle? ich sagte ihm, ich sey so müde, daß ich nicht weiter gehen könne, und den Augenblick erbot sich dieser gutmüthige edle Bauer, von freien Stücken, ohne das geringste Mißtrauen, mich hinter sich auf sein Pferd zu nehmen, und mich bis an den nächsten Gasthof zu bringen, wo ich die Nacht bleiben könne.

[193] Das Pferd war ein ziemlich hoher Gaul, und als ich nicht sogleich hinaufsteigen konnte, kam der Zöllner, ein steinalter Mann heraus, dem ich kaum Kräfte genug zutraute, sich selbst emporzuhalten, und eben dieser Mann faßte mich mit einem Arm, und hob mich mit einem einzigen Schwung aufs Pferd, daß ich nicht wußte, wie mir geschahe.

Und so trabte ich denn mit meinem vortrefflichen Bauer fort, der auch keine einzige neugierige Frage an mich that, sondern mich vor dem Gasthofe absetzte, und darauf links nach seinem Dorfe zuritte.

Dieser Gasthof hieß der Bär, und der Wirth ging umher, und brummte wie ein Bär mit seinen Leuten, so daß ich mir anfangs keine gute Aufnahme versprach, allein ich suchte ihn milde zu machen, indem ich mir einen Krug Ale geben ließ, und ihm ein paarmal zutrank. Dieß Mittel half, und er wurde bald so höflich und gesprächig, daß ich mich recht angenehm mit ihm unterhalten konnte. Ich hatte mir dieß vom Vikar von Wakefield abgemerkt, der auch seine Wirthe immer dadurch gesprächig macht, daß er [194] sie mit sich trinken läßt. Und überdem gewann ich dabei, weil ich selber das starke Ale nicht gut vertragen kann.

Dieser Wirth nannte mich nun wieder Sir, und man

mußte mir mit ihm allein einen Tisch decken, denn, sagte er, er sähe wohl, daß ich ein Gentleman wäre.

Wir sprachen darauf sehr viel von Georg dem Zweiten, der sein Favoritkönig war, so wenig Georg der Dritte seine Gunst hatte: unter andern kamen wir auf die Schlacht bei Dettingen, wovon er viel Specialia wußte. Auch mußte ich ihm vom Könige von Preußen und seinen vielen Soldaten, und was bei uns die Schafe kosteten, erzählen. Und als wir darauf noch eine Weile von politischen Sachen gesprochen hatten, fragte er mich auf einmal: ob ich das Waldhorn blasen könne? — dieß vermuthete er deswegen, weil ich aus Deutschland sey, denn er erinnere sich, als er noch ein Knabe gewesen wäre, hätte auch einmal bei seinen Eltern in eben diesem Gasthofe ein Deutscher logiert, und dieser habe das Waldhorn sehr vortrefflich blasen kön= [195] nen. Er glaubte also, daß dieß eine vorzügliche Eigenschaft der Deutschen sey.

Ich benahm ihm denn diesen Irrthum, und wir kamen wieder auf die politischen Angelegenheiten, indeß seine Kinder und Gesinde in einiger Entfernung mit vieler Ehrfurcht unserm Gespräche zuhörten.

So brachte ich hier wieder einen sehr angenehmen Abend zu, und am Morgen, da ich gefrühstückt hatte, betrug meine Rechnung nicht mehr, als in Sutton.

Nun kam ich endlich am Freitage Morgen in die Heide vor Darby. Es wehte eine milde Luft, und ich war ganz ausserordentlich heiter und vergnügt.

Gegen Mittag begann die herrliche romantische Gegend. Ich kam auf eine große Anhöhe, und sahe auf einmal eine ganze Perspektive von Bergen vor mir, wo immer ein Paar nähere noch ein Paar entferntere, und diese wieder noch entferntere, zwischen dem Raume, der sie trennte, durchschimmern ließen.

Und nun hob sich das Land immer wie eine Welle auf und nieder, auf deren Rücken ich bald [196] empor= stieg, und weit um mich her schaute, bald wieder in den tiefen Abgrund mit ihr hinuntersank.

Den Nachmittag sah ich Darby vor mir im Thale: Und nun war ich hundert sechs und zwanzig Meilen von London entfernt. Darby ist eine kleine unansehnliche Stadt. Es war hier gerade Markt, und ich mußte auch durch viele Menschen gehen, aber hier herrschte keine solche verhaßte Neugierde, und beleidigendes Anstaunen, wie in Burton. Auch wurde ich von nun an, wenn ich durch ein Dorf kam, von den Bauerkindern immer sehr höflich gegrüßt.

Von Darby bis nach den Bädern zu Matlock, wo eine der romantischsten Gegenden ist, waren noch funfzehn Meilen. Auf diesem Wege kam ich durch ein langes breites Dorf, welches, glaub' ich, Dufsield hieß. Man wieß mich hier doch nicht in die Küche, sondern in ein Zimmer, und ich aß hier eine kalte Schale zu Mittage.

Die Kupferstiche und Bilder, welche man gewöhnlich in den Englischen Gasthöfen findet, sind eine Abbildung der ganzen Königlichen Fami- [197] lie, in einer Gruppe, wo der König sie als ein Vater um sich her versammelt, oder ein Grundriß von London, und auch das Bildniß des Königs von Preußen, welches ich hier verschiednemal gesehen habe. Auch findet man zuweilen eine Hogartsche Scene. Weil es eine große Hitze war, mußte ich in diesem Dorfe einigemal wieder das bemitleidende God Almighthy! hören, wodurch man mich als einen armen Fußgänger bedauerte.

Am Abend kehrte ich wieder in einem Gasthofe an der Heerstraße ein, von welchem es nur noch vier Meilen bis Matlock war. Ich hätte es leicht noch erreichen können, aber ich wollte den ersten Anblick dieser Gegend lieber auf den folgenden Morgen versparen, als in der Dämmerung hinkommen.

Allein in diesem Gasthofe war ich nicht so glücklich, als in den beiden vorigen. Die Küche saß voller Bauern, unter welchen ich den Wirth nicht unterscheiden konnte, dem ich sonst gleich zugetrunken hätte. Nun hörte ich wohl, daß ein Bauermädchen, die auch mit in der Küche

war, so oft sie trank, sagte: yar Health, gentlemen all! [198] (Eure Gesundheit, ihr Herrn insgesammt!) allein ich weiß nicht, wie es kam, daß ich vergaß, diese Gesundheit zu trinken, welches mir denn sehr übel aufgenommen ward. Der Wirth trank ein paarmal auf eine spöttische Art meine Gesundheit, gleichsam, um mir meine Unhöflichkeit zu verweisen, und dann fing er an, mich mit den übrigen auszulachen, die fast mit Fingern auf mich zeigten. So mußte ich nun eine Zeitlang den Bauern zum Gespötte dienen, bis endlich doch einer unter ihnen mitleidig sagte: we must do him no Harm, for he is a Stranger! (Wir sollten ihn nicht beleidigen, denn er ist doch ein Fremder!) it is no Harm! sagte der Wirth, um sich zu entschuldigen, schien aber doch nun in sich zu gehen, und hörte mit seinen Spöttereien auf, als ich ihm aber nun zutrinken wollte, schlug er es ab, und sagte wieder auf eine spöttische Art zu mir: ich solle mich nur ans Kamin setzen, und mich wärmen, und mich um die Welt nicht bekümmern. Die Wirthinn schien Mitleiden mit mir zu haben, und führte mich aus der Küche in ein andres Zimmer, wo ich [199] allein seyn konnte, indem sie sagte: das ist gottloses Volk!

Ich verließ dieß unfreundliche Haus den folgenden Morgen früh, und nun ging es auf Matlock zu.

Das Ziel meiner Reise, was ich mir nun gesetzt hatte, war die große Höhle bei Kastleton, in dem hohen Peak, von Darbyschire. Bis dahin hatte ich von Matlock noch ohngefähr zwanzig Meilen.

Die Erde bekam hier eine ganz andre Gestalt, als bei Windsor und Richmond. Statt jener grünen Wiesen und sanften Hügel, thürmten sich hier nackte Berge, und himmelhohe Felsen; statt jener angenehmen grünen Hecken, waren hier die hin und her zerstreuten Äcker und Viehweiden mit einem Wall von grauen Steinen eingeschlossen: und von eben diesem grauen Stein, der hier allenthalben gebrochen wird, sind auch die Häuser auf eine sehr einfache patriarchalische Art errichtet, indem die rohen Steine

fast ohne alle Zubereitung aufeinandergepackt sind, und vier Wände ausmachen, so daß man sich allenfalls selber mit leich- [200] ter Mühe ein solches Haus erbauen könnte. In Darby schienen die Häuser von eben diesem Stein erbauet zu seyn.

Die Gegend bey Matlock selbst, übertraf alles, was ich mir davon vorgestellt hatte. Zur rechten Seite waren einige elegante Häuser für die Badegäste, und kleinere Hütten hingen wie Nester an dem hohen Felsen. Zur Linken ergoß sich tief im Grunde ein Fluß, der durch ein majestätisches Gewölbe hoch hinüberragender Bäume beinahe dem Auge verdeckt war. Längst diesem Fluß erstreckte sich über eine Meile weit eine ungeheure Felsenwand, an welcher sich oft versteckte Gänge in dunklem Gebüsch hinaufschlängelten.

Oben war der jähe Felsen mit grünem Gesträuch umkränzt, zuweilen kam ein Schaf oder eine Kuh von der weidenden Heerde an den steilen Abhang, und blickte durch das Gesträuch hinunter.

Ich war in Miltons verlornem Paradies, das ich nach der Reihe durchlese, gerade bis an die Beschreibung des Paradieses gekommen, als ich in diese Gegend kam, und folgende Stelle, die ich nun [201] im Grunde am Ufer des Flusses las, that eine sonderbare Wirkung auf mich, da sie auf die Naturscene, die ich hier vor mir sahe, so sehr paßte, als ob sie der Dichter selbst davon genommen hätte:

— — delicious Paradise,
Now nearer crowns with her Enclosure green,
As with a rural Mound, the Champain Head
Of a steep Wilderness, Whose hairy sides
With Thicket overgrown, grottesque and wild,
Access denied. — —

Von Matlockbade kömmt man über die Matlockbrücke, erst nach dem Städtchen Matlock selbst, das eigentlich kaum ein Dorf heißen könnte, weil es aus äusserst wenigen schlechten Häusern besteht. In dieser Gegend ist wegen

der Bäder beständig viel Reitens und Fahrens, und eine starke Passage.

Von hier kam ich durch einige Dörfer wieder nach einem kleinen Städtchen, Nahmens Bakewell. Die ganze Gegend gebirgigt und romantisch. Oft führte mich mein Weg auf schmalen Steigen, über erstaunliche Anhöhen, [202] wo ich tief im Abgrunde einige kleine Hütten unter mir liegen sahe. Die Einzäunungen der Felder von den aufgeworfenen grauen Steinen, gaben überdem der ganzen Gegend ein wildes Ansehen. Die Berge waren größtentheils nicht mit Bäumen bewachsen, sondern nackt, und man sah in der Ferne die Heerden auf ihren Gipfeln weiden.

Als ich durch eines der Dörfer kam, hörte ich einen großen Bauerjungen mit vieler Neugierde einen andern fragen: ob ich denn nun ein Frenchman sey? gleichsam, als ob er schon lange darauf gewartet habe, einmal ein solches Wunderthier zu sehen, und dieser Wunsch ihm nun gewährt sey.

Als ich durch Bakewell, einen noch unansehnlichern Ort, wie Darby, gekommen war, führte mich mein Weg vor einem ziemlich breiten Flusse vorbei, eine kleine Anhöhe hinauf, wo ein bebautes Feld vor mir lag, das einen unbeschreiblich angenehmen Eindruck auf mich machte, ohne daß ich mir erst die Ursach davon angeben konnte, bis ich mich erinnerte, in meinen Kinderjahren, bei dem Dorfe, wo ich erzogen [203] war, eine fast ganz ähnliche Gegend gesehen zu haben, die ich nun hier mitten in England wieder fand.

Das Feld war nehmlich auf deutsche Art nicht mit Hecken eingezäunt, sondern die Saatfelder wechselten mit allerlei grünlichten und gelblichten Farben ununterbrochen ab, welches ein angenehmes Kolorit gab. Übrigens aber brachte mir diese ganze Gegend, und tausend Kleinigkeiten, deren ich mich nicht deutlich bewußt war, die Jahre meiner ersten Kindheit ins Gedächtniß zurück.

Ich ruhete mich hier eine Weile aus, und da ich nun

wieder fortging, dachte ich an den Ort meines Aufenthalts, an alle meine Bekannte, und auch an Sie, liebster Freund, und dachte, wenn die mich hier so wandern sähen! — und in dem Augenblick fühlte ich erst eigentlich den Gedanken der Entfernung, und daß ich nun in England war, welches eine ganz sonderbare Empfindung bei mir hervorbrachte, die ich nur einigemale in meinem Leben gehabt habe.

[204] Ich kam nun durch noch einen kleinen Ort, Nahmens Ashford, und wollte den Abend noch ein kleines Dorf, Nahmens Wardlow, das nur drei Meilen davon lag, erreichen, als in der Ferne zwei Männer hinter mir herkamen, die ich schon in Matlock gesehen hatte, und welche mich anriefen, daß ich auf sie warten sollte. Dies waren also seit dem Herrn Modd, die ersten Fußgänger, die sich mit mir zu gehen erboten.

Der eine war ein Sattler, und trug eine kurze braune Jacke, eine Handwerksschürze und einen runden Hut, der andre war ordentlich bürgerlich gekleidet, und ein sehr stiller Mann, da hingegen der Sattler äusserst gesprächig war.

Ich horchte hoch auf, da derselbe von Homer, Horaz und Virgil zu sprechen anfing, und Stellen aus dem Gedächtniß daraus anführte, und überhaupt seine Worte so vortrefflich zu setzen wußte, als ich es vielleicht nur irgend von einem Doktor oder Magister in Oxford hätte erwarten können. Er rieth mir, nicht nach Wardlow, wo ich schlechte Herberge finden würde, sondern lieber mit ihm noch ein Paar Meilen weiter nach [205] Tideswell, zu gehen, wo er wohnte. Dieser Nahme Tideswell wird durch eine sonderbare Verkürzung wie Tidsel ausgesprochen, eben so, wie man anstatt Birmingham im gemeinen Leben beständig Brumidschäm ausspricht.

Wir kehrten in einem kleinen Alehause an der Heerstraße ein, wo der Sattler nicht abließ, bis ich ihm verstattete, meine Zeche zu bezahlen, weil er mich diesen Weg mit hergenommen habe.

Nicht weit von diesem Hause kamen wir auf eine Anhöhe, wo mich mein philosophischer Sattler auf eine Aussicht aufmerksam machte, die freilich wohl die einzige in ihrer Art seyn mochte. Wir sahen nehmlich unter uns einen tiefen Abgrund, der wie ein Kessel aus der umgebenden Erdmasse herausgeschnitten war, und auf dem Boden desselben ein kleines Thal, wo der grüne Teppich der Wiese von einem kleinen Flüßchen in schlängelnden Krümmungen durchschnitten wurde, und die reizendsten Spaziergänge waren. Hinter einer kleinen Krümmung blickte ein Haus hervor, wo der Bewohner dieses glücklichen Thales, ein großer Naturforscher, ganz sich selbst und seiner Lieblingswis- [206] senschaft leben soll. Er hat schon eine große Anzahl fremder Gewächse auf diesen Boden verpflanzt. Mein Begleiter gerieth beinahe in poetische Begeisterung, da er mich auf die Schönheiten dieses Thales aufmerksam machte, indeß unser dritter Mann, dem dieß zu lange dauerte, über den Verzug beinahe etwas unwillig wurde.

Uns führte ein ziemlich steiler Weg in das Thal hinunter, durch welches wir gingen, und auf der andern Seite zwischen den Bergen wieder herauskamen.

Nicht weit von Tideswell verließ uns unser dritter Reisegefährte, der in einem benachbarten Orte wohnte. Als wir nun endlich Tideswell vor uns im Thale liegen sahen, erzählte mir der Sattler von seiner Familie, und daß er sich nie mit seiner Frau gezankt, noch ihr mit der geballten Faust gedrohet, und gesagt habe: thou liest! (du lügst.)

Hierbei muß ich bemerken, daß es in England für die größte Beleidigung gehalten wird, wenn man zu jemanden sagt: du lügst! thou art a Liar, (du bist ein Lügner) ist noch stärker, [207] und thou art a dammned Liar (du bist ein verdammter Lügner) ist das allerstärkste was man jemanden sagen kann.

So wie man also in Deutschland sagt, einer läßt keinen Hundsfott oder Schurken auf sich sitzen, oder so

wie dieß bei den Zänkereien die Losung zum Schlagen ist, eben so verhaßt ist auch in England das Wort Lügner, und gleichsam ein Herausforderungszeichen, wodurch der beleidigte Theil zur thätigen Rache gereizt wird.

Unser Jacky in London sahe mich einmal mit großen Augen an, da ich im Scherz zu ihm sagte: thou art a **Liar**, und ich hatte viel zu thun, ehe ich es wieder bei ihm gut machte.

Wenn man aus dergleichen Kleinigkeiten auf den Charakter einer Nation schließen kann, so scheint mir dieser allgemein eingewurzelte Haß gegen das Wort Lügner keinen schlechten Zug bei der Englischen zu verrathen.

Doch, ich komme wieder auf meinen Reisegefährten, der mir ferner erzählte, wie er sich sein Brod auswärts verdienen müsse, und jetzt nach zwei Monathen zum erstenmal zu seiner Familie wieder zurückkäme.

[208] Er zeigte mir nahe an der Stadt eine Reihe Bäume, die sein Vater gepflanzt habe, und die er nie ohne Rührung ansehe, so oft er von seinen kleinen Reisen wieder in seinen Ort zurück käme. Sein Vater sey ein reicher Mann gewesen, habe aber fast alle sein Vermögen angewandt, um einen Sohn in Amerika zu unterstützen, und seine übrigen Kinder arm hinterlassen, demohngeachtet sey ihm sein Andenken werth, und sein Herz gerührt, so oft er diese Bäume erblicke.

Tideswell bestand aus ein Paar Reihen niedriger Häuser, von unbearbeiteten grauen Steinen erbauet. Mein Begleiter machte mich gleich beim Eingange auf die Kirche des Orts aufmerksam, welche ziemlich ansehnlich, und ohngeachtet ihres Alterthums sehr im modernen Geschmack erbaut war.

Er fragte mich darauf, ob er mich in einen ansehnlichen oder wohlfeilen Gasthof führen solle? Weil ich das leztre verlangte, ging er selbst mit mir in einen kleinen Gasthof, und empfahl mich dem Wirth, als seinen Reisegefährten, zu einer guten Aufnahme.

[209] Man suchte mich denn hier auch recht prächtig zu

bewirthen, und machte mir zu dem Ende einen Käse toast; dieß war am Feuer gebratner und halbgeschmolzner Chesterkäse, der wohl ein recht delikates Gericht seyn mag, wovon ich aber zum Unglück keinen Bissen essen konnte, und den Wirth darauf zu Gaste bat, der ihn sich köstlich schmecken ließ. Als ich nun weder Brantwein noch Ale trank, sagte er mir, ich lebte viel zu schlecht für einen Fußgänger, als daß ich Kräfte genug zum Gehen behalten könnte.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß es die Englischen Gastwirthe am Aletrinken wohl nicht fehlen lassen, und daher alle von sehr starker Leibeskonstitution, und insbesondre erstaunlich dick und fett im Gesicht sind, das ihnen von den vielen Ale und Brantweintrinken ganz aufgedunsen ist.

Am folgenden Morgen gab mir meine Wirthinn die Ehre, mit mir Kaffee zu trinken, theilte mir aber bei dieser Gelegenheit Milch und Zucker sehr kärglich mit. Es war Sonntag, und ich ging mit meinem Wirth zu einem Barbier, an dessen Bude stand, Shaving for a Penny (allhier [210] balbiert man für einen Penny). Es waren hier viele Einwohner aus dem Ort versammlet, diese hielten mich für einen Gentleman wegen meines feinen Huts, den ich mir in London für eine Guinee gekauft hatte; und den sie alle nach der Reihe bewunderten. Ein Zeichen, daß der Luxus noch nicht bis hieher gedrungen ist.

Man findet in England ebenfalls bei gemeinen Leuten solche gedruckte Bogen mit allerlei Sittenlehren in den Stuben an den Thüren angeschlagen, wie bei uns. Nur findet man hier zuweilen auf solchen schlechten Bogen die vortrefflichsten und feinsten Sentiments, die dem besten moralischen Schriftsteller Ehre machen würden.

So las ich z. B. hier auf einem solchen gedruckten Blatt an der Stubenthür unter andern die goldne Regel: Make no Comparisons! (macht keine Vergleichungen!) Und wenn man bedenkt, wie viel Zänkereien und Unheil

in der Welt eben durch solche verhaßte Vergleichungen der Verdienste oder der Person des einen, mit den Verdiensten oder der Person des andern, u. s. w., entstehen; so ist in den kurzen Worten der [211] obigen Regel die herrlichste Sittenlehre zusammengedrängt.

Ein Mann, dem ich einen Sixpence gab, brachte mich nun aus der Stadt auf den rechten Weg nach Castleton, der neben einer solchen Mauer von unordentlich aufgeworfenen Steinen, wie ich schon beschrieben habe, hinging. Die ganze Gegend war hier bergigt und rauh, und das Erdreich mit braunen Heidekraut bewachsen. Hin und wieder weideten Schaafe.

Ich machte eine kleine Digression auf einen Hügel zur Linken, wo ich eine fürchterlich schöne Aussicht auf lauter nackte Gebirge in der Nähe und in der Ferne hatte, wovon insbesondre diejenigen, welche ganz mit schwarzen Heidekraut bewachsen waren, einen schaudervollen Anblick gaben.

Hundert und siebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt, als ich eine der höchsten Anhöhen, die vor mir lagen, erstiegen hatte, und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüssen und Bächen durchschnitten, und rund umher von Bergen eingeschlossen war. In diesem Thale nun lag Cast- [212] leton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern, welches von einem alten Schlosse, dessen Ruinen hier noch zu sehen sind, seinen Nahmen hat, der eigentlich aus Castle Town zusammengezogen ist.

Ein schmaler Weg, der sich von der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile voller Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsen,

den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemals auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Öfnung zum Eingange in die Höhle, wo alles stockfinster ist, wenn man auf einmal von der hellen Mittagssonne hinunter blickt.

[213] Indem ich so voll Verwunderung da stand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von wilden und rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wollte, wobei seine harte Stimme in der Höhle einen starken Wiederschall gab.

Als ich dieß bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt seyn wollte? und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Dieser Mann hatte mit seinem schwarzen struppigten Haar, und schmuzigem zerrißnen Anzuge, ein so wildes Charonsmäßiges Ansehen, welches seine Stimme und seine Fragen noch vermehrten, daß die sonderbare Täuschung, worein man beim Anblick dieser Höhle versetzt wird, schon hier ihren Anfang nahm.

Da ich mich zu seiner Forderung verstanden hatte, sagte er, ich sollte ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle lag, ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts spielten. —

[214] Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Öfnung beim Eingange hineinfiel, allmälig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirrdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich hin und her zerstreut eine Menge großer Räder, worauf diese unterirrdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen.

Ich glaubte hier das Rad des Ixion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu sehen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Öfnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit [215] nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen, wie durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die sich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle emporwälzten.

Dies allmälige Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine süße Melancholie, indem man den sanften Abhang der Höhle hinunter geht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeschnitten, und wandelte man nun so ruhig dem stillen Lande zu, wo keine Quaal mehr ist. —

Endlich schloß sich das hohe Gewölbe des Felsen, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, als wir an eine kleine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, wovon jeder von uns beiden eins in die Hand nahm.

Mein Führer eröfnete nun die Pforte, welche die schwache Dämmerung vollends ausschloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerste dieses nächtlichen Tempels führte, dessen Vorhof wir bis jetzt nur betreten hatten.

[216] Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, so weit es bei dem dunkeln Schein unsrer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes übersehen konnte, wogegen die erste ungeheure Öfnung, durch welche wir

nun schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde, wie unter einem schwarzen mitternächtlichen Himmel, auf einem ebnen sandigten Erdreich gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmälig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Flusse, welcher, bei dem Flimmern unsrer Lichter, mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt, in welchem Stroh lag.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darinn niederlegen sollte, weil in der Mitte des Flus- [217] ses der Felsen beinahe das Wasser berühren würde.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und so wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch diese fürchterliche Enge kamen, und sich der Felsen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer wieder aussetzte.

Unser Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber [218] nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das

gegenseitige Ufer sehen konnte: über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Überfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, daß sich in der Länge vor uns hin erstreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längst dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpferig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortsetzen konnte.

Demohngeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirrdischen Ufer hin, und ergötzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine Musik von fern in meine Ohren tönte.

[219] Ich blieb voller Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dieß bedeute? worauf er mir antwortete: daß ich es bald sehen würde.

Allein so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und lößte sich in ein sanftes Rieseln, wie von herabfallenden Regentropfen, auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sahe, dessen Tropfen, die jetzt im Schein unsrer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Dieß war nehmlich ein Staubbach, der sich von oben durch die Adern des Felsen in dieß Gewölbe hinunter ergoß.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

[220] Wir setzten also unsern Weg längst dem Ufer

des schmalen Gewässers fort, und sahen oft an den Seiten solche weite Öfnungen in die Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruhten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirrdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir in dem Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit, die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille, und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieses Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unsrer Reise.

[221] Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letztenmale wölbt, und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Fluth zusammenstößt, die hier einen kleinen halben Cirkel macht, und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Mein Führer sprang hier hinein, schwamm einige Schritte unter dem Wasser und dem Felsen hin, und kam ganz benetzt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich sey, weiter zu kommen, wenn dieser Felsen nicht etwa einmal mit Pulver gesprengt, und vielleicht eine zweite Höhle hier eröffnet wird.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen, allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Öfnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der beinahe die [222] Erde berührte, und als ich dieß bejahete, sagte er mir, ich solle ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen im nassen Sande durch die Öfnung zwischen dem Felsen fort, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir diesen beschwerlichen Durchmarsch vollendet hatten, sahe ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben in den höchsten Felsen wie in einer Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich sollte ihm nur folgen, weil er schon wüßte festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in dem Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß [223] fassen konnte, und sagte mir: ich sollte da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß gieng er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern emporzusteigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesen unbeschreiblich schönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer, und brachte mich den steilen schlüpfrigen Hügel auf seinen Schultern glücklich wieder hinunter. Und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Öfnung in dem Felsen hinunterschimmern,

indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken ein Stern hinunter glänzte: ein Anblick, der alles an Schönheit übertraf, was ich gesehen hatte.

Nun war unsre Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

[224] Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlassen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, sanft rieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne, und kehrten über die stillen Flüsse, und durch den weiten Raum der Höhle, wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit wieder begrüßten.

Und ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, sagte er, jetzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte; denn indem er die Pforte erst halb eröffnete, war es mir wirklich, als thäte ich einen Blick in Elysium, in einem solchen wunderbaren erquickenden Dämmerlichte zeigten sich alle Gegenstände.

Der Tag schien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sahe man zuerst wieder den Rauch der Hütten, und dann die Hütten selber; und wie wir höher hinaufstiegen, sahen wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme spielen, bis end- [225] lich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Öfnung der Höhle schimmerten, und gerade indem wir hinausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

Ich hatte also beinahe den ganzen Nachmittag bis an den Abend in der Höhle zugebracht, und als ich mich nun betrachtete, sahe ich in meinem ganzen Aufzuge meinem Führer ziemlich ähnlich, und meine Schuh hingen kaum noch an den Füßen, so sehr waren sie durch das lange Gehen im feuchten Sande und auf den harten spitzigen Steinen erweicht und zerrissen.

Ich bezahlte für das Herumführen nicht mehr als eine halbe Krone, und meinem Führer ein Trinkgeld: denn die halbe Krone bekömmt er nicht, sondern muß sie seinem Herrn geben, der von den Revenüen dieser Höhle sehr stattlich lebt, und sich einen Kerl hält, der die Leute darinn herumführt.

Als ich zu Hause kam, schickte ich sogleich nach einem Schuster. Dieser wohnte gerade gegenüber, und kam, um meine Schuh in Augenschein zu nehmen, wobei er sich nicht gnug über die schlechte Arbeit daran verwundern konnte; [226] denn ich hatte diese Schuh noch aus Deutschland mitgebracht. Demohngeachtet aber, weil er gerade keine neuen fertig hatte, unternahm er es, sie so gut wie möglich auszubessern.

Ich machte darauf mit diesem Schuster eine gar angenehme Bekanntschaft: denn als ich ihm meine Verwunderung über die Höhle bezeigte, freute er sich darüber, daß doch in diesem kleinen Orte etwas sey, welches Leuten, die aus so weit entfernten Ländern herkämen, Bewunderung einflößte. Und darauf erbot er sich selbst, noch einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, um mir in der Nähe den berühmten Berg zu zeigen, welcher Mam Tor genannt, und unter die Naturmerkwürdigkeiten in Darbyschire gezählt wird.

Dieser Berg ist auf seinem Rücken und Seiten grün bewachsen, allein an dem einen Ende hat er auf einmal einen jähen Absturz. Nun besteht aber das Innere dieses Berges, nicht so wie der übrigen, aus Felsen, sondern aus einer lockern Erde, die sich immer von selber ablößt, und beständig von der Spitze dieses jähen Absturzes bald in kleinen Stücken herunterrieselt, [227] bald sich in großen Massen mit einem donnernden Getöse losreißt, und auf die Weise neben diesem Berge einen Hügel bildet, der immer höher anwächst.

Daher kömmt auch wahrscheinlich der Nahme Mamtor, welcher ohngefähr so viel sagen will, als Mutterberg. Denn tor ist eine Abkürzung von tower, und bedeutet

jede Anhöhe. Mam aber ist eine gewöhnliche Abkürzung von Mother, Mutter; nun aber gebiert dieser Berg gleichsam wie eine Mutter wieder kleine Berge.

Ein Aberglaube ist es wohl, wenn die Einwohner sagen, daß dieser Berg ohngeachtet seines täglichen Verlustes nie abnehme, noch sich zurückziehe, sondern immer so bleibe, wie vorher.

Eine fürchterliche Geschichte erzählte mir mein Begleiter, von einem Einwohner von Castleton, der eine Wette einging, diesen jähen Absturz hinaufzusteigen.

Weil der Absturz unten nicht so ganz steil ist, sondern etwas schräg in die Höhe geht, so konnte er in dem weichen losen Erdreiche gut festen Fuß fassen, und kletterte immer hinan, [228] ohne sich umzusehen. Endlich war er weit über die Hälfte hinaufgestiegen, und kam dahin, wo sich der Absturz hinüberneigt, und seine eigne Basis übersieht. Von dieser entsetzlichen Höhe warf der Unglückliche seine Augen hinunter, indeß die drohende Spitze des Absturzes mit wankenden Erdmassen über seinem Haupte hing.

Er fing am ganzen Körper an zu zittern, Hände und Füße waren schon im Begriffe loszulassen, und er wagte es, weder vorwärts noch rückwärts zu steigen: so schwebte er eine Weile mit Verzweiflung umgeben, zwischen Himmel und Erde. Indeß da seine Sehnen nicht mehr halten wollten, raffte er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und ergriff einen losen Stein nach dem andern, wovon jeder ihn fallen zu lassen drohte, wenn er nicht schnell einen andern ergriff, auf welche Weise er denn zu seiner und aller Zuschauer Verwunderung, dem beinahe gewissen Tode entging, glücklich die Spitze des Berges erreichte, und seine Wette gewann.

Mich schauderte, da ich diese Erzählung hörte, und den Berg und den ungeheuren Absturz, wovon die Rede war, selbst so nahe vor [229] mir, und den Kerl in Gedanken hinanklettern sahe.

Nicht weit von hier ist Eldenhole, ein fürchterliches Loch in der Erde, von so ungeheurer Tiefe, daß wenn

man einen Kieselstein hineinwirft, und das Ohr an den Rand legt, man denselben lange Zeit fallen hört.

Sobald der Stein hinunterkömmt, ists, als ob man einen seufzenden Laut hörte, bis der erste Schlag das Ohr wie ein unterirrdischer Donner rührt. Dieses donnernde Getöse nimmt ab und zu, nachdem der Stein an die harten Felsenwände schlägt, und endlich nachdem er lange gefallen ist, hört plötzlich das Getöse mit einem Gezisch auf.

Das Volk trägt sich auch hiervon mit allerlei abergläubischen Erzählungen; daß nehmlich einer eine Gans hineingeworfen habe, die zwei Meilen davon, in der großen Höhle, die ich beschrieben habe, ganz nackt und von Federn entblößt wieder hervorgekommen sey, und mehr dergleichen Mährchen.

[230] Eigentlich zählt man in Darbyschire sieben Wunder der Natur, wozu denn dieß Eldenhole, der Berg Mamtor, und die große Höhle, worinn ich gewesen bin, gehören. Diese Höhle wird hier mit einem ziemlich schmuzigen Nahmen, the Devils Arse, benannt.

Die übrigen vier Wunder der Natur sind die Poolshöhle, welche mit der meinigen einige Ähnlichkeit hat, die ich aber nicht gesehen habe: ferner St. Anna'swell, oder der St. Annenbrunnen, wo dicht nebeneinander zwei Quellen, die eine siedend heiß und die andre eiskalt, entspringen; alsdann noch Tideswell, nicht weit von der Stadt, durch welche ich gekommen bin, eine Quelle, die sich die mehreste Zeit fast ganz unmerklich ergießt, und dann auf einmal mit einem starken unterirrdischen Getöse, das auch etwas musikalisches haben soll, hervorbricht, und ihre Ufer überschwemmt; endlich Chatsworth, ein Pallast am Fuß eines Berges, der oben mit Schnee bedeckt ist, und den traurigsten Winter darstellt, indeß zu seinen Füßen der angenehmste Frühling blühet. Von diesen letztern Wundern kann ich Ihnen nichts [231] mehr sagen, weil ich sie alle nur aus Erzählungen kenne, womit mich theils auch mein Begleiter der Schuster, während unsers Spazierganges unterhielt.

Indem mich dieser Mann hier herumführte, und erwägte, wie weit ich nun schon in der Welt gekommen sey, und was für wunderbare Dinge ich weit und breit zu sehen bekomme, erregte dieß bei ihm eine so lebhafte Begierde zum Reisen, daß ich genug zu thun hatte, sie ihm wieder auszureden: denn er konnte den ganzen Abend nicht davon aufhören, und betheuerte, wenn er nicht Weib und Kind hätte, er reißte Morgen im Tage fort; denn hier in Castleton sey so nicht viel zu verdienen, und sehr schlechte Nahrung, und er sey noch nicht dreißig Jahr alt.

Auf dem Rückwege wollte er mir noch die Bleiminen zeigen, allein es war schon zu spät. Er stellte mir den Abend noch meine Schuh auf eine meisterhafte Art wieder her.

Ich aber habe aus der Höhle einen Husten mitgebracht, der mir gar nicht gefällt, und mir viel Beschwerlichkeit verursacht, welche mich [232] vermuthen läßt, daß man doch in dieser Höhle wohl ungesunde Dämpfe einathmen müsse, aber denn begreife ich nur nicht, wie der Charon es so lange aushalten kann.

Heute Morgen bin ich schon früh aufgestanden, um die Ruinen zu besehen, und einen danebenliegenden sehr hohen Berg zu besteigen.

Die Ruinen stehen gerade über dem Eingange der Höhle auf dem Hügel, der sich noch weit hinter den Ruinen über die Höhle hin erstreckt, und immer breiter wird, hier vorn aber so schmal ist, daß das Gemäuer den ganzen vordern Theil desselben einnimmt.

Von den Ruinen herab ist rund umher nichts als steiler Felsen, so daß kein Zugang zu demselben ist, als nach der Stadt zu, wo ein krummer Weg, vom Fuße des Berges an, in den Felsen gehauen ist, der auch sehr steil hinaufgeht.

Der Platz, wo die Rudera stehen, ist mit sehr hohen Nesseln und Disteln bewachsen. Ehemals soll eine Brücke von einem Felsen zu den gegenüberstehenden gegangen seyn, wovon man noch Spuren entdeckt, indem man in

dem Thale, das die beiden Felsenspitzen trennt, [233] die Überbleibsel von Bogen findet, auf welchen diese Brücke geruht haben soll.

Dieses Thal welches hinter den Ruinen befindlich ist, und wahrscheinlich oben über der Höhle weggeht, heißt the Caves Way (der Höhlenweg), und ist eine der stärksten Passagen zu der Stadt; und wo es in der Ferne anfängt, sich erst zwischen diesen beiden Bergen, die es von einander trennt, zu senken, läßt es sich so sanft heruntersteigen, daß der Weg nicht im mindesten ermüdet. Verfehlt man aber diesen Weg zwischen den beiden Bergen, und geht oben in der Höhe fort, so ist man in großer Gefahr von dem immer steiler werdenden Felsen hinunter zu stürzen.

Der Berg, worauf die Ruinen stehen, ist allenthalben felsigt, der andre aber linker Hand daneben, welcher durch das Thal abgesondert wird, ist überall grün, und oben auf dem Gipfel desselben sind die Viehweiden, durch nach Art einer Mauer aufgeworfne Steine, abgetheilt. Der grüne Berg aber ist wenigstens dreimal so hoch, wie der, auf dem die Ruinen stehen.

[234] Ich fing an, den grünen Berg hinauf zu klettern, der doch auch ziemlich steil ist, und als ich nun weit über die Hälfte gekommen war, ohne mich umzusehen, ging es mir beinahe wie dem Wagehalse, der den Mamtorberg hinaufkletterte: denn als ich mich umsahe, war mein Auge nicht an die entsetzliche Höhe gewöhnt; Castleton lag mit der ganzen umliegenden Gegend, wie eine Landcharte unter mir, die Dächer der Häuser schienen beinahe dicht auf der Erde, und der Ruinenberg selber zu meinen Füßen zu liegen.

Mir schwindelte vor diesem Anblick, und ich hatte alle mögliche Vernunftgründe nöthig, um mich zu überzeugen, daß ich ohne Gefahr sey, denn ich konnte ja auf alle Fälle, den grünen Rasen, welchen ich hinaufgeklettert war, nur wieder hinunterrutschen. Endlich gewöhnte ich mich an diesen Anblick, bis er mir wirklich Vergnügen

machte. Ich kletterte nun ganz bis auf den Gipfel des Berges, wo ich über die Wiesen hinging, und endlich an den Weg kam, der sich zwischen den beiden Bergen allmälig hinuntersenkt.

[235] Oben auf dem Gipfel des grünen Berges melkten die Hirtinnen ihre Kühe, und kamen dann mit den Milcheimern auf den Köpfen eben diesen Weg herunter.

Eine schöne Gruppe war es, da sich einige dieser Mädchen, indem es an zu regnen fing, mit ihren Milcheimern unter ein überhangendes Felsenstück am Wege geflüchtet hatten, worunter sie auf natürlichen steinernen Bänken saßen, und vertraulich mit einander schwatzten.

Mein Weg führte mich wieder in die Stadt, woraus ich Ihnen schreibe, und die ich nun im Begriff bin zu verlassen, um meine Rückreise nach London anzutreten, wozu ich aber wohl nicht ganz denselben Weg wieder nehmen werde.

Northhampton, den 5ten Juli.

Da ich von meinem Schuster in Castleton, der gar zu gerne mit mir gereißt wäre, Abschied genommen hatte, so ging ich nun nicht auf Tideswell, sondern Wardlow, welches näher ist, wieder zurück.

[236] In dieser Gegend traf ich einen einzelnen Gasthof, wo nur die Frau zu Hause war, die mir erzählte, daß ihr Mann in den Bleiminen (Lead Mines) arbeite, und daß die Höhle von Castleton, und alles was ich gesehen habe, gegen diese Leadmines gar nicht in Betrachtung komme. Ihr Mann könne mich darinn herumführen.

Da ich ihr mein Mittagsessen bezahlen wollte, machte sie mir den Einwurf, daß ich keinen Ale und keinen Branntwein getrunken habe, wovon sie eigentlich ihren Verdienst haben müsse, und mir also nicht gut die Rechnung machen könne, worauf ich mir denn einen Krug Ale geben ließ, ohne ihn zu trinken, um ihre Rechnung zu berichtigen.

In eben diesem Gasthofe bekam ich meinen Wirth aus

Tideswell wieder zu sehen, der aber nicht, wie ich zu Fuß gegangen, sondern sehr stolz geritten kam.

Da ich nun von da weiter ging, und die Berge wieder vor mir aufstiegen, welche mir von meiner Hinreise noch bekannt waren, las ich gerade im Milton die Schöpfungsscene, welche der Engel dem Adam schildert, wie sich das Wasser [237] senkt, und die nackten Berge ihren breiten Rücken emporheben.

Immediately the Mountains huge appear
Emergent, and their broad bare Backs upheave
Into the Clouds, their Tops ascend the Sky.

Mir war es, indem ich diese Stelle las, als ob alles, was um mich her war, erst wurde, und die Berge schienen wirklich vor meinen Augen emporzusteigen, so lebhaft wurde mir diese Scene.

Etwas ähnliches empfand ich bei meiner Herreise, da ich gerade einem Berge gegenüber saß, dessen Spitze blos mit Bäumen bewachsen war, und im Milton die kolossalische Beschreibung von dem Streit der Engel las, wo die abgefallenen Engel ihre Gegner mit einem starken Bombardement angreifen, diese sich aber dagegen vertheidigen, indem ein jeder einen Berg gleichsam oben beim Schopf ergreift, ihn mit der Wurzel ausreißt, und so in seinen Händen aufgehaben trägt, um ihn auf die Feinde zu schleudern.

[238] — — they ran, they flew
From their Foundations loos'ning to and fro
They pluck't the seated Hills with all their Load,
Rocks, Waters, Woods, and by the shaggy Tops
Uplifting bore them in their Hands. — —

Mir däuchte, als sähe ich den Engel stehen, wie er den Berg, der vor mir lag, in den Lüften schüttelte.

Als ich den Abend, da es schon dunkel war, in das letzte Dorf vor Matlock kam, entschloß ich mich die Nacht da zu bleiben, und erkundigte mich nach dem Gasthofe,

von dem man mir sagte, daß er am Ende des Dorfs sey. Allein ich ging beinahe bis um Mitternacht, ehe ich an das Ende des Dorfs kam, das fast gar kein Ende zu haben schien. Bei meiner Herreise mußte ich entweder nicht auf dieß Dorf zugekommen, oder auf seine Länge gar nicht aufmerksam gewesen seyn.

Ermüdet und halb krank kam ich endlich in dem Gasthofe an, wo ich mich in der Küche ans [239] Feuer setzte, und zu essen verlangte. Als man mir sagte, ich könne kein Bette bekommen, ließ ich mich schlechterdings nicht wieder wegtreiben, sondern sagte, ich wolle die Nacht beim Kaminfeuer sitzen bleiben, welches ich denn auch that, und mich mit dem Kopfe auf den Tisch legte, um zu schlafen.

Da man nun glaubte ich schliefe, hörte ich in der Küche über mich deliberiren, was ich wohl für ein Mensch seyn möge. Eine Frau nahm meine Parthei, und sagte: I dare say, he is a well bred Gentleman (ich glaube er ist ein Mensch von gutem Stande); eine andre widerlegte sie damit, daß ich zu Fuße ginge, und sagte: he is a poor travelling Creature! (er ist ein armes herumwanderndes Geschöpf). Von diesem poor travelling Creature gellen mir noch die Ohren, wenn ich daran denke, denn es scheint mir alles Elend eines Menschen, der nirgends eine Heimath hat, und die Verachtung der er ausgesetzt ist, in kurzen Worten auszudrücken.

Endlich, als man sahe, daß ich doch einmal da blieb, gab man mir ein Bette, als ich es [240] gar nicht mehr vermuthete. Und da man am Morgen einen Schilling von mir forderte, gab ich ihnen eine halbe Krone, worauf ich mir nichts wieder herausgeben ließ, um das poor travelling Creature von mir abzuwälzen. Man entließ mich darauf mit vieler Höflichkeit und Entschuldigungen, und ich setzte nun vergnügt meinen Weg weiter fort.

Als ich durch Matlock gekommen war, ging ich nicht wieder auf Darby, sondern links auf Nottingham zu. Hier verlohren sich allmälig die Berge, und mein Weg führte mich wieder über Wiesen und Felder.

Hier muß ich noch erinnern, daß Peak eigentlich eine Spitze oder Gipfel heißt; der Peak oder hohe Peak von Darbyschire will also so viel sagen, als der Theil dieser Provinz, wo sie am gebirgigsten ist, oder ihre Berge am höchsten sind.

Gegen Mittag kam ich doch wieder auf eine Anhöhe, wo ich einen einzelnen Gasthof traf, der eine sonderbare Inschrift auf dem Schilde führte, die in Reimen war, und sich mit den Worten endigte, refresh, and then [241] go on! (erfrische dich, und dann reise weiter).

Oben über dem Schilde stand, Entertainment for Horse and Man (Bewirthung für Roß und Mann), welches ich an mehrern Schilden gelesen habe. Sonst ist Dealer in foreign Liquors die gewöhnlichste Inschrift an den kleinen Gasthöfen.

Ich aß hier zu Mittage, und bekam ein Stück kaltes Fleisch und Sallat. Dieses oder Eier und Sallat, war mein gewöhnliches Abend- und Mittagessen, in den Gasthöfen wo ich einkehrte, selten erhielt ich einmal etwas warmes. Den Sallat, wozu ich alle Ingredienzien bekam, mußte ich mir immer selber machen, welches hier so gebräuchlich ist.

Mein Weg war ziemlich angenehm, aber die Gegend hier eben nicht sehr abwechselnd. Indeß war ein gar schöner Abend, und da ich kurz vor Sonnenuntergang durch ein Dorf kam, grüßten mich verschiedne Leute, die mir begegneten, damit, daß sie sagten: fine night oder fine Evening! (Ein schöner Abend!) — So pflege ich auch zuweilen von Leuten, die mir [242] begegnen, gegrüßt zu werden, indem sie sagen: how do you do? (Was macht ihr?), worauf man denn antwortet: I thank you! — Diese Art zu grüßen muß einem Fremden sehr sonderbar vorkommen, der von einem Menschen, den er in seinem Leben nicht gesehen hat, auf einmal gefragt wird, was er mache, oder wie er sich befinde?

Als ich durch das Dorf war, kam ich über ein grünes Feld, wo ich an der Seite wieder einen einzelnen Gasthof

antraf. Die Wirthinn saß am Fenster, ich fragte sie, ob ich die Nacht da bleiben könne, sie sagte, nein! und schob mir das Fenster vor der Nase zu.

Hierbei fielen mir alle die Begegnungen von der Art wieder ein, denen ich hier schon ausgesetzt gewesen war, und ich konnte mich hier nicht enthalten, meinen Unwillen über die Inhospitalität der Engländer laut zu äußern, der sich aber doch bald wieder legte, da ich weiter ging, und die Fälle, wo ich gut aufgenommen war, dagegen rechnete.

Endlich kam ich noch früh genug an einen andern Gasthof, auf dessen Schilde stand: Na- [243] vigation Inn (Schifferherberge), weil die Kohlenschiffer von der Trent hier ihre Niederlage haben.

Eine wildere, rauhere Art von Menschen habe ich denn noch nie gesehen, als diese Kohlenschiffer, welche ich hier in der Küche versammlet antraf, und in deren Gesellschaft ich jetzt den Abend zubringen mußte.

Ihre Stimme, ihre Kleidung, ihr Ansehen, alles war rauh und fürchterlich, und ihre Ausdrücke noch mehr; denn fast kein Wort ging ihnen aus dem Munde, wo sie nicht ein God damm me! hinzusetzten, und so dauerte das Fluchen, Zanken und Schwören in einem fort, mir aber that keiner von ihnen etwas zu leide, sondern jeder trank meine Gesundheit, und ich nahm mich denn auch wohl in Acht, nicht zu vergessen, wieder ihre Gesundheit zu trinken, denn meine Begegnung von dem Wirth in dem Gasthofe bei Matlock war mir noch im frischen Andenken; so oft ich also trank unterließ ich nicht zu sagen: Your Health Gentlemen all!

[244] Wenn sich ein Paar Engländer zanken, so scheint doch alles mehr in Thaten, als in Worten zu bestehen, sie sprechen wenig, und wiederholen oft das Gesagte, mit einem hinzugefügten God damm you! Ihr Zorn kocht inwendig, und bricht bald in Thätlichkeiten aus.

Die Wirthinn, welche mit in dieser Gesellschaft in der Küche saß, war demohngeachtet koeffirt, und that ziemlich vornehm.

Nachdem ich gegessen hatte, eilte ich, zu Bette zu kommen, schlief aber ziemlich unruhig, weil die Schiffer fast die ganze Nacht hindurch lermten und tobten. — Am Morgen, da ich aufstand, war keiner mehr von ihnen zu hören und zu sehen.

Ich hatte nun nur noch einige Meilen bis Nottingham, das ich gegen Mittag erreichte.

Dieß schien mir unter allen Städten, die ich außer London gesehen habe, die schönste und netteste zu seyn. Alles hatte hier ein modernes Ansehen, und ein großer Platz in der Mitte gab kaum einem Londner Square an Schönheit etwas nach.

[245] Aus der Stadt führt ein schöner Fußweg über die Wiese nach der Heerstraße zu, wo über die Trent eine Brücke geht. Nicht weit von dieser Brücke war ein Gasthof, wo ich zu Mittag aß, aber nichts wie Brodt und Butter bekommen konnte, wovon ich mir denn einen Toast machen ließ.

Nottingham liegt in der Höhe, und nahm sich in der Ferne mit seinen netten hohen Häusern, rothen Dächern, und Thürmen ganz vortrefflich aus. Noch von keiner Stadt in England habe ich einen so schönen Prospekt gesehen.

Ich kam nun durch viele Dörfer, als Ruddington, Bradmore, Bunny, nach Castol, wo ich die Nacht blieb.

Diesen ganzen Nachmittag hörte ich von den Dörfern ein Geläute, welches vielleicht irgend ein Fest anzeigte, das hier gefeiert wurde. Es war ein trüber Himmel, ich fühlte mich etwas krank, und dieß Geläute machte mich noch dazu schwermüthig und melancholisch.

In Castol waren drei Gasthöfe dicht neben einander, in welchen, schon nach dem äußern der Häuser zu urtheilen, die äußerste Armuth [246] herrschte. In dem, worinn ich einkehrte, war nur die Frau allein zu Hause. Noch ein kranker Fleischer, und ein kranker Fuhrmann kehrten hier den Abend ein, also kamen hier lauter Kranke

zusammen, wodurch ich noch schwermüthiger wurde. Ich fühlte den Abend eine Art von Fieber, schlief die Nacht unruhig, und blieb den andern Morgen sehr lange im Bette liegen, bis mich die Wirthinn weckte, indem sie sagte, sie sey meinetwegen besorgt gewesen. Nun nahm ich mir auch vor, von Leicester aus, mit der Postkutsche zu fahren.

Ich hatte nur noch vier Meilen bis Loughborough, einer kleinen nicht sehr ansehnlichen Stadt, wo ich erst spät um Mittag ankam, und mir in dem letzten Gasthofe auf dem Wege nach Leicester zu, zu essen geben ließ. Hier begegnete man mir wider Vermuthen zum erstenmale wieder wie einem Gentleman, und ließ mich in dem Parlour oder Fremdenzimmer essen.

Von Loughborough (Lofborro) bis Leicester (Lester) waren nur noch zehen Meilen, aber der Weg sehr sandigt und unbequem zu gehen.

[247] Ich kam durch einen Flecken, Nahmens Mountsorrel, der vielleicht von einem kleinen Hügel am Ende desselben seinen Nahmen hat. Übrigens war bis Leicester eine große Ebne.

Gegen Abend kam ich auf einer angenehmen Wiese vor Leicester an, über welche mich ein Fußweg in die Stadt führte, die sich, da sie in der Länge vor mir lag, recht gut ausnahm, und größer schien, wie sie wirklich ist. Ich ging eine lange Straße hinauf, ehe ich an das Haus kam, wo die Postkutschen abgehen, und welches zugleich ein Gasthof ist. Ich erfuhr hier, daß denselben Abend noch eine Stage nach London abginge, die aber inwendig schon besetzt sey, allein auswendig sey noch Platz. Da ich jetzt eilen mußte, um wieder zurück nach London zu kommen, weil die Zeit heranrückte, wo der Hamburger Schiffer, mit dem ich zurückfahren will, seine Abreise bestimmt hat, so entschloß ich mich bis Northhampton einen Platz auswendig auf der Kutsche zu nehmen.

Aber an diese Fahrt von Leicester bis Northhampton will ich denken, so lang ich lebe.

[248] Die Kutsche fuhr vom Hofe durch das Haus. Die andern Passagier stiegen schon auf dem Hofe ein, wir an der Aussenseite aber mußten auf der öffentlichen Straße erst hinaufklettern, weil wir sonst mit unsern Köpfen nicht unter dem Thorwege durchgekommen wären.

Meine Gefährten oben auf der Kutsche waren ein Bauer, ein junger Mensch der noch ganz ordentlich gekleidet war, und ein Mohrenjunge.

Das Hinaufklettern allein war schon mit Lebensgefahr verknüpft, und als ich nun oben war, kam ich gerade an eine Ecke auf der Kutsche zu sitzen, wo ich mich bloß mit einer Hand an einem kleinen Griff halten konnte, der an der Seite der Kutsche angebracht war. Ich saß dem Rade am nächsten, und sobald ich herunter stürzte, sah ich einen gewissen Tod vor Augen. Um desto fester hielt ich mich an den Griff, und um desto behutsamer suchte ich mich im Gleichgewicht zu erhalten.

Nun rollte es mit der entsetzlichsten Geschwindigkeit in der Stadt auf den Steinen fort, und wir flogen alle Augenblick in die Höhe, so daß es beinahe ein Wunder war, daß wir immer [249] wieder auf die Kutsche zurück, und nicht einmal nebenher fielen. So ging es nun auch, so oft wir durch ein Dorf oder eine Anhöhe hinunter kamen.

Endlich, ward mir dieser Zustand, in beständiger Lebensgefahr zu schweben, unerträglich, und als es einmal bergan, und also etwas langsam ging, kroch ich oben von der Kutsche hinten in die Schoßkelle, welche hier the Basket heißt.

In the Basket you will be shaken to Death! (in der Schoßkelle werdet ihr zu Tode geschüttelt werden!) sagte der Mohrenjunge, und ich nahm dieß für eine Hyperbel an.

Bergan ging es auch recht sanft und gut, und ich war zwischen den Koffern und Gepäcke beinahe eingeschlafen; aber wie erschrack ich, da es auf einmal wieder Bergunter ging, und die Koffer und alles schwere Gepäck um mich an zu tanzen und an zu leben fing, wobei ich alle Augenblicke, solche entsetzliche Stöße erhielt, daß ich

glaubte, mein Lebensende sey gekommen, und nun fand ich, daß der Mohrenjunge keine Hyperbel gesagt hatte; alles mein Schreien half nichts, ich mußte beinahe eine Stunde aushal= [250] ten, bis es wieder bergan ging, wo ich denn ganz mürbe und zerschlagen wieder oben auf die Kutsche kroch, und meinen vorigen Sitz einnahm. Sagte ich es euch nicht, daß ihr würdet zu Tode geschüttelt werden? redete mich der Mohrenjunge an, als ich wieder heraufgekrochen kam, und ich schwieg ganz still. — Dieß schreibe ich einem jeden zur Warnung, dem es etwa einmal einfallen sollte, ohne es gewohnt zu seyn, auf der Outside einer Englischen Postkutsche, oder gar in dem Basket zu fahren!

Gegen Mitternacht kamen wir in Harborough an, wo ich mich nur ein wenig ausruhen konnte, und dann gings wieder im vollen Jagen durch eine Menge Dörfer fort, so daß wir in einigen Stunden noch vor Tagesanbruch in Northhampton ankamen, das doch drei und dreißig Meilen von Leicester entfernt ist.

Von Harborough bis Northhampton hatte ich noch eine fürchterliche Reise, es regnete beinahe in einem fort, und so wie wir auswendig auf der Kutsche vorher vom Staub bedeckt worden waren, so wurden wir nun vom Regen durchnetzt. Mein Nachbar, der junge Mensch, welcher ne= [251] ben mir in der Mitte saß, schlief noch dazu beständig ein, und indem er alle Augenblicke mit der ganzen Last seines Körpers auf mich fiel, fehlte wenig, daß er mich ganz von meinem Sitz hinunterdrängte.

Endlich kamen wir denn in Northhampton an, wo ich mich sogleich zu Bette legte, und beinahe bis an den Mittag geschlafen habe. Morgen früh denke ich nun von hier mit der Postkutsche meine Reise nach London weiter fortzusetzen.

London, den 14ten Juli.

Die Reise von Northhampton bis London kann ich wiederum keine Reise, sondern nur eine Bewegung von einem Orte zum andern in einem zugemachten Kasten,

nennen, wobei man etwa mit ein Paar Leuten, die sich auf eben die Art fortbewegen lassen, wenn das Glück gut ist, konversiren kann.

Bei mir war das Glück so gut nicht, denn meine drei Reisegefährten waren Pächter, die so fest schliefen, daß sie durch die herzhaftesten [252] Kopfstöße, womit sie sich einander begrüßten, nicht aufgerüttelt wurden.

Ihre von Bier und Brantwein aufgedunsnen Gesichter lagen wie dicke, todte Fleischmassen vor mir. — Und wenn sie einmal erwachten, so waren Schafe, womit sie handelten, ihr erstes und ihr letztes Wort.

Der eine unter ihnen aber war von den übrigen beiden sehr verschieden: sein Gesicht war gelb und hager, seine Augen tief eingefallen, seine langen gelben Finger schlotterten an seinen Händen, er sahe aus wie Geiz und Menschenhaß.

Das erstre war er, denn er weigerte sich auf jeder Station, dem Kutscher das gewöhnliche Trinkgeld zu geben, was doch alle gaben, und jeder Heller, den er bezahlen mußte, preßte ihm ein God damm! aus dem Herzen.

Wenn er im Wagen saß, scheute er das Licht, und machte, wo er nur konnte, alle Fenster zu, wenn ich nicht zuweilen eins wieder aufriß, um gleichsam nur einen Anblick von den reizenden Gegenden zu haschen, vor denen wir im Fluge vorbeifuhren.

[253] Unser Weg ging über Newport Pagnel, Dunstable, St. Albans, Barnet, bis Islington oder vielmehr London selbst. Aber die Nahmen sind auch nun alles, was ich von diesen Örtern zu sagen weiß.

In Dunstable, wo mir recht ist, frühstückten wir, und es ward hier alles, wie es auch bei uns auf den Postwagen gebräuchlich ist, von den Passagiers gemeinschaftlich bezahlt. Ich hatte mir, weil ich dieß nicht wußte, besonders Kaffee bestellt; allein weil er einmal da war, tranken die drei Pächter mit, und ließen mich wieder von ihrem Thee mittrinken.

Sie fragten mich, aus welchem Theile der Welt ich sey, anstatt daß man bei uns frägt, was für ein Landsmann einer ist.

Da wir nun gefrühstückt hatten, und wieder in dem Wagen saßen, schienen die Pächter, den hagern ausgenommen, ordentlich aufzuleben, und fingen Religions- und politische Discourse an.

[254] Der eine brachte die Geschichte von Simson aufs Tapet, welche sein Pfarrer neulich erklärt hatte, und machte sich doch selbst allerlei Zweifel gegen das große Thor, was Simson getragen, und die Füchse mit den Feuerbränden zwischen den Schwänzen, ob er gleich sonst in seinem Glauben fest war.

Sie erzählten sich darauf allerlei Geschichtchen aus der Bibel, nicht als ob sie dieselben schon als bekannt voraussetzten, sondern sie irgendwo als angenehme Historien hätten erzählen hören. Das meiste hatten sie auch von ihrem Pfarrer gehört, und nicht selbst gelesen.

Der eine fing darauf von den Juden im alten Testament an, und daß die jetzigen davon abstammten. —

Sie sind in Ewigkeit verdammt! — sagte der andre so kaltblütig und zuversichtlich, als ob er sie schon lichterloh brennen sähe.

Wir bekamen nun sehr oft neue Passagier, die zuweilen nur eine Strecke mitfuhren, und dann wieder abstiegen. Unter andern eine Brantweinsbrennerinn aus London, die uns mit einer [255] Erzählung aller der schrecklichen Auftritte, bei dem letzten Aufruhr in London unterhielt. Besonders auffallend war mir, wie ein Kerl ihrem Hause gegenüber so wüthend war, daß er auf der Mauer eines schon halbabgebrannten Hauses stand, und noch mit eigenen Händen die Steine loszureißen suchte, welche das Feuer hatte stehen lassen, bis er erschossen ward, und rücklings in die Flamme fiel.

Endlich kamen wir denn im vollen Regen ohngefähr um ein Uhr in London an. Ich hatte in Northhampton für die sechs und sechzig Meilen bis London, sechzehn

Schillinge vorausbezahlen müssen. Dieß schien der Kutscher nicht gewiß zu wissen, und fragte mich daher, ob ich schon bezahlt habe, welches er mir doch nun auf mein Wort glauben mußte.

Ich sahe aus, wie ein halber Wilder, da ich in London wieder ankam; demohngeachtet nahm mich Herr Pointer, bei dem mein Koffer stand, sehr freundschaftlich auf, und ließ sich über Tische meine Abentheuer von mir erzählen.

[256] Ich besuchte den Abend noch Herrn Leonhardi, welcher mich, weil ich wegen der Paar Tage, die ich etwa noch auf guten Wind warten mußte, kein Logis miethen wollte, bis dahin in Freemasons Tavern unterbrachte.

Allein hier in Freemasons Tavern warte ich nun schon acht Tage, und der Wind weht noch beständig von Hamburg her, statt daß er hinwehen sollte, welches ich nun herzlich wünsche, weil ich doch den hiesigen Aufenthalt fast gar nicht mehr nützen kann, indem ich mich beständig bereit halten muß, zu Schiffe zu gehen, sobald der Wind umschlägt, und mich also nicht weit versteigen darf.

Alles ist jetzt voll von Rockinghams Tode, und der darauf erfolgten Veränderung des Ministeriums. Daß Fox seine Stelle niedergelegt hat, darüber ist jedermann aufgebracht, und doch ist es sonderbar, alles nimmt Theil an ihm, und interessirt sich für ihn, wie für jemanden, von dem es einem leid thut, wenn man schlecht von ihm denken soll.

[257] Am Dienstage war eine der wichtigsten Debatten im Parlamente. Fox war aufgefordert, seine Gründe der Nation darzulegen, warum er resignirt habe. Um eilf Uhr war das Haus von Zuschauern schon so voll, daß niemand mehr darinn Platz finden konnte; und um drei Uhr gehen doch erst die Debatten an, die dießmal bis den Abend um zehn Uhr dauerten.

Gegen vier Uhr kam Fox. Alles war voll Erwartung. Er sprach mit großer Heftigkeit, ließ es aber dennoch merken, wie sehr er diese Heftigkeit mäßige, und als er nun den Schritt den er gethan, mit allen Gründen ver-

theidigt hatte, und nun sagte: now I stand here again, poor as I was. etc. nun stehe ich hier wieder, arm wie ich war! u. s. w. so war dieß wirklich für den Zuhörer rührend und erschütternd.

Der General Conway sagte darauf seine Gründe, warum er nicht abdankte, ob er gleich mit Herrn Fox und Burke einerlei politische Grundsätze habe: er sey nehmlich in Ansehnng der Independenz von Amerika, der bessern Repräsentation des Volkes im Parlamente, und [258] der Irrländischen Angelegenheiten, mit ihnen einerlei Meinung, glaube aber nicht, daß der jetzige Minister, Graf Schelburn, gegen diese Grundsätze handeln werde, sobald er dieß thun würde, resignirte er ebenfalls, aber nicht eher.

Nun stand Burke auf, und redete in sehr blumenreichen Ausdrücken zum Lobe des verstorbenen Marquis von Rockingham. Als er kein hinlängliches Gehör fand, und viel um sich plaudern und murmeln hörte, sagte er mit großer Heftigkeit, und Gefühl beleidigter innerer Würde: Das ist keine Behandlung für ein so altes Parlamentsglied, als ich bin, und ich will gehört seyn! — worauf sogleich eine allgemeine Stille herrschte.

Nachdem er nun noch sehr vieles zu Rockinghams Lobe gesagt hatte, fing er an: was den General Conway anbeträfe, daß dieser im Ministerium bleiben wolle, so erinnere er sich dabei einer Fabel aus seiner Kindheit, wo der Wolf vorgestellt wird, wie er die Gestalt eines Schafes annimmt, und von einem Lamme in den Stall gelassen wird, welches zwar zu ihm sagt: Mama, wo habt ihr die großen Nägel und die [259] scharfen Zähne her? Demohngeachtet aber ihn hineinläßt, worauf er die ganze Heerde erwürgt. Was nun den General Conway anbeträfe, so käme es ihm gerade so vor, als ob das Schaf zwar die Nägel und Zähne des Wolfes bemerkte, demohngeachtet aber, so gutmüthig wäre, zu glauben, der Wolf werde wohl seine Natur ändern, und ein Lamm werden.

Er wolle damit gar nicht auf den Graf von Schelburn zielen, nur so viel sey gewiß, daß die jetzige Administration, noch tausendmal schlechter sey, als sie unter dem Lord North (der hier gegenwärtig saß) gewesen wäre.

Als ich Herrn Pitt zum erstenmal reden hörte, erstaunte ich, daß ein Mann von so jugendlichem Ansehen auftrat, und indem er sprach, so viel Aufmerksamkeit auf sich erregte. Er scheint nicht über ein und zwanzig Jahr zu seyn. Eben dieser Pitt ist nun Minister, und zwar Chancellor of the Exchequer geworden.

Es ist erschrecklich, was in den Zeitungen, wovon hier täglich zwölf und mehrere herauskommen, die es theils mit der Ministerial theils [260] mit der Antiministerialparthei halten, bei dieser Gelegenheit, für Anzüglichkeiten gesagt werden.

Noch in der gestrigen stand, daß Fox, nachdem er gefallen, und Pitt, ein so junger Mann, Minister sey, er mit Satan, welcher in Miltons verlornem Paradiese, den von Gott begünstigten Menschen erblickt, ausrufe: O hatefull Sight.

Am Donnerstage hat der König das Parlament mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten auf eine bestimmte Zeit entlassen. Ich übergehe dieß, weil es schon genug beschrieben ist.

Ich habe auch noch in diesen Tagen den Herrn Baron Grothaus, diesen berühmten Fußgänger kennen gelernt, an den ich von dem Herrn Baron Groote von Hamburg aus ein Empfehlungsschreiben hatte. Er wohnt in Chesterfield Hause, nicht weit vom General Paoli, mit dem er mich bekannt zu machen versprochen hat, wenn ich Zeit habe, ihn noch einmal zu besuchen.

Übrigens habe ich diese Woche sehr von dem bösen Husten gelitten, den ich mit aus der Höhle gebracht habe, so daß ich einige Tage nicht [261] habe ausgehen dürfen, wo mich die Herrn Schönborn und Leonhardi fleißig besucht, und zu meiner Aufmunterung sehr viel beigetragen haben.

Ich habe hier von meiner Reise außerhalb London

so viel zu erzählen gehabt, als ich wahrscheinlich in Deutschland von England überhaupt werde erzählen müssen. — Den meisten Leuten, denen ich hier in London von meiner Reise erzähle, ist das, was ich gesehen habe, ganz etwas neues. Einiges muß ich doch nun noch nachholen, was ich in Ansehung der hiesigen Deklamation, Aussprache, und Dialekt, bemerkt, und Ihnen zu schreiben vergessen habe.

Die Englische Deklamation scheint mir lange nicht so vieler Abwechselungen fähig zu seyn, als die unsrige. In den Parlamentsreden, Predigten, Theaterreden, ja selbst im gemeinen Leben, werden die Perioden am Ende immer mit einem gewissen sonderbaren, eintönigen Fall der Stimme begleitet, der bei aller seiner Monotonie, doch etwas solides und nachdrückliches hat, und den ein Ausländer schwerlich nachah- [262] men lernt. Herr Leonhardi schien mir in einigen Stellen, die er aus dem Hamlet deklamirte, diesen Fall der Stimme sehr gut zu treffen. Ferner wird der Accent fast mehr auf die Epitheta als auf die eigentlichen Substantive gesetzt, die man oft weit dunkler, als ihre Beiwörter nachklingen läßt. — Auf dem Theater drückt man die Sylben und Wörter ausserordentlich deutlich aus, so daß man hier immer, in Ansehung der Englischen Aussprache und Deklamation, wohl am meisten lernen kann.

Es giebt in London auch eine Art von besonderm Dialekt: so sagt man z. B. it a'nt anstatt it is not, es ist nicht; I do know, anstatt I do not know, oder I do'nt know, ich weiß nicht; I do know him, ich kenne ihn nicht; welches letztere mich oft getäuscht hat, indem ich eine Verneinung für eine Bejahung nahm.

Das Wort Sir, (Herr) hat im Englischen einen gar mannichfaltigen Gebrauch. Mit Sir redet der Engländer seinen König, seinen Freund, seinen Feind, seinen Bedienten, und seinen Hund an; er bedient sich desselben, auf eine höfliche Weise zu fragen; und der Redner im Parla- [263] ment, den Übergang damit zu machen, wenn er nicht weiter kann.

So heißt also Sir? in einem fragenden Tone: was befehlen Sie? — Sir! in einem demüthigen Tone: gnädigster König! — Sir! in einem trotzigen Tone: es stehen ein Paar Ohrfeigen zu Dienste! — zu einem Hund gesagt, bedeutet es eine Tracht Prügel — und in den Parlamentsreden mit einer Pause begleitet, heißt es: ich kann mich nicht sogleich besinnen.

Nichts habe ich häufiger hier gehört, als den Ausdruck: never mind it! Laßt das gut seyn! — Ein Träger stürzte, und fiel sich auf dem Pflaster den Kopf entzwei: never mind it! sagte ein Engländer, der vorbei ging. Als ich vom Schiffe meinen Koffer auf einem Boote abholen ließ, ruderte der Schiffer zwischen die Kähne, und sein Junge der vorn stand, bekam die entsetzlichsten Prügel, weil die andern ihn nicht durchlassen wollten: Never mind it! sagte der Alte, und ruderte immer zu.

Die Deutschen, welche lange hier gewesen sind, reden fast in lauter Anglicismen, als: es will nicht thun, anstatt, es ist nicht hin- [264] länglich, und dergleichen. Ja einige sagen sogar: ich habe es nicht geminded, ich habe mich nicht daran erinnert, oder daran gedacht.

Engländer, die Deutsch sprechen, kennt man bald an der Aussprache des w nach Englischer Art; anstatt: ich befinde mich wohl, sagen sie, ich befinde mich u ohl, indem das w fast so weich, wie ein schnell ausgesprochnes u klingt.

Beim Zurechtweisen auf den Straßen habe ich hier sehr oft eine Art von Formel gehört: go down the Street, as far as ever you can go, and ask any Body, geht die Straße hinunter, so weit ihr kommen könnt, und fragt, wen ihr wollt! — so wie wir bei uns zu sagen pflegen: jedes Kind kann Euch da zurechtweisen.

Ich habe schon bemerkt, daß man in England weit schöner schreiben lernt, als bei uns, wahrscheinlich rührt dieses auch mit daher, weil in ganz England nur einerlei Hand gebräuchlich ist, worinn sich die Buchstaben so ähnlich sehen, daß man sie für gedruckt halten sollte.

[265] Überhaupt scheint Rede, Schrift, Ausdruck und Schreibart, in England weit mehr fixirt zu seyn, als bei uns. Der gemeinste Mensch drückt sich in richtigen Phrasen aus, und wer ein Buch schreibt, schreibt doch wenigstens korrekt, wenn die Sachen auch noch so schlecht sind. Denn über den guten Stil scheint man doch in England einig geworden zu seyn.

Das erbärmlichste Gewäsch habe ich auf den Kanzeln gehört. Ich bin heute in einigen Kirchen gewesen, wo die Predigten aus dogmatischen Heften genommen zu seyn schienen. Es soll hier ein Jude wohnen, von dem sich hiesige Geistliche ihre Predigten für Geld verfertigen lassen.

---

[266] London, den 18ten Juli.

Zum letztenmale schreibe ich Ihnen heute aus London; und zwar aus St. Catharins, dem abscheulichsten Loche in der ganzen Stadt, wo ich mich aber deswegen aufhalten muß, weil die großen Schiffe auf der Themse hier anlanden, und abgehen, und wir sobald der Wind sich dreht, fortseegeln werden: der hat sich nun eben jetzt gedreht, aber wir seegeln erst Morgen fort. Heute kann ich Ihnen also noch, so viel ich weiß, erzählen.

Am Montag Morgen zog ich aus Freemasons Tavern hieher in einen Gasthof, worinn ein deutscher Wirth ist, und in welchem alle Hamburger Schiffer einkehren. In Freemasons Tavern betrug meine Rechnung für acht Tage Logis, Frühstück, und Mittagsessen, eine Guinee, neun Schilling und neun Pence, also beinahe zwei Guineen. Frühstück, Mittagsessen, und Kaffee, war immer ohne Unterschied jedes einen Schilling gerechnet. Für das Logis bezahlte ich nicht mehr als zwölf Schillinge für die Woche, welches nach Verhältniß sehr wohlfeil war.

[267] Bei dem deutschen Wirth in St. Catharins hingegen ist alles viel wohlfeiler, und man ißt, trinkt, und wohnt hier wöchentlich für eine halbe Guinee. Ich möchte aber demohngeachtet keinem rathen, hier lange zu

logiren, wer sich in London umsehen will; denn St. Catharins ist einer der abgelegensten und unbequemsten Plätze in der ganzen Stadt.

Wer hier vom Schiffe aussteigt, bekömmt diese jämmerliche enge schmuzige Straße, und diese den Einsturz drohenden Häuser von London zuerst zu sehen; und also gewiß beim ersten Anblick keinen sehr vortheilhaften Eindruck von dieser prächtigen und berühmten Stadt.

Von Bullstroatstreet oder Cavendischsquare bis St. Catharins ist beinahe eine halbe Tagereise. Demohngeachtet hat mich Herr Schönborn, seitdem ich hier wohne, täglich besucht, und ich ihn immer die Hälfte Weges zurückbegleitet. Heute Nachmittag haben wir bei der Paulskirche von einander Abschied genommen. Mir ist dieser Abschied sehr schwer geworden.

[268] Einen sehr angenehmen Besuch erhielt ich eben diesen Nachmittag von Herrn Hansen, einem Mitarbeiter an dem Zöllnerschen Lesebuche für alle Stände, welcher mir einen Brief vom Herrn Prediger Zöllner aus Berlin mitbrachte, und gerade in London ankam, da ich abreisen wollte. Er geht in Handlungsgeschäften nach Liverpool.

Diese Tage über habe ich denn noch aus Langerweile einige Gegenden von London durchstrichen. Ich suchte gestern das westliche Ende der Stadt zu erreichen; allein sie dauerte einige Meilen weit immer noch in einzelnen Häusern fort, die aber doch eine Straße ausmachten, bis ich endlich, da es schon dunkel war, ganz ermüdet zurückkehrte, ohne meinen Zweck erreicht zu haben.

Nichts macht in London einen heßlichern Anblick, als die Fleischscharren, besonders in der Gegend vom Tower. Gedärme und Unrath wird alles auf die Straße geworfen, und verursacht einen unerträglichen Gestank.

[269] Ich habe vergessen, Ihnen etwas von der Börse zu sagen: dieß prächtige Gebäude ist ein länglichtes Viereck, dessen Mitte ein offner freier Platz ist, wo sich die Kaufleute versammeln. Rund herum sind bedeckte Säulengänge, und an den verschiednen Pfeilern steht

immer der Nahme der handelnden Nation verzeichnet, welche man hier treffen will, damit man sich unter der Menge von Menschen einander finden könne. Auch sind unter den bedeckten Gängen steinerne Bänke angebracht, die nach einer Wanderung etwa von St. Catharins bis hieher zum Ausruhen sehr bequem sind.

Rund umher an den Wänden sind allerlei Avertissements auf großen, gedruckten Bogen angeschlagen, worunter ich eins von ganz sonderbarem Inhalt las. Es ermahnte nehmlich ein Englischer Geistlicher, daß man der schändlichen Parlamentsakte zur Duldung der Catholicken nicht dadurch beistimmen sollte, daß man etwa seine Kinder, zu ihrem ewigen Verderben, von ihnen unterrichten und erziehen ließe; sondern man solle doch ihm, als einem rechtgläubi- [270] gen Priester der Englischen Kirche lieber diesen Verdienst zuwenden.

In der Mitte des freien Platzes steht Karl des andern steinerne Bildsäule. — Wenn ich hier so auf einer Bank saß, und dem Gewühle zusah, so kam mir doch diese Londner Welt, in Ansehung der Kleidung und des Äußern, von der Berlinischen nicht so sehr verschieden vor.

Dicht bei der Börse ist ein Laden, wo man für einen Penny oder Halfpenny im Vorbeigehen Zeitungen lesen kann, so viel man will. Es steht um diesen Laden beständig voller Leute, die hier in der Geschwindigkeit im Stehen eine Weile lesen, ihren Halfpenny bezahlen, und dann weiter gehen.

Auf der Börse ist ein kleiner Thurm mit einem Glockenspiel, das sehr angenehm klingt, aber nicht mehr als eine ziemlich lustige Melodie spielt, die einem in dieser Gegend beständig in den Ohren schallt.

Noch ist mir eingefallen, daß man hier in London keines Elementarwerks und keiner Kupfertafeln zum Unterricht für Kinder bedürfte: man brauchte sie nur in die Straßen der Stadt zu [271] führen, und ihnen alle die Dinge selbst, wie sie wirklich sind, zu zeigen. Denn hier

ist dafür gesorgt, daß alle Produkte der Künste und des Fleißes, so viel wie möglich, zur öffentlichen Schau gestellt sind. Gemählde, Kunstwerke, Kostbarkeiten, alles zeigt sich hinter den großen Glasscheiben und hellen Fenstern der Gewölbe im vortheilhaftesten Prospekt. Es fehlt auch nie an Zuschauern, welche hier oder da mitten auf den Straßen, vor irgend einem Kunstwerke still stehen, und es betrachten. Oft scheint eine solche ganze Straße einem wohlgeordneten Kunstkabinet zu gleichen.

Die Squares aber, wo die prächtigsten Häuser sind, verschmähen dergleichen Zierrath, der nur den Kaufmannshäusern ansteht. Auch ists hier lange nicht so volkreich, wie in den übrigen Theilen der Stadt. Zwischen dem Strande und den Squares in London ist ohngefehr, in Ansehung der Lebhaftigkeit, ein solches Verhältniß, als zwischen dem Mühlendamm und der Friedrichsstadt, in Berlin.

Nun, lieber Freund, fällt mir nichts merkwürdiges mehr bei, das ich Ihnen schreiben könnte, als daß alles zu unsrer morgenden Abreise fertig ist. — Dem Herrn Capitain Hilkes, mit dem ich von Hamburg herfuhr, mußte ich vier Guineen für Kost und Wohnung in der Kajüte bezahlen. Herr Capitain Braunschweig aber, mit dem ich wieder zurückfahre, nimmt fünf Guineen, weil in London der Einkauf der Lebensmittel theurer ist.

Und nun hätte ich Ihnen denn alle meine Fata und Abentheuer, von dem Augenblick an, da ich in Hamburg auf der Straße von Ihnen Abschied nahm, erzählt: ausgenommen meine Herreise mit Herrn Hilkes. Von dieser berichte denn noch, daß sie zu meinem höchsten Mißvergnügen vierzehn Tage dauerte, und ich drei Tage seekrank war. Von der Hinreise bring' ich Ihnen die Nachricht mit. Und nun grüßen Sie Biestern, und leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen!

Anmerkungen.

5_2. — In The Library Bd. I 97 wird Gedike nicht ungeschickt The German Dr. Arnold of his day genannt.

6_1 vgl. 65_3. — Vgl. Archenholtz: England und Italien I 116 „Das Gras hat in England eine ganz eigene Farbe, ein so schönes Grün, wie man es nirgends findet, auch ist es viel feiner; dass die Liebe der Engländer zu schönen Ebnen . . .“

$6_{11\ \text{und}\ 16}$. — Büschels Pendant 249 und Archenholtz: England und Italien I 117 haben ebenfalls Gravesand, die Übersetzerin von Moritzens Buch aber schreibt das übliche Gravesend.

7_6 Hurra. Vgl. 37_{20} und 38_5. — In der Übersetzung: huzza, three cheers.

9_{11-14}, 17_{28-36}. Brillen, Kaminfeuer. — Vgl. Heinrich von Watzdorf „Briefe zur Charakteristik von England gehörig, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1784“, Leipzig 1786. 213 4. Auch Herr L—n, der die Anmerkungen zur ersten Auflage von Moritzens Buch hat drucken lassen, und den ich Annotator nennen will, bringt Seite 7—10 seine seichte Weisheit an.

10_{10-18}. Leipzig. — Vgl. Anton Reiser [D.L.D. 23 Seite 440ff].

11_{6-16}. Moritzens Beherrschung der englischen Sprache. Vgl. a. a. O. — Vgl. Annotator 27 8 „Das ist viel. Ich bin aber in dergleichen Fällen immer ein bischen ungläubig“ u. s. w. Ibid. 28 9 „Und Herrn Moritzens Aussprache? Gesehen habe ich ihn, nie aber gesprochen, noch weniger Englisch mit ihm geredet. Sie müssen sichs inzwischen erinnern, mein lieber G—e, dass ich Sie schon vor Jahren, ehe ichs noch einmal wusste, dass er ihr Lehrer gewesen war, gewarnt habe, sich ja nicht nach seiner Aussprache zu bilden. Meine Warnung gründete sich blos auf seine Tabellen, die ich gesehen, und für einen seiner ehemaligen Schulfreunde geändert, ich will nicht sagen verbessert, hatte. Diese Tabellen haben, seiner Reise nach England ungeachtet, noch

immer die vorige fehlerhafte Aussprache.“ U. s. w. bis Seite 32 „Soll ich mir nun das Englische, was H. M. spricht, aus seinen Schriften abstrahiren, so würde ich mich gar nicht wundern, wenn ihn die Engländer ausser London nicht einmal verstehn“.

14_{30-31}. — Vgl. Watzdorf. Dort hält ein englischer Pächter dem Wirte folgende Standrede: „Was muss dieser Fremde, der eben erst den Fuss in England gesetzt, von unseren Sitten denken, welche niedrige Begriffe muss er sich von dem Charakter eines Engländers machen, wenn er um eine elende Mahlzeit so grob übersetzt wird.“ Vgl. etwa Archenholtz: England und Italien II 12/13 Bankerott eines Gastwirts, den die Bürger von Canterbury in Boykott gethan hatten, weil er den französischen Gesandten betrog. Dies letztere Geschichtchen ist englischer stock in trade, hat sich aber nicht ganz so moralbuchmässig zugetragen.

15_{33-37}. — „The Mysteries of giving and taking the Wallside“ im 18. Jh. war und ist ein beliebtes Feuilleton, Essayisten- und Kommentatorenthema. Da findet man dann den unvermeidlichen Brief Dr. Johnsons an seine Mutter. Auch im englischen Roman des 18. Jh. spielt die Wallsidefrage ihre Rolle. Auch war die Sicherheit vor Wagen und Pferden nicht immer dagewesen, und die Trottoirs erregen das Erstaunen und das Lob der fremden Reisenden. Wie Moritz in früheren Jahren geschrieben haben würde, möge das Strassenbild andeuten, welches Sir Walther Besant für die Zeit Georgs des Zweiten entwirft [vgl. The History of London, 1893, S. 209]. „To walk in the streets meant the encounter of roughness and rudeness which would now be thought intolerable. There were no police to keep order: if a man wanted order he might fight for it. Fights indeed were common in the streets: the waggoners, the hackney coachmen, the men with the wheebarrows, the porters who carried things, were always fighting in the streets: gentlemen were hustled by bullies, and often had to fight them: most men carried a thick cudgel for selfprotection.“

16_{13}. Foreign Liquors. Vgl. 134_{14} — James Peller Malcolm beschreibt die Gegend von Gravesend und notiert [vgl. Excursions, London 1814] die vielen Aufschriften an Wegwirtshäusern Dealer in foreign liquors. Annotator entrüstet sich Seite 6/7 darüber, dass Moritz den Ausdruck he is in liquor nur für Schnapstrinken gelten lassen will, und salbadert einiges über das Trinken der Engländer. Auch andre Nationen tränken. Darum hiesse es in London „drunk as a German“, und „weil die besoffenen Leute leicht fluchen“ he swears like a German.

17_{22-24}. — Influenza. Schon 1780 hatte die Schnupfen seuche, Grenade, Europa durchzogen, Goethe war daran krank gewesen. Volkmann nennt sie die Schwitzkrankheit und traf sie in England an. Die von 1782 muss auch recht stark gewesen sein, denn die Zeitungen sind davon voll. — Vgl. etwa European Magazine III 105ff. An accounet of the late Influenza ibid. 126 Dr. Falkoner on the Influenza; vgl. auch VII 100. 127ff. andre Ärzte über dies Thema. In den deutschen Reisebeschreibungen der Zeit kommt sie oft genug vor. Katterfeltos Influenzatierchen. Aber ein englischer Arzt, Dr. Mead, machte die Konjuntion von Jupiter und Mars für die Influenza verantwortlich. Vgl. St. James Chronicle 1782, 3. 5. September Seite 3.

17_{27}. Steinkohle. In der Übersetzung: Sea coal. — Vgl. Johann Jakob Volkmann: Neueste Reisen durch England, erster Teil, Leipzig 1781, Seite 11: „Die Stadt Wigan ist ganz unterminirt. Man hört in den Kellern die Arbeiter hämmern . . . In einigen Gegenden sind die Gruben so tief, dass die Einwohner in vielen Jahren nicht ans Tageslicht kommen, und mit Frau und Kindern darin leben", „Viele sind der Meinung, dass die Steinkohlen wieder wachsen; allein die englischen Naturkündiger streiten sich noch darüber." Volkmanns „Gewährsmann" ist, wie er angiebt, Regierungsrat Friedrich Wilhelm von Taube und seine Bücher über England.

18_{3}. Die Übersetzung hat Pickled Salmon. — Annotator konstatiert mit Behagen einen Druckfehler. Möglicherweise hat Moritz sich an die Analogie von Pickleherring gehalten.

18_{37}—19_{12}. — Vgl. Klischnig 208 9: „Selten ging er aus, und wenn er nothwendig auswärts zu thun hatte, nahm er einen Wagen, weil er sich einbildete, zu schwach zum Gehn zu seyn. Mehr als zweihundert Thaler betrug daher in einem Jahre seine Fuhrmanns-Rechnung. Zur Verringerung dieser Ausgabe schaffte er sich in der Folge selbst Wagen und Pferde an, und kurz nach seyner Verheyrathung brauchte er auch diese nur selten und allein in der Stadt."

18_{14-22}. — Vgl. Büschel: „Die Beleuchtung der Strassen des Abends ist prächtig." Zum Prinzenhistörchen vgl. Archenholtz: England und Italien 1791, I 175 6, wo es der Fürst von Monaco ist, und A. W. Grube: Geographische Charakterbilder 1871 I 271. Desgl. Daniel: Handb. der Geogr. 5. Aufl. 1882. II S. 775.

19_{24}—21_{11} Wendeborn, vgl. 26_{21-24}, 41_{6-16}. — Vgl. Allg. D. Biogr. u. Gödeke. Da er sehr geschwätzig und leidlich aufrichtig ist, die halbe Welt kennt und zum acclimatisirten Engländer wurde, ist er als Quelle ausser-

ordentlich wichtig. Er darf mir aber hier den Platz nicht wegnehmen. — Vgl. Sophie v. la Roche 238: „Archenholtz und der nicht genug, nicht nach Verdienst bekannte und geachtete Wendeborn haben von Englands Merkwürdigkeiten so schön und so unterrichtend geschrieben, dass jeder Andere zurückbleiben muss, ohngeachtet gewiss Moriz und ein Herr von Wazdorf vieles für sich haben“, und dieselbe 428: „Wir besuchten auch Herrn Wendeborn, Prediger in London, welcher die drei lehrreichen Bände . . . geschrieben hat, ein gelehrter, fein denkender Mann, dessen Umgang sehr angenehm ist.“ Im weiteren kommt dann die Kopiermaschine an die Reihe, für deren Erfinder Sophie v. la Roche unsern Wendeborn selber hält. — In den Erinnerungen Bd. II 545 berichtet Wendeborn über diesen Besuch der la Roche, welche in Begleitung eines speierischen Domherrn und der Frau von Erthal, einer Schwägerin des Kurfürsten von Mainz, reise. Er weist auf Frau de la Roches Werk und die Erwähnung seiner darin hin, lehnt aber die Erfindung der Kopiermaschine, als einen Irrtum ihrerseits, von sich ab. — Auch einen Irrtum Moritzens muss er berichtigen. Vgl. Erinnerungen I 197: „Der nunmehr verstorbene Prof. Moriz aus Berlin besuchte mich in London, und giebt in seinen Briefen eine ausführlichere Nachricht von mir und meiner Wohnung als vielleicht seine Leser verlangen möchten; allein er irrt sich in Ansehung der letzteren, wenn er schreibt, dass alle Wohnungen auf dem Collegium, wo er mich antraf, gekauft würden.“

21_{12-27}. Lucy. — Vgl. Allg. D. Biogr. Bd. 19, Nachtrag, unter Lusi.

21_{28}—22_{7}. Leonhardi. Vgl. 142_{9-12}, 144_{35}, 145_{15-18}. — Vgl. Gödeke V 256. Vgl. ad Gödeke No. 2 G. Farquhar: The Beaux Stratagem 3 Vanbrugh: False Friend 4 Hannah Cowley: Who's the Dupe? 5 = D. Schaub. II Augsburg 1788. — Nachzutragen sind A. Die Zufälle [Sophia Lee: The Chapter of Accidents] v. Leonhardi, neubearbeitet von Schröder, wie solches auf dem Hamburger und Berliner Theater aufgeführt worden. Berlin 1782 bei Ch. L. Stahlbaum. B. Dass. = D. Schaub. Bd. 50, 1793.

22—24. Vauxhall. Vgl. 29_{15} ff. Ranelagh. Vgl. 26 ff. — Das Braunschweiger Richmond und Berliner Vauxhall. Wo sonst noch derartiges in Deutschland? Volkmann I 431 spricht auch von Vauxhallnachahmungen in andern Ländern. Und das Folgende gilt für viele Londoner Etablissements 433 „Der Weg von der Westminsterbrücke bis an den Eingang ist mit Lampen erleuchtet und wird durch Reuter für Spitzbuben auf des Unternehmers Kosten gesichert“. Das

war auch nötig, denn in einer Londoner Zeitung steht, wie ein Besucher auf dem Rückweg von Vauxhall niedergeschlagen und ausgeraubt wird, während ein Schutzmann, ohne die Hand zu rühren, gemütlich zusieht. Vauxhall und Ranelagh sind in englischen Romanen der Zeit unvermeidlich. Desgleichen in deutschen Englandreisen. Vgl. etwa noch Dobsons drei Bände Eighteenth Century Vignettes, wo er ad Vauxhall und Ranelagh Moritz ausschreibt, ihn auch sonst des öfteren citiert. Vgl. auch das Bild No. 1429 von Antonio Canale in der National Gallery (Trafalgar Square): Interior of the Rotunda at Ranelagh und Robert Bloomfields Gedicht auf die Drehpromenade, die Moritz schildert. Annotators Moral aber empört sich darüber, dass Moritz bis zur späten Nachtstunde der Hurenzudringlichkeit blieb. Er erwähnt auch gelegentlich der Halb Guinea Mahlzeit die kleinen Vauxhall bits des Volksmundes. In John Dents Farce: The Candidate (zwei Auflagen von 1782) findet sich auf Seite 33 eine Anspielung „as easily seen through as a slice of beef at Vauxhall".

25—26. — Moritz meint die Übersetzung von Mary Collyer, deren 1. Aufl. 1761 erschien, und die bis ins neunzehnte Jahrhundert immer wieder aufgelegt wurde. In deutschen Büchern der damaligen Zeit, vor allem in Englandreisen, findet man viel die Ansicht von den schönen Erfolgen der deutschen Litteratur in England, das ist aber nur ein schöner Glaube, der höchstens für die konsumierte Quantität eine Spur von Berechtigung hat. Die Qualität des importierten Gutes und vor allem der Importeure könnte, mit nicht allzuvielen Ausnahmen, kaum erbärmlicher sein, als sie ist.

36 ff. Parlament und Parlamentswahl. — Annotator glaubt ihm die Sporen und das Liegen auf den Bänken nicht und deckt wieder einmal einen Irrtum Moritzens auf. Westminster hat nämlich, wie auch die Übersetzerin korrigiert, vier Sitze.

39_{9-13}. — T. H. Friswell: The Gentle Life, Essays, 7. Auflage, 1866, Seite 216 citiert aus einer Strassenballade auf einen Kapitän Witherington folgende Verse:

For Witherington needs must I wayle,
As one in doleful dumpes;
For when hys leggs were smitten off,
He fought upon his stumps.

40 f. British Museum, Woide. — Vgl. European Magazine Bd. 17 [January — June 1790] 405. Des Bischofs von London Account of the Rev. Dr. Woide. Kurze

biographische Noten und zuletzt Aufforderung zur Unterstützung seiner hinterlassenen zwei Töchter. Vgl. die Übersetzerin: Cassels 56/57. Desgl. Wendeborn: Erg. I 158 und II 564—570, dort auch über Dr. Porteus, des Bischofs, Aufruf, den Alexandrinischen Codex, die trinkende Frau u. s. w. Er habe die Daten gegeben, „weil jemand, dem es aufgetragen war, sein Leben zu beschreiben und dem man alle dazu nötigen Nachrichten und Papiere übergab, dergleichen vermutlich aus Trägheit nicht gethan hat, und nun darüber hingestorben ist.“ Watzdorf 110—120. Volkmann I 116. „Der holländische Hofprediger Gottfried Woide giebt den alexandrinischen Codex heraus, und besitzt eine grosse Stärke in der koptischen Sprache.“ Sophie v. la Roche: 233. Einen Brief Woides druckt European Magazine XLVI [1804] Seite 181 ab.

41 ff. Haymarket — Die Rüdigkeit des englischen Theaterpublikums war berüchtigt und ist es eigentlich noch. Über die Apfelsinenschalen entrüstet sich auch Archenholtz (England und Italien III 150 ff.). Theaterkrawalle der wüstesten Art sind beinahe eine stehende Rubrik in den Zeitungen und Magazinen der Zeit. Moritz spricht von den Bedienten. Die hatten früher das Privilegium gehabt auf der Galerie kraft des Logenbillets ihrer Herrschaft einen Freiplatz einzunehmen. Als sie aber bei der Aufführung von High life below slairs eine Revolte veranstalteten, benutzte Garrick diesen flagranten Fall und die immer schon scheelsüchtige Laune des anderen Publikums, ihnen nach dem Umbau des Hay market ihr Privileg nicht wiederzugeben. Wenn der Herr also sein Billet benutzte, musste der Diener sich einen Platz kaufen oder draussen bleiben.

Mrs. Webb's Leibesfülle war berühmt. Einmal sogar spielte sie den Falstaff [männliche Rollen von Frauen spielen zu lassen, und möglichst solche, die am unpassendsten waren, scheint ein exquisites Vergnügen bedeutet zu haben. Beggars Opera wurde z. B. gegeben mit einer Frau in der männlichen Titelrolle, oder mit einer oder mehreren männlichen und Weiberrollen im Austausch, oder alle Rollen wurden tauschgeschlechtlich besetzt, auch liess man wohl nur Frauen darin auftreten und nannte das Ladies Opera. Mit anderen Stücken machte man die gleichen lieblichen Experimente, z. B. Mrs. Martyr als Neger Mungo im Padlock.] Über Mrs. Webb, die Dicke als Falstaff, gerät European Magazine in helle Wut und citiert X [2. Halbjahr 1786] 60; [vgl. auch XV 243 XVII 385 ff.] aus Shakespeare:

Such beastly shameless transformation
— — — cannot be
Without much shame retold or spoken of.

Das Kaffeehaus. Vgl. Gödeke IV 213 v. Bode; V 250 J. F. L. Bobrik; 317 J. F. Kepner.

Agreeable Surprise. Vgl. Notes and Queries [Sixth Series-Volume Third] January-June 1881: da fragt jemand an, wo er das Lied amo amas finden könne. 78 Antwort: Verweis auf O'Keefe, und auf eine Reihe mit Titel und Seite angeführter englischer Liederbücher, in welche das Lied übergegangen ist. Der Verfasser der Farce ist O'Keefe, ein ungemein beliebter Fabrikant billigster Ware, wir haben nichts daran verloren, dass Moritz das Stück unübersetzt liess, trotzdem ja manch glückliche Pointe darin ist. Es stammt aus dem Jahre 1780. Buchausgaben: The Agreeable Surprise, A comic Opera, in two acts, by J(ohn) O'Keefe [andere Schreibweise O'Keeffe] London 1784, Dublin, 1784, 1785 [in einer Sammlung] und 1787. Es giebt ein Stück The Disagreeable Surprise, London 1812. O'Keefes Stück, mit der Musik von Dr. Arnold, war ausserordentlich beliebt, und man findet es jahrzehntelang immer wieder auf dem Repertoire. Der Text der citierten Strophe heisst in der ersten Auflage:

Amo, amas
I love a lass
As a Cedar Tall and slender
Sweet Cowslip's grace
Is her nom' tive case
And she 's of the feminine gender.
Chorus: Rorum corum, Sunt divorum
Harum scarum Divo!

Ein anderes Stück, an dem O'Keefe Mitarbeiter war, und das eine Rolle in Katterfeltos Leben spielte, war Harlequin Teagne, es ist ebenfalls eine Dauernummer. Zu erwähnen wäre noch seine Fortsetzung von Goldsmith's She Stoops to tonquer, darin einige leidlich lustige Tölpelstreiche Tony Lumpkins in London. O'Keefe: Recollections . . . written by himself, in two vols, London 1826 sind als Zeitinterieurs interessant. Darin veröffentlicht er auch einige seiner famosen Gedichte. Seine dramatischen Werke hat er gesammelt herausgegeben. Ausserdem noch Einzeldrucke. Viele seiner Sachen sind gar nicht gedruckt, weil der betreffende Theaterdirektor sein Monopol schützen wollte. Die Stücke sind voll von damaligen Tagesaktualitäten. Er arbeitet auch recht haushälterisch, indem er gewohnheitsrechtlicherweise seine eignen oder andrer Leute Stücke neu aufputzt, aus zwei eigenen Originalstücken ein

originelleres drittes fabriziert. Rezensionen O'Keefescher Stücke, Biographisches und O'Kleefesche Gedichte und Beiträge vgl. European Magazine I 54; 211 [The Positive Man, darin u. a. Lingo; so heisst der Schulmeister in der Agreeable Surprise auch.] II 231; 382; IV 148; 306; VI 88; 240; 328 [Ein Schriftsteller habe aus Agr. Surpr. das Motiv der vertauschten Kinder gestohlen]; 395; VII 140; 405; VIII 71 [2. Halb jahr 1785] Cpt. Topham's Epilog zu Colmans Farce Turk and no Turk. Die Sprecherin tritt auf „in the character of Cowslip“; IX 129; X 123; XII 390; XIII 53; 224; XIV 5 ff. Account of . . . [mit Porträt]; 65; 372; XV 163 [vgl. dazu XXIX 227]; 327; XVII 234; XVIII 210; 382; XIX 469; XX 68; XXIV 65; 66; 223; 452; XXVII 270; 443; XXIX 54; 274; 347; XXX 50; 265; XXXI 407; XXXIII 394; 396; XXXIV 41; 255; XXXVII 55 [Gedicht O'Keefes]; 305 ff. [Ballade]; 465 Benefizvorstellung für den erblindeten O'Keefe u. seine Ansprache an das Publikum; 468 ff. O'Keefe: The City Brahmin; XXXVIII 210—214 Gedicht; XXXIX 173/4 O'Keefe Anekdoten; XL 125 O'Keefes Gedicht: Industry and Learning; XLI 392 sein Gedicht auf den Tod des Herzogs von Bedford; XLII 54 ach! er dichtet weiter. The hare and the worm; XLVI [1804] 129 Lingos Rolle ist noch immer nicht ausgespielt, er kommt vor in einem Ballett „Love“; LI 316. Im Morning Chronicle 16. Aug. 1782 S. 2 heisst es, der Verf. v. Female Dramatist habe O'Keefes Mannier imitiert.

49_{8-10}. — Vgl. Paul August Schrader: Scherze, 1762. Dort berichtet Schrader über eine Methode, welche die Jugend der Stadt Braunschweig bewegen sollte, mit Freuden in die Schule zu gehen. Diese Prophylaxis wäre vorzüglich beim Handwerk und niederen Volke in Gebrauch. Als er einmal durch eine Gasse ging, sah er aus jedem Hause ein Häuflein kleines Volk herausstolpern, in der einen Hand ein Butterbrot, in der andern das Schulbuch. Allen rannen die Thränen über die dicken Bäckchen. Er fragte einige Kinder nach dem Grunde ihrer Trübsal, bekam aber nur Heulen, Schluchzen und unverständliche Worte zur Antwort. Ein Freund Schraders, der in der Nähe wohnte, erklärte ihm das Mysterium. Ob es nun Handwerksbrauch oder irgend ein anderes Herkommen wäre, genug: Die Eltern „peitschen alle Morgen“ ihre kleinen Buben und Mädchen mit Ruthen, geben ihnen Butterbrot und Schulbuch und schicken sie so zur Schule. Ein Nachbar des Freundes „versäumte diese Zeremonie niemals; mitten unter seinem Morgenliede rufet er seiner Ehegattin zu, klatsche den Jungen, gieb ihm ein Butterbrot und jag ihn nach der Schule. Aber warum ge-

schiehet das? Hören Sie den Beweggrund zu dieser Grausamkeit. Die ehrlichen Leute glauben steif und fest, dass, wenn sie den Kindern im Hause hart begegnen, sie alsdann lieber in der Schule sein und derselben als einer Freistatt zueilen werden. Sie schonen daher . . . der Haut und des Bluts ihrer Lieblinge nicht, sondern schwingen die schlanken Ruthen mit unermüdeten Armen so tapfer, als ihre Eltern ehemals solche auf sie schwangen."

51$_{6-34}$. Katterfelto [Moritzens Schreibung ist irrtümlich]. — Katterfeltos Londoner Zeit habe ich nach seinen Annoncen in den Zeitungen für eine Reihe von Jahren verfolgen können. Seine Puffs waren derart hyperbolisch, dass er auf dem Haymarkettheater in mehreren Saisons und Farcen verspottet wurde.

Dibdin: None are so blind but who won't see.
Dent: The Candidate.
Colman & O'Keefe: Harleqin Teague.

Katterfelto war in London eine stadtbekannte Figur, und sein Name wurde fast zum gestempelten Worte für das Schwindlertum. In The Task sagt Cowper über ihn:

And Katterfelto with his hair on end
At his own wonders, wondring for his bread.

An Litteratur über ihn sei hier erwähnt: Thomas Frost: The Lives of the Conjurors, London 1876. Seine Quelle ist wohl Sampson's History of Advertizing, London 1874, welche ad Katterfelto aus Robert Chambers: Book of Days 1896 (I 510 ff.) schöpft, wo ein Pamphlet des Jahres 1803, über Quacksalber, gedruckt in Hull, citiert und ad Katterfelto ausgeschrieben wird.

Archenholtz: Annalen der brittischen Geschichte Bd. 16 (auf das Jahr 1795) Seite 128—130. European Magazine (erstes Halbjahr 1783) Bd. III, 406 ff.

Nach Chambers Bibliographical Dictionary wäre er am 25. November 1799 zu Bedale in Yorkshire gestorben.

Ich behandle ihn demnächst eingehender in „Nord und Süd".

52$_{7-15}$. — Die Lotterieen waren ein Typus Londons. Miss Banks hat sie deshalb reichlich berücksichtigt. Der Konkurrenzkampf der Lotterieagenturen ging ins Masslose und überschwemmt zeitweise den Annoncenteil der Zeitungen. Es war auch Mode Lottery Tickets, die mit Bildschmuck

reichlich ausgestattet waren, zu sammeln. Die berühmteste Sammlung besass Sir Ashton Lever.

52_{33} ff. u. a. a. O. — Annotator 18—23 ist entrüstet. Über Duelle von Geistlichen vgl. Archenholtz: England u. Italien I, 214. Der Morning Chronicle vom 4. September 1782 berichtet über ein Pistolenduell zwischen einem Geistlichen und einem Schulmeister, wobei der letztere tot blieb.

55 ff. St. Paul's Cathedral. — Vgl. Moritzens Vergleich zwischen der Londoner St. Paulskathedrale und St. Peter in Rom: Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788, Berlin 1792, Bd. I, 182 ff. „Beim Eintritt in die Peterskirche fühlte ich mich lange nicht so überrascht, als beim ersten Eintritt in die Paulskirche in London, welche doch in Ansehung des Umfanges bei weitem von der Peterskirche übertroffen wird: aber dort kann freilich wohl die Leerheit zu der Grösse des Eindrucks vieles beitragen, weil der ganze Theil der Kirche, welcher gebraucht wird, sich eigentlich nur auf den angebauten Chor beschränkt, wo gepredigt wird, und die Gemeinde sich versammelt ... Statt dass in dem gothischen Dome alles darauf angelegt ist, dass die Höhe furchtbar, die Weite wie eine Wüste erscheine, und das Ganze Schauer und Bewunderung errege, so ist hier alles darauf angelegt, bei dem erstaunlichsten Umfange, dennoch die Idee des Angenehmen, Bequemen und Wohnbaren zu erregen. Bei dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen. Statt dass man dort durch die ungeheuren Verhältnisse gezwungen wird, mit einer Art von Entsetzen empor zu schauen, und der Geist sich unter der Masse gleichsam erdrückt fühlt, fühlt man sich hier durch einen sanften Zug emporgehoben, weil das Ebenmass der Verhältnisse, die man erblickt, mit dem Geiste des Menschen harmonirend, und sein eignes Werk ist, worin er sich allenthalben wieder erkennt und wieder findet, da er in dem gothischen Gebäude mit einer Art von wilder Schwärmerei sich selber in schauervollen Labyrinthen zu verlieren sucht."

61 ff. Reise nach Derbyshire. — Zur Fussreise vgl. etwa Volkmann I 135. „Es ist der Klugheit gemäss, sich gleich durch die Kleidung ein englisches Ansehen zu geben, um den Beleidigungen des Pöbels zu entgehen, denen ein Fremder oft ausgesetzt ist, wenn er zumal einem Franzosen ähnlich sieht." Die Franzosen selber erzählen aber Rüdigkeiten, denen sie in London ausgesetzt waren, die haarsträubendsten Geschichten. Abgesehen von dem Jungen, der ihn für einen Franzosen hält,

betont Moritz, dass seine schlechten Erfahrungen auf Konto des Fussreisenden zu setzen sind. Gewiss! Aber auch auf Konto des ausländischen Aussehens — und der schmutzigen Wäsche. Übrigens machte Moritz mit dem Fussreisen auch in Italien genug schlechte Erfahrungen, aber mit Verschiebung der Perspektive. Z. B. Reisen eines Deutschen in Italien 47 „Die Leute wunderten sich hierüber“ 48; „Denn, wie ich bemerkt habe, ist es auch hier etwas seltenes, dass man wohlgekleidete Leute zu Fusse reisen sieht.“ Vgl. auch III 163ff. In Deutschland war es vor nicht vielen Jahrzehnten nicht besser, der Sturm und Drang allerdings hatte sein Teil zur Besserung zugetragen, wie überhaupt allmählich in ganz Europa eine Fusstoursucht beginnt. Trotzdem darf man dem Recht geben, was Gustav Freytag von der Mitte des Jahrh. sagt (Neuere Bilder 1862 S. 272): „Wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fussreise, die schlechten Strassen, die Unsicherheit, unsaubere Herberge und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fussreisende, welche die Landschaft bewunderten, unerhört.“ Bezüglich Moritzens und England vielleicht noch: Gemälde von London, 1788. S. 11. „Für den Fussgänger ist durch ganz England gesorgt. Selbst auf den entferntesten Heerstrassen, und in den engsten Wegen ist eine erhabene Fussbank zum Gehen angebracht, die immer trocken ist und alle Jahre ausgebessert wird. Aber man trifft wenige Wanderer zu Fuss an, denn selbst der ärmste Engländer kann immer noch seinen Sitz auf dem Kastendeckel der Kutschen und Diligenzen bezahlen, die man dutzendweise von Dorf zu Dorfe antrifft.“ „Moritz giebt in seiner Reise, die er zu Fuss durch einige Provinzen Englands thut, einen Beweis ab, wie wenig man sich aus einem Fussgänger zu machen pflegt, und wie schwer es für ihn hält, in einer Herberge unterzukommen; doch wird auch seine Beschreibung der Beschwerlichkeiten einer Fahrt auf dem Deckel gewiss jeden Ausländer abschrecken, sie zu machen.“ Vgl. Büsch, Bemerkungen S. 97ff: „In keinem Lande sollte man so wenig, wie in England, sich einfallen lassen, zu Fusse zu reisen, wie es doch Herr Prof. Moritz gethan hat. Was man am Fuhrgelde erspart, geht durch die Verlängerung der Reise wieder auf. Man ist genötigt, in Kneipschenken zu liegen. Es war sehr natürlich, dass die Wirte ihm die Aufnahme versagten, oder sich sehr darauf bedachten. Der geringe Mann in England geht, wenn er doch reisen muss, wenigstens mit der Landkutsche. Ist ihm der Platz inwendig zu teuer, so zahlt er für einen Platz auf dem Verdecke, dem Bock, oder allenfalls im Korbe. Was konnten sie bei einem Manne denken, dem dies wenige

Geld zu viel sei, und der es ersparen zu wollen schien. Bei jedem mit Fuhrwerk kommenden Manne müssen sie zufrieden sein, ob und wie viel er bei ihnen verzehren wolle. Denn sie gewinnen doch von ihm ihren Anteil am Fuhrgelde. Aber bei einem Manne, der zu Fusse kam, nahmen sie sogleich an, dass er ihnen gar nicht einträglich werden würde Herr Moritz konnte auch bei einer solchen Art zu reisen die Nation nicht kennen lernen, weil er sie nicht so interessieren konnte, dass sie ihn zu kennen Verlangen trüge, oder er manchem bedenklich ward ... Der gutmütige Landprediger, der ihn nachher mit einigen anderen Collegen zusammenbrachte, war vielleicht der einzige, der sich mit einem neben der Landstrasse unter einem Baum hingestreckten Wanderer einzulassen Lust finden möchte. Dafür aber hätte ich die Unterredung mit diesen Leuten nicht so spöttisch, nicht so lang gedehnt erzählt. Der Mangel an anderen Bemerkungen, die den Charakter der Nation besser hätten darstellen mögen, entschuldigt nicht. Es war Herrn Moritz Schuld, wenn er nicht viel mehr bemerken konnte." Vgl. Archenholtz, England und Italien S. 222: „Der achtungswürdige Professor Moritz hat die Natur der Reisen zu Fuss in diesem Lande hinreichend durch sein eigenes Beispiel erläutert." In Bd. III spricht Archenholtz über den guten Zustand der englischen Chausseen [vgl. auch unseren Text 136], aber trotzdem gingen nur Bettler und schlimmeres Volk zu Fuss. Auch das Fahren auf dem Kutschendeckel kommt an die Reihe und dann [S. 54]: „Hätte der würdige Professor Moritz alle diese Umstände gewusst, so würde er nicht den Vorsatz ausgeführt haben, in England zu Fusse zu reisen; eine Methode, wodurch er alle seine Endzwecke verfehlte, den einzigen ausgenommen, die Gegenden des Landes genau zu betrachten. An keine Unterhaltung war dabey nicht zu gedenken, da ihn jedermann für einen Bettler hielt, und er keine Gelegenheit hatte, seine philosophischen Absichten kenntbar zu machen. Ein in London gemietetes oder gekauftes Pferd würde alle diese Hindernisse gehoben haben, und der Zweck, das Land genau in Augenschein zu nehmen, wäre ebenfalls, und zwar ohne grosse Kosten, dabey erreicht worden." Da hat Archenholtz durchaus recht, aber wir wären dabei zu kurz gekommen. — Ich citiere noch Annotator: 23 ff. „So ganz gewöhrlich sind Reisen zu Fusse bei uns auch nicht. Ein Gelehrter, der auf die Weise wallfahrtet, thut immer noch so etwas, wovon wenigstens gesprochen wird. [Hierfür ist Moritz ja der beste Beweis.] Bei den Engländern sind sie gewis noch ungewöhnlicher; doch nicht so sehr, dass man auch die Idee davon nicht kennen sollte [er verweist auf Burchel

im Vikar of Wakefield und den englischen Seume Mr. Hackman] . . . Bei dem allen würde ichs unserm Landsmanne, wenigstens vors erste, widerrahten haben, sich allein zu Fusse auf den Weg zu geben . . . Jeder Fremde, den sie sehen, ist ihnen entweder Franzose oder Holländer, Herr M. mogte nun für den einen, oder für den andern genommen werden: es fiel allemal zu seiner Misempfehlung aus . . . Sollte er [Moritz] aber nicht wenigstens seine ausländische Tracht ablegen, und einen Frack anziehen? Dazu würde ich denn doch vor allen Dingen rahten. Er muss sich so viel möglich, ganz in die Aussenseite des Engländers kleiden, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und nicht auf den ersten Blick den Ausländer anzukündigen.“ Klischnig 64 ff.: „sein zu Fuss Reisen und der oftmalige Mangel an weisser Wäsche, worauf der Engländer vorzüglich sieht und wonach er fast ganz allein den Gentleman beurtheilt, verursachten ihm manche Unannehmlichkeiten. Bald wurde er als Bettler, bald als Spitzbube behandelt und nicht selten war er wegen eines Nachtquartiers in grosser Verlegenheit. Es ist also wohl natürlich, dass er aus dieser Reise den Nutzen nicht ziehen konnte, den ein Andrer bey mehrerer Kenntniss der Sitten dieses Landes, mehrerer Vorbereitung und was wohl das Meiste sagen will mehrerem Gelde davon gehabt hätte [ibid. 64 „Er verwendete das Geld, das er für seine deutsche Sprachlehre für Damen erhalten hatte und nahm auch noch eine kleine Summe auf“].

62. Highwaymen. — Dazumal hatten die fremden Reisenden Philosophie des Lebens. Volkmann 133 4: „Für die englischen Strassenräuber darf man sich so sehr nicht fürchten; weil mehr Wesens davon gemacht wird, als es verdient. Geschieht es ja, so kommt man mit der Geldbörse frei, und sieht man sich vor, nicht so viel bey sich zu führen, so ist das Unglück zu ertragen. Für die Coffer ist man bey den Highwaymen sicher.“

64 ff. Richmond. — Vgl. Sophie de la Roche 403: „Wenn ihr Moritz, Watzdorf, Archenholtz und andere Beschreibungen von Richmond gelesen habt, so werden auch meine Ausdrücke nicht zu gross erscheinen.“ — Unerwarteterweise lobt Annotator sogar die Schilderung Richmonds, aber Herr Büsch tut den Moritz dürr genug ab 198: „romantisch schönen Teil der Provinz, welcher den Hauptgegenstand von Moritz Reisen ausgemacht hat.“

70_{12-15} u. a. a. — Vgl. vielleicht: Klischnigs Erzählung seiner Fusstour mit Moritz nach Süddeutschland, u. a.: „Mehrere Male des Tages badeten wir uns in den reizenden

Flüsschen und Bächen, die wir antrafen, [wie Goethe und Gebr. Stollberg] und zogen dann erquickt weiter."

96 und 104 Birmingham, Fothergill. — Vgl. Büsch 187 „über Birmingham, über diese Stadt, durch welche Herr Moritz so spornstreich durchging, weil der einzige Mann tot war, an den er ein Briefchen mitgenommen hatte. Aber sagte ihm denn niemand, dass Fothergill einen Compagnon Bolton hätte, einen der interessantesten Menschen, die in England leben, einen Mann, zu dessen Bekanntschaft die von Fothergill hätte leiten müssen, und der den Brief an Fothergill als an sich geschrieben würde angesehen, und ihn auf eine so zuvorkommende Weise würde aufgenommen haben, als man in England, selbst nach Vorzeigung mehrerer Adressbriefe, nicht leicht zu erwarten hat."

119ff Castletonhöhle, Husten. Vgl. Klischnig 66_{11}: „Vielmehr litt wohl seine ohnedies schwächliche Gesundheit durch den langen Aufenthalt in der Höle zu Kastleton. Die Beschreibung dieser Höle ist unstreitig das Interessanteste in seiner Reise nach und in England, worinn man überhaupt weder geographische, noch statistische Bemerkungen, keine Beschreibungen merkwürdiger Kunstwerke und dergleichen suchen darf." — Interessant ist, Forsters Beschreibung der Castletonhöhle u. s. w. mit Moritz zu vergleichen, wir finden da denselben etwas hyperbolischen Stil, soweit Höhen und Tiefen in Betracht kommen.

Es wäre noch zu verweisen auf die Bemerkungen zu Schluss des Moritzschen Buches [146] über die Anglicismen der Engländer. Vgl. dazu noch Annotator und etwa aus meiner eigenen Erfahrung: „Dreyfuss ist gültig [guilty]."

Zu Moritz Londoner Aufenthalt vgl. etwa noch Klischnig 147 „Reiser hatte in London einen jungen Mann aus dem Geschlecht der Holzschuher von Neuburg kennen gelernt Dieser wurde uns hier [in Nürnberg] sehr nützlich "

Verzeichnis der Orte und Namen.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

№ 127. Dritte Folge No. 7.

Deutsche Literaturdenkmale
des 18. und 19 Jahrhunderts
herausgegeben von August Sauer

WEI POLEMISCHE GEDICHTE

(1754. 1755)

VON

FRIEDRICH WILHELM ZACHARIÄ

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO LADENDORF

BERLIN W. 35
B. BEHR'S VERLAG
1903

Einleitung.

Die beiden polemischen Gedichte Zachariäs, welche dies Bändchen vereinigt, besitzen nicht nur den Wert biographischer Zeugnisse, sondern sind zugleich als charakteristischer Ausdruck der Stimmungen und Anschauungen, die sich im Kreise der Bremer Beiträger überhaupt herausgebildet hatten, von Interesse. Die Geschichte dieser für die Entwickelung unserer Literatur wichtigen Dichtergruppe, die schon Danzel in Aussicht stellte, ist auch heutigestags noch wissenschaftliches Bedürfnis. Ihre literarhistorische Stellung freilich lässt sich ziemlich sicher bezeichnen. Die im Sommer 1744 erfolgte Lossagung von Gottsched war weit mehr eine Entfremdung als ein wirklicher Bruch. Denn trotz frühzeitiger Sympathieen für die Kunsttheorieen der Schweizer vergingen Jahre, ehe sie sich die neuen Auffassungen fruchtbar zu eigen machten. Eins aber hatte die von ihnen begründete Zeitschrift ‚Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes‘ von vornherein vor Schwabes ‚Belustigungen‘ voraus: Sie sollte nur der unter gewissenhafter Kontrolle geübten dichterischen Produktion gewidmet sein, unter Ausschluss aller Geschmacksstreitschriften. „Es giebt genug kriegerische Gegenden. Man wird schon noch ausmachen, unter welchem Himmelsstriche der gute Geschmack seine meisten Anhänger hat. Wir wollen friedlich zusehen“ (Vorrede S. 6). Aber wenn die Beiträger auch in der Folgezeit nicht immer in der Rolle

des unparteiischen Zuschauers verharrten, in der Öffentlichkeit wenigstens befleissigten sie sich grosser Vorsicht. Selbst die immer engeren Beziehungen zu Bodmer und seinen Freunden vermochten zunächst nicht, sie aus ihrer reservierten Haltung herauszudrängen. Andrerseits übte auch Gottsched trotz seines Grolls gegen die „undankbaren Schüler“ doch anfangs ebenfalls eine gewisse Zurückhaltung, zumal er mit einigen noch auf Jahre hinaus in höflichem Briefwechsel stand. Das Verhältnis verschlechterte sich aber zusehends seit dem Erscheinen der drei ersten Gesänge von Klopstocks Messiasdichtung in den Bremer Beiträgen (IV, 243 ff. 1748). Hatte aber schon die verständnislose Opposition Gottscheds gegen dieses begeistert gepriesene epische Bruchstück den lebhaften Unwillen der Bremer Beiträger erregt, so gab er mit seiner beleidigenden Herausforderung Zachariäs das Zeichen zur offenen Fehde. Die Gelegenheit bot ihm die Besprechung des Sammelbandes, ‚Scherzhafte epische Poesien nebst einigen Oden und Liedern‘. Braunschweig und Hildesheim (1754) in seinem ‚Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit‘ 1754, 683 ff. Denn nachdem er im Eingang das komische Talent Zachariäs rühmend anerkannt und auch das eine neue Stück, ‚Das Schnupftuch‘, noch beifällig angezeigt katte, lehnte er das andere, den hexametrischen ‚Phaeton‘, um so energischer und gereizter ab. Auch die Oden schienen ihm von der „alpinischen Seuche“ angesteckt und von allerhand „schiboletbischen Brocken“ zu wimmeln. Je geflissentlicher aber Gottsched seine schulmeisterliche Abfertigung in den Ton einer wohlmeinenden Warnung kleidete, da der „feine Kopf“ des „wackeren Herrn Zachariä“ es gar nicht nötig habe, „den Mantel auf beyden Achseln zu tragen, um zu gefallen, ja bewundert zu werden“, um so aufgebrachter wurde der Angegriffene, der von einer Zugehörigkeit zu Gottscheds Schülerschaft längst nichts mehr wissen wollte, zumal er ja auch das unter seiner Ägide ver-

öffentlichte erfolgreiche Erstlingswerk des ‚Renommisten‘ ausdrücklich einer einschneidenden Umarbeitung unterzogen hatte.

Wie sehr Gottsched seine Autorität überschätzt hatte, lernte er rasch genug einsehen. Der temperamentvolle Braunschweiger war nicht der Mann, sich so ungestraft einschüchtern zu lassen. Gerade das allzu grossmütige Stillschweigen seines „besten Freundes“ Klopstock, der deswegen nur mit zunehmender Heftigkeit befehdet wurde, bestärkte ihn in seinem Entschlusse, dem selbstgefälligen und rücksichtslosen Angreifer ein für allemal einen gehörigen Denkzettel zu geben, damit er sich in Zukunft hüte, ihn weiter „mit seinem elenden Tadel zu verfolgen“. Die Antwort erfolgte in einem ohne Verfasserangabe 1754 noch erschienenen ‚Gedicht, dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet‘, dem dankbaren Nachrufe aus dem Kreise der Bremer Beiträger. Es ist begreiflich, dass das am 28. Oktober 1754 erfolgte Ableben ihres langjährigen Gönners und Freundes Anlass geben musste, die Summe seiner poetischen Existenz zu ziehen und den Verlust dieser liebenswürdigen und vornehmen Persönlichkeit schmerzlich zu beklagen. Unbegreiflich aber ist, dass ihr Dolmetsch Zachariä sich seine rein polemischen Ausfälle nicht für eine schicklichere Gelegenheit aufsparte. Er hätte sonst dem Verstorbenen, der in deutschen und französischen Versen zahlreich gefeiert wurde, das würdigste Denkmal gesetzt.[1]) Die

[1]) Eine grössere Zahl solcher Nachrufe erwähnt Eschenburg in seiner Ausgabe von Hagedorns poetischen Werken (IV, 164 ff.). Dazu gehören einerseits die französischen Verse seines Dresdener Bruders Christian Ludewig, ‚Sur la mort de mon Frère‘ und ein Gedicht des Herrn von Bar ‚Soliloque, à l'occasion de la mort prématurée de Mr. de Hagedorn‘ das bald darauf in den ‚Neuen Erweiterungen‘ (V, 81 ff.) in deutscher Übersetzung geboten wurde (vgl. auch das ‚Neueste‘ 1754, 925 ff.). Von den deutschen Versen seien genannt ausser dem Sendschreiben des Bauernsohnes Gottl.

deutsche Dichtkunst selbst lässt er darin den Dichter und Menschen rühmen, zu dessen Lobpreis er sich zu schwach gefühlt habe. Mit umflortem Blick naht sie seiner Gruft, gefolgt von der bestürzten Hammonia, der Freundschaft, Fabel, Moral und Ode. Mit der literarischen Würdigung hebt sie an. Ihm spricht sie das Verdienst zu, nach Lohensteins Schwulst und Hofmannswaldaus spitzfindigen Zweideutigkeiten, nach den platten Prosareimereien eines Neukirchs und seiner Genossen und nach den niederen und barbarischen Produkten jener Gelegenheitsdichter schlimmster Sorte vom Schlage Talanders, Hunolds und anderen zuerst wieder gemeinsam mit Haller eine bessere Zeit heraufgeführt zu haben. Die Vereinigung von Grazie und edlem Schwung, die Harmonie der Reime und der moralisierende Grundton von Hagedorns Dichtungen wird trefflich charakterisiert.

Schon hierdurch wird er in scharfem Gegensatz zu dem „grossen Duns“ gebracht, der an matter Alltäglichkeit seine Freude habe und pedantisch nach kühneren Metaphern fahnde. Geradezu unbarmherzig wird aber im zweiten Teil des Gedichts, das Hagedorns persönliche Eigenschaften rühmt, die urbane, anregende Form seines Umgangs, seine Bescheidenheit und edle Wohlthätigkeit mit Gottscheds egoistischer Cliquenwirtschaft und marktschreierischer Selbstverhimmelung kontrastiert.

Fuchs und einer Ode von Nik. Götz (Verm. Ged. II, 159f.) die wehmütigen Betrachtungen des befreundeten Geh. Legationsrathes Alardus von Canthier im Hamb. Corresp. 1754, Num. 190 und die Gedanken der Unzerinn: ‚Bey dem Grabe des Herrn von Hagedorn‘ in den Züricher freym. Nachr. 1755, 271f. Sogar Schönaich rüstete sich, einer Aufforderung der Frau von Runkel folgend, zu einer Grabschrift, obwohl er seinem angeblichen Freunde Reichel offen eingestand: „Ich soll ihm eine Grabschrift machen; ich, der noch die Verdienste in ihm suche, die andere mit ihm begraben. Das wird eine feine Grabschrift werden!“ Er kam nicht dazu.

Zum Beweise führt der Verfasser sein Verhalten gegen den Bauernsohn Gottlieb Fuchs an (S. 16). Die boshafte Anmerkung, die eine rein persönliche Angelegenheit an die grosse Glocke hing, war eine entschiedene Taktlosigkeit Zachariäs und übertrieb den Sachverhalt absichtlich. Tatsache ist, dass Fuchs, eine übrigens literarisch herzlich unbedeutende Persönlichkeit, mittellos nach Leipzig kam und zunächst Anschluss bei Gottsched suchte und fand. Er erliess ihm nicht nur Kollegienhonorar und schützte ihn gegen den dringendsten Mangel, sondern lenkte auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, indem er zwei seiner Gedichte im Neuen Büchersaal der schönen Wiss. u. fr. Künste II, 450ff. abdruckte und Stimmung für seinen Klienten machte. Der erwünschte Mäcen fand sich in Hagedorn, der zugleich weitere Kreise durch seine warmherzige Fürsprache für den armen, aber redlichen Schlucker interessierte, darunter namentlich auch die Bremer Beiträger, die sich seiner angelegentlichst annahmen und seine Dankbarkeit und seinen unermüdeten Fleiss des öfteren hervorheben. Rabener wurde geradezu sein getreuer Mentor, er verwaltete die einlaufenden Unterstützungsgelder, kümmerte sich um seine Kleidung und sein gesellschaftliches Auftreten, indem er ihm besonders die unzeitige Schüchternheit zu nehmen suchte, und leitete und förderte seine poetischen Studien. Dass sich Gottsched seitdem von seinem früheren Schüler, dem er seinerzeit ein Exemplar von Neukirchs Gedichten als poetisches Muster geschenkt hatte, gänzlich zurückzog, nimmt nicht wunder. Gerade weil er aber in desem Falle sich keiner unkorrekten Handlungsweise schuldig fühlte, kränkten ihn die gehässigen Auslassungen Zachariäs aufs schwerste, zumal sie in den gelehrten Zeitungen einen lebhaften Widerhall fanden.

Schon am 14. Dez. (149. Stck.) desselben Jahres berichteten die Gött. gel. Anzeigen gebührend über die neue poetische Geschmacksschrift. In den Züricher freymüth.

Nachrichten erschienen sogar zwei Recensionen (1755, 66ff. u. 260ff.), wovon die zweite anscheinend die unfreundlichen Ausstellungen der ersten Besprechung wieder gut machen soll. Am leidenschaftlichsten aber griff Lessing Zachariäs Beschuldigungen auf und brachte sie nicht nur am 9. Januar 1755 in der Berlinischen privilegierten Zeitung ausführlich wieder zum Abdruck, sondern liess sich sogar im Zorn dazu hinreissen, am 11. Januar auf die Frage: „Wer ist der grosse Duns?“ eine ganz unerhört ausfällige Antwort zu erteilen (Lachmann-Muncker VII, 3f. u. 5). Unterdes hatte Gottsched bereits Schritte getan, den verwegenen Gegner Zachariä auf sichere Weise unschädlich zu machen, indem er trotz der gut gemeinten Abmahnung Jerusalems unmittelbar beim Herzoge Karl von Braunschweig und bei dem Geheimrate von Schlierstedt selbst Klagen einsandte, über deren Inhalt die von Zimmermann (Zachariä in Braunschweig. Wolfenbüttel, 1896. S. 60ff.) mitgeteilten neu aufgefundenen Aktenstücke hinreichend orientieren. Die souveräne Art, mit der Zachariä die Beschwerden Gottscheds entkräftete, zeigt deutlich genug, wie sicher er seiner Sache war. Den öffentlichen Angriff bestreitet er kurzer Hand, da der Name des Widersachers nirgends genannt sei, „und muss man sich also billig sehr wundern, wie derselbe sich zu einem in dem Gedichte geschilderten Charakter mit Gewalt herzu dringen will“. Der Ausfall selbst sei aber von Gottsched ja eigens provoziert worden, also eine wohlverdiente Zurechtweisung. Im übrigen bezeichnet er es geradezu als eine höchst unbescheidene Zumutung, grosse Herren und ihre Minister, damit zu belästigen, „Privatzänkereyen und Winkelstreitigkeiten der gelehrten und witzigen Köpfe zu untersuchen und zu entscheiden“. Die geschickte und energische Verantwortung Zachariäs muss Eindruck gemacht haben. Wenigstens erreichte Gottsched seinen Zweck nicht bei der Braunschweiger Regierung und sah sich nun doch

noch auf den öffentlichen Austrag der Angelegenheit angewiesen.

Er führte seine Sache nicht direkt, sondern die beiden angriffsbereiten Anhänger in der Lausitz, der Freiherr Otto von Schönaich und der Hofmeister Johann Friedrich Reichel, übernahmen seine Verteidigung. Schönaich trat zuerst und unaufgefordert auf den Plan und antwortete zunächst in seiner im Frühling 1755 zu Dresden gedruckten ‚Sammlung von Sinngedichten'. Ihr folgte noch zur Ostermesse desselben Jahres eine gegen Zachariä im besonderen gemünzte Satire, die aber auch „Lessing, dem Grossen", manche Streiche versetzte, betitelt: ‚Der Sieg des Mischmasches: ein episches Gedicht; von dem Verfasser des Gnissels'. Trossberg, 1755.

Sie richtet sich gegen Zachariäs Schweizerdeutsch und seine halb gallische, halb deutsche Sprachmengerei, wozu ihn Gott Mischmasch durch seine Tochter Barbarei verführet habe. Das witzlose Pamphlet will gewissermassen der ausführliche Kommentar zu Gottscheds Recension sein, stichelt aber auch verschiedentlich gegen die berüchtigte Elegie.

Gleichzeitig war aber auch Reichel an die Arbeit gegangen. Ihn hatte Gottsched selbst dazu angeregt und ihm auf seine Bitte um „die nötigen Materialien" gegen diesen verstockten Lästerer nicht nur ein Schreiben Jerusalems, sondern auch eine Reihe weiterer Beilagen übersandt, so dass Reichel bereits am 24. März 1755 das Konzept zu einer neuen Flugschrift zur Durchsicht senden konnte, die er hinter dem Rücken des Barons von Schönaich ausgearbeitet hatte (Br. XX, 155)[1]. Der Druck des Manuskriptes verzögerte sich bei Breitkopf unliebsam lange, so dass inzwischen Zachariä Zeit gewann, zwei neue Ausfälle gegen Gottsched und die

[1]) Br. = Gottscheds handschriftl. Briefwechsel auf der Univ.-Bibl. zu Leipzig.

Seinen zu publicieren. Zuerst gab er die Erwiderung auf Gottscheds fruchtlose Beschwerden in einer Streitschrift, die er im Sommer 1755 zu Berlin drucken liess und betitelte: ‚Die Poesie, und Germanien. Ein Gedicht‘. Berlin, 1755.

Auch hier nannte er sich nicht als Verfasser. Dennoch kam man ihm gleich nach dem Erscheinen, auch im Lager Gottscheds, richtig auf die Spur. Die Verwandtschaft dieses Gedichtes mit der Trauerelegie leuchtete ohne weiteres ein. Es ist ebenfalls in gereimten Alexandrinern geschrieben. Auch das ästhetische Programm wird wieder entwickelt. Nur holt der Dichter diesmal nicht so weit aus, sondern knüpft an die Gegenwart mehr unmittelbar an. Um die Erfindung hat er sich nicht sonderlich bemüht. Es genügt ihm, ein wirksames Zwiegespräch zwischen dem zukunftsfrohen Germanien und der gramerfüllten deutschen Poesie zu inscenieren.

Zunächst führt er Germania vor, in königlichem Pomp am Donaustrande thronend, von dem Gefolge der Musen, Grazien und Wissenschaften umgeben, und lässt sie frohlockend den neu aufkeimenden poetischen Frühling rühmen, der den Sieg davongetragen habe über die Nacht der Barbarei und die Dummheit. Ihr antwortet die Poesie und klagt noch bittres Leid. Zweierlei erfüllt sie mit Unmut und Verdruss. Einmal die sklavische Nachahmungssucht jener dichterischen Thoren, die durch ihre leeren und fehlerhaften Kopieen den Schöpfungen grosser Geister so empfindlichen Schaden zufügen. Andererseits — und das empfindet sie als weit grössere Kränkung — die nüchterne Unempfänglichkeit des grossen Publikums für die neue Richtung, wenigstens soweit es von dem blinden Leipziger Aristarchen noch beherrscht werde, der selbst das heilige Lied eines Klopstock zu schmähen und zu verspotten die Stirn habe.

Germania tröstet die Bekümmerte, indem sie nicht nur dem Ruhmespreis des göttlichen ‚Messias‘ ein ver-

nichtendes Urteil über Schönaichs ‚Hermann‘ entgegengesetzt, sondern auch die Freunde und die Feinde des guten Geschmacks und der wahren Dichtkunst mit Namensnennung einander gegenübergestellt, wobei das plumpe Pöbelvolk der Gottschedianer eine schonungslose Abfertigung erfährt. Die stolze Schar ihrer wahren Söhne lässt die Poesie ihren Gram vergessen und leuchtenden Auges in die Zukunft schauen.

War schon in dem Gedichte selbst dem Patriarchen der Prosa übel genug mitgespielt worden, so behielt sich Zachariä den Haupttrumpf diesmal für die Anmerkung am Schlusse vor (S. 19), indem er ihn als deutschen Lauder brandmarkte, der noch verachtenswerter sei als der englische. Dieser erneute Angriff auf Gottscheds Charakter traf einen wunden Punkt. Denn bei der Publikation der angeblichen Enthüllungen Wilhelm Lauders in seinem ‚Neuesten‘ 1752, 261 ff. hatte er durchaus nicht als ehrlicher und vorurteilsfreier Mann gehandelt, da Lauder seinen Betrug bereits Ende Dezember 1750 eingestanden hatte, als ihn der Geistliche Douglas durch seine Schrift ‚Milton vindicated from the charge of plagiarism‘ als gewissenlosen Fälscher entlarvt hatte. Alle Versuche, die Friedrich Nicolai und manche andere unternommen hatten, auch Gottsched zu einem Widerruf seiner triumphierenden Referate zu zwingen, waren fehlgeschlagen, so dass man die Erbitterung versteht, mit der seine Feinde solche hartnäckige Bosheit an den Pranger stellen. Wenn aber die dreiste „Unverschämtheit“ dieses Erzwidersachers Miltons in der 1755 zu Berlin erschienenen Satire ‚Edward Grandisons Geschichte in Görlitz‘ noch mit beissender Ironie gegeisselt worden war (4. Brief. S. 61 ff.), so schlug Wieland in seiner ‚Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen‘: Frankf. u. Leipzig, 1755, S. 48 ff. geradezu mit Knütteln auf den „unflätigen Charakter“ los. War doch selbst Gottscheds getreuer Vorkämpfer Schönaich nach der Lektüre von

Nicolais ‚Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buches.' . . Frankfurt und Leipzig, 1753 so erschrocken, dass er an Gottsched dringend um Aufklärung schrieb: „Ich bin also in meinem Glauben ganz irr, u. beschwöre E. H. mir dieses Räthsel zu eröffnen; ja dagegen aller möglichen Verschwiegenheit von mir gewärtigt zu seyn" (30. März 1755=Br. XX, 171/2.).

Gottsched besass nicht den Mut, die Wahrheit zu gestehen. Dagegen sandte er umgehend das neue Pasquill Zachariäs an Reichel, der daraufhin das noch ungedruckte Manuskript seiner Verteidigung Gottscheds von Breitkopf zurückforderte und entsprechend umarbeitete, wobei ihm Gottsched wiederum mit „anvertrauten Nachrichten" zur Hand ging. Als Reichel, von ihm gedrängt, zu Anfang 1756 die Schrift endgültig in Druck gab, hatte er darin nicht nur nach Kräften alle Spitzen gegen Hagedorn getilgt oder gemildert, sondern zugleich eine Antwort auf Zachariäs Berliner Gedicht, auf die ‚Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen' und auf die erneuten Ausfälle Zachariäs in einem zum Herbst 1755 erschienenen Gedichte eingeflochten, das den Titel führte ‚Die Tageszeiten. Ein Gedicht in vier Büchern. Von Friedrich Wilhelm Zachariä'. Rostock und Leipzig, 1756.

Es handelt sich dabei um die Verhöhnung der kriechenden Dunse, „die ihre Prosa voll hinkender Reime zur Göttinn erheben," gegen welche aber vielleicht schon ein glücklicher Schüler Popes im geheimen Dunciaden bereite, um die „stolzen Zwerge" zu verewigen (S. 63).

Reichels Streitschrift erschien unter dem Titel ‚Freymüthige Anzeige einiger Irrthümer, welche Herr Friedr. Wilh. Zachariä in seinem Gedichte, welches er dem Gedächtnisse des

Herrn von Hagedorn gewidmet, wider seinen Willen begangen hat‘, 1756. Sie hat nicht mehr viel Staub aufgewirbelt und ist jetzt so gut wie verschollen. Auf ein paar persönliche Punkte kam Gottlieb Fuchs nochmals zurück in einer vom 14. Juni 1756 datierten Zuschrift an den Hamburger Korrespondenten, die in No. 110 (10. Juli 1756) abgedruckt wurde, worin er Reichels neuerliche Behauptung vor allem, dass Hagedorn an die Gewährung seiner Unterstützung die Bedingung geknüpft habe, hinfort den Professor Gottsched zu meiden, als Unwahrheit bezeichnete, zumal Hagedorn jederzeit Gottsched Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Da sich der Diakonus aber in der Adresse versehen hatte, insofern er sich an den Zwickauer Gottschedianer Joh. Nathanael Reichel wandte, liess der wahre Verfasser nochmals eine diesbezügliche Entgegnung in das ‚Neueste‘ 1756, 622 ff. einrücken.

Zachariä hat auf diese letzte Flugschrift der Gottschedianer keine Erwiderung gegeben. Der Erfolg des Berliner Gedichts mochte ihm genügen. Denn nicht nur Lessing zeigte am 12. Aug. 1755 dieses „vortreffliche Gedicht“ unter Mitteilung charakteristischer Proben beifällig in der Berlinischen priv. Zeitung an (Lachm.-Muncker VII, 44 ff.), sondern auch die Gött. gel. Anzeigen (1755, 141. Stck.) und die Züricher freym. Nachrichten brachten zustimmende Besprechungen. Die letzteren rühmten ihm ausdrücklich nach, dass er „ein mutiges und lebhaftes Bekenntnis seiner poetischen Gesinnungen“ darin abgelegt habe (1755, 413 ff.). Er erschien ihnen noch viel zu glimpflich sogar mit den Gegnern verfahren zu haben.

In brieflichen Ergüssen an Gleim machte allerdings Zachariä seinem Ärger über Reichels „Freymüthige Anzeige“ reichlich Luft und scheint auch zunächst an eine Abfertigung gedacht zu haben (Jahrb. f. Phil. u. Pädag. II. Abt. 22. Jahrg. 1876, 55 ff.). Aber schon am 25. Nov. 1756 schrieb er an Michaelis: „Ich glaube,

Ew. Wohlgeb. werden die freymüthige Anzeige gesehen haben, die Herr Gottsched wider mich veranstaltet. Ich werde von verschiedenen Seiten geplagt, sie zu beantworten, und doch halte ich eine solche Streitigkeit für einen solchen Zeitverderb, und eine so unnütze Sache, dass ich mich itzo noch nicht dazu entschliessen können.“ (Siehe Hans Zimmer, Zachariä u. sein Renommist. Leipzig, 1892. S. 34). Und so unterblieb es denn auch.

Gottsched jedoch beruhigte sich noch nicht. Er war erfreut, einen neuen Bundesgenossen in dem Kasseler Gustav Casparson gefunden zu haben, der sich ebenfalls durch Zachariäs Berliner Gedicht bitter beleidigt fühlte und auf Vergeltung sann. Er sollte zugleich Gottscheds Verteidigung gegen die zornsprühende ‚Ankündigung einer Dunciade‘ übernehmen, als deren Verfasser man im Kreise Gottscheds ebenfalls Zachariä vermutete. Casparson ging auch, von Gottsched ausgiebig durch Anweisungen und schriftliche Mitteilungen gefördert, rüstig an die Ausarbeitung einer „gantzen vernünftigen Gegenschrift“, die er Aniade oder Eseliade betiteln wollte, und hoffte, dass dadurch „den Sadducaeern das Maul auf einmal gestopft würde“ (22. Jan. 1756=Br. XXI, 69/70). Die Niederschrift war auch schon ziemlich weit gediehen, als die Angelegenheit infolge der Übersiedelung Casparsons nach Göttingen ins Stocken geriet und schliesslich liegen blieb. Allerdings beschäftigte er sich auch daselbst zunächst noch mit seiner Antidunciade. In einem Briefe vom 10. Aug. 1756 (Br. XXI, 434) wenigstens berichtet er: „Was die Antidunciade betrifft, so bin ich fertig bis zur Beantwortung der Hauptfragen. Der Anfang besteht in einer ziemlich ausführlichen Vergleichung der Verdienste und besonders der Schicksale Eurer Magnificenz und Popens. Ich werde übrigens immer eifriger, in meinem einmal gethanen Glaubens-Bekenntnis, je mehr ich auch hier in Göttingen die üblen Folgen des in

dem Reiche des guten Geschmacks herrschenden Unwesens bemerke."

Dass man überdies in Göttingen auch in weiteren Kreisen über Zachariäs ‚Poesie und Germanien' und die ihm irrig schuld gegebene ‚Ankündigung einer Dunciade' empört war, zeigt recht bezeichnend eine Äusserung des dortigen Magisters Köler beim Martinsschmaus, welche eilfertig am 12. Nov. 1756 von Wedekind an Gottsched übermittelt wurde: „Zachariä verdient zum allerwenigsten die Landesverweisung. H. Gottsched müsste nicht antworten, sondern den Knaben in Braunschweig verklagen. Er würde gewiss landesverwiesen" (Br. XXI, 596). Gottsched hatte aber wohlweislich übel Lust, dieser gutgemeinten Mahnung, die für ihn eine eigene Ironie barg, zu folgen und sich zum zweitenmale eine Blösse zu geben.

Die Lehre freilich, die er aus der erbitterten Fehde mit Zachariä ziehen musste, war schmerzlich genug. Er erkannte, dass die ehemalige Schülergruppe der Bremer Beiträger endgültig für ihn verloren war, ja dass er durch seinen übereilten Angriff einen der rührigsten Vertreter aus der bisher beobachteten Reserve herausgedrängt und zum offenen Übergang ins feindliche Lager genötigt hatte. Denn während Zachariä noch in den Schlussworten seiner Elegie in dem Anruf an den grossen Toten vermittelnd gesungen hatte:

Sey du der Genius von deinem Vaterlande.
Entflamme jeden Geist, dass er nicht dir zur Schande
Die Reime ganz verschmäht, noch ohne Reim nichts schreibt;
Da der, der glücklich denkt, in beyden Dichter bleibt.

so machte er bereits in seinem zweiten polemischen Gedichte, wo er zum begeisterten Anwalt Klopstocks wurde, durchaus gemeinsame Sache mit den Schweizern.

Leipzig, den 1. März 1903.

Otto Ladendorf.

Inhalt.

Gedicht

dem Gedächtnisse

des

Herrn von Hagedorn

gewidmet.

[Vignette: A. A. Beck sc. Brunsv.]

Braunschweig
bey seel. Ludolph Schröders Erben.

[Vignette.]

[3] Als Hagedorn sein Haupt hin in die Nacht geneiget,
Und in Germanien, durch seinen Tod gebeuget,
Des Mitleids Thräne floß, die Thräne, die uns ehrt,
Wenn sie die Asche netzt, der sie mit Recht gehört;
Kam die Melancholey auf schwarzen Rabenschwingen,
Und gab mir den Befehl, des Dichters Tod zu singen.
[4] Ich nahm die Leyer hin; die feyerliche Nacht,
Die schweigend um mich hieng; hob mich mit stiller Macht.
Doch plötzlich lispelte die Mus' in meine Lieder:
Verwegner! lege nur die schwache Leyer nieder;
Ein Lob auf Hagedorn? — Dies Lob ist dir zu schwer;
Wer ihn besingen will, sey erst so groß, wie Er.

Die Leyer sang nicht mehr. Allein mit starkem Flügel
Trug mich die Phantasie zum frischen Todtenhügel,
Den über seiner Gruft die Freundschaft aufgehäuft.
Ein Schauder, wie er uns in Grotten oft ergreift,
Wo stolze Könige, die Furcht und Lust der Erden,
Gleich uns im Staube ruhn, gleich uns vergessen werden;
Ein Schauder faßte mich. Voll Ehrfurcht, starr und bleich,
[5] Sah ich auf seine Gruft; dem stummen Marmor gleich,
Der auf ein werthes Grab voll Schmerz herunter siehet,
Doch auch als Stein uns rührt, und Mitleid auf sich ziehet.
Mein Geist empfand indeß, daß eine fremde Kraft
Mein Aug erheiterte; mit höhrer Eigenschaft
Sah mein erstaunter Blick, daß göttliche Gestalten,
Mit stillem schwarzen Pomp, zu seinem Grabe wallten.
Ein stilles Rauschen gieng durch den Cypressenbaum,

An den ich mich gelehnt; ich sah mehr, als im Traum;
Die Muse merkte sich die bangen Klagelieder,
Und sagt sie nicht so schön, allein getreulich wieder.

Ein göttliches Gesicht, voll Anmuth und voll Pracht,
Mit Lorbeern um das Haupt, nahm ich zuerst in Acht.
[6] Die deutsche Dichtkunst wars. Der Augen holdes Feuer
Losch eine Thrän' itzt aus; ihr Haupt sank auf die Leyer
In tiefe Schwermuth hin; zerrissen flog ihr Kleid,
Und ihr Gefolge war in gleicher Traurigkeit.
Ich sah Hammonien bestürzt zu ihren Füssen;
Ich sah der Freundschaft Aug' in heissen Thränen fliessen;
Die Fabel, die Moral, die Ode stand betrübt;
Sie sahn auf dessen Grab, der sie zugleich geliebt.
Die Dichtkunst brach also das feyerliche Schweigen:
„Hier ruht mein Hagedorn! Nichts konnte mehr mich beugen,
Als eines Dichters Tod, den nur der Nachruhm trieb;
Der stets gedankenvoll, stets rein und gleich sich blieb.
Wie lange hat voll Stolz mir Deutschland widerstanden!
Wenn Rechtsgelehrsamkeit und Weisheit Geister fanden,
[7] Von deren hohen Ruhm die spätste Nachwelt spricht:
So lag mein Reich zerstört; so schallte kein Gedicht,
Von Gratien beseelt, in Deutschlands Grenzen wieder.
Zu meinem Schimpf hört ich des Meistersängers Lieder.
Und seit mein Boberfeld[1]) die gothsche Dunkelheit
Gleich einer Nachtigall mit seinem Lied erfreut;
Seit dem ein Flemming, Dach, und Tscherning mir gesungen,
Seit dem ward ich aufs neu vom schwachen Thron verdrungen.
Germanien vergaß, daß einst ein Opitz sang,
In edler Einfalt groß, und richtig, ohne Zwang.

[1]) Martin Opitz von Boberfeld.

Die Dichtkunst ward ein Spiel von Namen und von Lettern.
Ein schwülstiger Lohenstein verlohr sich in den Wettern,
Von Bombast aufgethürmt, und blitzte leeren Schein;
[8] Armin ward ein Pedant, und sprach wie Lohenstein.
Er machte den Cothurn zur lächerlichsten Stelze;
Verzierte, was er sprach, mit Demant, Gold und Schmelze;
Da Hofmannswaldaus Held, zur Unzeit fein und spitz,
Von Wortspiel überfloß, und taumelte vor Witz;
Das Herz geruhig ließ, und zu gefallen dachte,
Wenn sein gemeiner Held Zweydeutigkeiten machte.
Ein schlimmres Alter kam mit einem stillern Lauf.
Die matte Prosa warf an meiner Statt sich auf;
Der platte Neukirch blieb im niedern Staube kleben,
Und Besser wagte nie sich edel zu erheben.
Wie manchen guten Kopf nahm diese Krankheit ein!
Geist und Gedankenleer, hieß rein und fliessend seyn.
Umsonst schwang Canitz sich von diesem Dichterpöbel;
[9] Umsonst brach Günthers Stral der Dummheit dicken Nebel;
Sein kühner Lied verderbt der Sitten Niedrigkeit;
Und Deutschland ward aufs neu der Dummheit eingeweiht.
Ihr Tempel wimmelte von kriechenden Talandern,
Von Hunolds und Corvins, von spasenden Pikandern.
Bey Wieg', und Sarge war der Deutschen Phöbusgeld,
Der Reimer stand bereit für Handwerksmann und Held.
In dieser Barbarey, fast finsterer und schlimmer,
Als jene gothische, brach, wie des Morgens Schimmer,
Ein besserer Geschmack durch jene lange Nacht,
Die zu der Nachbarn Spott den deutschen Witz gemacht.
Der Musen mächtger Reiz erwarb aufs neu sich Freunde.
Uns unterrichteten Franzosen, unsre Feinde.
Ein schöpferischer Geist flog kühnen Britten nach,
[10] Mein Haller ging die Bahn, die niemand vor ihm brach:
Der Reim vermochte nicht den Dichter einzuschränken,
Sein volles Lied bewies, der Deutsche könne denken.

Mit gleichem eignen Schwung stieg Hagedorn empor.
Sein Reim, voll Harmonie, entzückte Deutschlands Ohr:
Horaz gab ihm den Ton zu seiner neuen Leyer;
Und Pope blies in ihn ein edelmüthges Feuer.
Sein starkes Lied verrieth des Dichtergottes Stral;
Er ahmte glücklich nach, und ward Original.
O welches wahre Lob ist ihm der Kenner schuldig!
Er dachte kühn und wahr, und besserte geduldig,
Und feilte seine Schrift durch manches Probejahr
So lange, bis der Reim auch ein Gedanke war.
Sey stolz, o Gallien, auf La Fontainens Lieder.
[11] Uns sang sie Hagedorn nicht minder reizend wieder.
Und welchen Schwung gab er der deutschen Ode nicht!
Bald sprach sie, wie im Zorn der laute Donner spricht;[1]
Sang bald der Alster Reiz; des Liebesgottes Kriege:
Und bald ein braunes Haar, und blauer Augen Siege.
Der freye Rundgesang, und selbst das Vaudevil
War voll Natur, kroch nie, war edel, und gefiel.
Doch komm, und nahe dich, du schönste seiner Musen,
Moralische Sängerinn, und nimm an meinem Busen
Kuß und Umarmung an. Durch dich müst' er allein
Der spätsten Nachwelt noch als Dichter schätzbar seyn.
Wie lehrt sein Weiser nicht ein falsches Gut verachten!
[12] Wie lehrt die Freundschaft uns nach einem Herzen trachten,
Das treu, wie Pylades, stark, wie sein Bruder liebt,
Und so ein Lob verdient, wie Hagedorn ihm giebt.

Dies war der edle Geist, den unsre Thräne klaget!
Dem nie Germanien sein ganzes Lob versaget,
Der bey dem größten Lob doch stets bescheiden blieb:
Der glühte, wenn er las, und bebte, wenn er schrieb.[2]
Die Zähren über ihn sind unerkaufte Zähren.

---

[1]) Siehe in seinen Moralischen Gedichten die Schriftmäßigen Betrachtungen.

[2]) S. Popens Essay on Criticism. V. 197.
Glows while he reads, but trembles as he writes.

Allein wie wenig kann ihn Deutschland noch entbehren!
Der wankende Geschmack verlieret ihn zu früh,
Da oft die Prosa noch, trotz aller unsrer Müh,
[13] Den matten Vers beherrscht; da noch viel Neukirchs leben,
Und hundert Schüler noch den grossen Duns erheben.
Wofern dein grosser Geist noch auf die Erde sieht,
So sieh voll Mitleid an, wie wild die Dummheit glüht,
Sobald ein Dichter spricht, wie andre Völker sprachen,
Die mit Freymüthigkeit des Reimes Fessel brachen.
Indessen herrschet Duns, als ihr getreuer Sohn.
Was nur Metapher heißt, und andre Völker schon
Zur Prosa sich gemacht, das ist ihm übertrieben,
Und wer nicht schreibt wie er, hat Schwärmern gleich geschrieben.
Allein sein Lob ist Schimpf, sein Tadel nur ist Lob.
Der war des Lorbeers werth, den Hagedorn erhob.
Ein scharfer Kritikus war er bey seinen Fehlern,
[14] Doch nie trieb ihn ein Neid der andern Ruhm zu schmälern;
Zu früh stirbt er für mich, und für sein Vaterland,
Das ihm die Lorbeern schon zu künftgen Preisen band.

Du weinst, Hammonia? Du hast auch Recht zu weinen!
Die Freundschaft wird mit dir ihr Klagelied vereinen;
Er war dein Schmuck, ihr Ruhm. Ehrwürdger Zimmermann,
Und Carpser und von Bar, ihr saht in ihm den Mann
Von wahrer deutscher Treu: Du, Müller, wirst es sagen,
Und Wilkens, daß wir noch mehr als den Dichter klagen.
Zum letztenmal sahst du, o Ebert, deinen Freund.
Und du, o Gieseke. Die ihr sein Herz beweint,
Ihr edlen Wenigen, sagt, (denn wer kannt ihn besser?)
[15] So groß der Dichter war, war nicht der Mensch noch grösser?
Und war sein Umgang selbst nicht seinem Liede gleich,
Groß, edel, sanft und hold, an tausend Anmuth reich?

Voll von Gelehrsamkeit, voll wahrer Wissenschaften,
Sah auch der Hofmann nichts von Schulstolz an ihm haften.
Sein Umgang war dennoch ein steter Unterricht,
Und was er lachend sprach, war oft ein Sinngedicht.
Ihr sahet ihn so oft in dem geheimern Leben,
Verdiensten ihren Rang, sein Lob der Tugend geben;
Ihr saht ihn immer groß, und freundschaftlich, und frey:
Der wahren Weisheit Freund, und Feind der Heucheley.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menschenliebe,
Die sanft, voll Wohlthun spricht; die jeder Großmuth Triebe
[16] Für dich, o Fuchs,[1]) erregt; und aus der Dürftigkeit
Mit brittschem Edelmuth verkannten Witz befreyt.

---

[1]) Herr Gottlieb Fuchs, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen ist, und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedne glückliche Gedichte bekannt gemacht hat; kam ohne Geld und Gönner nach Leipzig, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er fiel allda einem unsrer grösten Dunse in die Hände, der durch seine marktschreyerische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und durch die kleinen niedrigen Mittel jemanden zu seiner Parthey zu ziehen, genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wol eher versucht hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben, dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monathlich eine solche Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die er kaum dem gemeinsten Bettler hätte geben können. So bald er indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen andern rechtschaffnen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner Parthey zehlen konnte, so war er noch niederträchtiger und nahm Herr Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde sogleich von denenjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um dieses erniedrigende Almosen gekommen war. Der seel. Herr von Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine edelmüthige Vorsprache, bei vielen Standespersonen, Hamburgern, einigen Engelländern, und besonders bei dem Collegio Carolino zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr Fuchs künftig vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine anständige Art obliegen konnte. Siehe H. von Hagedorns Moralische Gedichte S. 67 am Ende.

Auch hierinn Popen gleich, Talente zu erheben,
Und stets zuerst sein Lob dem Würdigen zu geben.
[17] O du, die Zierde nicht von Hamburg nur allein,
Du Stolz Germaniens, laß dir die Krone weihn,
Die dir zuerst gehört, und sieh auf deine Brüder,
Ein irrend schwaches Volk mit hohem Mitleid nieder!
[18] Wie ängstlich fürchten sie, zu stark, zu kühn zu seyn,
Und ziehn beym kleinsten Wind die Segel wieder ein.
Da andre sich zu früh mit Miltons Kräften messen,
Zu viel bey Engeln sind, und Menschen drum vergessen;
Auf lauter Donner, Sturm, und Wirbelwinden gehn,
Und lauter Scenen nur aus andern Welten sehn.
Sey du der Genius von deinem Vaterlande.
Entflamme jeden Geist, daß er nicht dir zur Schande
Die Reime ganz verschmäht, noch ohne Reim nichts schreibt;
Da der, der glücklich denkt, in beyden Dichter bleibt.
Begeistre den Gesang der dichterischen Jugend;
Ihr Lied sey voll Verstand, doch reicher noch an Tugend.
Unedler Reime Lob verfliegt, wie es entsteht,
Kein Niederträchtiger, kein Dummkopf heißt Poet.
[19] Ein kühner Adlersflug bringt uns nur zu den Sternen.
Laß sie vom Gallier und von den Britten lernen,
Die Göttersprache sey des Pöbels Sprache nie,
Und nie sey Kühnheit Schwulst, noch Prosa Poesie.
Dein Beyspiel bessere, was Neukirchs Schaar verdorben;
So sind wir deiner werth; so bist du nicht gestorben,
Und lebst im Dichter noch, der durch dich edler brennt,
Nicht Hallers Muse schmäht, noch Dichten schwärmen nennt."

So sprach die Poesie; und das, was sie gesprochen,
Ward oftermals von ihr mit Seufzern unterbrochen.
Sie schwieg, und sie verschwand, wie des Gefolges Pracht,
Den leichten Schatten gleich, unmerklich in die Nacht.

[Kupfertitel]

Die

Poesie,

und

Germanien.

Ein Gedicht.

[Vignette: v. B. del.]

Berlin,
1755.

[Vignette.]

[3] Jüngst saß G e r m a n i e n am hohen Donaustrand'
In königlichem Pomp'; ein purpurnes Gewand,
Nicht mehr, wie sonst, das Kleid von wilder Thiere Fellen,
Floß an dem Ufer hin, und röthete die Wellen.
Um ihre Stirn bog sich ein frischer Lorbeerkranz;
Die Wange glühte sanft, und ihrer Augen Glanz
[4] Schien ungewohnt belebt; aus allen ihren Zügen
Brach ein glückseelger Tag vom reinesten Vergnügen.
Der Musen holdes Chor, mit jedem Reitz geziert,
Drang sich um sie herum, von Gratien geführt;
Indem um sie schon her die Wissenschaften standen,
Die mit den Musen nun freundschaftlich sich verbanden.
G e r m a n i e n sah sie, und nahm die Götterschaar
Um ihren Thron herum nicht ohn' Entzücken wahr;
Und voll von einem Glück, das ihr bisher gefehlet,
Sprach sie, so wie vertraut die Muse mir erzehlet:
„Freundinnen, wie entzückt mich meines Reiches Flor!
Gerächt für so viel Schmach, heb' ich mein Haupt empor,
Das eure Lorbeern trägt, mir größre Siegeszeichen,
Als die im Schlachtfeld mir die Kriegesgötter reichen.
[5] Kein Sieg hat so viel Glück auf dieses Reich gebracht,
Als dieser stille Sieg von eurer süssen Macht,
Durch den die Barbarey aus dem ihr eignen Norden
Zwar langsam, doch nunmehr auch ganz verjaget worden.
Mein Adler donnert noch mit ungeschwächter Kraft;
Schon lange dringt der Ruf von tiefer Wissenschaft,
Und von Gelehrsamkeit, so sehr den Deutschen eigen,
In jedes ferne Land. Laßt die Trompete schweigen,

Die oft bey kleinerm Ruhm partheyisch Fama bläßt;
Die Wahrheit rühmet uns; der Ruhm, den man uns läßt,
Ist nicht verachtenswerth; kein Volk hat mehr erfunden,
Mehr Weise dargestellt, mehr Hindrung überwunden.
Allein obgleich mein Volk so manche Kunst erdacht,
Obgleich es Leibnitze und Wolfe groß gemacht;
[6] So mußt' es doch den Spott der stolzen Nachbarn tragen,
Da noch Witz und Geschmack in schweren Fesseln lagen.
Besonders traurtest du, entehrte Poesie!
Die Nacht der Barbarey begrub manch groß Genie;
Die Dummheit herrschte stolz, sann nur auf Nebendinge,
War groß in Unvernunft, in Reim- und Wortgeklinge.
Doch endlich kömmt die Zeit, da auch der Deutsche zeigt,
Der Himmel, den er trinkt, das Land, das ihn gezeugt,
Sey eben so geschickt, mit mächtgen Influenzen
Den Dichter zu erhöhn, als unsrer Nachbarn Grenzen.
So mancher grosse Geist hebt feurig sich empor;
Von allen Seiten dringt der Glückwunsch in mein Ohr;
Der Patriot schaut auf, und sieht auf Adlersschwingen
Der deutschen Dichter Ruhm bis an die Sterne dringen."

[7] So sprach Germanien. Ein stiller Beifall floß
Aus jedem Aug' ihr zu, da sie die Lippen schloß.
Itzt aber drang betrübt bis zu der Göttin Füssen
Die deutsche Poesie. Ihr Herz von Gram zerrissen,
Hob ungestüm die Brust; tief in dem Auge saß
Melancholey und Harm und Unmuth — — Sie vergaß,
Wie sehr das freudge Lob Germaniens sie ehrte,
Und ließ dem Schmerz den Lauf, den sie im Busen nährte.
„O Göttinn, (fieng sie an) verzeih, wenn mich das Lob,
Das zu partheyisch nur, und zu früh mich erhob,
Wenn mich dies Lob nicht rührt, und statt dir Dank zu sagen,
Nur Unmuth und Verdruß vor deinem Throne klagen.
Zwar ist die alte Nacht der Barbarey entflohn;
Mein ewger Lorbeer grünt um manchen würdgen Sohn,

[8] Der ohne Fürstengunst, und Reichthum, und Mäcene,
Sich zu den Sternen hebt; in seine hohen Töne
Das Lob der Gottheit mischt; die Menschen Großmuth lehrt,
Die Tugend prediget, und durch sein Leben ehrt:
Zwar glüht noch manche Brust vom wahren Dichterfeuer;
Noch schallt Begeisterung aus mancher kühnen Leyer,
Und stellt der Nachwelt einst ein grosses Zeugnis dar,
Daß nicht dein ganzes Volk der Dummheit Sklave war:
Doch, Göttin, welch ein Schwarm von dichterischen Thoren,
Im leeren Bathos stark, im Unsinn ganz verlohren,
Copien, nur dem Bild in seinen Fehlern gleich,
Schreyn ihr prosaisch Lied frech durch dein ganzes Reich.
Kaum fängt ein Haller an, groß, stark, und schwer zu dichten,
So eilt der Thor sein Lied nach seinem Schwung zu richten;
[9] Ahmt nur die Fehler nach; ist niedrig, dunkel, schwer,
Von harten Worten voll, und von Gedanken leer.
Läßt uns ein muntrer Geist des Tejers Laut' erklingen,
So fängt halb Deutschland an Geschwätz und Tand zu singen;
Jedwede Presse schwitzt von zu viel Lieb und Wein,
Und für des Heiden Ruhm vergißt man Christ zu seyn.
Erzehlt ein Gellert uns, und sehn wir mit Vergnügen
Den ihm nur eignen Scherz um seine Leyer fliegen:
So tändelt jeder Thor, kein Brief und kein Gedicht
Erscheint, daß nicht darinn ein falscher Gellert spricht.
Und alles schallt dies Volk gleich einem Echo wieder.
Ein Klopstock singet kaum das würdigste der Lieder;
Kaum folgt ihm Bodmer nach, und denkt mit Miltons Sinn;
So stellt sich neben sie der Sänger Nimrods hin.
[10] Zwar gern wollt ich die Wuth der Nachahmung vergeben,
Denn sie wird immer noch des Urbilds Glanz erheben,
So sehr sie es verfehlt. Der schlechteste Copist
Mußt' erst Bewundrer seyn, und zeigt auch, daß ers ist:
Doch, Göttinn, daß man itzt noch mehr als fühlloß bleibet,

Wenn Klopstock göttlich singt, Satiren auf ihn schreibet,
Und Bodmers Muse höhnt, und Wielands Lied verschmäht;
Dies ist Germanien, was mir zu Herzen geht.
In Leipzig, wo vor dem der Schlegel Lied gesungen;
Wo noch ein Gellert singt, und Cramers Harf' erklungen,
In Leipzig thront und herrscht ein blinder Aristarch,
Der Reime Patriot, der Prosa Patriarch.
Vergebens zeichnen ihn des strengen Satyrs Schläge,
Er achtet Striemen nicht, und bleibt auf seinem Wege;
[11] Und tadelt allezeit, sobald ein grosses Lied
Nicht an dem Boden kriecht, und seiner Zucht entflieht.
Sey Richter zwischen mir, und diesem stolzen Manne,
Den ich mit ewgem Haß aus meinem Reich verbanne!
Sey Richter zwischen mir, und seiner feilen Zunft,
Und räche dich und mich, und Tugend und Vernunft.
Ists möglich, daß ihn noch der Deutsche lästern hören
Und ihm vergeben kann, wenn von Seraphschen Chören
Das größte Lied ihm tönt, der göttlichste Gesang,
Der nie so groß, so rein im Alterthum erklang?
Wie konnt' er? Heidnisch schön sang nur der fromme Heide,
Und göttlich singt der Christ. Ein Geist beseelte beyde,
Allein Urania erhebt mit stärkrer Kraft,
Als wenn Calliope nur leere Fabeln schafft.
[12] Welch' eine Hoheit herrscht in diesen Epopäen!
Die Thräne folget bald, wenn wir die Leiden sehen,
Die unser Heil erkauft. Wir fühlen unsern Werth,
Indem wir sehn, wie treu der Engel Schutz uns ehrt.
Dann hebt das heilge Lied, voll von der reinsten Tugend,
Des Alters frohe Brust, und feurt das Herz der Jugend.
In ewgem Glanze stralt die fromme Poesie,
Und die Religion bekehret auch durch sie.
Dies alles fühlt der nicht, der niemals sich erhoben
Aus Tiefen, wo er kriecht; der nie was anders loben,
Was anders fühlen kann, als seiner Schüler Lied,
Das, seinen Reimen gleich, dem Staube nie entflieht.

Und nicht die Dummheit nur der Reimer lehrt er schmähen;
Die fromme Dummheit auch sucht er zu hintergehen;
[13] Mischt die Religion in seinen Dichterkrieg,
Und giebt den Hudemanns lautjauchzend Kranz und Sieg.
O Göttinn ist denn dies der Lohn der größten Gaben,
Die viel Jahrhunderte uns vorenthalten haben;
Füllt darum Klopstocks Lied mit Himmel unsre Brust,
Und schützt es darum nur ein Nordischer August,
Daß es ein Gottsched schmäh? Darf noch in diesen Tagen
Er, und der Dunse Schaar, solch' einen Angriff wagen?
Und ist kein Patriot, der itzt das Schweigen bricht,
Und meine Rechte schützt, und für die Tugend spricht?"

Hier schwieg die Poesie. Und tiefer Kummer hüllte
In Wolken ihre Stirn. Der Gram, der sie erfüllte,
Durchdrang Germanien; ihr patriotsches Blut
Stieg auf den Wangen auf, und bald sprach sie voll Muth:
[14] „Die Klagen sind gerecht, o Freundinn, die ich höre.
Doch, Göttinn, glaub' auch noch zu meines Volkes Ehre,
Daß nicht in kleiner Zahl noch Kenner übrig sind,
Die nie ein Schönaich reizt, ein Gottsched nie gewinnt.
Ihr Zorn verachtet längst den Schüler und den Meister,
Und die gesamte Schaar der niedern kleinen Geister,
Die einen Herrmann lobt, der von der Römer Macht
Mich zu befreyen sucht; mich aber in der Nacht
Und Dummheit Fessel schlägt, und deinen Zorn verdienet,
Daß um sein leeres Haupt entweihter Lorbeer grünet.
Doch, Göttinn, wen rührt noch der schaale deutsche Held,
Und seine plumpe Magd im blutgen Siegesfeld?
Laß noch zehn Aronets[1]) das, was sie nicht verstehen,
Und noch zehn Gottscheds mehr ihr Meisterstück erhöhen;
[15] Der kluge Deutsche lacht und sieht mit bitterm Hohn
Auf Gottscheds Pralerey, und seinen würdgen Sohn;
Sieht, wie voll Wörtertand, sich zwölf Gesänge dehnen,
Und die Bewunderer des Herrmanns alle gähnen — —

[1]) Siehe die Briefe des Voltaire vor dem Herrmann.

Blick auf, und tröste dich! Der Schmuck der Nation,
Und alle, welche längst dem deutschen Helikon
Zur wahren Zierde stehn, sie alle Tugendfreunde,
Sind Gottscheds Gegentheil und alle Herrmanns Feinde.
Entzückungsvoll nenn' ich die werthen Namen her:
Ein Haller, und mit ihm der, so den Praler schwer,
Und oft gezüchtigt hat, ein Bodmer, dessen Leyer
Jedwedes Hertz entflammt, in dem vom Tugendfeuer
Nur noch ein Funke glüht; und jener grosse Geist,
Der uns mit sich hinauf zu dem Olympus reißt,
[16] Mein Klopstock; und mit ihm der, so mit Engelszungen
Die Prüfung Abrahams an Bodmers Brust gesungen.
Mein Cramer, welcher itzt die heilge Laute nimmt,
Und sie, vom Geiste voll, nach Davids Harfe stimmt;
Den fernen Nord entzückt, und mit den neuen Saiten
Die Tempel staunend macht von Gottes Herrlichkeiten;
Ein Gärtner, Rabener, ein Schlegel und ein Utz,
Kleist, Sulzer, Giseke, Gleim, Meyer, stehn zum Schutz
Der guten Sache da; stolz, Gellert, dich zu nennen,
Seh ich dich, Eberten, und Leßingen entbrennen,
Mit Rammlern, Gemmingen, und Huberten; ihr Lied
Hat Gottsched nie gerühmt; doch jeder Deutsche glüht
Von reger Dankbarkeit, und fühlt, und preißt die Schriften,
Die bey der Nachwelt uns ein ewges Denkmal stiften.
[17] Und was am meisten dich durch sie vertheidgen kann,
Ist nicht der witzge Kopf, — — ist der rechtschaffne Mann.
Sieh nun die andern auch, die Gottscheds Waffen tragen.
Die Namen werden schon unwidersprechlich sagen,
Daß sie verachtenswerth, doch gar nicht furchtbar sind,
Und daß, wenn sie dich schmähn, dein Ruhm mehr Glanz gewinnt.
Ein Schwabe führet sie, der Stolz von ihrem Heere,
Der junge Schönaich spricht mit seinem Ritterspeere
Vernunft und Tugend Hohn. Ihm folgt die ganze Schaar,
Die Unsinn je geträumt, und Reime je gebahr,

Grammatikalisch recht, rein, fliessend, unvernünftig;
Und Gottsched preiset sie; und alle sehn sich künftig
Als Deutschlands Lehrer an, sobald als nur ein Blat
In seinem Neuesten ihr Wust beflecket hat.
[18] Ein plumpes Pöbelvolk. Sie ziehn dahin beladen
Mit manchem Wörterbuch, und mit Bodmeriaden.
Ihr unverschämter Spaß macht Sänftenträger roth;
Ihr Tadel ist Pasqvil, ihr Sinngedicht ist Koth.[1])
Die Trillers folgen nach; und Pantke hinkt mit Hanken;
Die Krügers und die Grimms; die Feinde der Gedanken,
Die leeren Casparsons — — und o! wer zehlet sie!
Allein wer kennt auch noch Geschmack und Poesie,
Der nicht dies Volk verschmäht? — Laß drum den Kummer fahren,
O Göttinn, der dich drückt! Nur erst nach vielen Jahren
Ward Miltons Werth bestimmt; umsonst rast Lauder nun.
Will wider Klopstock nicht der deutsche Lauder ruhn;
[19] So ras' er! Ihn verfolgt durch alle meine Lande
Des strengen Satyrs Spott, und Lauders[2]) ganze Schande."

---

[1]) Wer das Neologische Wörterbuch mit den Beylagen, und die Schönaichischen Sinngedichte ansehen will, wird diese Zeilen nach dem Buchstaben wahr finden.

[2]) Lauder gab vor einiger Zeit in Engelland vor, Milton habe sein verlohrnes Paradies meistens aus andern Poeten ausgeschrieben; aber nicht lange darauf wurde er seiner Betriegerey und Falschheit überwiesen, und gestand endlich selbst in öffentlichen Schriften seine schwarze Niederträchtigkeit. Herr Gottsched erhob einen großen Triumph über dies Lauderische Vorgeben, ob es gleich Lauder zu der Zeit schon längst wiederrufen hatte. So viel Mühe man sich nun gegeben, ihm diesen Lauderischen Wiederruf bekannt zu machen, so will er doch durchaus nichts davon wissen, sondern nimmt mit seinen Schülern noch immer seine Vorwürfe von diesen Beschuldigungen wieder das verlohrne Paradies her, und ist der deutsche Lauder noch verachtenswerther, als der englische.

So sprach Germanien. Und neue Heiterkeit
Umfloß die Poesie. Ihr Kummer war zerstreut;
Ihr Auge lachte Muth auf ihre wahren Söhne,
Und Deutschland freute sich. Die feyerliche Scene
Zerfloß drauf nach und nach, so wie ein Thau, am Strand,
Bis vor der Muse Blick sie ganz und gar verschwand.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

№ 128. Dritte Folge No. 8.

Deutsche Literaturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

herausgegeben von August Sauer

H. W. v. GERSTENBERGS
REZENSIONEN

IN DER

HAMBURGIESCHN NEUEN ZEITUNG

1767—1771

HERAUSGEGEBEN

VON

O. FISCHER

BERLIN W. 35

B. BEHR'S VERLAG

1904

Inhalt.

Verzeichnis der Abkürzungen.

G. = Gerstenberg.

1. Hyp. = Der Hypochondrist, eine hollsteinische Wochenschrift. Leipzig u. Frankfurt, bey Joh. Dodsley und Casp. Moser. 1767. (Titelauflage des ersten Druckes von 1763).

2. Hyp. = Der Hypochondrist, eine hollsteinische Wochenschrift von Herrn Zacharias Jernstrup. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Bremen und Schleswig bey Joh. Henr. Cramer und Joach. Friedr. Hansen. 1771.

M. = Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Herausgegeben von A. v. Weilen. Deutsche Litteraturdenkmale 29. 30. Stuttgart 1890.

Ziffern ohne Buchstaben beziehen sich auf Seiten- und Zeilenzahl des Neudrucks.

Einleitung.

Die Rezensionen, welche Gerstenberg für die Hamburgische Neue Zeitung schrieb, waren ein Jahrhundert hindurch so gut wie verschollen und fanden auch in den letzten zwei Dezennien nicht genügende Beachtung, obzwar sich die Forschung dieses Zeitraumes in mehr als einer Hinsicht um Gerstenberg verdient gemacht hat. Man beschäftigte sich wohl mit den literarischen Ereignissen, die eine Folge von Gerstenbergs Aufsätzen waren, wies auch hie und da auf den einen oder den anderen von ihnen hin, aber im ganzen blieb Gerstenbergs Rezensententätigkeit in ein Dunkel gehüllt und es scheint sogar die Existenz bedeutender Artikel bisher ganz unbekannt gewesen zu sein. Im zehnten Bande des Euphorion ist auf Seite 57 bis 77 ein vorläufiger Versuch gewagt worden, ein Bild von der äuſseren und inneren Entwicklung des Kritikers Gerstenberg in den Jahren 1767—1771 zu entwerfen, und hier folgt die bereits angekündigte Neuausgabe seiner gesammelten Aufsätze. Gerstenbergs Rezensionen nahmen in dem Hamburger Blatte sowohl dem Inhalte als dem Umfange nach den ersten Rang ein und bewirkten, daſs die Gelehrten Sachen der Zeitung auch auſserhalb des Erscheinungsortes gern gelesen wurden. Im Jahre 1766 von Legationsrat Leisching begründet, war die Zeitung der Redaktion Johann Heinrich Dumpfs anvertraut und vom ersten Januar 1767 ab regelmäſsig viermal der Woche ausgegeben worden. Gleich anfangs

waren tüchtige Männer an dem Blatte beteiligt gewesen, aber zu entscheidender Bedeutung gelangte erst der zweite Jahrgang, da Lessing mit der Zeitung in Fühlung trat und Gerstenberg von Kopenhagen aus ihren literarischen Charakter bestimmte.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, königlich dänischer Offizier, war kein Neuling mehr, weder auf kritischem noch auf dichterischem Gebiete; er hatte sich durch die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur und durch den Ugolino Bewunderer, Neider und Hasser geschaffen. Auch die neue Betätigung als Rezensent brachte ihm mehr Leid als Lohn und nachdem er drei Jahre lang die Seele des Unternehmens gewesen, brach er plötzlich die Beziehungen zu dem Blatte ab. Denn Leidenschaftlichkeit bildet das hervorstechende Kennzeichen von Gerstenbergs Rezensionen, Leidenschaftlichkeit war der Grundzug von Gerstenbergs ganzem Wesen: Sie wurde das Verhängnis seiner Schriftstellerlaufbahn, gesteigert zur Vorliebe für das Gräfsliche durchdrang sie seine dichterischen Werke, sie brachte sich zur Geltung in der Lehre von Genie und Illusion und drückte seiner Schreibart den Stempel einer fieberhaften Hast, einer unruhigen Lebhaftigkeit auf, die von Gegenstand zu Gegenstand schweifend, untersucht und tadelt, bewundert und höhnt.

Ein leicht erhitzbarer Kämpfer für seine Ideen, und von sittlichen Forderungen durchdrungen, die ans Pathetische grenzen, eiferte Gerstenberg gegen diejenige Richtung, welche anstatt — wie er es erstrebte — die Literatur in den Dienst der Menschheit zu stellen, alles Schrifttum planmäfsig entwertete und zum Gegenstande kleinlicher Zänkereien und Privatinteressen machte. Ja, man könnte Gerstenbergs kritische Leistungen in unmittelbarsten Gegensatz gegen das Treiben der Hallenser stellen. Denn in so unerfreulicher Weise sich die ewig gleichen Angriffe auf Klotz, Riedel, Schmid wiederholten, so mächtig waren die

Anregungen, welche eben von diesen Männern auf Gerstenberg ausgingen und ihn zu tieferem Studium, zu genauerer Prüfung der herrschenden Theorien antrieben. Und in dieser fruchtbaren Polemik gegen eine gemeinsame Gegnerschaft trifft Gerstenberg mit den grofsen Kritikern seiner Zeit zusammen.

Der inneren Vorzüge, die ihn Lessing und Herder für kurze Dauer als ebenbürtig oder fast ebenbürtig erscheinen lassen, gibt es viele. Der vielseitigen und tiefgegründeten Bildung nicht zu gedenken, weifs sich Gerstenberg wie selten einer in den Geist eines Schriftstellers einzuleben und vor allem zu den verborgenen Grundsätzen der Sprache vorzudringen (als Beispiel führe ich den Aufsatz über Horaz an, No. 53. des Neudrucks). Die Betrachtungsart des Kritikers ging von der Schale zum Kern, von der Form zum Gehalt; die Ausdrucksweise war ihm nicht Nebensache, sondern ein Wegweiser, der die Richtung der Gedanken angibt. Was er bei andern suchte, hat sich aber in überraschender Weise bei ihm selber durchgebildet: die Übereinstimmung von Gedanken und Einkleidung. Selbst kleine Züge der Schreibart sind tief in der Eigenart des Verfassers gegründet und entstammen Ideenkreisen, welche geradezu den Mittelpunkt seiner Anschauungswelt bilden.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, eine Analyse von Gerstenbergs Ansichten zu geben, die sich während oder infolge seiner Rezensententätigkeit entwickelt haben, sondern darum ist mir zu tun, durch den Neudruck der Aufsätze eine reiche Persönlichkeit und vor allem ein reiches Quellenwerk für die Literaturbetrachtung des achtzehnten Jahrhunderts vorläufig zu erschliefsen. Die Rezensionen hätten wohl auch dann ihre Bedeutung und ihre Neuausgabe wäre auch dann berechtigt, wenn ihr einziges Bindeglied die Hamburgische Zeitung als Ort der Veröffentlichung wäre. Dafs sie von einem einzigen Manne herrühren, verleiht ihnen zwar um so

gröfseren Wert, steht aber nicht ohne weiteres fest, ja erfordert einen langwierigen Beweis, der im folgenden erbracht werden soll.

Um die Gründe, aus denen sich auf Gerstenberg als den Verfasser sämtlicher hier veröffentlichten Aufsätze schliefsen läfst — denn sie erschienen durchwegs anonym —, in eine logisch gegliederte Kette aufzulösen, müfste man die wichtige „Verteidigung“ (No. 95.) und die handschriftlich erhaltenen Rezensionen zur Grundlage machen. Daraus ergäbe sich, dafs im ganzen etwa ein Viertel aller Aufsätze für ihn mit voller Sicherheit in Anspruch zu nehmen ist, während man sich für die anderen mit Vermutungen zu begnügen hat; die verschiedensten Kombinationen ergeben dann eine Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen, die sich für die überwiegende Mehrzahl der Rezensionen zur Gewifsheit steigern. Denn wird ein Aufsatz Gerstenberg abgesprochen, lautet die zu lösende Frage: wer war der Verfasser? wer sonst kann es gewesen sein? Sobald es einmal erwiesen ist, dafs Gerstenberg einer der Hauptmitarbeiter an der Zeitung war, ist von vornherein die Möglichkeit gegeben, dafs ein nicht gezeichneter Aufsatz*) von ihm herrührt, besonders, wenn sich der Stoff mit seinen Interessenkreisen berührt, von denen einige hervorgehoben sein mögen: Englische Literatur; Nordische Altertümer; Drama; Musik; Kinderseele. Daher war es für mich unerläfslich, die übrigen Leistungen Gerstenbergs auf kritischem und auf künstlerischem Gebiete mit heranzuziehen (die Samling af Skrifter konnte ich nicht vergleichen), aber mehr noch richte ich mein Augenmerk auf die Rezensionen selber: sie bilden ein fortschreitendes, in sich geschlossenes Ganzes, knüpfen

*) Um Mifsverständnissen vorzubeugen, merke ich an, dafs aufser den hier veröffentlichten noch eine ganze Reihe von Aufsätzen in der Zeitung mit keiner Chiffer versehen ist.

aneinander an, führen frühere Anregungen weiter, lösen gegebene Versprechungen ein, setzen bereits gesagtes voraus und verweisen auf Dinge, die noch zu liefern sind.

Immerhin wird das Ergebnis bei einigen Aufsätzen kein positives sein. Sofern man keine entscheidenden Beweismittel ins Feld führt, wird es der subjektiven Ansicht des Forschers überlassen bleiben, ob z. B. die grofse Rezension über Sulzer (No. 4.) von Gerstenberg herrührt oder nicht, und in manchen Fällen verschaffen selbst die genauesten Zergliederungen der Wörter und Wendungen nicht genügendes Licht. Im allgemeinen ist eine Stiluntersuchung die feinste und am tiefsten reichende Sonde; wörtliche Anklänge, ähnlich gebaute Sätze, besonders jedoch die Aufeinanderfolge der Gedanken, die schwer zu ermittelnde und noch schwerer festzuhaltende Verwandtschaft in Tonfall und Klangfarbe, in Flufs und Verknüpfung der Rede werden die Hauptgesichtspunkte bestimmen. Mit statistischen Nachweisen, mit Aufzählung von Parallelstellen ist nicht alles getan. Nicht als ob sie überflüssig wären; aber sie ersetzen nicht das, was neuerdings anläfslich einer ähnlichen Untersuchung als Stilgefühl bezeichnet worden, und erhalten erst dann ihre Berechtigung, wenn ihnen eine unklare Vermutung das Ziel gesteckt, wenn sie dazu dienen, eine vorgefafste Meinung aus dem Bereiche der Hypothese zu heben. Einzelne Analogien beweisen, an und für sich betrachtet, nicht viel; vielleicht auch eine Reihe von Ähnlichkeiten nicht. Wenn aber Analogien in Artikeln nachgewiesen werden, die einander zeitlich naheliegen, dann verdoppelt, dann verdreifacht sich ihr Wert, und vollends, wenn sich dartun läfst, dafs die Wendung durch einen eigenen oder fremden Gedanken hervorgerufen wurde, der bei der Abfassung des Aufsatzes vorgeschwebt haben mufs.

Um auf Grund dieser nur mit wenig Worten dargelegten Methode zu einem befriedigenden Resultate

zu gelangen, erachte ich es für angezeigt, die Rezensionen Wort für Wort zu verfolgen und eine Art Kommentar über sie zu schreiben. In diesen Kommentar werden ferner Bemerkungen aufgenommen, die auch abgesehen von der Frage nach dem Verfasser ihren Wert behalten als Beiträge zu einer Geschichte, richtiger vielleicht zu einer Beschreibung der Schreibart Gerstenbergs und seiner Zeitgenossen. Daneben will ich die Aufsätze inhaltlich erläutern und sie durch Hinweise und durch Aufdeckung von Beziehungen den verwandten literarischen Erscheinungen näherrücken und den leitenden Ideen des achtzehnten Jahrhunderts unterordnen.

1767.

1. $3,_{10}$ Ähnlich sind M. $3,_{25}$ die Merkwürdigkeiten mit einem Garten verglichen; in gleichem Sinne spricht $71,_{6}$ von der Schreibart der Fragmente „Treibhaus“, vgl $87,_{12}$ „Treibbeet“, in derselben Verbindung $_{21}$ „um uns eines unübersezlichen Idiotismus zu bedienen“, vgl. $159,_{8}$ „wenn es erlaubt ist, einen so reellen Tropus hier anzuwenden“ $_{22}$ „Idiotismus“ = z. B. 203_{21} $_{23}$ „sollen wir sagen — oder —“; disjunktive Verbindungen kommen häufig vor; s. noch $40,_{33}$ $_{25}$ „ein Mann wie er“ vgl. $49,_{18}$, $115,_{14}$, $242,_{31}$, $308,_{5}$, $366,_{28}$, $371,_{3}$, $386,_{13}$, $388,_{10}$, $391,_{22}$ $4,_{2}$ „durchgedacht“ = $343,_{1}$, $353,_{10}$ $_{4}$ „Caquet-bon-bec“ = 2. Hyp 93, vgl. $36,_{21}$, $142,_{21}$ $_{6}$ Herders Werke (Suphan) 1,226: „da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht“ etc. $_{9}$ „nicht selten“ fehlt bei Herder $_{15}$ 3. Satire, 9—13 $_{21}$ „Prosa-Skribenten, die er zu freygebig klassisch nennt“: was für Forderungen G. an einen klassischen Skribenten stellte, darüber belehrt der Brief über Johnson (M. 331 ff) und handschriftliche Anmerkungen; vgl. $37,_{31}$ $_{26}$ „und noch mehr würde seyn“, vgl. z B. $41,_{9}$, $359,_{22}$ $_{27}$ Die Literaturbriefe hatte G. im 12. Brief der M. nicht sehr günstig besprochen $_{30}$ „in die Fundgrube der Sprache graben“, vgl. 1. Hyp. 110 „warum wissen doch unsere Dichter das Gold nicht so zu graben wie die Britten?“ übrigens zu G.s Zeit eine geläufige Wendung $5,_{4}$ es soll heissen: „S. 56“ (Suphan 1, 68); der philologische Seher ist Michaelis $_{5}$ Oests Bremische Ged. im 1. Hyp. 58 verspottet $_{11}$ „dass Cramer angezapft wird“, s. M. 101—104; „hin und wieder“ — z. B.

Suphan 1,169 folg. 21 Suphan 1,277 und 1,295,337 33 „eine Epopee, die weder homerisch noch miltonisch ist", vgl. bes. No. 40; zu den Adjektiven auf — isch vgl. 340,$_{8}$ 36 „καλοις κ'αγαϑοις": darauf bezieht sich 225,$_{11}$ 37 „von Landprediger-Töchtern und Bauern fleissiger gelesen wird, als Klopstock": denn gerade Klopstock ist nach 97,$_{14}$ und 349,$_{22}$ muntren Mädchen und guten Bauersfrauen leicht verständlich 6,$_{7}$ „Wir Journalisten" — selbstironisierend 21 Suphan 1,356 29 „geredt" vgl. z. B. 401,$_{30}$ „beredt" 30 „Se. Herrlichkeit" wurde Herder später auch von Klotz genannt (Deutsche Bibliothek 1769, 10. Stück 335); vgl „Hochweisheiten" 125,$_{36}$. Der jäh abbrechende Schluss gemahnt an 123,$_{32}$: „Hier müssen wir uns empfehlen" 31 Die Chiffer H(einrich?) findet sich auch unter der folg Rezension.

Über Herders Fragmente vgl. noch 204,$_{16}$.

An das seinen „Tändeleyen" von Herder gespendete Lob (Suphan 1,350) scheint sich G. nicht zu kehren; vgl. die Anmerkung zu No. 88.

Eine merkwürdige Übereinstimmung mit vorliegendem Aufsatze weist Hamanns Urteil über die Fragmente auf: „Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herders Fleiss und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife." (Minor, Hamann S. 46.)

2. Durch Übereinstimmung von 7,$_{15-18}$ mit 404,$_{13-16}$ ist G.s Autorschaft erwiesen. — Die kleinen poetischen Schriften sind von Jacob Friedrich Schmidt, G.s Freunde und Mitarbeiter am 1. Hyp. — Schmidts Poetische Gemälde hatte G. in Weisses Neuer Bibliotek besprochen (V 2, 317).

7,$_{4}$ Ähnlicher Gedankengang im nächsten Stück und No. 66 8 „Grubstreet" (eine Art Londoner Bohème) = 46,$_{19}$ 10 „Meistersänger": G. meint wohl die nordischen „Mestersangere" (M. 66,$_{21}$) 15-18 wörtlich in die Skizze zum Hyp. übernommen (= 404,$_{13-16}$) 21 vgl. 131,$_{13}$ 28 „Stempel des guten Kopfes" vgl. 130,$_{31}$ „eben durch diesen Stempel" 8,$_{9}$ „naiv und simpel", vgl. z. B. 64,$_{30}$. 358,$_{1}$ 24 „nachdrückliche Kürze" vgl. 204,$_{29}$, 283,$_{2}$, 316,$_{13}$, 372,$_{11}$, 379,$_{10}$; „antiker Geschmack" = 261,$_{21}$, 280,$_{11}$ 9,$_{26}$ „der wir zurufen", vgl. 280,$_{20}$ „die der Dichter mit seinem Hermann anreden könnte". und Anmerkung zu 249,$_{21}$ 11,$_{2}$ epigrammatisch boshafter Schluss wie in der vorigen Rezension. Chiffer desgleichen.

3. Hudemann schon M. 191,$_{14}$ verspottet: sein Lucifer ist in den Ententeich gewandert. Die Schleswig-Hollsteinischen Anzeigen brachten am 16. Februar 1767 (Stück 7, Seite 101) eine schwülstige Lobrede auf den Lucifer und den Auferstandenen Messias, und im 12. Stücke vom 23. März (S. 177) dankte der Autor für das ihm gespendete Lob. Vorzüglich gegen die Komplimente der Schleswig-Hollsteinischen Anzeigen ist vorliegender Aufsatz gerichtet.

11,$_{8}$ Zum Stile vergleiche den voraufgehenden Aufsatz und No. 66 12,$_{7}$ „Eden pranget“. ähnliche Wendungen sind auch 80,$_{36}$, 262,$_{23}$ getadelt $_{20}$ direkte Anrede 13,$_{3}$ „mehr als Böhme“: für Klopstock hat G. den Vergleich mit dem Mystiker im 1. Hypochondristen abgelehnt $_{9}$ vgl. u. a. 210,$_{6}$: „ist prosaisch“ 15,$_{10}$ Vielleicht hatte G. bereits am 31. Januar 1767 Hudemann im Sinn, wenn er an Nicolai schrieb, Klopstock sei ein Mann, „der gerade nur so viel Enthusiasmus für seine Religion hat als ein jeder haben sollte, der sich wagt, über heilige Gegenstände zu singen.“ (Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,47) $_{15}$ „sich einem Throne zu nähern“: Hudemann hatte sein Gedicht dem dänischen König gewidmet $_{17}$ „der Zeitungs-Schreiber, der neulich das Ungeheuer lobte“: gemeint ist eben der Verfasser der lobhudelnden Besprechung in den Schleswig-Hollsteinischen Anzeigen 15,$_{19}$ „ein sogenannter Kunstrichter“, vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 23,55: „Kritici, oder nach dem thörigten teutschen Ausdrucke, Kunstrichter“ $_{21}$ Die Chiffer ist undeutlich gedruckt und könnte auch Tr oder Pr gelesen werden.

An die Rezension knüpft sich eine Polemik, die verfolgt zu werden verdient. Im 96. Stück der Hamb. N. Zeitung 1767 (22. Juni) heisst es:

„Der berühmte Herr Doctor Hudemann zu Hennstede im Niederdithmarschen, der Verfasser einer Menge gereimter und ungereimter Verse, so gar zweyer Heldengedichte, Lucifer und der auferstandene Messias, hat uns die Ehre angethan, an uns zu schreiben, und uns um die Einrückung nachstehender Zeilen ersucht:

„Nachricht.

„Dem Verfasser der Beurtheilung der neuesten Schriften, „die deutsche Litteratur betreffend, imgleichen dem Pr. in

„M. wird hierdurch kund gethan, dass sie die Beantwortungen „ihrer Recensionen meiner beyden epischen Gedichte, des „auferstandnen Messias und des Lucifers in den Schleswig- „hollsteinischen Anzeigen nächstens antreffen können.

L. F. Hudemann D.“

Sehen Sie, Herr Doctor, dass Sie sich diese Gefälligkeit, Ihrem kleinen Zettel in unsern wöchentlichen Blättern ein Räumgen zu gönnen, von uns nicht umsonst versprochen haben, besonders, da Ihr feindseliger Gegner, wie Sie sich ausdrücken, einen sehr grossen Raum in denselben durch seine Recension einzunehmen Gelegenheit gefunden! Wir freuen uns schon im voraus auf Ihre Vertheidigung. Aber darin irren sich der Herr Doctor gewaltig, dass Sie glauben, die im 65. Stück der Hamburgischen neuen Zeitung befindliche Recension sey von dem Pr. in M . . . Ihr Pr. soll doch wohl Professor oder Prediger heissen, und unfehlbar schliessen Sie daraus, weil der Recensent Sie einer strafbaren Entheiligung der verehrungswürdigen Geheimnisse unsers Glaubens beschuldigt, dass er ein Prediger seyn müsse; gerade als wenn man nicht in allen Ständen Ehrfurcht für die Religion haben könnte und müsste! So wahr Sie Hudemann heissen, so wahr ist er weder Prediger noch Professor. Er ist — doch was liegt Ihnen daran, wer und was und wo er ist? So viel wollen wir Ihnen indessen im Vertrauen sagen, er ist ein geschworner Feind aller schlechten Schriftsteller, und insonderheit aller schlechten Poeten. Wenn wir Ihnen rathen sollen, so nehmen Sie es nicht mit ihm auf, seine Geissel möchte zu schwer auf Ihren Rücken fallen. Warum ringen Sie nach Unglück? Wiewohl Sie haben die Freyheit zu thun und zu lassen, was Sie wollen. Dem Herrn Tt der unsre ganze Hochachtung verdient, werden unsre Blätter allzeit offen stehen, und Sie, Herr Doctor, haben die Schleswig-Hollsteinischen Anzeigen zu Ihrem Schlachtfelde gewehlt Sie wollen also Krieg haben? Sie sollen Krieg haben. Nur Schade, dass Sie der Feind sind!“

In den Schleswig-Hollsteinischen Anzeigen (6. Juli 1767, Stück 27) ringt der Bewunderer Hudemanns die Hände über den hamburger Kritiker (G.), der „aus höchst vergalletem Gemüht“ das Gedicht „ein Ungeheuer zu nennen sich erdreistet, obgleich diese Epopee nebst dem Lucifer das Schönste ist, was Europa in dieser

Gattung der Poesie aufzuweisen hat; und endlich auch mich, wegen des neulich H. Hudemann ertheilten gebührenden Lobes erröhten heisset". — Dr. Hudemann selber „sieht sich gedrungen, die Thorheit des frechen Kritikers öffentlich zu ahnden", widerlegt das „unsinnige Gewäsch" und weist auf einige unbeachtete Schönheiten seines Gedichts hin; dass ihm der Kritiker alle zu einem Dichter erforderlichen Gaben abspreche, berühre ihn weniger, doch, prophezeit er, sein Gedicht werde gelesen werden, „bis die dasselbe schmähende Sudelei schon längst vermodert ist". (Schlesw.-Hollst. Anzeigen, 30. Stück vom 27. Juli 1767).

Hudemann merkt nicht, dass G. sich durch Sprache und Stil über ihn lustig macht, er nimmt alles ernst, indessen doch die Kritik der Hamb. N. Zeitung eine Karrikatur der Dunkelheit und Verworrenheit enthält und daher mit der Parodie auf Hamann (1. Hyp.) oder mit der auf Bodmer (M. 22—28) zu vergleichen ist.

Noch im Jahre 1767 ist Hudemann gestorben, aber G. trug ihm bitteren Groll nach und spottete seiner im 2. Hyp. (erschienen 1771!) von Seite 38 bis 47.

4. 15,$_{30}$ „Ein philosophischer Geist, der gern den Anlagen nachspüren mag", vgl. 172,$_{9}$ „ein Mann, der die Spuren (des philosophischen Geistes) wahrnehmen, seine Gänge aufsuchen . . . kann"; 176,$_{23}$ „ein Mann, der selbst Spuren aufsucht, oder den angegebenen nachgeht" $_{32}$ „eben so viel Simplicität als Fruchtbarkeit"; Simplicität — einer der Lieblingsausdrücke G.s: 28,$_{11}$, 258,$_{8}$, 270,$_{13}$, 310,$_{18}$, 358,$_{1}$ 16,$_{2}$ „er will auch den Stoff kennen, daraus ihm das Vergnügen bereitet wird", vgl. 209,$_{1}$ „es ist gut und nützlich, sich von seinem Vergnügen Rechenschaft zu geben" $_{22}$ „dass ein Mensch . . . die ganze Tiefe ausforschen . . . werde", vgl. M. 217,$_{25}$ „da wir doch über den innern Mechanismus der Seele in der blindesten Unwissenheit tappen" ($_{24}$ „Triebfedern" = M. 217,$_{25}$) 17,$_{14}$ „im Vorbeygehen" = 63,$_{29}$, 162,$_{4}$, 340,$_{6}$, 364,$_{32}$, 372,$_{24}$ $_{23}$ das günstige Urteil stimmt nicht ganz zur sonstigen Stellung G.s Kästner gegenüber, vgl. die Anmerkungen zu 151,$_{27}$, 359,$_{10}$, 377,$_{6}$ $_{24}$ „körnigt" =

z. B. 378,$_{26}$ 25 „intuitiver Gang des Geistes“, vgl. 369,$_{15}$ „Intuition des Charakters“ 27 „Doch zur Sache.“ G. verliert sich gerne in „Digressionen“ (156,$_{5}$) „Zur Sache“ = 33,$_{6}$ 18,$_{4}$ „piquant“ = 189,$_{5}$, 338,$_{25}$ 30 „Doch das thut nichts zur Sache“, vgl. 177,$_{34}$ „doch das mag hinlaufen“, 128,$_{16}$ „Doch das soll uns nicht aufhalten“, 141,$_{4}$ „Doch das sind Nebendinge“ 19,$_{7}$ Das eingeklammerte war in der Vorlage verwischt 19 „ins Licht setzen“ = 153,$_{21}$ 24 „mit Bewusstseyn ihrer Kraft“, vgl. 367,$_{20}$ „mit Bewusstseyn ihrer Stärke“ 32 „Das Gefühl ein Schöpfer zu seyn“: Auch für den Schriftsteller „verarbeitet sich die todte Materie zu einer zweyten Schöpfung“. (M. 327,$_{27}$) 37 Dem entspricht die Warnung vor zu weitgetriebener Spekulation 190,$_{2}$, 28 20,$_{1}$ Fast mit denselben Worten behauptet auch Wieland, „dass die Wollust, eine gute That zu thun, die grösseste aller Wollüste ist“ (Beyträge zur geheimen Geschichte des Verstandes 1770, 1,59). An Wieland gemahnt auch 21,$_{18}$ „die Erinnerung der sinnlichen Liebe“ und 26,$_{14}$ die Chiffer W. 13 „Er ist auch weniger, als die übrigen eines Auszugs fähig“, vgl. 298,$_{37}$ „einer kurzen Anzeige nicht wol fähig“ 21,$_{13}$ „muss den Verfasser selbst nachlesen“, vgl. z. B. 270,$_{23}$ „man muss sie selbst lesen“. — Ich lege auf solche Wendungen kein grosses Gewicht, da sie Gemeingut der damaligen Zeit waren; ähnlich auch Klagen über den Raummangel u. a. 23,$_{5}$ Home spielt in den Rezensionen eine grosse Rolle, bes. in No 35. 36 12 „idealisch“ = M. 218,$_{15}$ (aber in anderer Bedeutung). Sulzers Werken fehlt also das, was die Skizze zum Hyp. (402,$_{20}$ ff.) so strenge fordert, Rücksicht auf die Erfahrung 13 „Consistenz = 315,$_{4}$ 16 Mit Fragen die Theodicee betreffend befasst sich auch 175 f. 25,$_{33}$ Zum Satzbau vgl. M. 228,$_{5}$ „wo Genie ist, da ist Erfindung, da ist Neuheit, da ist Original“ 26,$_{4}$ „nicht conform seyn können und es wirklich nicht sind“, vgl. 9,$_{11}$ „Was der Vf. leisten konnte, nicht was er wirklich geleistet hat“ 26,$_{14}$ Chiffer W. = 273,$_{26}$, 1. Hyp. S. 64 und 96.

Die breite Darstellung der Rez. findet ihre Entsprechung in No. 70 und in M. 295 ff. (über letzteren Brief vgl. jedoch Anmerkung zu 373,$_{12}$). Der Inhalt des Aufsatzes ist zusammengepresst in das „Apophthegma“ von 404,$_{4}$: „Die ursprüngliche Regel unsrer Handlung ist das sinnliche Vergnügen.“

1768.

5—9. Der Zusammenhang durch Aufeinanderfolge und gleichen Stoff bedingt. — Christian Felix Weisse zählte zu G.s Jugendfreunden, G. arbeitete an seiner Neuen Bibliothek mit.

27. Goedecke IV, 73,5 nennt bloss die Flensburger Ausgabe von 1766—67. Über eine spätere Auflage der Sammlung s. No. 55. G. war ein Kinderfreund und -kenner, wie aus Ugolino und den Nummern 55, 68, 98 zu ersehen.

27,$_{11}$ „ein jedes Wort aus der Gedankensphäre der Kinder“, denn 275,$_{26}$ „auf den Horizont der Kinder kömmt Alles an“ $_{14}$ „was den Zweck zu unterrichten verräth, vermeiden“, vgl. 275,$_{29}$ „der unterrichtende Ton muss niemals vorstechen“ $_{16}$ die Kinder „merken den Kunstgriff“ — einen besonderen Fall dieses Fehlers bei der Erziehung s. 401,$_{19}$ 28,$_{11}$ „Richtigkeit und Simplicität“, s. 15,$_{32}$ $_{13}$ Die feine Abschätzung einzelner Wendungen erinnert an die Analyse der Hagedornschen Verse, M. 195 und folgende 29,$_{2}$ „diess ist der grosse Fehler“ = 193,$_{2}$ $_{9}$ „die Moral nicht immer die lauterste“: von ebendenselben Liedern urteilt 228,$_{1}$: „die Moral nicht richtig und passend genug“ $_{12}$ „in dem weitläuftigen Verstande, in dem auch Jünglinge Kinder sind“: z. B. der 20jährige Francesco, Ugolinos ältester Sohn 30,$_{33}$ „Kleinigkeiten? O wahrlich, diess sind keine Kleinigkeiten!“ vgl. 37,$_{34}$ $_{34}$ „Wir wollen sehn“, vgl. 52,$_{33}$; = 343,$_{15}$ 31,$_{7}$ Die Periode ähnlich gebaut wie 104,$_{2}$ $_{10}$ „Dingle und Quibble des Englischen Dichters“: M. 126 rügen Shakespeares Geschmacksfehler $_{15}$ Das Lob klingt nicht ganz aufrichtig 32,$_{12}$ „vis comica“ = 2. Hyp. 563 $_{19}$ „Die komischen Situationen komischer, den Witz witziger“, vgl. 310,$_{18}$ „nichts simpler, als seine Simplicität, nichts naiver als seine Naivität“ usw.; M. 199,$_{8}$ „Hagedornischer als Hagedornisch“ $_{20}$ „Doch was wünscht man nicht?“ vgl. 367,$_{36}$ „doch was hilfts, es zu wünschen?“

33,$_{6}$ „Zur Sache“, s. 17,$_{27}$ $_{17}$ „für eine Indianerinn zu metaphysisch“, vgl. die Anmerkung zu 240,$_{30}$; ähnliche Verbindung 223,$_{31}$ „von einem Franzosen nicht schlecht“, 229,$_{25}$ „für ein Kind epigrammatisch genug“ $_{18}$ „Wir Deutschen ... zum Glück“, vgl. 387,$_{18}$ „Es sey nun, dass unser Nationalcharacter diesen glücklichen Ernst mit sich bringt“ $_{24}$ M. 114 ff. vergleichen Shakespeares Jago und Youngs Zanga

26 „hat uns keine Genüge gethan“ vgl. 41,28, 79,10, 91,37, 272,20 34,4 „frostige Scherze“ vgl. 54,18, 121,29, 217,9, 339,25 30 vgl. 249,21, 280,21; „über den kräftigen Ausdruck der Striche“: 64,16 „nun der Strich da steht, wer will ihm was anhaben?“

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Weisse und G. löste sich immer mehr und Weisse gab zu wiederholten Malen seiner Unlust darüber Ausdruck, dass man sich vor den Kritikern nicht genug in acht nehmen könne (s. seinen Briefwechsel mit Uz im Morgenblatt f. gebildete Stände 1840); übrigens wähnte Weisse seinen einstigen Freund noch 1772 unter den Mitarbeitern an der Zeitung und schrieb ihm einen Aufsatz zu, an dem ich mit Ausnahme einer nichtssagenden Wendung auch nicht die Spur G.ischer Art erkenne (s. Morgenblatt 1840 Spalte 1165).

10. Die Übersetzung rührt von Christian Heinrich Schmid her.

35,11 über Mittelmässigkeit vgl. 7,13 26 „nur zwey oder drey Anmerkungen“, vgl. 54,26 „zwey oder drey Situationen“, 239,2 „zwey oder drey allgemeine Grundsätze“ 32 „aufkeimendes Genie = M. 111,6, vgl. 112,29 „aufblühende Köpfe“ 36,3 „die keine feste Grundsätze haben“, vgl. 48,12 4 „Verwickelung der Haupt- und Nebenhandlungen“ vgl. 51,19 M. 28,34. Über die Kompliziertheit der englischen Lustspiele klagt auch das 17. Stück von Lessings Dramaturgie 6 „Was zu thun?“ = 51,32, 265,9, 304,24, 328,18 vgl. „Was thut er?“ 271,23 11 Der lebendige Gedankengang in ein Gespräch aufgelöst, ähnlich wie z. B. 58,28 12 „Nur schade, dass noch Eine Betrachtung hinzukömmt“, vgl. 348,24 „Nur, dass noch ein Umstand in Betrachtung kömmt 15 „Wir haben keine komische Sprache“: So ruft auch Lessing nach einem deutschen Molière 18 „es fehlt uns an Wendungen, aus der Sprache des feinern Umgangs genommen“, vgl. 56,10 „Abstand unsrer Büchersprache von der Sprache der Welt“; daraus erklärt sich 136,15 und 309,30 21 „Leipziger-Caquet“, s. 4,4, vgl. 312,8 „Leipziger Studenten und Demoiselles“ 31 „Dass unsre Uebersetzungen ganz anders eingerichtet seyn müssten“, vgl. 143,25 „aber sie müssten ganz anders beschaffen seyn“ 33 vgl. 274,31

11. 37,$_{12}$ „Verschiedene" — wohl G. selbst. Auch 11,$_{10}$ lässt er „einen meiner Freunde" sprechen $_{13}$ „Schnörkelwerke" vgl. 166,$_{7}$ „Schnörkelarbeiten" $_{14}$ „falscher Schimmer" = 86,$_{16}$, vgl. 365,$_{20}$ $_{16}$ „Man schreibt nicht mehr Bücher" = 100,$_{27}$ $_{26}$ „verderbter Geschmack", vgl. M. 14,$_{17}$ $_{28}$ „Bindigkeit", vgl. 57,$_{25}$ „bindig" $_{31}$ „nur Eine Schreibart classisch", s. 4,$_{29}$ $_{34}$ vgl. 30,$_{33}$ 38,$_{19}$ „Schönschreiberey . . . um mannigfaltig zu seyn", vgl. 270,$_{33}$ $_{22}$ „Man erinnere sich, dass wir nicht richten, sondern unsre Meynung sagen", vgl. 33,$_{2}$. Es gehört zu G.s Eigentümlichkeiten, sich zu entschuldigen, wenn er tut, was er tun will, nämlich wenn er kritisiert. S. die Anmerkung zu 296,$_{21}$.

12. 39,$_{8}$ „Ein Wort, welches in der besonderen Verfassung eines Landes gegründet ist" etc. vgl. 404,$_{23}$ ff. $_{12}$ „der Franzos, der zu französiren sucht" — vgl. 245,$_{17}$ „Ein ächter Ausländer muss à la françoise herabgeputzt, fein manierirt werden" $_{19}$ „er hatte keinen Vorgänger", ebenso 113,$_{27}$, wieder über Schmid $_{24}$ „eine garstige böse Staupe", im 2. Stück, Lessing, Hempel 7,70 $_{27}$ „würde ihm schwerlich eine so grosse Seltenheit geschienen haben", vgl. 72,$_{29}$ „hätten keine so erstaunliche Neuheit seyn sollen" $_{35}$ „Machtspruch" = 45,$_{23}$, 166,$_{4}$, 198,$_{36}$, 226,$_{6}$ 40,$_{1}$ Cicero, Rhetorica, liber 1. caput 8 $_{11}$ „aber was wäre aus seiner Vorrede geworden?" ganz ähnlich 62,$_{20}$ „weil sonst kein Epigramm daraus geworden wäre."

13. „Lieder der Deutschen, herausgegeben von K. W. Ramler" (Goedecke IV 103,67); über die darin enthaltenen Gedichte urteilen M. 195 ff.

40,$_{16}$ vgl. 7,$_{4}$ $_{25}$ „nur das, was sie seyn sollen, sind sie nicht", vgl. 9,$_{12}$ $_{28}$ „Urbanität und Atticismus", vgl. M. 328,$_{8}$ „was die Griechen Atticismus, die Römer Urbanität nennen" $_{33}$ „fast möchten wir sagen, erschöpfen", vgl. 3,$_{24}$ $_{34}$ Lucrez, De rerum natura, 4,1155 41,$_{8}$ Zum Satzbau vgl. 4,$_{25}$, 58,$_{6}$, 70,$_{24}$ $_{10}$ „wenn der Componist der Stimme weniger Umfang zugetraut hätte", vgl. 228,$_{37}$ „einige haben einen zu weiten Umfang der Stimme" $_{15}$ „Gewisse Züge wollen sparsam genutzt werden", vgl. 340,$_{10}$ „Wenn dergleichen Hülfsmittel nicht sehr sparsam und behutsam gebraucht werden" $_{20}$ „nicht gerne gefunden haben" = 229,$_{7}$ $_{28}$ „weniger Gnüge thun", s. 33,$_{26}$ $_{29}$ „weil sie keine Lieder sind": M. 207,$_{30}$ „andre Stücke, die für Lieder zum Singen ausgegeben werden, sind niemals Lieder ge-

wesen" $_{32}$ „Chanson-Geschmack", vgl. 2. Hyp. 494 „Was sind denn Verse? möchte ich fragen. Chansons! Und was sind Chansonsmacher? Ja, was sind sie, als — Possenreisser!" 42,$_{5}$ „Wir . . . keine so glückliche Ergiessungen", vgl. 387,$_{18}$ $_{15}$ Ausdruck als Kennzeichen deutscher Musik, vgl. 247,$_{35}$ „der uns Deutschen so wichtige Originalausdruck" $_{34}$ „die wir . . . zum Clavier sängen" — wie es ja in G.s Haus üblich war.

14. 43,$_{26}$ „Mandragola, Comoedia di Nicolo Machiavelli, in eine komische Oper verwandelt" als Nummer 8 der Rosischen Übersetzungen im 2. Hyp. 567 angeführt. (Der Dichter Rose, ein Freund des Hypochondristen.) 44,$_{25}$ Auch M. 262 ff. handeln über ein pseudoshakespeareisches Stück $_{29}$ „Schmidt, der Verfasser der biblischen Gemälde" — die G. in Weisses Neuer Bibliothek (V 2, 317) besprochen hatte, s. No. 2 45,$_{23}$ „Machtspruch" s. 39,$_{35}$.

Den zweiten Band von Schmids Zusätzen bespricht No. 38.

15. Durch 384,$_{20}$ für G. bezeugt.

46,$_{9}$ Der Messias und der Tod Adams wurden nämlich von Joseph Collyer ins Englische übersetzt (s. Literaturbriefe Teil 17, S. 17 ff. und No. 59 des Neudruckes) $_{10}$ vgl. M. 44,$_{19}$ „das Verfahren, dessen sich Ihre monthly Reviewers gegen unsern Klopstock schuldig gemacht" $_{19}$ „Grubstreet, s. 7,$_{8}$ 47,$_{9}$ „beydes der geistigen und körperlichen Wollust" — derselbe Anglicismus (both . . . and) auch 51,$_{19}$, 59,$_{34}$, 171,$_{20}$, 208,$_{22}$ 239,$_{6}$ 342,$_{18}$ $_{23}$ „Fielding, Rousseau, Cervantes" — die Hinweise sind 366,$_{33}$ ff. vermehrt und zum schärfsten Tadel gesteigert $_{27}$ ebenso 140,$_{22}$ $_{29}$ „Auswuchs" = 296,$_{19}$ 49,$_{11}$ vgl. 186,$_{29}$ $_{18}$ „Männer, wie Hr. Wieland", vgl. 366,$_{29}$ „hangen nicht vom Beyfall des Publicum ab", vgl. 95,$_{1}$ ff., 168.

16—21.

49,$_{21}$ Das Strumpfband von Hans Ernst von Teubern, s. Goedecke IV, 211,25. 2. Hyp. 54 empfiehlt es als Mittel gegen Niedergeschlagenheit $_{23}$ „crebillonsche Schlüpfrigkeit", vgl. 48,$_{8}$ „schwelgerische Schlüpfrigkeit" 50,$_{5}$ „Ein brauchbares Buch." vgl. 183,$_{32}$ „Ein schätzbarer Mann."
$_{9}$ „ . . . alle Opiate, als da sind: Abendzeitvertreib . . ." (2. Hyp. 53); der Verfasser ist Justus Heinrich Saal (Goedecke IV, 210,19 ebenda auch Abendstunden) $_{20}$ „Die schlecht

genug übersetzten Stücke": der Übersetzer hiess Walz (Mitteilung A. Rosenbaums) 51,1 Ganz ähnlich in Klotz' Deutscher Bibliothek (II. 1768, S. 360f): „Was heisst eine Redekunst fürs Frauenzimmer? braucht dieses eine Redekunst? muss es von den Arten der Redekunst, der gerichtlichen, rathschlagenden, verweisenden unterrichtet seyn?" 8 Jerntsrups (des Hypochondristen) Geliebte war stumm! s. 401,4.

21a—21f. [S. 394ff.]

394,10 „Martin Scribler" = 265,27 19 „Der Greis" von Patzke 395,4 2. Hyp. 54: (Gegen) „Niedergeschlagenheit . . . das gelehrte Gespenst" 12 „gewinnsüchtiger Buchhändler" = 253,15 23 G. kann sich seiner Fremdwörtersucht wegen getroffen fühlen 396,1 Epigrammatischer Schluss.

Solche wenigen Zeilen, die eine Rezension, einen Witz und eine Grobheit enthalten, sind in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 nicht selten zu finden. Doch konnte dafür ebensogut Klotz' Bibliothek ein Vorbild sein.

22. 51,19 „beydes . . . und", s. 47,9 „Hauptfabel und Nebenfabel", s. 36,4 20 Schon M. 142ff. haben zwei englische Lustspiele im Auszuge gebracht 32 „Was zu thun?" s. 36,6 52,17 „dass die Engländer die zusammengesetzte Fabel der einfachen vorziehen", vgl. M. 29,1 26 Gays Three Hours after Marriage sind im 2. Hyp. 568ff. übersetzt. „Plotwell", heisst es S. 599, „. . . spielt seine Intriguen fort, die aber immer durch die Intriguen Underplots, seines Nebenbuhlers, rückgängig werden. Diese Satyre über die zusammengesetzten Handlungen des brittischen Theaters ist eine der glücklichsten, die ich kenne; vollkommen aristophanisch." — Der Einfluss der englischen Satire, besonders der angeführten von Gay, auf Gerstenberg, geht bis in Einzelheiten des Ausdrucks 33 „Wir werden gleich eine Probe sehen" vgl. 334,32 „Wir werden gleich mehr davon sagen", 361,24 „Wir wollen gleich Rechenschaft davon geben" 53,18 vgl. 75,28, 199,30 23 „nach ihrer Gewohnheit" = 357,2, vgl. 359,6 30, 35 in der Zeitung steht Marchmont statt Winworth 54,14 „Wenn der Dichter . . . so — —" vgl. 367,34 „Wenn vollends Wieland —" 18 „frostiger", s. 34,4 26 „Zwey oder drey Situationen" s. 35,26 29 „Obenabgeschöpfte Charakter", vgl. 163,34 „Schaum von der obersten Oberfläche abgeschöpft", 179,19 „philosophischer Schaum"

34 „der Dialog nicht leicht genug = 392,31 55,3 „ein schon verzärtelter Geschmack", s. M. 14.

23. 55,33 „das πρεπον" = 283,32, 398,22 56,1 „Man ist mitten unter ihnen", vgl. „Anmerkungen I" (No. 35). Es stimmt vollkommen zu dem Ideal der „Abbildungen der sittlichen Natur" (M. 125,2) 10 „weiter Abstand unsrer Büchersprache von der Sprache der Welt", vgl. was kurz vorher (36) gesagt worden. Die Frage nach dem Unterschied zwischen Büchersprache und Sprache des Umgangs werfen auch handschriftliche Anmerkungen G.s auf 18 „Die gegenwärtige Uebersetzung ist vortrefflich": sie rührt von J. H. Saal her (Goedecke VII, 734,1).

Geradezu entgegengesetzt urteilt über die Übersetzung der Rezensent „Thst" in Klotz' Deutscher Bibliothek, 7. Stück 1768, S. 444 ff. Daher kann unter dem guten aber von der Klotzischen Kunstrichterei ausgepfiffenen Übersetzer (309,34) eben Saal gemeint sein. Die wiederholte Betonung des Unterschiedes zwischen Bücher- und Umgangssprache (No. 10, 23, 73) beruht wahrscheinlich auf derselben Vorliebe fürs Provinzielle, aus der heraus Justus Möser über die Unnatur der Büchersprache aburteilte (siehe Deutsche Literaturdenkmale 122,21 f.).

24. 57,14 „Welch ein Theoreticus" vgl. 297,22 „Welch ein Kunstkenner" 18 „Unbrauchbarkeit der Regeln" ergibt sich als Folge der bes. im 20. Briefe der M. ausgesprochenen Ansichten über das Genie 21 „Kunstlehrer, Aesthetiker, Theoretiker", vgl. 108,13 „Gesetzgeber, Ausleger, Kunstrichter"; ähnlich 88,28 „der ästhetische Verfasser" 27 „bindig", vgl. 37,28 „Bindigkeit" 30 „keine Bemerkung entwischt", vgl. z. B. M. 195,25 „der Aufmerksamkeit entwischt" 35 „Unvollständigkeit der Beobachtungen" vgl. 102,8, 193,2 58,5 „ein Grundstück in der menschlichen Seele", vgl. 194,29 6 „Wir möchten fast sagen" = 40,33, 70,24 8 „Und man berufe sich nur nicht" . . . vgl. 119,36 „Und dass er sich nur ja nicht . . . berufe" 13 „aber Gesetzgeber! o nicht doch!" vgl. 108,15 „Wer selbst Ausleger seyn kann, braucht der Kunstrichter?" 18 „dass sich nicht leicht ein Artikel finden werde, wider den sich nicht . . . sehr erhebliche Einwürfe machen liessen": fast wörtlich wiederholt dies 337,12 „Kaum findet sich . . . ein

einziger Artikel, wider den sich nicht wichtige Einwürfe machen liessen" 28 vgl. den lebhaften Ton von 36,11 30 vgl. M. 215,5; auch das folgende ist auf denselben Ton gestimmt wie M. 215, z. B.: 35 „Sind wir denn Streiter im Reiche der Gelehrsamkeit" und M. 215,18 „Wenn ich einen Beruf empfände, mich in die Streitigkeiten der Kunstrichter einzumischen" 59,1 „Wen Theorieen befriedigen . . ." vgl. 327,18 „Wem es . . . zu thun ist, dem rathen wir . . ." 3 „Faber, von dem wir bald abgekommen wären", wie M. 112,4 „Es wird uns aber von Wielanden verschlagen. — Was ists mehr?" 4 „können ihm statt aller dienen" = 106,10 „der einzige Sophokles kann statt aller übrigen dienen" 13 „ein Nichts" = 251,2.

Klotz' Bibliothek hatte im 2. Stück 1767 S. 35 Fabers Anfangsgründe als „ein Denkmahl" bezeichnet, „welches Enkel noch bewundern und segnen werden".

25. Breitenbauch schon in M. 192 verspottet.

59,31 „wir schrieben damals keine": die Hamburgische Neue Zeitung wurde 1767 begründet 34 „beydes . . . und" s. 47,9 60,3 in Weisses N. Bibliothek I 1765, 77—81 8 zu J. F. Schmidt vgl. 44,29 12 Milton und Klopstock, beliebte Zusammenstellung bei G.: 93,14, 99,30 20 „wäre das rechte Wort", vgl. 218,13, 345,31 32 diese Paranthese findet, wie auch andere Stellen der Rezension, ihre Entsprechung in No. 64 (264,26) 36 über Hubers Choix de poësies allemandes s. M. 192f. 61,13 „Genug von der kurzen Lebensgeschichte", vgl. 120,12, 175,17 25 Tadel der zusammengezogenen zweisilbigen Wörter wie 135,10 34 „ein anmuthiges Gemengsel", vgl. (kurz vorher) 59,10 „alles steht hier untereinander" 62,20 „weil sonst kein Epigramm daraus geworden wäre", vgl. 40,11 „aber was wäre aus seiner Vorrede geworden?" — Ein ganz ähnlicher Fall 383,22 63,11 das Zitat ist 268,20 wiederholt. Unter Breitenbauchs Gedichten ist eines an Klotz gerichtet.

Aus dem 2. Hyp: „Ich habe Mannspersonen gekannt, deren Nerven so zärtlich und leicht zu bewegen waren, dass eine bukolische Tirade von Herrn — in ihnen Anfälle von convulsivischen Zuckungen hervorbrachte" (S. 33). „Ein krampfigter Steckfluss in der Lunge, als Herr Ohluf Jernstrup die moralischen Alexandriner und Oden des Herrn von Br--ch ablas" (S. 37).

26. Durch 384,25 für G. bezeugt.

G.s Entrüstung über die Herausgabe der Briefe ist natürlich gespielt und die tändelhafte Ausdrucksweise (63,34 „man hänge ihn in aller Geschwindigkeit“) im Tone des Jacobi-Gleimischen Briefwechsels gehalten.

63,29 „im Vorbeygehn“, s. 17,14   64,1 Nach No. 44 des Briefwechsels, Gleim an Jacobi den 6. Dezember 1767   6 direkte Anrede. „Scapin“, vgl. 146,32, 166,12, bes. 264,11   15 „eine schöne Sache um die Erfindung der Striche“, vgl. 34,8 ff.   27 „Chaulieu und Gresset“ später (338,19) ironisch gebraucht   30 „simpel, naiv und reizend“, s. 8,9   32 Auch die Lippertschen Gemmen geben später (339,8) nur Anlass zu beissendem Spott   36 im 46. Briefe, Gleim an Jacobi, 10. Dezember 1767   66,7 M. 89 ff. loben die Karschin.

Später änderte G. seine Ansicht über den Gleim-Jacobischen Briefwechsel, s. 264,12, 384,25.

Die unbärtigen Jünglinge (374,34), die taumeln, sich mit Rosen kränzen, hinter phantastischem Witze herlaufen, sind wahrscheinlich auf die anakreontischen Korrespondenten gemünzt.

27. 67,21 „unter der Kappe gelacht“ Gallicismus   34 „Galimathias“ desgleichen (= 117,25)   68,1 Auf diese Stelle spielt 111,13 an: (Lessing) „mag sicher darauf rechnen, seinen Namen bald in irgend einem neuen verbrennlichen Romane (Voltaires) an der Seite des Schottländers Home prangen zu sehen“ (vgl. 67,27 „der Schottländer Home“)   5 Der Schlusssatz sucht ganz in G.s Weise den Gesamteindruck des Werks durch aneinandergereihte Adjektiva zu vergegenwärtigen. — „Um schliesslich noch überhaupt Etwas von dem Werth dieses Buchs zu sagen“, vgl. in der nächsten Rezension 70,30 „Ueberhaupt kann man nicht sagen“.

28. 68,13 „Wir hätten . . . längst anzeigen sollen“, vgl. 233,37, 306,5   16 „mehr Naivität des Ausdrucks als des Sentiment“ (Sentiment, eines der in M. am häufigsten gebrauchten Fremdwörter, ist aus Home herübergenommen)   19 „um zu verhüten, dass Andre . . . nicht misbrauchen“, vgl. 377,28 „Wir erinnern dies blos der Nachahmer wegen“   21 „Der Einfall . . . gefällt uns;“, vgl. 98,28 „Der Versuch . . . gefällt uns nicht;“   69,4-6 aus der dritten und ersten

Romanze von Gleim   9 „so artig sie auch erzählt sind", vgl. z. B. 361,12 „so reich sie auch seyn mag", 387,23 „wie reitzend auch die Dinger tändeln mögen"   12 Inkongruenz des Stiles auch an Dusch getadelt 136,22; an Ramler 83,14   24, 30 Die Verse mit Gemälden verglichen; so auch M. 120,32 „eine vortreffliche Groupe im Geschmack des le Brün"   70,5 „Was kündet uns dieser Anfang an? nicht folgende Züge", vgl. 262,18 „was sollte man nicht erwarten? — Gewiss nicht die abscheulichen Reime . . ."   24 „wir möchten fast sagen", s. 3,23, 40,33, 58,6   32 Also es fehlt ihm das Charakteristische, das Individuelle, nach Hamann, G., Herder eines der Hauptmerkmale des Genies. Ähnlich über Wieland 366,32 „er hat auch nicht einmal seinen eignen Ton". Vgl. auch 70,30 „Ueberhaupt kann man nicht sagen", mit 366,28 „Ueberhaupt können wir nicht genug bedauren".

29. Die Übereinstimmung dieser Rezension mit der Kritik des Wielandschen Diogenes ist ganz auffallend; obzwar die Themen recht weit von einander liegen, lösen sie in G.s Geiste dieselben Gedankenverbindungen aus, wie sich an Zitaten und Wendungen nachweisen lässt.

71,10 „Die Schreibart noch kostbarer und geblümter als in den Fragmenten" (3,5 ff) vgl. 364,26 „sein Stil ist zu geblümt" (Wielandrezension)   25 vgl. 364,14 (Rezension über Diogenes)   26 Suphan 2, 291   72,5 „eine ganz neue Art zu wohnen", vgl. 118,30 „Baumeister von ganz eignen Gaben"   8 „und siehe!" Anpassung an den Stil des besprochenen Werkes (71,30, 31, 72,2 vgl. z. B. auch Herder 1, 350: „siehe! hier ist mehr, als Alciphron!")   16 „Geribbe" auch im Ugolino, 1. und 5. Aufzug, S. 8 und 57 der 1. Ausgabe von 1768; vgl. 7,10 „Bathos"   ,15 Das Zitat findet sich bei Lucian (ed. Fritzsch 2, 227) in *Πρὸς τὸν εἰπόντα, Προμηθεὺς εἶ ἐν λόγοις: ὀστᾶ κεκαλυμμένα τῇ πιμελῇ.* Es gehört zu G.s Lieblingszitaten, vgl. 363,36 (Wielandrezension!), 404,19. auch sonst in handschriftlichen Notizen; M. 331,4; an Nicolai, Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 65   18 „lichthell" = M. 38,9   23 „der Planmacher Abbt": auf ihn geht wahrscheinlich die Bemerkung M. 88,7 „Ich schreibe an keinen Briefsteller von der neuesten Litteratur; ich befürchte nicht, dass Sie die Fehler meines Plans zu hoch empfinden werden"   30 Suphan 2, 273   33 Ähnlich urteilt G. über die Geschichte 354,30   73,6 „eine Begeisterung, die im Grunde

so rühmlich ist", vgl. 92,$_{4}$ $_{13}$ Suphan 2, 258 $_{21}$ Herder: „Selbst können wir nicht vollständig darauf antworten."

30. Zu beachten ist die Aufeinanderfolge der Aufsätze in Stück 122, 123, 124.

74,$_{10}$ Und, wie das folgende Stück zitiert, „nichts setzt den Mangel des Genies so sehr ausser Zweifel, als wenn man vor einem Ziele, das man kühn zu erreichen beschloss, auf halbem Wege stehen bleibt", 78,$_{20}$ $_{22}$ „Colman, der beste itztlebende komische Dichter der Engländer" — wohl eine Erinnerung an die Worte des 12. Litteraturbriefes (Hempel 7, 110): „Colman, unstreitig itzt ihr bester komischer Dichter" $_{26}$ im zweiten Akt 75,$_{11}$ „Aufgewunden": wörtlich übersetzt („to wind up") $_{28}$ Lebhafte und anziehende Schreibweise wie in anderen Inhaltsangaben. Eine ähnliche Parenthese 53,$_{18}$, 199,$_{30}$ 76,$_{30}$ Klage über Raummangel.

31. 77,$_{1}$ Die Konstruktion ähnlich wie 112,$_{32}$, 182,$_{25}$ $_{2}$ „Unverschämtheit für Freymüthigkeit" = 112,$_{32}$ $_{4}$ „Taumel der Verfeinerung", vgl. 55,$_{3}$ $_{8}$ Humor und Charakter als Vorzüge des englischen Lustspiels auch 35,$_{28}$ gepriesen $_{9}$ „Verfall des französischen Theaters", s. 54,$_{25}$ $_{12}$ „sentimentvoll", s. 68,$_{17}$ $_{35}$ „Oroaker", 78,$_{4}$, $_{9}$ „Honeyoomb": ich habe die Namen unverändert gelassen, obzwar es nach einer Leipziger Ausgabe des Lustspiels (1828) heissen müsste: Croaker, Honeywood 78,$_{1}$ „niederschlagendes Mittel", vgl. 367,$_{30}$ „niederschlagende Ingredienzen" $_{19}$ der Satz Alemberts = 123,$_{7}$ $_{32}$ der Vorwurf und 79,$_{6}$ das Beispiel werden 167,$_{28}$, $_{31}$ wiederholt $_{10}$ Genüge thun, s. 33,$_{26}$.

32. 79,$_{13}$ Freude über eine neue Errungenschaft des deutschen Geistes wie 37,$_{4}$ (da allerdings etwas ironisch), 46,$_{5}$, 112,$_{1}$ 80,$_{1}$ „Kavate" = M. 342,$_{18}$ (Weilen hat „Cavatine" gesetzt s. M. CXLII) $_{21}$ „Welch ein Sujet!" vgl. 57,$_{13}$ $_{22}$ Sculptur . . . Musik, ähnlich in einem ungedruckten Briefe G.s an Bach $_{36}$ vgl. den Spott über hochtrabende Bilder oder ungewöhnliche Verbindungen 12,$_{7}$, 262,$_{23}$ u. a. $_{37}$ „will uns nicht gefallen" = 214,$_{15}$ 81,$_{15}$ Allerdings wollte aber G. das Rezitativ nicht als Gesang anerkennen (M. 332,$_{20}$) $_{20}$ „eine ihm eigne Art", vgl. 310,$_{12}$ „eine ihm eigne Wendung" 83,$_{14}$ „die Liebe einen Theil der Gottheit zu nennen, ist kein antiker Begriff"; ein umgekehrter Verstoss gegen die Stileinheit wurde 49,$_{3}$ getadelt 84,$_{28}$ „die Oeffnung des

Worts durch ein e“, s. 222,$_{28}$ 34 ganz ähnlich 130,$_{12}$ 85,$_{7}$ „Werk des Geistes“ = 168,$_{6}$ 11 „kalte Zeilen“, s. 34,$_{4}$ 12 „dem stummen Mädchen die erste Sprache beyzubringen, (ein beneidenswürdiges Geschäft für einen Liebhaber)“ — das ist der kurze Inhalt des Hypochondristen 20 Zweideutig: Ramler selbst war Grammatiker, s. No. 81.

33. 86,$_{16}$ „der falsche Schimmer“ = 37,$_{14}$ 18 „gezierte Wendungen“ = 166,$_{3}$ 19 „Gedänkchen“ = 120,$_{15}$ 21 „Spielwerk“ = 96,$_{23}$ 22 vgl. 38,$_{17}$, wo gegen Schönschreiberei geeifert wird 87,$_{5}$ „sein Witz stand ihm im Wege“, vgl 402,$_{37}$ (Lesart): „der bloss witzige Kopf“ 10 ff ein ähnlicher Vergleich 3,$_{5}$ ff („Treibbeet“ 87,$_{12}$ und „Treibhaus“ 3,$_{10}$) 25 direkte Anrede wie 89,$_{25}$ 27 „Die Natur hat auf den (französischen) Geschmack alle ihre Ansprüche aufgegeben“, — nicht anders der komische Geist, 54,$_{24}$ 34 „einige wenige ausgenommen“: auch 35,$_{28}$: „Molièren abgerechnet“ 35 „Lieblinge der Natur, die Griechen“, vgl. M. 15,$_{6}$ 88,$_{11}$ „nicht verdaute Gedanken“, vgl. 153,$_{16}$, 180,$_{5}$, 225,$_{31}$ 15 „Uns dünkt das Geschrey über das Versäumniss der alten Sprachen ziemlich unbillig“. In gleichem Sinne 170,$_{33}$, 269,$_{18}$ 22 „von den vollkommnen Gedanken . . . ein sehr unvollkommner Gedanke“, vgl. 111,$_{15}$ „jene einzige der . . . Vollkommenheit fehlende Vollkommenheit“; 349,$_{20}$ „undeutliche Begriffe von der Deutlichkeit“ 28 „der ästhetische Verfasser“ in ironischer Bedeutung wie 57,$_{21}$ 31 „Ohne Zweifel . . . ganz anders“, vgl. 265,$_{23}$ „Im Ernst . . . von ganz anderer Natur“.

34. Bereits vom Herausgeber der M. an vielen Stellen der Einleitung herangezogen.

89,$_{9}$ Direkte Anrede 90,$_{7}$ „Auch wir sind keine Verehrer der Litteraturbriefe“: 4,$_{25}$ ff. und M. 78—104 beweisen es zur Genüge 9 „die Aussprüche ihrer Verfasser für untrüglich zu halten“, vgl. 45,$_{23}$ „ein Machtspruch der Litteraturbriefe“ 17 „diese Verunglimpfungen machen (Bodmers) Natur wenig Ehre“; ähnlich 260,$_{34}$ 32 Inhalt durch Stichworte angegeben wie 113,$_{13}$ 34 „zun Liedern, zun Fabeln“ — Parodie auf Bodmers Stil (wie auch M 22—28), das ist die „Turlupinade“ (91,$_{7}$) 91,$_{5}$ „Geschmack aus Zürich“, vgl. 87,$_{31}$ „Pariser Geschmack“, 366,$_{23}$ „Leipziger, Hällischer, Erfurtischer Geschmack“ 11 „der Telemach gehört nicht in das Fach der Epopöe“: den Beweis führen M. 221,$_{8}$ ff. 20 „aus sichern Nachrichten“: G. war Klopstocks vertrauter Freund 33 Aeneis 9,774

34 „Die wichtigsten Gründe“ der Verteidigung Abbadonas werden in No. 40 geliefert 37 „Genüge thun“ s. 33,26 92,4 „diderotscher Enthusiasmus“, vgl. 238,8 „rousseauscher Enthusiasmus“, 316,18 „luthersche Begeisterung“ 6 vgl. 234,7 „Wer hat ein Herz, und muss sie nicht lieben?“ 24 von Naumann; 31 von Ramler 93,8 Durch Bodmers Noah wird im 2. Hyp. 49 folg. ein verweichlichter Kunstrichter geheilt 14 „Klopstock und Milton“ s. 60,12 25 „der Bauzner“ ist Naumann 29 „Trillers Opitzen“: an Lange schrieb Bodmer am 12. Sept. 1747: „Vielleicht kann ich Ihnen mit diesem Schreiben den gemisshandelten Opitz in der trillerschen Ausgabe überschicken; er ist nicht von mir sondern von Erlenbach“; „Popen der Kulmus“ — der Frau Gottsched Übersetzung des Lockenraubs 31 „Sündfluthen [Noah], Parcivals“ — Anspielung auf Bodmers Werke 94,2 Herders „ähnlicher Gedanke“ in der zweiten Sammlung von Fragmenten. Suphan 1,258: „Können wir die Morgenländer nachahmen?“ etc. 95,2 über den Beyfall der Leser vgl. 49,18, 168 21 „keine andre Begriffe, als die sie im Pater Bossu finden“, vgl. 199,8 „vermutlich weil irgend ein französischer Kunstlehrer so was behauptet hat“ 35 „Verpflanzung der Schönheiten“ vgl. 338,24 96,18 Den Grund gibt 161,16 an 30 Wohl auch gegen den Laocoon? 97,1 „innere Stärke“ = z. B. Zeitschrift für deutsche Philologie 23,48 (über Winckelmann, in einem Briefe G.s an Nicolai); = 110,36; 105,23 innere Kraft 2 „Zerstreuung des Mannigfaltigen“, vgl. M. 29,1 4 Über Verwandtschaft des Dramas und der Gemälde s. 74,5, auch No. 79 (über Ballett und Gemälde) wäre heranzuziehen 5 einen anderen noch wichtigeren Unterschied zwischen dem griechischen und neuen Drama erörtert 280f. 14 „muntre Mädchen, die beym Messias nicht gähnen“, vgl. 5,36, 349,22 18 „wenn man gähnt, so liegt die Schuld an dem Dichter, nicht an dem Inhalt“; — denn (111,23) „es kömmt der Stoff nicht allein in Betrachtung“; vgl. 259,30 „die Schuld liegt nicht an der Fabel, sondern an dem Erzähler“ 30 Auf diese Stelle beruft sich 119,36 98,1 von Dusch 25 „eine Uebersetzung . . . nicht für Kenner“; ebenso fragen M. 111,4: „Zu welchem Ende hat er translatirt? Zum Gebrauch der Kunstverständigen?“ 28 „Der Versuch . . . gefällt uns nicht“, vgl. 68,21 „Der Einfall . . . gefällt uns“ 30 Theorie der Unübersetzbarkeit 99,10 „Miltons Paradies gegen Racine gerettet“ — G. selber tut es 126,12 23 „Wir hassen sie nicht, diese Patriarchaden“ — Gallicismus 30 „(Klopstock), Milton“ — s. 60,12 100,3 von Dusch

16 „Wahrheit der Einbildungskraft ist untrügliche Wahrheit“ — vgl. das folgende Stück.

35. Durch inneren und äusseren Zusammenhang mit dem folgenden Aufsatze für G. bezeugt.

100,$_{27}$ „Man schreibt nicht mehr Bücher“ = 37.$_{16}$ 29 Der Verfasser der Reliquien ist Moser 31 „fliegende Blätter“ — ein Hamannscher Ausdruck (nach dem Buch Hiob 13, 25) 101,$_{4}$ Weitere „Anmerkungen“ in No. 36, 40, 46, 48 20 „Wie können sich die Kunstrichter denn berechtigt halten . . .“ s. z. B. No. 54 25 „Histörchen“ = z. B. 109,$_{15}$, 364.$_{31}$ 102,$_{3}$ Tattle, “a half witted Beau, vain of his Amours, yet valuing himself for Secrecy”, aus Congreves Love for Love 8 „Kunstrichter, die Etwas aus unvollständigen Erklärungen herleiten . . .“, vgl. 57.$_{35}$ 33 Ganz ähnlich 186,$_{26}$ 103 f. vgl. 192,$_{26}$ 104,$_{11}$ „als ob wir in einen Guckkasten sähen“. Schon Weilen hat auf die Verwandtschaft mit der Geniesprache hingewiesen (M. LXXI) 17 vgl. z. B. 56,$_{1}$, 282,$_{9}$.

Dass G. in der Theorie die Einheiten des Dramas verwarf, sie aber in der Praxis befolgte, könnte inkonsequent scheinen (s. Jacobs, Gerstenbergs Ugolino, Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XIV, Seite 64). Ich erkläre mir die Sache so. Einesteils war die Beibehaltung der Einheiten durch den besonderen Inhalt und Zweck des Ugolino geboten (Schilderung des Gefühlslebens), und zugleich wollte der Dichter, den Alten nachstrebend, so „simpel“ als möglich sein, denn „die Stärke der alten Künstler ist eine innere Stärke“ (96,$_{37}$).

Über die Einheiten hatte schon G.s Vorrede zur Übersetzung der Braut (von Beaumont und Fletcher) gespottet.

„Anmerkungen I“ liefern die Ergänzung zur Lehre vom Genie (M. Brief 20) und eine Erklärung zu fast allen Aufsätzen, die sich mit einem Drama befassen. Zur Theorie vgl. noch besonders No. 84.

36. Handschriftlich erhalten ist ein Gespräch zwischen Ohluf und Zacharias Jernstrup über dasselbe

Thema und mit denselben Zitaten; im Hypochondristen ist das Gespräch nicht verwertet.

105,18 s. 144,18 28 „Gepräge der Muse“ s. 344,25 32 über den Chor der antiken Tragödie vgl. 280f. 107,1 „die Griechen allein konnten in dieser Sache Gesetzgeber seyn“, vgl. 58,10 7 „eines der vollkommensten Stücke, der Philoktetes“, über ihn s. No. 51 25 „weil sie das Grässliche in andern Umständen keineswegs vermieden haben“; näher erörtert die Frage 186ff. 108,8 „einandermal“: G. ist dem Versprechen nicht nachgekommen.

Zur Vergleichung mit „Anmerkungen I und II“ setze ich eine Stelle aus der Vorrede zur Braut her (Seite 7—9):

„Ein allgemeiner Maasstab für das wahre theatralische Genie jeder Nation, und jedes Zeitalters fehlt uns noch gänzlich, und ist doch unentbehrlich.

Wir nehmen die Illusion mit Recht für den grossen Grundsatz des Drama an; darüber sind alle Dichter und Kunstrichter mit einander einig. Aber wodurch wird diese Illusion erreicht? durch Handlung? durch Zeit und Ort? diess war die Frage, die, ich getraue mirs zu behaupten, noch niemand zuverlässig beantwortet hat.

Ich berufe mich auf die Erfahrung eines jeden Zuschauers dramatischer Vorstellungen, ob er durch die scenischen Veränderungen, und die periodischen Sprünge der Handlung jemals in seiner Illusion ist gestöhrt worden? Niemand wird durch die Wahrheit der Handlung so sehr getäuscht, dass er darüber die Vorstellung des Schauspiels im Ganzen vergessen sollte. Die Abtheilung in Akte, Ruhepunkte, und hundert andre Umstände, müssen ihn wider seinen Willen daran erinnern. Was half dem Dichter der mühsame Mechanismus in dem äussern Baue seiner Fabel? Er konnte voraus sehen, dass er damit seinen Zweck nicht erreichen würde.

Aber alsdann stöhret der Dichter meine Illusion, wenn er durch irgend eine Schwäche in der Ausführung die Fortschreitung meiner Leidenschaften unterbricht, wenn er, eben da mein Herz anfieng, an einer rührenden Stellung Antheil zu nehmen, mich plötzlich in eine episodische oder gar contrastirende Handlung hineinführt, und mich alle Augenblicke durch die schlechte Anordnung des Pathos aus meiner Betäubung erwecket. Ob er mich von Rom nach Alexandrien oder von Alexandrien nach Rom versetzt, ist mir sehr gleichgültig, woferne er mir nur zeigt, was ich

zu sehen wünschte, und was meine Empfindungen befriedigen kann. Wenn die Wichtigkeit und das Interesse der Handlung beständig für mich fortwächst, was geht mich die Geographie der Oerter, was geht mich die Chronologie des Dichters an?"

Man sieht, G.s Ansichten gestalteten sich seit 1765 (aus diesem Jahre stammt die Vorrede zur Braut) noch radikaler und drangen durch die stärkere Betonung der „Illusion der Phantasie" darauf, mit dem dichterischen Werke unmittelbar mitzuleben und in ihm aufzugehen.

37. 109,15 „Histörchen" = 101,25 25 „im Ernst" = 230,21 110,2 Contes de Guillaume Vadé, p. 177, zitiert nach der Genfer Ausgabe von 1765 8 „Wir armes Publicum!" vgl. z. B. 329,6 „Armer Yorik!" 36 „innere Stärke" = 97,1 111,5 Das 108. Stück vom 9. Juli verzeichnete nämlich im allgemeinen Teile eine Nachricht über das neue Versailleser Riesentheater 7 — so, wie Bodmer auf seinen Noah, 93,9 9 „ein verwegner Deutscher" — natürlich Lessing in der Dramaturgie 15 „an der Seite des Schottländers Home" — Anspielung auf Voltaires Homme aux 40 Écus. 68,1 18 „jene einzige der Französischen Vollkommenheit fehlende Vollkommenheit"; ein ähnliches Wortspiel 88,23 und in der (in den Text nicht aufgenommenen) fraglichen Rezension über Denis' Ossianübersetzung 23 vgl. 97,18, 259,31 29 „kalt versificirt" vgl. 85,11 „kalte Zeilen" und im Gegensatz dazu 399,3 „Feuer der französ. Versification" 112,1 Befriedigung darüber, dass ein deutsches Produkt anerkannt worden, s. 79,13.

38. Über die erste Sammlung von Schmids Zusätzen s. No. 14.

112,17 „Fehler eines jungen Autors", vgl. 312,12 20 „Grobheit gegen Schriftsteller", vgl. was 272,35 über denselben Schmid gesagt wird 29 „aufblühende Köpfe", vgl. „aufkeimendes Genie" 35,32, M. 111,6 30 „Festigkeit" des Geschmacks (und des Stiles) bildet den Gegenstand handschriftlicher Aufzeichnungen G.s. 32 vgl. den Satzbau von 77,3, 182,25; „Unverschämtheit für Freymüthigkeit" = 77,2 113,2 Hempel 7,62. Vgl. „Kritikaster" 301,31, 338,11 4 „wie viel er noch zu lernen habe" vgl. 180,26, 298,30 11 vgl. 342,10 „viel zu früh entschieden" 13 vgl.

90,32 26 „wenn er diese Nachahmung gelesen hat“, vgl. 161,33 „Es wäre doch anmerkenswürdig, wenn er die Poetik nicht gelesen hätte“ 27 „brauchte er erst einen Vorgänger“, ebenso 39,19 „er (Schmid) hatte keinen Vorgänger“ 114,21 „dass ihm nun die Augen über die Schwäche der Berliner aufgegangen sind“ — vielleicht auch mit Bezug auf 45,23 29 „witzig seyn sollende“, vgl. 340,20 „lose seyn sollende“ 30 „Lieber wird es uns seyn“, vgl. z B. 359,22 „und vermuthlich noch mehr zeigen würde“.

Einer der Fälle völliger Übereinstimmung mit dem Urteil der Hällischen Bibliothek, die in der Eingangsrezension des ersten Stückes (1767, S. 6) festgestellt hatte: „Oft . . . ist Herr Schmid zu kek; . . . Oft hingegen staunt er wieder alles an, was ihm aufstösst. Und oft urtheilt er von sich selbst so bescheiden, dass man ihn nach allen den kühnen Urtheilen lieben muss, die er unter die ganze Schar der Autoren hinwirft.“ — Später gingen die Urteile über Schmid desto schroffer auseinander.

39. 115,14 „ein Mann, wie er“, s. 3,25 20 Berufung auf ein angeblich fremdes Urteil wie 11,11, 37,12 116,8 „Die Frage ist nicht, . . . sondern“, vgl 396,16 „Zwar ist die Frage hier nicht eigentlich . . . sondern –“ 13 „um uns nicht zu lange . . . aufzuhalten“, vgl. 363,5 22 „Wildheit der Charactere“, vgl. M. 15,4 „wilde Schönheiten“ 26 Über G.s Stellung zu den Einheiten des Dramas vgl. Anmerkung zu No. 35, 36 28 In Three Hours after Marriage, übersetzt im 2. Hyp Das Zitat lautet (S. 583): „den ersten Abend erregen sie (die Trauerspiele) das Mitleid der Zuschauer über den Autor, und den dritten Abend das Schrecken des Autors über die Zuschauer. Sir Tremendous Schauspiele, es ist nicht zu läugnen, erregen eine erhabnere Leidenschaft. — Erstaunen.“ 33 „Conrector Erlenbach“ (Bodmer), s. z. B. Langes Briefsammlung S. 161, 167 37 „characterisch“ = 166,25, daher Weilens Verbesserung in „charakteristisch“ unberechtigt (M. 214,9, CXLII) 117,1 In derselben Manier hatte G. in Weisses Bibliothek ein „Florilegium“ aus Bodmers und Hirzels Stücken angelegt (VII. 2,318 und VIII. 1,46); vgl. auch die Rezensionen über Hudemann und Weisse 10 vgl. 265,21 „einem chymischen Experimente“ 25 „Galimathias“ = 67,34 118,20 Auch 48,32 tadelt Anachronismen 30 „ein Baumeister von ganz

eignen Gaben", vgl. 72,$_{5}$ 119,$_{21}$ „Hier aber, was sind . . ." Gallicismus $_{36}$ „Und dass er sich nur ja nicht . . . berufe". vgl. 58,$_{8}$; „Sosius in seinem Archive" — 97,$_{30}$ 120,$_{9}$ Aeneis 4,1 $_{12}$ „Genug von der Hauptsache." vgl. 61,$_{13}$, 175,$_{17}$, 208,$_{14}$ $_{13}$ „Meteoren, Wortgepränge" vgl. 246,$_{5}$ $_{15}$ „Gedänkchen" = 86,$_{19}$ 121,$_{15}$ „Cento aus seinen Briefen"; 1. Hyp. 397 spricht von einem Cento Liebesverse, 2. Hyp. 137 ff. von einem Cento Romanenbriefe, M. 264,$_{9}$ von einem Cento travestirter Schönheiten $_{25}$ „Und du gehe hin und schäme dich" = 262,$_{37}$ $_{27}$ „politische Kälte", $_{29}$ „Frost", vgl. u. a. 34,$_{4}$ und bes. 359,$_{18}$ 122,$_{10}$ „O Wunde! Wunde!" vgl. 2. Hyp. a$_{3}$ (Einleitung) „o Helm! Helm!" $_{23}$ „die alte nordische Mythologie, die gewissermassen auch die alte deutsche ist": dieser für Klopstock und G. wichtige Gedanke ist 274,$_{6}$ wiederholt $_{35}$ „Es ist was Besonders an diesem Dichter", vgl. 126,$_{25}$ „Es ist ein grosses Kunststück an diesem Dichter" 123,$_{7}$ Das Zitat aus Alembert = 78,$_{20}$ $_{13}$ „zur Entwicklung des Knotens, aber gewiss nicht im Geiste des griechischen Drama", vgl. 107,$_{7}$ $_{32}$ Zum jäh abbrechenden Schlusse liefert besonders 6,$_{30}$ eine entsprechende Parallele.

Über Bodmers Politische Schauspiele urteilt der 2. Hyp. S. 37, nachdem die einzelnen Stücke als Mittel empfohlen worden gegen

„Herumziehende Schmerzen, krampfigtes Zusammenziehen, und plötzliche Empfindungen von Hitze und Kälte in den Muskeln und äussern Theilen des Körpers . . . (Julius Cäsar.) Mangel des Apetits, oder zu grosser Hunger mit Schwachheit verbunden, Aufschwellen, Brummen der Gedärme und Niedergeschlagenheit (Tarquinius.) — —; Schlaflosigkeit, Krämpfe, Zuckungen, heftige Schmerzen im Magen und den Gedärmen, der hysterische Knoten im Halse: — Pelopidas, ein politisches Schauspiel. Schon wieder ein politisches Schauspiel! Man sollte fast auf die Gedanken gerathen, dass bey diesen Schauspielen die Politick auf der einen Seite verliehre, was sie auf der andern gewinnt: besonders, da die angeführten Zufälle alle von der Art sind, dass sie die gefährlichsten Folgen haben können. Doch will ich meine unvorgreifliche Meynung Niemanden aufdrängen, am wenigsten aber den würdigen Herrn Verfasser dadurch gefährdet wissen, als dessen Ehre allzufest gegründet ist, als dass ihr, wegen einiger nicht vorhergesehener Folgen seiner Trauerspiele, Abbruch geschehen könnte."

39a. (S. 396)

396,10 „Wir rathen den Dichtern sonst eben nicht gerne, sich viel um die Aussprüche der Kunstrichter zu bekümmern, aber diessmal hätten wir es doch gewünscht." Ähnlich 366,36 16 vgl. 116,6 (in der Zeitung kurz vorher) „Die Frage ist nicht... sondern" 28 Joseph Warton (der ältere) 397,2 Von (Blin de) Sainmore ist u. a. Sapho à Phaon (1767) 3 Von (Gazon-)Dourxigné u. a. Héloïse à son époux 7 „wir schreiben den Artikel nicht für diese Herren, die ihn nicht lesen können", vgl. 247,29 10 vgl. 359,6 „ein Deutscher ahmt, wie gewöhnlich, einen Franzosen nach" 398,11 G. fällt es gar nicht ein, den Franzosen ernst zu nehmen. Dass Poesie und Musik eine willkürlich angenommene Sprache wäre, ist seinen eigenen Anschauungen so fremd, dass er es einer Widerlegung überhaupt nicht wert hält. S. über Poesie z. B. No. 85, über Musik M. 334 — Gesang als Ausdruck der Empfindungen 16 „Musik ohne Ausdruck" — der ja eines ihrer Hauptkennzeichen bildet (42,15) 22 „Prepon" = 55,33, 283,32 25 „Die Gattung kann sehr unschuldig seyn, aber nicht der Dichter", vgl. 97,18, 111,23, 259,30 32 „Ungezogenheit eines Bodmers" — Anspielung auf No. 39, in der Zeitung fast unmittelbar vorher 399,1 „Glückliche Stellen. denen nichts weiter fehlt, als dass sie am unrechten Orte stehen" — das ist nach M. 224,15 ff. ein Verstoss gegen die Klugheit des Genies.

2. Hyp. 54: „Herzklopfen. — Die bittern Mittel sind die vorzüglichsten. Wer es aushalten kann, der wähle sich unter den neuesten Heroiden, besonders wenn sie ins Deutsche übersetzt sind, diejenigen, die am schwersten heruntergehen."

40. Wörtlich in der Skizze zum Hyp. (404,33). Mit Klopstocks Messias hatte sich schon der 1. Hyp. eingehend beschäftigt, für Ariost hatten M. 40 gezeigt, „wie wenig es ihm nur geträumt hat, ein episches Gedicht nach Homerischer Form zu liefern". Zu Klopstock-Homer vgl. No. 54. — Sind auch die „Anmerkungen III", wie Weilen M. LV behauptet, eine direkte Nachahmung der Miltonkritik im Spectator, so wenden sie sich doch in manchem Punkte gegen Addison.

124,5 vgl. „Folgerungen eines Kunstwortes" 225,28; vgl. Addisons Worte: "Aristotle's rules for epic poetry . . . cannot

be supposed to quadrate exactly with the heroic poems which have been made since his time" (Spectator No. 273) 7 „homerisch, klopstockisch" s. 5,33 125,7 Verteidigung des Abbadona, vgl. 91,34 23 „die Kritik, oder vielmehr die Kritik der Kunstrichter", vgl. „Die Kritici, denn von der Kritik wollen wir abstrahiren" (Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,48) 36 „Hochweisheiten", vgl. 6,30 „Se. Herrlichkeit": „für blosse Allegorieen" hielt die Gestalten der Sünde und des Todes auch Addison, s. Spectator No. 273 126,12 Milton gegen den jüngeren Racine verteidigt, vgl. 99,10 21 wohl wiederum gegen Addison: "Another blemish that appears in some of his thoughts, is his frequent allusion to heathen fables" (Spectator No. 297) 25 vgl. 122,34.

41. 127,22 „die Veränderungen (der beiden Ausgaben) durchgehen": jedenfalls ein von Lessing angeregter Gedanke (19. Literaturbrief über Messias, Hempel 9,92). Auch die Hallischen Gelehrte Zeitungen (1767 II 226) hatten beide Ausgaben von Duschs Gedichten verglichen 128,15 der Unterschied zwischen Erzählung und Epos wird im 20. Briefe der M. ausführlich erörtert, M. 221. Telemach und Odyssee 16 „doch das soll uns nicht aufhalten", vgl. 18,30. 141,4, 177,34 27 „Kraft des Geistes", vgl. M. 224,4 „Kraft des Genies" 129,34 Über didaktische Poesie vgl No. 94 40 Auch in No. 32 zuerst das gute, dann das fehlerhafte hervorgehoben 130,10 „eine etwas kalte Rolle", vgl. 54,5 „eine etwas seltsame Rolle" und 54,6 „Ein ziemlich kalter Liebhaber" 11 Ein ähnlicher Vorwurf 84,34 32 „einen freyern Umlauf gewinnen", vgl. 359,8 „in Umlauf gebracht" 132,8 „selbst die besten Köpfe": auch in M. 104,34 wird Dusch einer der besten Köpfe genannt 16 „schöne Natur", vgl 360,31 133,25 „allzuhäufige moralische Betrachtungen", vgl. 70,29 26 „der Ton gar zu mürrisch", vgl. 139,14 36 „mehrere ... als nicht", Gallicismus 134,17 „und Moschus — ist ein Grieche!" vgl. M. 15,7 „aber ach! wer ein Grieche wäre" 24 „Doch es ist Zeit . . . zurückzukehren." „Ausschweifung", vgl. 156,5 „Digression nach unsrer Art" 135,10 Zusammenziehungen getadelt; ebenso 61,29 13 Aufzählung von Ursachen wie 7,21 22 „Rauhigkeiten" = 141,8, 222,28 29 metrische Bemerkungen: über kurze Silben vgl. 206,32, 333,1 136,15 „welches nur im Komischen gebraucht werden kann", s. 36,17 22 „erheben sich über den Ton des Gedichts", vgl. 69,12, 209,32 „ausser dem Ton des Stücks" 26 „fallen ins Possirliche", wie 85,14 137,2 „schielend" = 153,17, 380,37

42. $137,_{33}$ Der Übersetzer ist Bode; ein gleichlautendes Urteil über ihn s. $309,_{26}$ $138,_{2}$ der Gelehrte — Lessing $_{21}$ „unser Sterne“ $_{25}$ im 2. Teile, “The Passport. Versailles” $_{27}$ „seinen Shakespeare“, vgl. $162,_{31}$.

Es ist nun erwiesen, dass das Wort „empfindsam“ schon vor Lessings Ratschlag gebraucht wurde, u. a. kommt es auch M. $50,_{28}$ in einem Briefe Funks vor (s. Gombert, Beiträge zur Altersbestimmung neuhochdeutscher Wortformen, Strehlitzer Programm 1897). Vgl. auch $327,_{14}$, $362,_{34}$, bes. $335,_{17}$.

43. Durch $384,_{20}$ für G. bezeugt.

$138,_{32}$ Frage nach dem Titel eines Wielandschen Gedichts wie 362 f. $139,_{2}$, $_{18}$ Der 2. Hyp. bringt 610—625 die Übersetzung von „Gays Vorbericht zum What d'ye call it, einer Tragikomipastoralfarce“ $_{12}$ Hamilton als Wielands Muster, s. $367,_{4}$ $_{15}$ „P. R. in E.“ = Professor Riedel in Erfurt $140,_{18}$ „eine reiche Ader von Witz“, vgl. $310,_{15}$ $_{22}$ vgl. das Lob $47,_{27}$ $_{28}$ metrische Bemerkungen $141,_{8}$ „Rauhigkeiten“ = $135,_{22}$, $222,_{28}$

1769.

44. $142,_{15}$ „Wir müssen gestehen“ = $153,_{11}$, $208,_{29}$, $306,_{15}$, $392,_{18}$, vgl. $146,_{10}$ „dass wir gestehen müssen“ $_{21}$ „Caquets“ = $4,_{4}$, $36,_{21}$, 2. Hyp. 93 $143,_{5}$ vgl. $268,_{5}$ „recht sehr artig“ $_{24}$ „zum Gebrauch des gemeinen Mannes zu schreiben“, ebenso $360,_{3}$ $_{25}$ vgl. $36,_{31}$ „ganz anders eingerichtet“.

45. $143,_{31}$ vgl. die (gespielte) Entrüstung $63,_{24}$ $144,_{12}$ „Sie sind sehr dreist“, vgl. $265,_{3}$ „wir sind sehr dreist“ $_{18}$ „Wie aber? ist . . . nicht . . .?“ vgl. $105,_{18}$ „Aber wie? ist nicht . . .?“ $152,_{2}$ „Wie aber? sind nicht . . .?“ $146,_{9}$ „Es thut uns wirklich um Herr Langen leid“, vgl. $195,_{24}$, $272,_{13}$ „Es thut uns um den Verfasser leid“ $_{10}$ „dass wir gestehen müssen“ s. $142,_{15}$ „Wir müssen gestehen“ $_{29}$ „So viel haben wir nöthig gefunden . . . zu erwähnen“ = $268,_{17}$, vgl. $247,_{17}$ $_{32}$ „Scapins unter den Briefschreibern“, s. $64,_{5}$; „— nicht . . . sondern —“ in Parenthesen wie $171,_{16}$ $147,_{14}$ Über Gleims „Briefchen“ s. No. 26. Ganz anders klingt dasselbe Wort $264,_{12}$ $_{15}$ Henzis Ode wird von Bodmer (Langes Brief-

sammlung S. 146) angekündigt: „Die Ode ... ist von einem Schweizer, den ich Ihnen künftig bekannt machen will, weil ers verdient. Sie hat vor fünf Jahren sollen gedruckt werden, wenn es die Censores nicht verhindert hätten, weil sie fürchteten, andre Potentaten möchten sich durch die Zeilen beschimpft finden: Ihr andern Könige, bleibt immerhin Colossen — Ich habe nur ein paar Aenderungen darinnen gemacht" 17 „Friedrich des Zweyten (Königs von Preussen)": Zum Unterschied von den dänischen Königen 19 Doris ist Langes Frau Anna Dorothea. Die Satire gegen das Frauenzimmer mag von Waser sein (s. S. 145 der Sammlung); „Gernwitz" = 167,$_{1}$. 359,$_{18}$ 20 „Parodie auf eines der elenden Gedichte, die Ihren grossen König besingen: doch das Wort schickt sich nicht: beheulen, soll es heissen" — schreibt der unbekannte Verfasser S. 313 der Briefsammlung 33 Hagedorn vom Reime: S. 206 von Langes Briefsammlung 148,$_{2}$ Über Hagedorns Ausdrucksweise s. M. 195 und folgende 5 Hagedorn schreibt: „un cœur bienfait"; Langes Sammlung 210. Der Gebrauch der lateinischen Lettern 262,$_{5}$ und 330,$_{25}$ des Neudrucks getadelt 31 Langes Sammlung 210. Doch mag es als Scherz gemeint sein, daher G.s Erbitterung nicht recht begreiflich.

46. Mit kleinen Abänderungen unter die Tischreden Ohluf Jernstrups aufgenommen (2. Hyp. 488 ff.); und zwar ist dort ein Auszug aus der Rezension gegeben. Die beigefügte „Anmerkung" ist belanglos. — S. auch No. 86 und No. 99. — Die „Wissenschaft", d. h. die Zurückführung auf allgemeine Begriffe schätzt G. neben der künstlerischen Praxis am höchsten. Ähnlich Mendelssohn über die Wissenschaft im eigentlichen Sinne (vgl. den 10. Literaturbrief): „Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit, sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den grossen Geist, den wahren Helden der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten." — Dass G. die „Kunde" verpönte, ist für ihn als Mann des praktischen Lebens und als Verkündiger der Allmacht des Genies bezeichnend.

150,19 2. Hyp. 490 nennt ausser Mengs den Maler Richardson. Zu Poeten und Philosophen vgl. 402,32 151,27 „In Göttingen ... Kathederbenennungen ... scholastischer Dunst“ – gegen Kästner? Vgl. die Anmerkung zu 359,10 und 377,7 Dann liesse es sich schwer mit 17,25 vereinigen 32 „Allgemein leicht ist allgemein schlecht“ (2. Hyp. 492) 152,2 Zum Tonfall vgl. 144,18.

47. 48. G. als Autor der „Anmerkungen“ (No. 48) daher auch als Autor von No. 47 erwiesen: 156,5 bildet den Übergang von einem Stück zum andern.

153,5 „Klopstock im Nordischen Aufseher“, und zwar im 49. Stücke 11 s. 142,15 18 „unverdaute Sätze“, vgl. 88,11, 180,5 21 „wie sollen wir sie gleich nennen?“ vgl. 3,23 154,8 „Es hat Kunstrichter gegeben“, jedenfalls G selbst: 9 „einen gewissen allgemeinen Geschmack“, vgl. M 3,1 „Der wahre Geschmack ist ein einziger“; 10 „das Schöne in den Werken ganz verschiedner Zeiten und Völker“, vgl. M 3,5 „Die Einheit der Grundsätze ... erweitert den Gesichtskreis über das Genie aller Zeiten und Völker“; 14 „Shakespear, Homer, Spenser, Ariost“: Mit Shakespeare beschäftigt sich der wichtigste Teil der M. (Brief 14–18), mit Spenser und Ariost der 2. und 4. Brief, und an Homer beweist der 20. Brief die Sätze vom Genie 18 Ebenso unterscheiden M. 218,15 eine idealische und eine äussere Schönheit 155,1 „Homer, Shakespear, Klopstock“ — für G. die Grössten unter den Grossen 156,5 „Digression nach unsrer Art“ — die „Anmerkungen“ 19 „In den zweyten und dritten dieser Fehler“, vgl. 339,15 „Das letzte, und nebenher auch das erste und zweyte“ 157,18 „die Natur in ihrer geheimsten Werkstatt zu belauschen“ = M. 224,24 158,17 „Patagons, wie sie von Reisenden beschrieben werden“: G. denkt wahrscheinlich an John Byrons Reisebeschreibungen, aus denen auch Wieland schöpfte, s. z. B. „Beyträge zur Geschichte des Verstandes“ 1,209 36 vgl. 343,16 „Phantasie im allereigentlichsten Verstande und als Kunstwort“; M. 217,3 159,6 Zur Unterscheidung zweier ursprünglich gleicher Begriffe vgl. No. 58 und No. 81; an dieser Stelle ist von einem besonderen Fall der „zusammengeflossenen Begriffe“ die Rede (334,7). Vgl. auch 336,14 die „feinen Unterschiede“ der Sprache 160,13 „der Absicht eines Zeitungsartikels zuwider“: Klage über Raummangel 32 „im gemeinen Verstande des Worts“, vgl. M. 217,14 „was Genie unter dem Volke heisst“ 161,3 Fast wörtlich M. 220,29: „Wo man sich kurz fassen darf, spricht

man zuweilen mit der Schule" 15 „Die Poesie hat es in ihrer Gewalt, alle Nebenbegriffe zu entfernen" — daher G.s Abneigung gegen „vermischte Schönheiten" (96,17); eine andere Folgerung des Satzes s. 193,15 33 vgl. 113,26

162,1 im Vorbeygehen, s 17,11 31 „ihren Horaz", s 138,21,27 163,11 „einfache Gegenstände sind ein Unding für unsre Sinnen" — daraus erklärt sich 161,19 34 „Schaum von der obersten Oberfläche abgeschöpft", vgl. 54,29, 179,19

164,10 „so seicht sie denn auch seyn mögen", s. 387,23 21 vgl. 175,12 165,4 Das wurde gegen Klopstocks Messias vorgebracht 19 Über Journale s. 2. Hyp. 563: „wenn Sie das Stück beybehalten, so geben Sie Acht, was die Journale sprechen werden. — Ich zitterte. Ach! Die Journale!" 26 darauf bezieht sich 198,1 28 Gemeint sind Klotz' Anhänger 166,3 „gezierte Wendungen" = 86,18 4 „Machtsprüche" = 39,35, 45,23, 198,36, 226,7 11 „wie ein Litteraturbriefsteller mit seinem guten Freunde", s. 182,28 12 „Scapin", s. 64,5 19 „Klassische Schriftsteller", s. 4,25 22 „Johann Jacob" hiess neben Bodmer auch Rousseau 25 „characterisch" = 116,37, M. 214,9 (siehe M. CXLII) 167,28 „englische Schauspieldichter — Euripides", genau so wie 78,32 und 79,4 168,6 „ein Werk des Geistes" = 85,7 11 vgl. 49,18, 95,1; „des besten, oder des schlechtesten Theils des Publicums", vgl. 204,8.

Riedels Antwort auf G.'s Kritik s. in der Anmerkung zu No. 83. — 2. Hyp. spricht in einer Note auf S. 467 von den „scharfsinnigen Briefen über das Publikum."

An Gleim hatte G. bereits am 2. Dezember 1768 geschrieben (Morgenblatt für gebildete Stände 1817, Sp. 99):

„Von Hrn. Riedel hab' ich eine grosse Idee gehabt, bis ich seine Briefe ans Publicum las. Ich hab' ihn allenthalben als einen Kopf angekündigt, der uns künftig Ehre machen würde: Klopstock kann mirs bezeugen: und damals hielt ich ihn für einen weit hitzigern Gegner von mir, als ich ihn in den Briefen gefunden habe. Nichts von der faden Lebhaftigkeit seines Styls zu sagen, wie viel muss er noch lernen, eh' er nur die Hälfte seiner Urtheile berichtigen kann! Was sagen Sie dazu?"

49. 169,20 „Barbarey" = 231,9 23 „mit zwey Worten" = 199,2 25 „nicht wie —" ergänze: Klotz 170,5 G. hatte ein reges Interesse für Musik 27 „ohne Künstler-

einsicht kein gründlicher Antiquar" — das hat G. aus den Antiquarischen Briefen gelernt 33 „ungerechter Vorwurf, dass die alte Litteratur vernachlässigt wird"; dasselbe sagt 88,15, 269,18 171,7 „Man fängt an einzusehen", vgl. 226,9 269,2 8 „man muss Werke des Genies niemals in Uebersetzungen lesen"; denn (M. 95,22) „Es giebt keine Uebersetzungen von Original-Poeten, die sich lesen lassen" 11 „diese richtige Vorstellung", vgl. die Äusserung von 39,15, dass die Deutschen den Ausländer übersetzen, nicht germanisieren 16 „(nicht . . . sondern)" vgl. 146,32 20 „beydes . . . und" s. 47,9 35 „So lehrt es die Erfahrung", vgl. 150,22.

50. G.s Verfasserschaft ausser allem Zweifel, da No. 83 auf die Verteidigung sowohl der Philosophischen Bibliothek als auch der Briefe über das Publicum antwortet.

172,9 vgl 15,31 13 Erwartung vor und Enttäuschung nach dem Lesen wie 262 26 „Desto besser . . . desto schlimmer", vgl. 305,33 173,2 Was er bei Riedel vermisst, findet G. in hohem Grade bei Herder ausgebildet; man vergleiche: 6 „sich in das System hineinzusetzen wissen", und 198,22 „sich in die Seele hineindenken"; 7 „auf die Natur hinführen, wo die Idee genommen ist", und 198,27 „mit dem wahren Urbilde seiner Schönheit in Uebereinstimmung bringen" 14 „sonst kauet er wieder", vgl. 403,15 175,12 vgl. 164,21 17 „Genung von der Willkühr." s. 120,12 32 „Mischmasch", vgl. „Galimathias" 117,25 176,28 „Gepräge derselben" s. 344,25 177,3 Den sensus communis als Gefühl zu bezeichnen mag bei Riedel ein von Hume angeregter Gedanke sein: nur ist „Gefühl" nicht der richtige Ausdruck für jenes gewisse Etwas, wodurch sich der Glaube (die Überzeugung) von der Fiktion unterscheidet, auch Humes Sprachgebrauch ist schwankend: feeling or sentiment (Treatise 3,7–8; Enquiry 5,39). G. war nicht Humes Anhänger, übersetzte vielmehr des schottischen Philosophen Beattie Essay (Copenhagen u. Leipzig 1772), wo Hume bekämpft wird und wo viel von common sense die Rede ist. (Interessant durch ihre Leidenschaftlichkeit und zugleich durch ihre Unentschiedenheit ist Herders Stellungnahme zu Hume und Beattie — s. Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Deutsche Literaturdenkmale 7,553.) — Vgl. auch 178,29 „Empfindung als Kennzeichen der Wahrheit" 28 „Wenn er aber hinzusetzt" = 191,35 37 „einfacher Begriff": der ist ausserdem „ein Unding" (163,13) 178,11 „Kenntnisse

auf Empfindung gegründet — Wehe der Philosophie, wenn jeder Phantast ...“; der Vorwurf erinnert an den 49. Literaturbrief gegen den Nordischen Aufseher (Hempel 9,186); aber gerade dieser Brief erregte G.s Unzufriedenheit (M. 100 ff.). — Vgl. auch 179,$_{4}$ 179,$_{18}$ „Welche Verwirrung ...!“ vgl. 336,$_{31}$ $_{19}$ „philosophischer Schaum“, s. 54,$_{29}$ 180,$_{5}$ „noch nicht verdaute Begriffe“, s. 88,$_{11}$ $_{18}$ „Wir andern Philosophen“, Gallicismus $_{19}$ „nichts wirkliches aus dem möglichen herausfinden“; ähnlich 402,$_{25}$ $_{26}$ „Wie sieht es noch in dem Kopfe aus“ = 298,$_{30}$ $_{35}$ „Stärke, Reichthum der Sprache“, s. No. 91 181,$_{20}$ „da wir doch beynahe noch keinen classischen Gebrauch haben“, s. 4,$_{25}$ 182,$_{3}$ „wir haben einen Kunstrichter Kunstrichtern wollen“, vgl. 2. Hyp. 562, „strenge, gründlich und spashaft bekunstrichtern“ $_{13}$ „Nun urtheilen sie dreist über Männer, die ihre Lehrer seyn würden“, vgl. 113,$_{2}$ $_{21}$ „Leutgen“, 190,$_{24}$ „Leutchen“ $_{25}$ vgl. 77,$_{2}$, 112,$_{32}$ $_{28}$ „es waren ja Briefe an einen Freund“: ebenso 166,$_{12}$ 183,$_{5}$ Die Chiffer „P“ wohl ganz willkürlich gewählt, wie 15,$_{21}$ „Tt“.

Über den 3. und 4. Band der Philosophischen Bibliothek urteilt No. 83.

51. 52. Einen strengen Beweis für G.s Autorschaft vermag ich nicht zu führen, doch glaub ich auch hier die positiven Zeugnisse durch die Fülle der inneren Gründe ersetzen zu können. G.s Untersuchung der Herder-Lessing-Winkelmannschen Streitfrage war, soviel ich weiss, bisher ganz unbekannt.

183,$_{17}$ Herder (Suphan) 3,7 $_{28}$ „um Andern eine unangenehme Stunde zu machen“ = 289,$_{29}$; aber siehe auch Anmerkung zu 271,$_{28}$ $_{32}$ „ein schätzbarer Mann.“ vgl. 50,$_{5}$ „Ein brauchbares Buch.“ 184,$_{8}$, $_{27}$ Suphan 3,7 $_{28}$ G. selber urteilt über den Stil des Laocoon (an Nicolai 31. Januar 1767, Zeitschrift für deutsche Philologie 23,48): „Ich pflichte Ihnen bey, dass Lessing in seiner Prose einzig ist: aber nicht in Absicht auf die Festigkeit des Stils, und so, wie Sie es nehmen, nur im Laokoon ... Der Mann Lessing, der Verfasser des Laokoon ist ein unvergleichlicher Scribent.“ Ebenda auch Lob Winckelmanns 185,$_{5}$ Suphan (3,12): „Betrachtung“ statt „Beobachtung“ 186,$_{2}$ Mit Sophokles' Philoktet war G. vorzüglich vertraut und zergliederte ihn in einem handschriftlichen Aufsatze, der aber nicht, wie Weilen M. CXXXVI. vermutet, in die Zeitung aufgenommen wurde $_{5}$ Suphan 3,13 $_{21}$ „*Παπᾶ*,

παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ, παπᾶ Soph. Philoct." als Motiv einer Elegie im 2. Hyp. 210 $_{26}$ Ganz ähnlich 102,$_{33}$ „Und was soll man von den kleinen Theorieschreibern denken" $_{28}$ „um nur ihre elenden Kniffchen zu machen": derselbe Gedanke 49,$_{11}$ 187,$_{6}$ In der antiken Tragödie ist ja nach G. alles ins innere verlegt: innere Standhaftigkeit, innere Grösse — auch innere Stärke (97,$_{1}$) 188,$_{6}$ Lessing (Hempel) 6,29 189,$_{4}$ „bittersüsse Empfindung", vgl. M. 336,$_{5}$ „wenn Schwermuth mit angenehmen Empfindungen ... untermischt ist; und das sind gerade die wollüstigsten Augenblicke" $_{5}$ „piquant" = 18,$_{4}$, 338,$_{25}$ $_{16}$ Philoktet, Vers 825 190,$_{2}$ „Folgerungen aus einer blossen Speculation", $_{28}$ „Irrgänge der Speculation". Ein ähnlicher Vorwurf 19,$_{37}$, 23,$_{12}$: „die beschauliche, zu idealische Betrachtungsweise" $_{7, 11}$ „weichlich und zart, feines Nervensystem", vgl. 2. Hyp. an vielen Stellen, auch M. 14 f. $_{14}$ „die Euripidische Beschreibung von der Verzehrung der Korinthierinnen in den Flammen": Der 2. Hyp. erzählt S. 47 von einem „jungen hoffnungsvollen Kunstrichter [Herder?], dem die traurige Beschreibung von den verbrannten Korinthierinnen in der Medea des Euripides allzu grässlich und unverdaulich gewesen war" $_{24}$ „Leutchen" = 182,$_{21}$.

Die Polemik richtet sich hier nicht bloss gegen die kritischen Wälder, sondern auch gegen Lessing, welcher sich im Briefwechsel mit G. (Hempel 20 I, 267) dahin ausgesprochen hatte, physisches Leiden sei wohl grässlich, aber nicht tragisch. Wenn 189,$_{32}$ körperlichem Schmerze das Recht zuerkannt wird den Hauptgedanken eines Dramas zu bilden, so ist es eine Apologie nicht sowohl der antiken Tragödie als des Ugolino. — Über die Stellung der Rezensionen zu G.s Dichtungen vgl. u. a. die Anmerkung zu No. 71.

191,$_{30}$ in der Zeitung der sinnstörende Druckfehler: „streitende Diana" $_{35}$ „Wenn er aber hinzusetzt" = 177,$_{28}$ 192,$_{14}$ Suphan 3,77: „müsste" $_{26}$ über die Schöpferkraft der Phantasie vgl. 104; auf ihr beruht die ganze Lehre von der Illusion. 193,$_{2}$ „Das ist der grosse Fehler" = 29,$_{2}$ $_{3}$ „aus der Natur der Seele beweisen wollen, ohne die Natur der Seele hinlänglich zu kennen" Dasselbe M. 217,$_{18}$ „warum verlangen Sie etwas von mir zu wissen, was ich und niemand Ihnen sagen kann, so lange unsere Psychologie sich noch mit der Oberfläche der

Seele beschäfftigen muss? . . . da wir doch über den innern Mechanismus der Seele in der blindesten Unwissenheit tappen.“ Mangel an Erfahrung, aber auf anderem Gebiete, auch 57,23 6 „als dass wir nun schon so synthetisch verfahren könnten“; denn das „synthetische Herabsteigen setzt ein analytisches Hinaufsteigen voraus“ (402,24) 15 „die Poesie weiss besser als irgend eine andere Kunst mit ihren Zeichen das Widrige eines Bildes in Schatten zu verhüllen“; denn „die Poesie, welche durch Zeichen wirkt, . . . hat es in ihrer Gewalt, alle Nebenbegriffe zu entfernen“ 161,12 29 Zu jener Zeit war Meinhard bereits tot († 1767) 194,29 „eine ganze Gegend unsrer Ideen“, vgl. 58,5 „Grundstück in der menschlichen Seele“.

Trotzdem war auch G. ein Gegner der beschreibenden Poesie. So empfiehlt der 2. Hyp. 52 „zur Reinigung des Magens gewisse Schilderungen, wovon man das Recept in den Berlinischen Litteraturbriefen findet.“ — Dass der Laokoon an G. nicht spurlos vorüber gegangen, erhellt aus einer Anmerkung, die unter den unveränderten Text des 1. Hyp. in der zweiten Ausgabe neu hinzugefügt wurde (2. Hyp. 547); die Anmerkung betrifft den Vorschlag, den Stoff des Messias in einer Reihe von Gemälden zu behandeln. Über anderweitigen Einfluss des Laokoon belehrt No. 79.

195,9 Kritische Wälder und Herder, vgl. 25 „unser Ungenannter“, 197,12 und die wunderliche Forderung 204,11 22 „Klotz besteht wie — —“ die möglichen Ergänzungen in Wanders Sprichwörterlexikon 1,339 24 „wer wird nicht Herrn Klotz bedauern“, vgl 146,10, 272,13 196,22 Suphan 3,271: „liebe, und kennen lerne“ 197,9 Im 13. Stück der Hallischen Zeitungen, vom 13. Februar 1769 21 Rehearsal, eine auf Dryden gemünzte parodistische Komödie, deren Hauptverfasser Villiers Herzog von Buckingham war (1672) 198,1 „Herrn Riedels weisen Vorschlag“ s. 165,26 3 „Kunstbegriff“ = 221,26 5 Denn die gewöhnlichen Kunstrichter sind unpoetisch (226,2) 7 „in unsrer Rangordnung der Kunstrichter“: Eine arithmetisch genaue Rangordnung der Dichter findet sich unter G.s Papieren als „Maasstab der Künste“ 19 „rechts oder links tadeln“ vgl. 209,15 „rechts und links lossprechen“ 21 Die Anmerkung zu 173,6 hat gezeigt, dass hier als Gegensatz zu Herder Riedel vorschwebt 30 „verfeinerte Gottschede“, vgl. 291,20 „Gottsched der zweyte“ 36 „Machtspruch“, s. 166,5 199,2 mit zwey

Worten" = 169,$_{23}$ $_{4}$ im 51. Antiquarischen Briefe (Hempel 13 II, 197) $_{9}$ vgl. u. a. 95,$_{21}$ $_{20}$ Suphan 3,192 $_{30}$ Parenthese wie 53,$_{18}$, 75,$_{28}$ 200,$_{25}$ Der sinnstörende Druckfehler der Zeitung: „unsers" nach Suphan 3,321 verbessert
202,$_{19}$ „mehr werth, als der ganze Batteux": wie wenig ihn G. schätze, s No. 81 $_{31}$ Auch hier spricht G. ganz in Herders Tone, wie schon für 72,$_{8}$ gezeigt worden. Man vergleiche nicht nur das unmittelbar vorhergehende (202,$_{28}$) sondern auch z. B 186,$_{5}$ $_{32}$ „mit Erlaubniss" vgl. 6,$_{28}$
203,$_{2}$ vgl. 217,$_{3}$ $_{20}$ „daher ist die deutsche Redensart, eine ansehnliche Mine, ein sehr bedeutender Idiotismus"; ganz ähnlich 335,$_{11}$ „Daher ist gleichsam ein lächerliches tautologisches Wort"; „Idiotismus" = 3,$_{22}$ 204,$_{2}$ „er darf fortfahren"; zum Tonfall vgl. 211,$_{12}$ $_{5}$ richtig heisst es „Compotores" $_{8}$ „der beste Theil des Publicums", s. 168,$_{11}$
$_{16}$ Die Fragmente besprach No. 1.

Die Feindseligkeit gegen Klotz zieht sich durch viele Aufsätze der Zeitung und des 2. Hyp. Selbst in die Beschreibung des grossen Hochzeitsmales auf Jernstruphof verirrt sich eine boshafte Anspielung auf Klotz, wo bereits der Spott über Jacobi mit hineinspielt (2. Hyp. 706): „Grotesk-Amoretten von allerley Form und Stellung: . . . [s. Anmerkung zu 339,$_{10}$]. Vielleicht veranstalte ich künftig eine ausführlichere Beschreibung von allen diesen Amoretten, als einen geringen Beytrag zu der G e s c h i c h t e d e s A m o r s, die wir einem der grössten Kenner und Beförderer des guten Geschmacks in Deutschland zu danken haben." — Klotz' Verhältnis zur Zeitung ergibt sich aus G.s Kritiken über Wieland und Jacobi, vgl. bes. Anmerkung zu No. 82.

Herder kannte G. nicht persönlich, wollte sich aber auf seiner grossen Reise im Sommer 1769 in Kopenhagen aufhalten. In G.s Nachlass fand ich folgenden Zettel [Johann Heinrich] Schlegels:

„Pour monsieur de Gerstenberg, capitaine de Cavallerie.

Ich habe von mehr als einem Orte Nachricht, dass Herr Herder, der berühmte Verfasser der Fragmente, Riga vor einiger Zeit verlassen hat, und entweder bereits in Kopenhagen ist, oder doch nächstens hier erwartet

wird. Haben Sie die Güte, liebster Herr von Gerstenberg, mir zu wissen zu thun, was Sie irgend hiervon in Erfahrung bringen. Ich empfehle mich Ihrer beständigen Freundschaft und bin aufrichtig

Ihr ergebenster Freund und Diener

Kopenhagen Schlegel.“
den 15. August 1769.

In Wahrheit hatte Herder bereits am 5. Juni Riga verlassen und befand sich Mitte August auf französischem Boden (Haym, Herder 1,314 ff.). Noch zu dieser Zeit war er aber, wie Schlegels Nachricht lehrt, blos als Verfasser der Fragmente (und nicht der kritischen Wälder) bekannt. — Dies zur Erläuterung von $204,_{11}$.

53. wurde der metrischen Bemerkungen wegen bereits von Redlich G. zugewiesen (Lessing, Hempel 20 II. 346). — Die „prosodische Abhandlung unsers grössten Verskenners“ ($206,_{35}$) sind die beiden Gespräche Klopstocks „Vom Sylbenmasse“, welche für Gerstenbergs Merkwürdigkeiten bestimmt waren und in der Fortsetzung erstem Stück erschienen (abgedruckt sind sie im 15. Bande der Back-Spindlerischen Ausgabe, 225 ff.). Im ersten Gespräche beweist Selmer a. a. O. 245, „dass die Stellung der einsylbigen Worte bisweilen ihr Zeitmass verändert.“ Schon in dem Aufsatze „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmasses im Deutschen“ (1756) und „Vom deutschen Hexameter“ (1769) hatte Klopstock seine prosodischen und metrischen Forderungen aufgestellt, die auch für G. massgebend waren. Über die letztere Abhandlung vgl. $226,_{27}$. — Belehrend für G.s Standpunkt ist, was er in Briefen an Nicolai zur Verteidigung Klopstocks anführt (Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,47 ff.) Die Vorwürfe gegen Ramler, der nicht die Klopstocksche Prosodie befolgte, wiederholt $333,_{2}$. Nicolais Urteil s. in Anmerkung zu No. 81.

204,29 „wahrer Nachdruck . . . schönste Kürze“ vgl. z.B. 8,24 „nachdrückliche Kürze“ 208,1 „Horrida tempestas“ — Epod. 13 2 „Pecti, nihil“ — Epod. 11 14 „So viel von der Versification.“ vgl. 120,12 „Genug von der Hauptsache.“ 21 vgl. 343,6 „mehr als blosses Gepränge von Philologie“ 22 beydes . . . und“ s. 47,9 27 „das Siegel des Vollendeten“, vgl. 318,5 „Mine des Unvollendeten“ 29 „Wir müssen gestehen“ s. 142,15 30 „Ton, Farben, Wirkung“ vgl. 358,26 (Lesart) „Composition, Ton und Farbe“

209,1 „gut und nützlich, sich von seinem Vergnügen Rechenschaft zu geben“, kann als besonderer Fall von 15,30 ff. angesehen werden 14 „Schwätzer unter den Kunstrichtern, vgl. „Schwatzhaftigkeit (der Kunstrichter)“ 225,27 15 „rechts und links lossprechen“, vgl. 198,18 „rechts oder links tadeln“ 17 „des eingeschränkten Raumes wegen“: Klage über Raummangel 19 Gedankengang der Rezension mitgeteilt wie 281,35 20 Od. 2. 19 32 „ausser dem Tone des Stücks“, vgl. 136,22 „erheben sich über den Ton des Gedichts“ 210,1 „welcher das Bild lachend macht“, vgl. 310,16. 34 6 „ist prosaisch“, vgl. z. B. 13,9 34 „mehr im Ton Pindars, als Horazens“, vgl. 257,34 211,12 vgl. 204,2

212,8 „antike Einfalt“, s. „Simplicität“ 15,32 214,1 „Entsetzlich hat im Deutschen von seiner Kraft verlohren“, vgl. 250,35 „wie se trouble im Französischen gemisbraucht wird“ 16 „will uns nicht gefallen“ = 80,37 35 „widriger marschmässiger Begriff“: Dies kann eine der Stellen sein, welche der Deutschen Bibliothek den Soldaten und den Paradeplatz zu verraten scheinen (1770, XVII, S. 264)

215,3 „Mercuri“ — Od. 3,11 216,13 „Donarem pateras“ — Od. 4,8 22 „Corrige sodes“ = M. 197,19 217,3: auch 203,2 sind (rhetorische) Fragen getadelt, in denen sich gezierte Lebhaftigkeit äussere 28 „Et soles“ — Od. 4,5

218,13 „ist das rechte Wort“ = 345,34, vgl. 60,21 219,6 Lichtwers Fabel Das Laster und die Strafe, 1. Buch, No. 7

220,19 „Originaloden“ — natürlich sind die Klopstocks gemeint 22 „schätzbarer Theil“ = 360,13 31-33 „Farbe, Ton, Wirkung“ wie 208,30 33 „. . . und ungleich wärmer die Wirkung“ — eine Inversion, in der sich „die Sprache der Empfindung“ ausdrückt (349,7). Vgl. dazu Herder 1,190 ff. 221,16 „die schöne Unordnung der Oden“ vgl. 403,36 „Die lyrische Unordnung“ 25 vgl. 370,30 und die Lesart dazu 26 „Kunstbegriff“ = 198,3 28 „wahre hohe Oden von einem einzigen unabgeänderten Gedanken“ — geht wieder auf Klopstock; oder auf Cramer? (s. No. 91) 31 „Ein andermal“: Das Versprechen, sich mit der Theorie der Ode genauer zu befassen, gibt G. auch im Conzept zu No. 91,

Lesart zu 370,30; eingelöst hat er es nicht 37 vgl. 276,22, 280,30 222,4 „an syntactischen Archaismen ist sehr viel bey Luthern zu lernen“, vgl. No. 91 5 „ewiglich“ s. 336,1 28 „ein eingeschobnes E“, vgl. 84,28; „Rauhigkeit“ = 135,22, 141,8 36 „ohne in das Platte zu fallen“; denn die Deutschen haben keine komische Sprache (36,14) 223,19 Also beide bleiben hinter ihrem Originale zurück wie 252,37 25 Logau war durch Ramler und Lessing herausgegeben worden 31 „Die Uebersetzung ist von einem Franzosen nicht schlecht“ vgl. 245,26 „eine so unoriginale Sprache, als die Französische“; auch M. 193,21

54. 224,21 Der dritte Band enthielt den 10. bis 15. Gesang 23 die Anfangsverse des 11. Gesanges 225,11 „den καλοις κ' αγαθοις zu Gefallen“, wahrscheinlich Anspielung auf 5,36 13 „die alte Topik, dass Klopstock nicht Homer, und Homer nicht Klopstock sey“ — den Gegenbeweis hat No. 40 geführt 23 „für heutige Christen“: auch hier muss man mit dem „veränderten Gesichtspunct“ rechnen (317,20) 27 „Schwatzhaftigkeit (der Kunstrichter)“ vgl. 209,14 28 „Folgerungen eines Kunstworts“ — nämlich des Kunstworts „Epopöe“, vgl. 124,5 31 „unverdauteste Modesätze“ s. 88,11 32 Anspielung auf Herders Fragmente? (5,19) 226,2 „unpoetische Kunstrichter“: daher das grosse Lob 198,5 7 „Machtsprüche“ s. 39,35. 9 „Man hat angefangen ...“ vgl. 359,36 „Da man also jetzt anfängt“; 171,7 „Man fängt an einzusehen“; 232,4 „... dass er angefangen hat ...“ 12 „eigne Bücher, die ins Detail gehen“; gemeint sind die Kritischen Wälder (No. 51, 52). — Auch Herder fordert eine eingehende Kritik des Messias (Suphan 1, 275) 21 „dass der Kunstrichter niemals mit dem Poeten in völlig gleichem Gesichtspunkte stehe“; in demselben Sinne fragt G.: „War die Sphäre ihrer (der Kunstrichter) Einsicht der Sphäre des Genies gleich? Das muss vorher geprüft werden.“ (Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,55); vgl. 304,4 27 „Vom deutschen Hexameter“ — Klopstocks Werke XV. 65 36 „geschwinde Entscheidungskraft“ vgl. 342,19.

55. Die erste Auflage derselben Lieder bespricht No. 5; daher ist hier nur von der Komposition die Rede.

227,28 „empfindsam“! (s. No. 42) 30 „mehr sein Herz als seine Dichtkunst“ — damit ist Weisse als Dichter ab-

getan 32 „Ein Deutscher Rousseau würde freylich ...“ vgl. 308,22 228,1: auch 29,10 findet die Moral derselben Lieder nicht immer am lautersten 9 „des angenehmsten Lohnes — nämlich der“; G. fällt aus der Konstruktion. Ich habe den Fehler nicht verbessert 13 „von einem Manne“: Scheibe (27,5) 37 „einige haben einen zu weiten Umfang der Stimme“ vgl. 41,10: „wenn der Componist der Stimme weniger Umfang zugetraut hätte“ 229,7 „ungerne gefunden haben“, vgl. 41,20 „nicht gerne gefunden haben“ — auch in einer Liedersammlung 25 „für ein Kind epigrammatisch genug“, vgl. 223,31 „von einem Franzosen nicht schlecht“ 230,20 „Aber im Ernste!“ vgl. 109,25, 265,23, 311,10, 318,26 26 G. war doch nur musikalischer Dilettant. „Ich bin zwar ein Erzliebhaber der Musik, aber kundig bin ich ihrer sehr wenig.“ (Zeitschr. f. deutsche Philologie 23, 58) 27 In Weisses Bibliothek hatte G. mit „B“ gezeichnet (V 2, 317, 334, 365). Dass er hier inmitten ungezeichneter Aufsätze zur Chiffer greift, ist allerdings merkwürdig; doch vgl. No. 50, 60, 66.

56. Münter zählte gewiss zu G.s persönlichen Bekannten.

231,1 „der sel. Telemann“: er starb 1767, sein Nachfolger in Hamburg war C. Ph. E. Bach 9 „Barbarey“ = 169,20 26 „wie gross der Vortheil für die Musik sey, wenn die Empfindungen, die sie ausdrückt, durch angemessne Worte bestimmt werden“ Ganz ähnlich an Nicolai (Zeitschr. f. deutsche Philologie 23, 58). 35 „allgemeine Verbesserung des Geschmacks in Deutschland“, vgl. No. 49 232,4 „dass er angefangen hat“, s. 226,9.

G. war trotz 231,25 ff. einer der eifrigsten Anhänger der Instrumentalmusik, wie der noch ungedruckte Brief an Ph. E. Bach ganz deutlich beweist. Vgl. auch den von Chrysander (Virteljahrsschrift für Musikwissenschaft 7, 1—25) mitgeteilten Versuch G.s, einem fertigen Klavierkonzerte Bachs nachträglich einen Text unterzulegen; an dieser Stelle bemerke ich blos, dass der Versuch, nicht wie Chrysander annimmt, den 80er Jahren angehört, sondern gerade der Zeit von G.s Rezensententätigkeit entstammt.

57. Durch 384,21 für G. bezeugt.

234,13 Auf diese „authentische Erklärung“ beruft sich 390,18 32 Bei Wieland (in der Auflage von 1780) steht „Schimärische“ 236,11 Noch schärfer wird der Wechsel in Wielands Gesinnung 389 f. verurteilt 36 vgl. 273,9, 351,15.

58. 238,8 „mit rousseauschem Enthusiasmus“, vgl. 92,4 „diderotscher Enthusiasmus“, auch 316,18; nicht blos der Enthusiasmus ist rousseauisch, wie das folgende lehrt 31 dagegen muss G. seiner Forderung 404,24 gemäss Stellung nehmen 239,2 „zwey oder drey“ = 35,26, 54,26 6 „beydes die Grundsätze und die Folgerungen“, s. 47,6 7 „Siegel einer unumstösslichen Wahrheit“ vgl. 208,27, 279,9 240,8 „eine reiche Erndte für zehn deutsche Theorieschreiber!“, — etwa die Faber, Riedel, Schmid 13 „keine menschliche Kunst, die mit der Natur eigentlich im Widerspruch stünde“. Ähnlich 189,6 „Und wo giebt es denn wohl eine Empfindung, die nur Nachahmung, und nicht Natur wäre?“ 27 „Gepräge seiner Natur“ s. 344,25 30 ff. Das Entwicklungsideal der Aufklärung, des Jahrhunderts der „Erziehung zum Menschen“. Vgl. 389,1. 242,31 „Ein Mann, wie er“ s. 3,25 243,6 Auch ein Ideal des 18. Jahrhunderts: Völkerverbrüderung, „europäische Centralisation“ 8 „neuere Politiker — Pedanterey“; G. war selbstverständlich über die politischen Ereignisse unterrichtet, schrieb auch Aufsätze, z. B. über Catharina der Zweyten Reglement fürs Gesetzbuch (176. Stück der Hamburg. N. Zeitung von 1768; wenigstens kündigt Claudius in einem ungedruckten Briefe an G. die baldige Sendung des Werkes nach Kopenhagen an) 14 „nicht sowol Gesetze, als —“, zu ergänzen ist wahrscheinlich: Kunst oder Künstler 32 „Addisons Staatssecretariat“: und auch in G. war Staatsmann und Dichter vereinigt 34 „Regner Lodbrog“ in G.s handschriftlichen Anmerkungen häufig citiert 244,5 Lessing plante eine Abhandlung über Musik 8 also nach G.s Terminologie: nach ihrer Kunde, Wissenschaft, Ausübung (vgl. 150,4) 10 die „angehängte Ode, the Cure of Saul“, findet sich in G.s Papieren abgeschrieben 17 Herder? vgl. 94,2. Aber Herder stand seiner theologischen Periode noch fern. Wohl Michaelis.

Trotz seiner Abneigung gegen Rousseaus Rückkehr zur Natur bewahrte sich G. das regste Interesse für die Völker mit primitiver Kultur. Das war ein Zug der Zeit, der schon in den „Tändeleyen“ Spuren zurückgelassen hatte (das Lied eines Mohren, vgl. 33,17

„für eine Indianerinn zu metaphysisch“), und der, zugleich mit eifrig betriebenen Studien des nordischen Altertums, einen interessanten dichterischen Versuch G.s zeitigte: das Fragment „Waldjüngling“ (abgedruckt in der bereits angeführten Monographie Jacobs' über Ugolino).

Man halte z. B. das Brownische Citat $241,_{16}$ ff. mit G.s Worten zusammen, die die Gestalt des Waldjünglings zeichnen! (Jacobs S. 135 f.)

59. $244,_{26}$ „Es kömmt nicht darauf allein an, ob das Original sorgfältig ausgedrückt sey“; vgl. $208,_{19}$ „nicht dabey stehen bleiben, . . . dass der Uebersetzer sein Original philologisch gelehrt begriffen, und in den richtigsten deutschen Ausdruck gekleidet habe“ $245,_{2}$ „Ganz vollkommen kann keine Uebersetzung seyn“ — Theorie der Unübersetzbarkeit $_{4}$ „Originalgedicht, wie der Messias“, vgl. die Aufsätze über ihn (No. 40, 54) und über Hermanns Schlacht $(279,_{12})$ $_{7}$ „Geschmack der Damen, und der Halbmänner . . . Weiblichkeit bei den Franzosen“, vgl. 77 $_{17}$ „à la françoise herabgeputzt“, vgl. $39,_{12}$ „der Franzos, der seine Originale so sorgfältig zu französiren sucht“ $_{26}$ „eine so unoriginale Sprache, als die Französische ist“, vgl. M. $193,_{21}$ „eintönige und seichte Bestimmtheit der Französischen Sprache“ $246,_{4}$ „sobald er sie unverändert in seine Muttersprache übertrüge“: $404,_{23}$ fasst den Gedanken allgemeiner und führt gleichfalls Shakespeare und die fränzösische Sprache als Beispiel an $_{6}$ „Meteor“ = $120,_{13}$, $276,_{12}$ $247,_{17}$ „So viel haben wir für nöthig gehalten, von ihrer Geschichte den Lesern mitzutheilen“, vgl. $127,_{10}$ „Ehe wir uns . . . einlassen, wird es nöthig seyn, von der Erfindung . . . zu sagen“; und fast wörtlich $268,_{17}$ „So viel haben wir nöthig gefunden, von einem Dichter zu erwähnen“; $146,_{29}$ „So viel haben wir nöthig gefunden, von der Moralität zu erwähnen“ $_{29}$ „wenn wir unsre Absicht dabey auf den Französischen Uebersetzer richten wollten“, vgl $397,_{7}$ $_{35}$ „der uns Deutschen so wichtige Originalausdruck“; auch der Charakter der deutschen Musik wird u. a. in Ausdruck, in sprechenden Ausdruck gelegt $(42,_{3,\,15})$ $248,_{5}$ Stellen aus der Uebersetzung zur Vergleichung gegen das Original, wie in No. 53 $_{22}$ 1. Gesang, Vers 130 (Deutsche Litteraturdenkmale 11,7) $249,_{6}$ Vers 140 $_{21}$ Die angeführte Stelle in parodistischer Weise verwertet wie $9,_{26}$, $34,_{20}$, $118,_{14}$, $280,_{21}$ $250,_{6}$ Vers 143 $_{15}$ „wie unähnlich einerley Idee

sich selbst werden könne, wenn sie aus einer Sprache in die andre verpflanzt wird"; 404,$_{23}$ gibt die Ursache an $_{35}$ „Wer weis, wie das se trouble im Französischen gemisbraucht wird", vgl. 214,$_{1}$ „Entsetzlich hat im Deutschen von seiner Kraft verlohren" 251,$_{1}$ „Schimmer der beyden Uebersetzungen", vgl 37,$_{14}$ $_{2}$ „ein Nichts" = 59,$_{13}$ $_{20}$ Vers 244 $_{32}$ „Nur noch eine einzige Stelle", vgl. 366,$_{9}$ „Und doch gerathen wir in Versuchung, noch eine Stelle abzuschreiben" 252,$_{14}$ Vers 264 $_{27}$ „wie weit sind beyde hinter ihrem Originale zurück!" vgl. 223,$_{17}$.

60. s. M. CXXVII. Den Titel habe ich aus dem Inhaltsverzeichnisse der Zeitung ergänzt.

Die Vorgeschichte des Aufsatzes:

Im 202. Stücke vom 20. December 1768 war eine grössere Partie des Messias abgedruckt mit folgender einleitenden Bemerkung:

„In dem 6ten Stücke der Hällischen Bibliothek befindet sich Seite 284—292 ein Fragment aus dem 18. Gesange der Messiade, welches die Entwicklung von dem Schicksale des Abadonna enthält, aber daselbst durch viele Druckfehler, die es oft ganz unverständlich machen, verstellt wird. Es ist dieses um so viel weniger zu verwundern, da gedachtes Fragment verschiedentlich im Manuscript herumgegangen, und vermuthlich nach einer fehlerhaften Abschrift dort abgedruckt worden. Wir rücken solches daher ein, wie es uns von dem Verfasser der Messiade, in dieser Absicht, zugeschickt worden, und wollen die corrigirten Stellen mit andern Lettern abdrucken lassen."

Klotz hatte gelegentlich dieses Abdruckes ausdrücklich bemerkt (Deutsche Bibliothek II. 6. 1768): „Es geschieht zwar diese Bekanntmachung ohne Wissen des Dichters: allein unsere Absichten hiebey werden uns bey ihm entschuldigen."

253,$_{4}$ „Es geschieht gänzlich wider unsre Neigung", vgl. die einleitenden Worte des 1. Hyp.: „Es geschieht wider meine Neigung". $_{15}$ „Gewinnsüchtige Buchhändler" = 395,$_{12}$

254,$_{1}$ Gemeint sind die „Fragmente aus dem 20. Gesange des Messias", die 1764 nur in 20 Exemplaren gedruckt wurden. Sie bildeten im Jahre 1767 den Gegenstand einer Auseinandersetzung zwischen G. und Nicolai (Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,47) $_{9}$ „Klotz sieht es nicht gerne, wenn sich Jemand ... bey seinen Druckfehlern aufhält" — An-

spielung auf die Antiquarischen Briefe. „Unsere Originalgenies“, klagte Klotz („F.“) im achten Stücke seiner Bibliothek S. 625, corrigiren jetzt unsere Schriften nach: und wehe dem armen Autor, wenn sein Setzer einen Buchstaben mit einem andern verwechselt hat!“ 19 Zur Elegie über Rothschilds Gräbern vgl. M. 105ff. 22 „hohe critische Weisheit“, vgl. 125,$_{36}$ „Hochweisheiten“ 33 „da es uns zu viel Raum wegnehmen würde“ 257,$_{9}$ „in einem Gedichte, wie das gegenwärtige“, s. 243,$_{37}$ 25 „in seiner Maculatur“, vgl. 271,$_{30}$ „Beyträge zur deutschen Maculatur“. Klotz wiederum nennt Nicolais Bibliothek „Allgemeine Maculatur“ (Hallische Zeitungen 1767 vom 30. Oktober, S. 691) und Gerstenbergs Schleswigische Litteraturbriefe „Beyträge zur Maculatur“ (1771 vom 14. Februar, S. 107).

Die Rezension oder vielmehr Berichtigung hatte nicht die beabsichtigte Wirkung. Klotz besass die Unverfrorenheit, im 13. Stück seiner Bibliothek (4. Band 1769, S. 185) eine „Nachricht“ folgenden Wortlautes zu veröffentlichen:

„Im 10. St. dieser Bibliothek sind einige Fragmente aus der Messiade eingerückt worden. Die Handschrift, von welcher sie abgedruckt worden, war nicht allein fehlerhaft, sondern auch unleserlich geschrieben. Wir sind daher den gelehrten Verfassern der hamburgischen Dumpfischen Zeitungen grossen Dank schuldig, dass sie sich die Mühe gegeben, und unsern Abdruck mit einer correctern Abschrift verglichen haben, so wie wir sie von unserer reellen Dankbarkeit zu versichern uns die Freyheit nehmen, wenn sie es sich gefallen lassen wollten, ihren wichtigen Arbeiten um das Reich der Gelehrsamkeit soviel Zeit abzubrechen, und künftig bey jedem Stück dies Amt eines Correctors über sich zu nehmen. Hier sind die von ihnen gemachten Verbesserungen ...“

Über Klotz’ Verhältnis zur Zeitung vgl. Anmerkung zu No. 82.

61. 257,$_{33}$ „Apophthegmata“ = 403,$_{18}$ 34 „mehr in Zinkgräfs als Plutarchs Geschmack“, vgl. 210,$_{35}$ „mehr im Ton Pindars als Horazens“ 258,$_{2}$ „Simplicität“ s. 15,$_{32}$ 259,$_{9}$ „manchem ehrlichen Zeitungsleser bey seinem Caffee“ — gegen Philister 10 „der keine angenehmere Neuigkeit, als eine recht blutige Schlacht kennt“ — und G. war Offizier! 15 „das Drama könnte sich dergleichen

Kleinigkeiten zueignen" — z. B. Ugolino, der ja eben ein Detail aus dem Kriege, und zwar gerade die Hungerqual zum Gegenstand hat 31 „die Schuld liegt nicht an der Fabel, sondern an dem Erzähler". Denn: (97,$_{18}$) „Ein für allemal: wenn man gähnt, so liegt die Schuld an dem Dichter, nicht an dem Inhalt"; und (111,$_{23}$) „es kömmt der Stoff nicht allein in Betrachtung" 260,$_{4}$ „Wie lange wird man die verschiednen Stuffen und Erkenntnissarten des menschlichen Geistes mit einander verwechseln!" — ein Vorwurf, der auch wider Brown erhoben wurde, vgl. 241,$_{32}$ 16 Bodmer spielt auf Lessing an 32 „das Alter hat seinen Eigensinn", vgl. 90,$_{25}$ über Bodmer 34 vgl. „diese Verunglimpfungen machen Ihrer Natur wenig Ehre" 90,$_{17}$, auch anlässlich einer Streitigkeit Bodmer-Lessing.

62. 261,$_{6}$ „eine Stelle in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" — nämlich M. 230,$_{23}$ ff. 9 „Dass er dies in Halle habe wagen können" — wo doch G.s Gegner Klotz herrschte 13 „die Stelle, die ihm in den fatalen Briefen so anstössig gewesen": Klotz citierte die Worte der Merkwürdigkeiten (M. 230,$_{29}$): „die Fabeln der Odyssee sind amusanter, reizender, lehrreicher und wichtiger, als die Fabeln der Ilias", und bemerkte hiezu: „Jedes dieser Beywörter hätte einen Beweis erfordert". (Deutsche Bibliothek 1768 I. 4,101.) So übersieht denn G. offenbar, dass gerade durch diese Bemerkung auch von Klotz der Ilias ein höherer Rang zugewiesen wird als der Odyssee 16 vom 26. December, S. 819, und früher schon auf S. 36 im 5. St. vom 18. Januar 20 „eine ihr eigne Wendung = 310,$_{12}$ 21 „wahrer antiker Geschmack = 280,$_{11}$, s. 8,$_{24}$ 22 Auf die Worte über Lessings Einfluss beruft sich No. 70 (296,$_{36}$).

63. 262,$_{5}$ „die lateinischen Lettern", vgl. 148,$_{5}$ 8 „auf einen unsrer berühmtesten Dichter zu rathen" — Gleim? 18 „was sollte man nicht erwarten? Gewiss nicht die abscheulichen Reime", vgl 70,$_{5}$ „Was kündet uns dieser Anfang an? nicht folgende Züge". Zum Stile des Aufsatzes vgl 172,$_{13}$ 23 „Ein Kinn, das von den Wangen fliest" — gegen dergleichen Bilder hat G. eine unüberwindliche Abneigung, vgl. 12,$_{7}$, 80,$_{36}$ u. a. 37 „Und Sie, gehn Sie hin, und schämen sich" = 121,$_{25}$ 263,$_{16}$ „wir sind noch nicht fertig", 17 „o Mottos und kein Ende", vgl. 313,$_{29,32}$, 365,$_{25}$ 264,$_{1}$ frei nach Catull 41.

„Ein Frauenzimmer, sagt man bekam, da sie die beliebten Gedichte der Venus Erycina gesungen

zum erstenmal las, sogleich heftige Ohnmachten, in denen man sie kaum von einer wirklichen Todten unterscheiden konnte.“ (2. Hyp. 34); vgl. 267,$_{8}$.

64. 264,$_{11}$ „Scapin“ = 64,$_{5}$, 146,$_{32}$, 166,$_{12}$ $_{12}$ „Briefchenarchiv“, nämlich Jacobi-Gleims Briefwechsel (No. 26). Noch 147,$_{14}$ über die „Briefchen“ lobend. Zum Meinungswechsel G.s vgl. noch 384,$_{25}$. „Jacobitchen“ = 329,$_{12}$. Vgl. Nicolais Allgemeine Bibliothek 1769 X. 1, 193: „Ist das liebe Jacobitgen (um Hr. Gleims eignen Ausdruck zu brauchen) glücklich?“ [„Lieben sollst du, du sollst lieben, Jacobitchen, oder mich!“ „. . . Ob Ihre Psyche mir gefällt, mein liebes Jacobitchen?“ im 29. und 30. Briefe der Jacobi-Gleimischen Correspondenz.] $_{14}$ „Gleim muss die Herren alle unter seine Flügel genommen haben“, vgl. Lesart zu 358,$_{28}$ $_{24}$ vgl. 328,$_{35}$ $_{26}$ Ganz ähnlich 60,$_{32}$ in der Breitenbauchrezension, welche, wie sich zeigen wird, in mehr als einer Hinsicht vorgeschwebt hat 265,$_{3}$ „wir sind sehr dreist“, vgl. 144,$_{12}$ „Sie sind sehr dreist“ $_{9}$ „Was zu thun?“ s. 36,$_{6}$ $_{10}$ „Glücklich der Kopf, der sich aus der Schlinge zu ziehen weis“, vgl. 339,$_{37}$ „der Witz weiss sich immer zu helfen“ $_{21}$ „chymisches Experiment“, vgl. 117,$_{10}$ $_{23}$ „Im Ernst . . . von ganz andrer Art“, vgl. 88,$_{31}$ „Ohne Zweifel . . . ganz anders“ $_{27}$ „Martin Scriblerus“ (von Rabener) = 394,$_{10}$. Ähnlich Schönaich (Ästhetik in einer Nuss, ed. Köster, Deutsche Literaturdenkmale 70 ff., 100,$_{10}$): „Swift würde dieses die kindische Schreibart nennen“. 267,$_{8}$ „Das heisst gar der Venus Erycina gesungen!“ s. den vorigen Aufsatz $_{12}$ „Grenadierlied“, Anspielung auf Gleims und G.s Kriegslieder (s. Anmerkung zu No. 71), mit denen das citierte Gedicht auch das Versmaas der Chevy-Chase gemein hat (vgl. 300,$_{17}$) $_{26}$ „Ha!“ — das Gedicht parodierend (267,$_{18}$) 268,$_{5}$ „Recht sehr artig“ = 312,$_{14}$ $_{12}$ in No. 65 der Briefe von den Herren Gleim und Jacobi: „Young ist kein Erretter der Menschen; ihm setzt' ich kein Grabmal. Sein Uebersetzer Ebert bekäme wegen einiger muntern Lieder mit grösserm Recht ein Monument, als Young für seine schwarzen Nachtgedanken.“ Auch Jacobi spottet über die Nachtgedanken in der Epistel „An den Herrn Geheimenrath Klotz. Halle, den 19. August 1768“, abgedruckt auch in der Deutschen Bibliothek II. 1768, S. 537—543 $_{15}$ „Hochrichter, die Young als einen Verbrecher abthun wollen“, vgl. 339,$_{1}$, 393,$_{11}$. So heisst es z. B. im 8. Stück von Klotz' Bibliothek S. 623: „Ueberhaupt liesse sich ein fein Kapitelgen über den Schaden schreiben,

den Youngs grosse Bewunderung in Deutschland angerichtet". S. auch das 5. Stück 1768, S. 5   17 „So viel haben wir nöthig gefunden" = 146,$_{29}$ 20 Das ist dasselbe Citat aus Klotz' Epistolae Homericae, das auch gelegentlich der Gedichte Breitenbauchs angeführt wurde (= 63,$_{11}$)   25 „oder sollen wir sagen" vgl. 3,$_{23}$.

2. Hyp. 54: „(Gegen) Niedergeschlagenheit. — Fröhliche Gedichte . . ."

65. Handschriftlich erhalten sind G.s Excerpte aus einer „Erklärung des goldnen Hornes 1539 (!)".

269,$_{2}$ „Man scheint einzusehen", vgl. 171,$_{7}$ „Man fängt an einzusehen"   5 vgl. 274,$_{3}$ 17 „Schreyer, die den Verfall der griechischen und römischen Litteratur weissagen", vgl. 88,$_{14}$ „das Geschrey über das Versäumniss der alten Sprachen"; 170,$_{34}$ Er beschuldigt unsre Zeiten (ungerechterweise) einer fast allgemeinen Vernachlässigung der alten Litteratur"; 171,$_{14}$ 270,$_{13}$ „Simplicität" s. 15,$_{32}$ 22 „nicht nöthig, dass wir etwas anführen: man muss sie selbst lesen", vgl. 20,$_{14}$, 21,$_{5}$ 33 „zu égayant, launigt", vgl. das folgende Stück, 27,$_{10}$ „die Launigten"   271,$_{2}$ vgl. 356,$_{20}$.

66. bezeugt durch Übereinstimmung von 272,$_{1-8}$ mit G.s handschriftlichen Aufzeichnungen.

271,$_{8}$ In gleichem Tone hebt No. 2 und 3 an   9 „noch eine andre Landplage", vgl. Herders Worte, citiert 183,$_{18}$: „unsre itzige kritische Pestilenz"; vgl. 338,$_{13}$ „Landplage von Witzlingen und Kritikastern"   10 „unter dem Namen der Launigten", vgl. die vorhergehende Seite, 270,$_{34}$ 13 „Universitätsschwänke" etc. — die Schriften der Klotzianer; „Scurillitäten" = Briefe, scurrilischen Inhalts (s. Zeile 27); gegen sie wehrte sich Dumpf, der Herausgeber der Neuen Zeitung, im 53. St. 1769   15 „wie giftige Dämpfe aus faulen Sümpfen", anklingend an Lessings Worte, die 291,$_{9}$ angeführt sind: „um sich her giftige Dämpfe verbreitet"   16 „ein gewisser ränkevoller Mann" — in erster Reihe Klotz   23 „was thut er?" s. 36,$_{6}$ „Was zu thun?"   27 „geheime litterarische Correspondenzen mit dem Publico", nämlich Riedels Briefe über das Publicum (No. 47).

28 „Bibliothek(en) elender Scribenten"; eine Rezension über sie hatte das 81. Stück vom 25. Mai 1769 gebracht, wahrscheinlich aus Dumpfs Feder. Es heisst dort u. a.:

„Was hilft es Herrn Herder, dass er so ernsthaft sich von den Critischen Wäldern, als wäre er deren Verfasser, losgesagt hat. Herr Klotz will nun einmal einen Namen zu dem Kinde haben, das ihn durch seine saure Mine so böse gemacht hat. Er hat Herders Name dazu gewählt, und Herder muss nun noch immer herhalten, wenn Herr Klotz auf die critischen Wälder etwas wieder sagen will. Man sehe die neuesten Stücke der Häll. Gel. Zeit. Herder gehört nun einmal zu denen Leuten, welchen Herr Klotz zuweilen eine böse Stunde machen zu können glaubt.“

(Ich halte diesen Aufsatz trotz der Übereinstimmung mit 195,$_{10}$, 183,$_{28}$, 289$_{29}$ nicht für Gerstenbergisch, da er mir den Eindruck macht, von dem Leiter der Zeitung selbst geschrieben zu sein.)

30 „Beyträge zur deutschen Maculatur“, s. 257,$_{25}$ „in seiner (Klotz') Maculatur“ 272,$_{1-3}$ „Humor in Schriften . . . eines Menschen ist“, wörtlich in G.s handschriftlichen Anmerkungen 7 „wie hämisch sie auch seyn mögen“, s. 387,$_{23}$ 13 „Es thut uns um den Verfasser leid“, vgl. 146,$_{10}$, 195,$_{24}$ 19 „seine Art zu erzählen, und seine Art einen Gegenstand zu betrachten“ vgl. 401,$_{33}$, 402,$_{36}$ 20 „viel Gnüge gethan“, s. 33,$_{26}$ 37 vgl. 342,$_{9}$ 273,$_{5}$ „von Kunstrichtern einen gründlichen Begriff — — wir wollen es beylegen“, vgl. 236,$_{36}$ 26 Chiffer W. s. 26,$_{14}$.

67. Zu beachten ist die Aufeinanderfolge der Aufsätze im Stück 147, 148, 149 und die Verwandtschaft des Gegenstandes von 147 und 149.

274,$_{6}$ „wir nennen die Alterthümer unser, weil wir zwischen dem, was ehemals deutsch und nordisch war, wenig Unterschied machen“: das war der Ausgangspunkt und das *πρῶτον ψεῦδος* von Klopstocks Betrachtungweise. G., der anfangs durch das Lied eines Skalden einer der Hauptanreger von Klopstocks Bardenpoesie war, scheint nach und nach eine selbstständige Stellung eingebüsst und immer mehr Klopstocks Ansichten beigestimmt zu haben. — Ähnlich 122,$_{23}$: „die alte nordische Mythologie, die gewissermassen auch die alte deutsche ist“.

15 Excerpte über diese Materien sind in G.s Nachlass erhalten 30 „Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts“, vgl.

333,$_{9}$ „ungebildetes Ohr des vorigen Jahrhunderts“ $_{31}$ „Er hat ein Feld vor sich, auf dem er sich grosse Verdienste erwerben kann“, vgl. 36,$_{33}$ „es ist unsern guten Köpfen unverbothen, sich ein Verdienst zu erwerben, welches wir ihnen so gerne einräumen“.

68. 275,$_{26}$ „Auf den Horizont der Kinder, auf die kleine Welt ihrer Begriffe und Neigungen . . . kömmt fast Alles an“, vgl. 27,$_{11}$ „ein jedes Wort muss aus der Gedankensphäre der Kinder genommen werden“ $_{30}$ „der unterrichtende Ton muss niemals vorstechen“, vgl. 27,$_{14}$ „was den Zweck zu unterrichten auch nur verräth, sorgfältig vermeiden“ $_{33}$ vgl. 29,$_{14}$ 276,$_{1}$ „Wir sind verbunden, den Verf. nach denjenigen Aussichten, die er uns selbst angiebt, zu beurtheilen“, vgl. 302,$_{4}$ $_{9}$ „Die Sprache seiner Kinderspiele ist nicht die, die wir gewünscht haben“, vgl. 227,$_{33}$ „Ein deutscher Rousseau würde manche Wendung der Gedanken (in Kinderliedern) . . . nicht passend gefunden haben“ $_{10}$ „einige Antithesen ausgenommen“, vgl. No. 74 $_{12}$ „Meteoren“, s. 246,$_{5}$ $_{13}$ „dialogischer“: viele deutsche Schauspiele sind es nicht (36,$_{17}$) $_{22}$ „Wir wissen nicht, ob das so völlig recht sey, doch er hat es dafür erkannt“, vgl. 221,$_{37}$ „Ob dazu . . . der Ort war, wollen wir nicht untersuchen“; auch 280,$_{30}$ $_{24}$ „Das Zweyte, welches uns vorzüglich gefallen hat“: auch dem Rezensenten „Thst“ der Klotz. Bibl. (1769, 12. St. 725) 278,$_{27}$ „Wir glauben einen Mann entdeckt zu haben“ . . ., vgl. 272,$_{17}$, 342,$_{33}$.

Für den Dichter des Ugolino ist diese Rezension bedeutungsvoll und kann auf die vielbehandelte Frage der Kinderscenen im Geniedrama neues Licht werfen. Jedesfalls sind die Kinder Ugolinos so wenig Kinder als der Arthur von S. 277: doch einige Züge sind von packender Wahrheitstreue, wie auch bei dem Opferknaben in Hermanns Schlacht (284,$_{27}$). Vgl. noch No. 98.

69. Den, allerdings naheliegenden, Gedanken, das Bardiet mit verwandten Werken zu vergleichen, führt in ganz analoger Weise das (gleichzeitige?) 15. Stück der Klotz. Bibliothek (S. 443) aus; auch der Anfang ist dort ähnlich wie in der Hambg. Zeitung: „Mit eben dem Eindruck, welches ein neues oder seltnes Phänomen des Himmels auf den Sternkundigen macht . . .“ (vgl.

279,6). Ich lasse unentschieden, ob die Ähnlichkeit blos zufällig ist.

279,10 „das Siegel der Unsterblichkeit an sich tragen" vgl. 208,27, 239,7 30 „Ohne Etwas von den Schätzen der alten Barden, . . . oder von den Liedern der Minnedichter zu muthmassen": Einfluss der Schweizer? oder Rückwirkung Klopstocks? 280,9 „das Schönaichsche Heldengedicht . . . das zu gelten die Ehre hat", natürlich ironisch, vgl. 92,20 11 „wahrer antiker Geschmack" = 261,21, s. 8,24 18 „gewisse Urtheile, Urtheile gewisser Leute", vgl. 385,6 „gewisse Vorwürfe, Vorwürfe gewisser Leute" 19 „Valeriusmine", in der Mitte der 11. Scene 21 „Sonst irrst du auch noch so sehr in einer andern (Sache), und die ist, dass du glaubst, es liege mir daran zu wissen, wie du denkst" heisst es im Bardiet; vgl. die Anmerkung zu 249,21 30 vgl. 221,37, 276,22 35 „dichtrisch" = 328,12 37 über den antiken Chor s. No. 36 281,10 Wie sich der Flug der dichterischen Phantasie mit der von der Wirklichkeit verlangten Beschränkung zusammendenken lasse, darüber hat No. 35 und 36 gehandelt. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass für G. eine sklavische „Nachahmung der Natur" gar nicht in Betracht kommt: Führte ihn doch, um nur dies eine zu erwähnen, die Entwicklung im Waldjüngling zum Versdrama zurück! 14 „zweyte Schöpfung" = M. 327,27 17 „Wie widersinnig war es nicht, da einige Neuere die Wiedereinführung der Chöre wünschten", vgl. M. 112,18 „eine kurze Anmerkung, die uns beyläufig die Unschicklichkeit der neuern Chöre erklären könnte" 23 „die einzige wahre Mitte" sollte auch der Ugolino einhalten: der Form nach antik, dem Wesen nach „neu" — realistisch. Vgl. 375,1 „Dies ist die wahre Mitte . . ." 29 G. glaubt an das Märchen vom Barditus 35 Disposition des Aufsatzes angegeben wie 209,19 36 „starke Züge des Ausdrucks", vgl. 378,37 „Stärke des Ausdrucks" 282,2 „in die Lage seiner Fabel ganz hineinzusetzen . . . wie bey Shakespear und den Griechen", vgl. den 15. Brief der M. 5 „der Aufmerksamkeit entwischen" = M. 195,25 9 „so sieht man nicht allein die Schlacht in dem Geiste des Dichters gegenwärtig, sondern wir selbst finden uns mitten in sie hineingerückt", vgl. 104,17 „so nehmen wir die Fabel, als Augenzeugen, an" 13 der Eingangsdialog zwischen Siegmar und Horst 32 vgl. 372,11 39 „die grossen verborgnen Schönheiten" vgl. 221,4 ff. 283,9 auch in der 1. Scene 20 2. Scene 25 über französische Antithesen spottet G. recht häufig. Konstruktion wie 371,21 32 „Prepon" = 55,33, 398,22

35 Sätze ohne Prädikat wie in der lebendigen Inhaltsangabe 75,25 36 3. Scene 285,10 „Kenntniss des Costume“ war für G. blos ein vorbereitendes Stadium. „Wahrheit des Costümes auf der einen Seite“, lautet eine bemerkenswerte handschriftliche Note zur Minona, „und auf der andern Bedürfniss des Dramatisten, sich an die convenzionellen Begriffe seines Volks und seiner Sprache anzuschliessen, erzeugen ein gemeinschaftliches Dritte, Costüme des Theaters. Ich muss mich hier ausdrücklich erklären, dass ich nur dieses Dritte als Grundregel des Dichters anerkenne, und bitte sehr, dass man den Personen des Drama nicht für Anachronismus des Ausdrucks anrechne, was vielleicht gerade auf Wahrheit des Ausdrucks calculirt war. Uebrigens hat schon Lessing über das Costüme der Griechen einige hieher gehörige vortreffliche Bemerkungen (im 97ten St. der Dramaturgie), auf die ich mich der Kürze halber beziehe.“ 11 in der 7. Scene 20 „ein reines Feuer erleuchtet und erwärmt sie“ — ein Hamannisches Bild 21 „Strohflamme in dem Gesange Rhingulfs“ (Kretzschmanns), vgl. die tadelnde Bemerkung 330,16 24 vgl. den 11. Brief der M. 286,6 3. Scene 10 7. Scene 14 2. Scene 21, 32 3. Scene 36 11. Scene 287,10 „die vierzeiligte Strophe“ als Grundregel der altnordischen Gesänge, s. M. 73,25, 74,11,17 15 ff. 3 Scene 19, 31 Die Ausdeutung z. B. des Iambus als spottenden Verses und des Spondäus als eines Mittels zur Stimmungsmalerei, ist recht fein und in Klopstocks Sinne ausgeführt 288,7 „zweifelhafte Sylben, die unsre Sprache noch hat“, vgl. 206,32 ff. 21 „ein Paar Druckfehler zu verbessern“ — scheint von Klopstock gewünscht worden zu sein 35 „den Neid aller unsrer Nachbarn“, vgl. 46,7.

289,3 In gleichem Sinne äussert sich G.s Brief an Gleim vom 4. März 1769 (mitgeteilt im Morgenblatt für gebildete Stände 1817, Sp. 106):

„Es ist dem Kaiser dedicirt — Sie werden daraus sehen, dass der Kaiser gewisse herrliche Absichten zum Vortheil der deutschen Literatur hat. Wenn Klopstock auch weiter nichts gethan hätte, als einen solchen Gedanken in Wien auch nur zu veranlassen, so würd' er schon ein unsterbliches Verdienst besitzen. Der Kaiser hat ihm sein Bildniss geschenkt.“

Gegen die Dedication äussern sich die Hallischen Zeitungen vom 27. November 1769 (S. 758).

70. G.s Autorschaft sehr wahrscheinlich durch folgende Stelle eines ungedruckten Briefes von Claudius

an G. „Der Ugolino ist ganz fertig [d. h. zu Ende gedruckt]. Die antiquarischen Briefe auch und schon abgegeben um Ihnen überschickt zu werden, weil man sie gerne recensirt haben will, sie werden nächstens nebst andern Sachen von hier an Sie abgehen.“

289,19 „der den Verstand, wie mit Vorsatz, verfehlt“, vgl. 299,20 „dass er auf ein richtiges Urtheil so selten trifft“ 20 „eine unangenehme Stunde zu machen“ = 183,29, aber s. auch Anmerkung zu 271,28 290,11 Unter den „vernünftigen und unpartheyischen Männern“ kann u. a. Gleim gemeint sein, der auch nach den antiquarischen Händeln zu Klotz hielt 17 Hempel 13 II S. 222 291,1 Hempel 217 19 „Hr. Klotz ist Gottsched der Zweyte“, vgl. „die verfeinerten Gottschede“ (Klotzianer) 198,30 24 zweideutig: „log“ = „Klotz“.

292,24 „Untersuchung, wie die Alten den Tod gebildet, die wir unsern Lesern bald näher anzeigen werden“: es geschah in einer Rezension vom 5. Januar 1770 (St. 3), die ich nicht in den Text aufgenommen habe, da sie im Grunde blos eine umständliche Relation von Lessings Ausführungen ist und nur an wenigen Stellen boshafte Parenthesen gegen Klotz enthält. Zwei selbstständige Absätze daraus seien hier mitgeteilt:

„Was ist denn itzt wohl augenscheinlicher, als dass Lessing einmal, mit Gullivern zu reden, das Ding gesagt hat, das nicht ist? Und siehe, Hr. Klotz, Hr. Klotz! war es, der ihn ertappte! Nun endlich — wie wird er ihn festhalten! Welche Wollust! welch ein Triumph!

Aber Hr. Lessing? Wenigstens wird er die Mine recht verzerren, um sich hier los zu reissen? Nun? — Gerade das Gegentheil. Mit der ausserordentlichsten Kälte lässt er sich so verlauten: ‚Diese antiken Kunstwerke stellen Skelete vor; aber stellen denn diese Skelete den Tod vor?‘ — Wir lassen also Hrn. Klotz in aller Stille heimkehren, er ist da gewesen; und folgen Herrn Lessing weiter in seiner Untersuchung, wie die Alten den Tod gebildet, und was wohl jene Skelete so eigentlich bedeuten mögen. Ein ärgerlicher Mann übrigens, dieser Hr. Lessing! dass er gar keine Blösse giebt!“

292,25 Hempel 13 II 249 293,17 im siebenten Stück 1768 S. 467 29 „sein zweyter Versuch, den Inhalt eines Privatbriefes zu verdrehen“ — zum erstenmal handelte es

sich nämlich um ein Schreiben Nicolais 294,5 Hempel 211 23 Hempel 215 27 „unsre Leser einladen, die Section bey Lessing selber anzusehen“, vgl. 21,13 31 Hempel 13 II 115 folg. 33 „Der Recensent“ ist Heyne 295,3 G. fasst die Sache etwas zu ernst auf 5 Hempel 49 9 „Niemand machte sie ihm, diese Einwendung“ — Gallicismus 31 „mit einem Worte“ = 324,15 296,8 Hempel 131 15 „Digressionen“ = 156,5 19 „Auswuchs“ = 47,20 23 „Meinung der Leser, die nicht ... Kunstrichter seyn wollen“, ein häufiger Gedanke bei G., analog den Lessingschen Worten 290,21: „Wenn ich Kunstrichter wäre ...“ Man könnte es bei G. als falsche Scham, wenn nicht gar als Eitelkeit auslegen, in eben dem Sinne, wie bei Wieland, der sich Mühe giebt, „den Namen eines Autors von sich abzulehnen“, 139,34. — So wehrt sich auch der Bibliothekar im 20. Brief der M., 215,26: „Sie wollen mich zum Kritikus machen. — Ich bin keiner“ 29 nämlich No. 62, über Seybold, 261,27 ff. 32 Hempel 13 II 129 297,22 „Welch ein Kunstkenner!“ vgl. 57,14 29 Umschreibung von Lessings Worten 297,4 31 Hempel 171 298,30 „wie es noch in dem Kopfe des Mannes aussehen müsse, der sich anmaasst ...“, fast wörtlich über Riedel, 180,26 „Wie sieht es noch in dem Kopfe aus, der doch Philosophen beurtheilen will“ 37 „einer kurzen Anzeige nicht wol fähig“, vgl. 20,14 „Er ist auch weniger, als die übrigen, eines Auszugs fähig“ 299,5 über Klotz' Schreibart vgl. das vernichtende Urteil 202,31 ff., „gezierte Lebhaftigkeit“ 203,2, im Gegensatz dazu „Lessings feine Lebhaftigkeit“ 299,4 8 „Ründung, Präcision, Klarheit“: Lessing als unvergleichlichen Scribenten bezeichnet G. im Schreiben an Nicolai (Zeitschrift f. d. Philologie 23,48); vgl. 307,4.

71. richtet sich gegen die Kritik in Klotz' Deutscher Bibliothek 1768 I. 3, 93 ff. Auch Lavater polemisiert mit ihr in der Vorrede der besprochenen Auflage, aber viel milder als G.:

„Sogar alle Urtheile, die nicht genau aus der unverrückten Bemerkung des individuellen Zweckes eines jeden Liedes fliessen, können nur durch einen wunderähnlichen Zufall nicht schülerhaft ausfallen, wenn sie auch von Männern herrühren, deren Einsichten überhaupt und deren Geschmack in Beurtheilung der poetischen Schönheiten oder Mängel des Details ich äusserst verehre, und, wie sie finden werden, genutzt habe.“

G. hingegen ergreift die Gelegenheit, dem verhassten Klotz viel bitteres zu sagen; besonders mag ihn eine Stelle der Bibliothek (S. 104) aufgebracht haben, die auf M. 78,$_{2}$ anspielt:

[Lavater gebraucht Fremdwörter] „Unser Verf. kann diesen Putz ruhig den lieben Männern überlassen, die die Ehre haben mit den Gelehrten in Fetz in Briefwechsel zu stehn, und da sie nicht wie andere Kinder der Menschen denken, billig auch nicht, wie diese, reden und schreiben dürffen. (* Die Herrn Verfasser der Schleswigischen Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur.)“

Aber G.s Erbitterung hat noch eine andere Ursache. Nicht nur Lavater, auch G. selber hatte in Gleims Manier gedichtet, und zwar „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers“ 1762, und so bietet der Aufsatz eine Verteidigung der eigenen dichterischen Produktion, ähnlich wie durch No. 51 der Ugolino theoretisch gestützt werden soll.

299,$_{14}$ „hat daher auch die Ehre, dem einsichtsvollen Herrn Klotz nicht sehr zu gefallen“, vgl. 309,$_{33}$ „(ein guter) und überdem von der Klotzischen Kunstrichterey weidlich ausgepfiffener Uebersetzer“ $_{20}$ vgl. 289,$_{19}$ $_{22}$ „doch davon nächstens ein wenig umständlicher“ — Hinweis auf die Rezension über Wie die Alten den Tod gebildet, auf die auch die vorige Nummer aufmerksam macht $_{23}$ Lavaters Vorrede S. VII 300,$_{17}$ im 70. und 74. Stück des Spectator $_{19}$ „tiefsinnige Kritik“, wie Lessing (296,$_{13}$) Klotz als „tiefgelehrten Kunstrichter“ bezeichnet; vgl. 342,$_{3}$ (über Riedel) und 347,$_{30}$ der „tiefsinnige Riedel“ $_{22}$ Vorrede X; Die Zeitung liest „nöthig“ für „richtig“, was zu verbessern war $_{23}$ fehlt in der Zeitung „erste“ $_{28}$ in der Zeitung: „als die Regierungsform“ 301,$_{1}$ „wir haben den Enthusiasmus des Herrn Lavater längst geliebt, noch ehe wir denselben aus seinen Schriften kannten“ — Lavater war früher als durch seine dichterischen Arbeiten durch die Anklage gegen Grebel bekannt geworden $_{5}$ Vorrede XI, Hällische Bibliothek a. a. O. 100 $_{10}$ „hat der Dictator alles Gefühl verloren?“ vgl. 332,$_{37}$ „so dictatorisch zu sagen —“ $_{12}$ „wie Lessing bewiesen hat“, s. das vorhergehende Stück $_{14}$ „der noch ein Student seyn sollte“, vgl. 342,$_{12}$ $_{19}$ „Dinge, die nicht ähnlich seyn konnten noch sollten, auch wirklich nicht ähnlich sind“, vgl. 102,$_{10}$ „Dinge, die zwar gefallen können, und auch wirklich ge-

fallen, aber nicht gefallen sollen" 25 Lavater: „Der erste Theil" 31 „Kritikaster", s. 113,2 35 obzwar es auf S. XIV der Vorrede heisst: „Aber auch muss er (der Dichter) nicht unbedingt fragen: schreibe ich besser oder schlechter als Gleim oder Tyrtäus?" 302,2 „sich zum Geschmackkünstler meistern", vgl. 312,21, 350,8 4 „Lavater selbst stellt uns in den Gesichtspunkt", vgl. 276,1 5 Vorrede XIII 17 „(nicht bloss dem Lande, sondern dem Geiste nach fremde)" von G. hinzugefügt, also das Urteil verschärft 303,11 Lavater: „gemeineidsgenössisches" 13 Lavater: „Schweizerbauern" (wie 304,37) 35 „der tiefsehende Kunstrichter", s. 300,10 304,1 das Bild von der Klippe ist von Lavater selber gewählt (S. 287) 4 „der kecke Kunstrichter, der sich bloss an dem Ausfalle zu belustigen kömmt", vgl. 226,21 „wenn der Kunstrichter das vollendete Werk . . . übersieht, welches der Dichter erschaffen . . . musste" 20 im Vorbericht zum Liede für Schweizerbauern 24 „Was zu thun?" — ist nicht aus Lavater genommen; s. 36,6 305,1 ff. Die 2., 7., 9. Strophe 34 „Desto besser für den Dichter, desto schlimmer für den Kunstrichter", vgl. 172,26 „Desto besser für unser Vaterland, . . . Desto schlimmer für ihn und für seine Bibliothek".

72. 306,5 „dass wir etwas spät von einem Buche reden", vgl. 233,37 10 „in gewissen Journalen": in Klotz' Deutscher Bibliothek 1768 II. 8, 727 ff. und in den Hallischen Zeitungen 1768 III. S. 540 15 „Wir müssen . . . gestehen", s. 142,15 23 „wie einen Locus communis", vgl. 312,20 28 vgl. 367,36 29 vgl. „Ein Mann, wie er", 3,25 31 „Ingredienzen" z. B. 367,30 307,4 „Hr. Lessing, der den Namen eines guten Prosaisten in seinem ganzen Umfange verdient", s. 299,3 11 So unumschränkt war das Lob denn doch nicht 13 Im 96. Stück, Hempel 7, 450; G.s Urteil von den jungen Schriftstellern s. M. 63,16 308,5 „ein Mann, wie Lessing", s. 3,25 „wir besitzen Neigung zum Denken", vgl. bes. 371,14 8 Epigrammatischer Schluss. „Und dass er Recht hat!" vgl. 345,17 „und wie wahr ist seine Bemerkung!"

Auf diese Rezension beruft sich No. 75 (312,6).

73. Den dritten und vierten Band schrieb man ursprünglich Bode (dem Übersetzer Sternes) als Originalarbeit zu (Meusel, Lexicon 1802, 1, 444), doch ist Bode nur der freie Übersetzer einer unechten eng-

lischen Fortsetzung (Jördens, Lexicon, 1806, 1, 114 f.). (A. Rosenbaums Mitteilung.) Der Katalog des Brittish Museum verzeichnet: „. . . Sentimental Journey, continued, by Eugenius . . . A political romance.“ 4 vol. London 1769. 12⁰.

308,22 vgl. 227,33 27 Über den Unterschied zwischen Manier und Stileigenart handeln Bruchstücke eines handschriftlichen Aufsatzes von G. 309,11 „Yorikisch“, vgl. z. B. „Gleimisch“ 340,8 („ein neues Wort“) 27 „aus den beyden ersten Theilen bekannt“: s. No. 42 (137,33) 30 “populäre Wörter und Redensarten, woran es unserem Dialogstile noch immer fehlt“, s. 36,18, 56,10 34 vgl. 299,15. Der „Eine“ Übersetzer mag J. H. Saal, der Goldoniübersetzer, sein, vgl. 56,8 ff. und Hällische Bibliothek 1768 II. 7, 444 ff.

74. 310,12 „eine ihm eigne Wendung“ = 261,20 14 „Sie haben einen Personalcharakter, wie ich zu sagen pflege“, schreibt Gleim z. B. an Jacobi am 15. Febr. 1767 15 „läuft eine ihm eigne feine Ader des Witzes“ vgl. 140,18 „dass — — eine reiche Ader von Witz und Einbildungskraft laufe“ 16 „lachende Bilder“, vgl. 210,1 18 „Simplicität, Naivität“ s. 15,32; 8,9 „naiv und simpel“; 358,1 „naive Simplicität“ (bei Gleim); „nichts simpler als seine Simplicität“ etc., vgl 32,19 „die komischen Situationen komischer, den Witz witziger“; M. 199,8 21 „ausser verschiednen andern Herablassungen, deren er nicht bedurfte“, — äussert sich da vielleicht G.s Unlust, dass Gleim zu Klotz' Freunden gehörte? 34 „lachende Ideen“, wie 16 311,5 „und wenn sie das Meisterstück wäre“, s. 387,23 10 „In allem Ernst“ — wieder die Wendung des Autors aufgenommen und weitergeführt 21 „auch die Antithese kann gefallen“, s. z. B 283,25 25 „ein Gleimisches Ansehen“, s. 340,8 30 „Wortspiele, die jedoch der Geschmack duldet“; vgl. M. 126 ff.

75. 312,6 nämlich in No. 72 8 zum Urteil über die Leipziger Studenten und Demoiselles vgl. 36,21 11 der junge Gelehrte ist Christian Heinrich Schmid (s. No. 14 und 38) 14 „recht sehr artig“ = 268,5 15 „angenehmer fliessender Stil“, vgl. 306,32 21 „sich zum Schönsprecher künsteln“, vgl. 302,2 „sich zum Geschmackkünstler meistern“, 350,8 „sich von den Eindrücken der Empfindung wegkünsteln“ 24 „amplifizirt“, vgl. 365,11 313,14 „eine

Reihe bald und oder“, vgl. 365,$_{21}$—366,$_{26}$ $_{29}$ vgl. 263,$_{17}$, 365,$_{25}$ 314,$_{5}$ „(oft wagt auch Hr. H.)“, vgl. z. B. 328,$_{35}$, noch ähnlicher 329,$_{2}$.

$_{19}$ „seichte Kunstrichter, die vom Stil nur darnach zu urtheilen wissen, ob sich fremde Wörter einschleichen, und ob er gut fliesst“. G. hingegen war ein vorzüglicher Stilkenner, wie u. a. die bereits oft citierten handschriftlichen Aufzeichnungen beweisen, welche in eine Fortsetzung der Merkwürdigkeiten verarbeitet werden sollten (Ansätze schon in dem Brief über Johnson, M. 326 ff.). Zur Klage über die Vorwürfe der Fremdwörtersucht vgl. die Anmerkung zu 300,$_{9}$. Die (meist ungünstigen) Urteile der Zeitgenossen über G.s Stil hat Weilen M. XCV ff. zusammengestellt. — Der grosse Gegensatz zwischen G.s hohen Forderungen und der Frage, ob der Stil „gut fliesst“, äussert sich recht deutlich und ganz in Übereinstimmung mit vorliegendem Aufsatze, M. 331,$_{19}$: „wenn so ungemeine Züge der Composition keinen klassischen Scribenten ausmachen, wer ist es denn? — Herr *** erröthete und lächelte, als wollte er sagen: Ich bin es, Ich, der ich fein fliessend schreibe, und mit allem dem Zeuge da mir den Kopf niemals zerbrochen habe!“ —

Eine sehr lobende Kritik über Hirschfelds Winter steht in den Hallischen Zeitungen 1769 S. 182 f.

76. 315,$_{3}$ „der lyrische Geist des Dichters, in sofern er die ersten Epochen eines Volks bezeichnet“ — No. 85 spricht einem geistlichen Liede Verwandtschaft mit Empfindungen einfacher Naturen zu $_{4}$ „Consistenz“ = 23,$_{13}$

$_{14}$ Und „Nichts zeigt den Mangel des Genies deutlicher an, als wenn man auf halbem Wege stehen bleibt“ (123,$_{7}$)

$_{20}$ ff. Cramer und Luther, vgl. No. 91 $_{30}$ „seine Ode auf die Auferstehung“: vom Jahre 1748 „schöner Enthusiasmus“ vgl. 92,$_{4}$ $_{33}$ „Cramers Verdienste um Religion“: vgl. die Verteidigung Cramers gegen die Literaturbriefe, M. 101 ff. 316,$_{5}$ „Man kann seine Lieder von einer zwiefachen Seite betrachten“, vgl. 327,$_{12}$ „Man kann diese Winterreise von einer zwiefachen Seite ansehen.“

$_{11}$ „mit so lutherschem Geist, als Cramer“, vgl. 371,$_{11}$

(Cramers Ausdruck hat) „Lutherschen Kern“ 18 „luthersche Begeisterung“, vgl. 92,4 „diderotscher“, 238,8 „rousseauscher Enthusiasmus“ 317,20 „dem veränderten Gesichtspunkte“: oben 315,1; vgl. 225,23 36 „Gellertsche Lieder mit Bachs Melodien“, vgl. 351,10.

38: Später geschah dies auch wirklich, im März 1774 erschienen „H. Dr. Cramers übersetzte Psalmen mit Melodien zu singen bey dem Claviere“, von C. P. E. Bach. G. spendete der Komposition grosses Lob, wofür ihm Bach am 15. Sept. „gehorsamen Dank“ abstattete (s. La Mara, Musikerbriefe I. 207). — Übrigens wollte G. schon ums Jahr 1769 seinen Freund Bach anregen, die Davidischen Psalmen in Töne zu setzen, aber ohne Begleitung von Worten (in dem mehrfach erwähnten handschriftlichen Briefe).

1770.

77. 318,5 „Mine des Unvollendeten“, vgl. 208,27 „Siegel des Vollendeten“ 10 „als in der komischen Romanze“, s. No. 28 27 „Ernsthaft zu reden“, s. 230,20 319,2 „geistliche Poesie als Sortiment zum übrigen Messgut“, vgl. 232,4 „Mangel im Fache der geistlichen Dichtung“.

78. Die Rezension ist ganz vom Standpunkte Gleims geschrieben, so dass ein Leser, der mit der Sachlage nicht vertraut war, erst aus den letzten Worten (322,11) die Ironie heraushörte. Dieser Kunstgriff lässt das parodierende Element noch schonungsloser werden. Neben 264,12 der erste Vorstoss gegen Jacobi.

320,12 Die Verse lauten: „Was that, o Freund, dem weisen Mann Dem kleinen Meister Lobesan“ etc. 33 „die Steine“ = Gemmen; G.s Spott über den Gemmen-Amor (gegen Jacobi und Klotz) s. in Anmerkung zu No. 52 und No. 82 321,18 „Eine wahre Winterreise!“ s. No. 80 20 ff. Bei Gleim fehlen die Ruf- und Fragezeichen 31 Gleim: „Tyrannisch herrscht“ 322,6 Gleim: „Zu welchem“ 11 Epigrammatischer Schluss wie etwa in No. 1 oder 39.

79. 323,30 „wol als Hülfskunst, aber niemals als Grundsatz“, vgl. M. 227,12 „Als Grundsatz, nicht als Mittel“.

35 ff. „Schönheit gilt ihm nur was sie dem Dichter gilt; . . . er liebt sie, aber den Ausdruck opfert er ihr nur in seltnen Fällen auf“ — einer der Grundpfeiler der G.ischen Poetik: das charakteristische steht über dem schönen.

324,36 „Raffinement, mit dem die Franzosen alle Künste zu bereichern wissen“, vgl. z. B. das Urteil über französische Lieder in No. 13 36 Noverres Worte (323,17) 325,1 „ein komisches Ballet nach einem Stücke von Moliere“: Molières Dom Juan wurde seit 1769 von der Ackermannischen Truppe in einer Bearbeitung F. L Schröders als Ballett aufgeführt (s. Theatergeschichtliche Forschungen 3,81) 8 „schaler“ vgl. z. B. 337,36.

326,5 „es bedarf dieses Beweises nicht“: offenbar glaubt er nicht, dass sich eine Dichtung in Gemälde auflösen lasse. Hierin Lessings Schüler zu sein, bekennt er im 2. Hyp. S. 547. (S. auch Anmerkung zu No. 51, oben S. XLVI):

„Um einen Raphael oder Giuglio Romano unter uns hervorzubringen . . . dürfte man nur die mancherley Gemälde der Messiade in eine Gallerie bringen; (* Die berühmte deutsche Malerinn Angelika in London hat schon wirklich einen Anfang gemacht. Was übrigens den Vorschlag selbst betrifft; so ist er nur unter derjenigen Einschränkung zu verstehen, die mit grossem Scharfsinn von Herrn Lessing im Laokoon S. 119 f. angegeben und sehr genau bestimmt worden. 1770).“

327,5 Die ersten 6 Bogen waren von Lessing, das übrige von Johann Joachim Christoph Bode übersetzt (Goedecke IV, 146,77) 6 vgl. 392,13 „Beyläufig kann die angeführte Stelle zur Probe der Uebersetzung dienen.“

G. dringt ganz im Sinne von Lessings Laokoon auf eine genaue Grenzscheidung zwischen zwei Künsten, der Vorwurf 322,32 ff. erinnert an Lessings Einwendung gegen Caylus. — Eine interessante Analogie lässt sich zwischen G.s Ansichten über Tanz und über Musik aufstellen: Ähnlich wie hier für mimische Kunst, wollte er im Briefe an C. P. E. Bach für die Musik das Recht gewahrt wissen, ohne sonstige Begleitung und Erklärung wirken zu können, so dass das Motto

— etwa aus einem Psalm — „anstatt den Programmen“ dienen sollte.

80. Durch 384,$_{12}$ für G. bezeugt.

327,$_{12}$ vgl. 316,$_{5}$ $_{13}$ vgl. 59,$_{1}$ $_{14}$, $_{22}$ „empfindsam“ s. No. 42 $_{28}$ Mit Manier und Originalität beschäftigen sich G.s handschriftliche Anmerkungen 328,$_{4}$ „französische Flittern“, vgl. No. 13 $_{5}$ „faselt“ = 337,$_{30}$ $_{18}$ „was zu thun?“ s. 36,$_{6}$ $_{19}$ „ein Kunstrichter“ — Klotz (328,$_{24}$) $_{30}$ „seine Ueberschriften, ein wichtiges Stück dieser Winterreise“ — wie in Wielands Diogenes die „Nummern“, 362,$_{35}$ $_{35}$ vgl. z. B. 314,$_{5}$ 329,$_{2}$ desgleichen $_{5}$ Jacobi: „dazu einfällt“ vgl. 265,$_{2}$ $_{12}$ J(acobi)tchen“, s. 264,$_{12}$ 330,$_{11}$ „allerley Sachen aus den Litteraturbriefen empfindet“ — wahrscheinlich aus dem 49. Briefe gegen den Nordischen Aufseher, vgl. Anmerkung zu 178,$_{11}$; oder aus dem 51. Brief über Klopstocks Geistliche Lieder? vgl. M. 95,$_{10}$ $_{16}$ „voll rhingulfischen Enthusiasmus“, vgl. 285,$_{22}$ $_{21}$ „den Bruder des Hrn. Jacobi“ — Friedrich Heinrich $_{23}$ „die wunderliche lateinisch deutsche Orthographie“: von G.s Rechtschreibung weicht sie ab z. B. in Heide (gegen Heyde 329,$_{8}$); safs (gegen saß 329,$_{19}$); Capitel, Closter (gegen Kapitel 329,$_{3}$, Kloster 330,$_{20}$). Vgl auch 366,$_{5}$ (Krone — Crone) $_{25}$ lateinische Lettern, s. 148,$_{5}$.

Bei allem Schmerze, den ihm diese Rezension verursachte, liess Jacobi G.s Tadel nicht unberücksichtigt, strich die ganze Stelle in der Vorrede zur Winterreise, wo über die Vorrede selbst und über die Kapitelüberschriften gehandelt wird (= 328,$_{32}$—329,$_{5}$), und ersetzte sie in der Ausgabe von 1770 (Sämtliche Werke von Johann Georg Jacobi 2,5) mit den Worten: „Dass solches im Winter geschehen, hab' ich auf den Titul gesetzt, weil ich meine Vorreden gern so kurz als möglich mache“. Auch ist die Überschrift „Erstes Capitel“ und „Zweytes Capitel“ weggefallen, und statt „Closter“ (s. 330,$_{23}$) steht durchgängig „Kloster“.

Über G.s Verhältnis zu Jacobi handelt Euphorion 10,71 ff.; nachgetragen sei, dass die Chiffer „F“ der Klotzischen Bibliothek bereits von Schüddekopf Jacobi abgesprochen und Klotz zugewiesen wurde (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 4,191), und dass der

18. Band der Zeitschrift für Preussiche Geschichte und Landeskunde eine zwar unvollständige aber auf Handschriftenmaterial fussende Darstellung des Streites zwischen Jacobi und G. gebracht hatte (S. 538ff.).

81. von Redlich G. zugewiesen (Lessing, Hempel 20 II. 346, Anmerkung).

331,$_{20}$ „So wills das Schicksal aller lebenden Sprachen“, vgl. 171,$_{35}$ „So lehrt es die Erfahrung aller Nationen“ $_{25}$ „Nicht allezeit.“, vgl. 345,$_{12}$ 332,$_{13}$ „Unphilosophischer, aber vielleicht natürlicher“; ähnlich bezeichnet sich G. 296,$_{21}$ als einen der „Leser, die nicht Tiefgelehrt, nicht Kunstrichter seyn wollen“ $_{22}$ „Hier giebt es so viel Ausnahmen“, vgl. 207,$_{21}$ $_{27}$ „so dictatorisch zu sagen“, vgl. 301,$_{10}$ „Hat der Dictator alles Gefühl verloren?“ 333,$_{2}$ „da doch Ramler weiss, wer das Gegentheil behauptet“ — Klopstock in den Gesprächen Vom Sylbenmaass; vgl. 206,$_{35}$ „um Ansehen gegen Ansehen zu setzen“, darauf bezieht sich Nicolais Äusserung (s. unten) $_{9}$ „nach dem ungebildeten Ohre des vorigen Jahrhunderts“, vgl. 274,$_{30}$ „Vorurtheile des vorigen Jahrhunderts“ $_{13}$ „eine Prosodie, wie wir sie nun bald erwarten können“, eben von Klopstock $_{35}$ Hass gegen Systeme ist für G. charakteristisch, s. No. 58, 79 (326,$_{12}$) 334,$_{3}$ „Aber! — Die Sache verhält sich unsers Bedünken so“, vgl. 328,$_{7}$ „Fals es damit nicht auf folgende Art zugegangen ist“ $_{6}$ „grosser Haufen und Sprachphilosophen“; so hatte Klopstock im 49. Stücke des Nordischen Aufsehers und nach seinem Beispiele G. selber im 1. Hyp. Publikum und Kenner scharf von einander geschieden $_{7}$ Einen Versuch „zusammengeflossene Begriffe von einander abzusondern“, macht G. in den Anmerkungen V. Über die Schönheit (No. 48), vgl. besonders 159,$_{10}$ $_{12}$ Volksetymologie! $_{24}$ „Ob das nicht der Fall . . . sey, mögen andere beurtheilen“ — nämlich Philologen von Beruf. $_{32}$ „Wir werden gleich mehr davon sagen“, vgl. 52,$_{33}$ „Wir werden gleich eine Probe sehen“ 335,$_{9}$ „Wie willkührlich!“, vgl. 328,$_{5}$ „o unerträglich!“ $_{11}$ „Daher ist gleichsam ein lächerliches tautologisches Wort“, vgl. 203,$_{20}$ „daher ist die deutsche Redensart, eine ansehnliche Mine, ein sehr bedeutender Idiotismus“ $_{17}$ „empfindlich und empfindsam“. Auch Funk hatte in M. 50,$_{27}$ „empfindbar“ und „empfindsam“ unterschieden; zu „empfindsam“ vgl. No. 42 $_{30}$ „aus der Fabel eines alten Dichters“ — Logau? Ramler war sein Herausgeber 336,$_{1}$ „ewiglich“, vgl. 222,$_{5}$

10 „haben wir schon erwogen“ = M. 92,$_{26}$ 11 „die feinen Unterschiede“: dazu bietet die Erklärung des Begriffes Schönheit (No. 48) einen vorzüglichen Beleg. Auch der Grundsatz der Begriffsentwicklung und -scheidung (No. 58) wäre zu vergleichen 33 „empfindlich, empfindbar“, s. 335,$_{17}$ 337,$_{1}$ vgl. 347,$_{23}$ 12 Was hier nur über Batteux, ist 58,$_{18}$ wörtlich über Aristoteles, Horaz, Batteux, Home gesagt worden 22 aus der neunten Satire 30 „faselt“ = 328,$_{5}$ 34 „Wenn das Annmuth ist!“, vgl. „Wenn das nicht purer Witz ist!“ (Lesart zu 340,$_{5}$) 36 „schalern Geschmack“, vgl. z. B. 325,$_{8}$ 338,$_{13}$ „Landplage“ = 271,$_{9}$; „Witzlinge“, vgl. „Launigte“ 270f.; „Kritikaster“, s. 113,$_{2}$

Die metrischen Bemerkungen (332,$_{36}$ ff.) sind im Einklange mit der Rezension über Ramlers Horazübersetzung (No. 53). So ist in beiden Aufsätzen gegen Ramler der nämliche auf Klopstocks Ansehen gegründete Vorwurf gerichtet, was um so mehr böses Blut machen musste, als Ramler seinerzeit für den besten Kenner des Silbenmasses gehalten wurde. Sie erregten denn auch den Unwillen der Berliner. Nicolai, der schon drei Jahre zuvor mit G. eine resultatlose Debatte über Klopstocks Prosodie geführt hatte, schrieb an Lessing unterm 3. April 1770, also kurz nachdem No. 81 beendigt war (Hempel 20 II 346):

„Sagen Sie mir doch, wie die beiden unanständigen Recensionen wider Ramler's deutschen Horaz. und sonderlich wider seine grammaticalischen Anmerkungen in der neuen Auflage seines Batteux in die Neuen Zeitungen kommen. Man glaubt hier, dass *** der Verfasser ist. Ist er es, so machen sie ihm keine Ehre. Er will Ramlern erniedrigen, um Klopstock zu erhöhen. Müssen sich denn ein Paar grosse Dichter durchaus feindlich behandeln? Ich finde es ungereimt, wegen Dinge, welche die Versification betreffen, Ramlern auf Klopstock's Autorität zu verweisen, und zwar auf eine künftige Abhandlung, die Klopstock noch nicht einmal herausgegeben hat. Mich dünkt, in dieser Sache wäre wohl Ramler's Autorität soviel werth als Klopstock's. Es würde also hier nicht mit Autorität, sondern mit Gründen müssen gestritten werden.“

Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek XIV. 2,

S. 560 urteilt über Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften:

„Es lassen sich einige Erinnerungen und Einschränkungen der Regeln machen, und wir haben dergleichen mit Einsicht gemacht, aber in einem sehr unanständigen Tone vorgetragene Erinnerungen wirklich irgend (* Hamburgische neue Zeitung, 38—41. Stück, 1770) gelesen; dennoch werden bey näherer Prüfung . . . verschiedne dieser Einwendungen wegfallen. T."

82. Handschriftlich erhalten.*) — S. 381,$_{12}$.

338,$_{19}$ G. selber hatte Jacobi ganz ernstlich „unsern Chaulieu und unsern Gresset" genannt (64,$_{27}$) $_{21}$ „ehedem": in No. 26 $_{28}$ Gleim im Gegensatz zu Jacobi schon 264,$_{14}$, noch schroffer in der Lesart zu 358,$_{28}$ 339,$_{1}$ Zum Verhältnis der Anakreontiker zu Young vgl. 268,$_{12}$ff. und LVII f. $_{10}$ Ausführlicher im 2. Hyp. 705 (auch gegen Klotz, vgl. Anmerkung zu No. 52, S. XLVII): „Amoretten, die auf Steckenpferden ritten; Amoretten, die auf einem Birkenblatt pfiffen; Amoretten, die ein Rad schlugen; Amoretten, die Versteck spielten; ferner Amoretten mit Drachenköpfen; Amoretten mit Schwänzchen von Salamander; Amoretten mit Fischschuppen; Amoretten mit Seehundsfüssen; Amoretten mit Habichtsklauen und Heringsnasen; Amoretten, die wie Johanniswürmer im Rumpf leuchteten u. s. w." S. 387,$_{21}$ $_{15}$ vgl. 156,$_{19}$ $_{18}$ Jacobi: „da Griechische Künsler"; $_{24}$ „ihn wärmt" $_{25}$ „frostiges faux brillant"; Handschrift: „Dass sich Gott erbarm! welch ein frostiger Einfall!" $_{31}$ Im ersten Gedichte: „Der Faun" $_{37}$ vgl. 265,$_{10}$ 340,$_{1}$ „Das Körbchen", das 3. Gedicht $_{5}$ Handschrift: „Wenn das nicht purer Witz ist!" $_{6}$ „Im Vorbeygehen", s. 17,$_{14}$ $_{8}$ „mit einem neuen Namen — Gleimisch": aber schon Schönaich (Literaturdenkm. 70—81) schreibt 145,$_{16}$ „gleimischer Wirbel", 236,$_{4}$ „gleimischer Scherz", und auch bei G. ist das Wort so selten nicht: 97,$_{17}$, 311,$_{25}$, 358,$_{18}$. Die von Eigennamen abgeleiteten Adjektiva auf „isch" bilden überhaupt ein hervorstechendes Merkmal von G.s Schreibart und haben ebenso wie die häufig angewandten Wörter: „eigen", „Gepräge" (s. 344,$_{25}$), „charakteristisch" ihre Begründung in der Forderung des individuellen, durch innere Eigenart bedingten Stiles. — Die Inversion schätzte G. z. B. bei Klopstock sehr hoch (349,$_{8}$) $_{10}$, vgl. 41,$_{16}$

*) Ich teile nur die erheblicheren Abweichungen vom Texte mit.

15 „Monotonisch“, vgl. 365,15 16 Hs: „mit Galanteriebriefen“ 20 „lose seyn sollende Sachen“, vgl. 114,20, 387,3 28 vgl. 266,32 32 Hs.: „Besonders erbaut uns der charmante witzige Locus, dass die Göttinnen (am Ida) keine Handschuhe getragen haben. ‚Dass Göttinnen niemals Handschuhe getragen, ist ausgemacht Der Venus gereichte dieses einst zum Vortheil, und dem jungen Paris wurde sein Amt dadurch erleichtert,

Da steht er, und sieht, als Richter,
Des Himmels reizendste Gesichter:
Drey Hände, die kein Flor bedeckt,
Sind nach dem Preis der Schönheit ausgestreckt.
Was soll er thun? Es wird der schönsten Hand
Sein goldner Apfel zuerkannt.‘

Ja! wenn man solche allerliebste Sachen zu sagen weiss, so ist es kein Wunder, dass man die deutschen Mahlzeiten gegen die vertrauten Mahlzeiten der schönen Geister in Paris (S. 32.) gar zu schal, gar zu unschmackhaft findet! Wie weit sind wir noch in Deutschland zurück, ehe wir werden auf diese Mahlzeiten zu Gaste bitten können!“

Das Nachspiel der Rezensionen über Jacobi (No. 80, 82) s. in No. 95f.

In Klotz' Hallischen Gelehrten Zeitungen IV. S. 563 hatte eine Anzeige über Jacobis Abschied an den Amor mit den Worten geschlossen:

„Das Publicum, welches in Zeitungen redet, ist doch wohl nicht das, nach dessen Aussprüchen ein Dichter seine Leyer stimmen muss! und wenn es auch das Dumpfische Publicum wäre, jene Verfasser einer Zeitung, woran nach ihrem eigenen Urtheil, dem man doch glauben muss, die besten Köpfe Deutschlands arbeiten, salv. tit. ein Dumpf, vielleicht auch ein berühmter Ziegra, u. a. m.“

Da diese Kritik vom 4. September 1769 stammt, kann es sich Klotz höchstens darum handeln, die gegen ihn gerichteten Artikel (so No. 25, 52, bes. 60 vom 21. August) abzutrumpfen; aber geahnt hat er schon damals, dass es zu einem Bruche zwischen Jacobi und den Hamburgern kommen werde.

83 durch inneren Zusammenhang mit No. 47, 48 für G. bezeugt.

Das dritte und vierte Stück von Riedels philosophischer Bibliothek brachte die Antwort auf No. 47 f. und auf No. 50 unseres Neudruckes. In der „Untersuchung einer wichtigen Frage“ (3. St. 17—39) verteidigte der Herausgeber sein Unternehmen gegen die Einwürfe der Neuen Zeitung und stellte die Sache so dar, als ob der Hamburger Rezensent — „der seit einiger Zeit den Grand Prevôt du Parnasse mit der völligen Amtsmine gemacht hat“ — ein B—aner [Baumgartnerianer? vgl. $161,_{28}$ ff.] wäre und den Verfasser der Philosophischen Bibliothek zum Nachbeter Crusius' stempeln wollte. So ist z. B. der Schlussatz von G.s Rezension ($183,_{2}$) verdreht in: „Dazu hat diese Anmerkung, die crusische Philosophie betreffend, den Anfang machen sollen; andere verständige Männer werden nachfolgen.“ — Riedels Antwort auf die Einwürfe gegen seine Theorie der Schönheit (4. Stück, 72—82, ohne Titel, an eine andere Abhandlung angehängt) ist in mässigem Tone geschrieben; die Polemik tritt fast gänzlich zurück. Desto wegwerfender behandelt ihn G. in vorliegendem Aufsatze, parodiert den Ton der Bibliothek, zieht den Spott über Krätzer und Rheinwein ($341,_{18}$) an den Haaren herbei. Das ganze ein Seitenstück etwa zum „Perückenmacher“ (No. 86).

$341,_{24}$ „mit seinen Akustikern“: „Kaum hatten sich die Gäste empfohlen, so nahm ich meinen geschwindschreibenden Akustiker an die Seite ...“ (2. Hyp. 466; bald darauf die Briefe über das Publikum erwähnt.) — Ähnlich in einer blos handschriftlich erhaltenen Rezension über Joh. Benj. Michaelis' „Einzele Gedichte. Erste Sammlung, dem Herrn Canonicus Gleim gewidmet. Leipzig bey Crusius, 1769 (24 B. in 8.)“: „Und nun von der ὕλη des Werkes! (mit Hr. Riedeln zu sprechen.)“ $342,_{3}$ „seines tiefsinnigen Systems“ vgl. $300,_{19}$ (über Klotz), $347,_{30}$ „der tiefsinnige Riedel“ $_{9}$ vgl. $272,_{37}$ $_{18}$ „beydes ... und“, s. $47,_{9}$ $_{19}$ vgl. $113,_{11}$, $226,_{36}$.

84. Für G. bezeugt durch Lesart zu No. 91 ($370,_{30}$)

342,27 Die Weidmannische Handlung auch 368,25 gelobt 33 „den Herausgeber als einen Mann . . . kennen gelernt“ vgl. 278,27 343,1 „durchgedacht“ = 4,2, 353,10 6 „mehr als blosses Gepränge von Philologie und Belesenheit“ vgl. 208,20 „die von keiner höhern Schönheit wissen, als dass der Uebersetzer sein Original philologisch gelehrt begriffen“ 7 Ähnlich das Lob Herders, 198,21 15 „Wir wollen sehen“ = z. B. 30,34 16 „was Phantasie im allereigentlichsten Verstande, und was es als Kunstwort bedeute“, vgl. 158,36 „der gemeine Gebrauch des Wortes Schön und die Bedeutung, die es als ein wissenschaftlicher Begriff hat“; M. 217,13 „Man verlangt nicht zu wissen, was Genie unter dem Volke, sondern was es als ein Kunstwort bedeute.“ Der 15. Abschnitt — De visionibus 21 „wenn man sich die Sache so gegenwärtig denkt, als ob man sie sähe“ — eine Umschreibung von M. 224,4 „Die Eigenschaft des Genies, die ich durch Kraft andeute, scheint in der That eben das zu seyn, was man mit andern Worten eine bildliche Empfängniss der Objecte in der Seele nennen könnte, — eine Wendung in der Art zu denken, wodurch jeder bestimmte Gegenstand mit allen seinen Verhältnissen, Beziehungen und Phänomenen, mittelbar oder unmittelbar, zur Individualität des Dichters übertritt“ 21 „dass auch der Zuhörer sie als gegenwärtig denken muss“, vgl. 104 „die beyden grossen Merkmale des poetischen Genies“ — nämlich die Illusion und die Fähigkeit, Illusion zu erwecken. M. 224 nennen drei Merkmale des poetischen Genies: „Kraft [an unserer Stelle ist bloss von dieser die Rede], Beobachtungsgabe, Klugheit“ 27 in der Zeitung ist „jene“ und „diese“ verwechselt, was notwendig zu korrigieren war; denn G. kann Longin nicht missverstanden haben (vgl. Lesart zu No. 91). Dass aber die poetische Phantasie den Zuhörer täuschen soll, stimmt mit G.s Lehre von der Illusion oder vom Betrug der höheren Eingebung überein (No. 35, 36 und M. 222). In M. spricht er mehr von der subjektiven, in den Rezensionen mehr von der objektiven Täuschung 31 nämlich „im allereigentlichsten Verstande“ (17) 344,18 in der Zeitung „Erscheinung“ statt „Einschränkung“, später korrigiert 25 „das rechte Gepräge der Vision“, vgl. 105,28 „Gepräge der Muse“, 176,24 „Gepräge derselben“, 240,27 „Gepräge seiner Natur“ und Anmerkung zu 340,8 36 den sinnstörenden Fehler „noch“ statt „nicht“ habe ich verbessert 37 im 44. (letzten) Abschnitt 345,17 „und wie wahr ist seine Bemerkung!“, vgl. 308,8 „Und dass er Recht hat!“ 30 im 3. Abschnitt 33 Pearce (dem Morus auch sonst gefolgt ist)

liest *ϱοπικον* $_{34}$ „ist das rechte Wort“ = 60,$_{21}$, 218,$_{13}$ 346,$_{20}$ im 10. Abschnitt $_{25}$ eigentlich *οὐ θαυμαζεις* 347,$_{30}$ „der tiefsinnige Riedel“, vgl. 300,$_{19}$, 342,$_{3}$ $_{34}$ „nicht blindlings folgen, vornämlich, wo er den Kunstrichter spielt“ — echt gerstenbergisch, s. z. B. 357,$_{2}$ $_{35}$ im 4. Abschnitt 348,$_{24}$ „Nur, dass noch ein Umstand in Betrachtung kömmt“, vgl. 36,$_{12}$ „Nur schade, dass noch Eine Betrachtung hinzu kömmt“ $_{27}$ Die Einwendung machen auch die Herausgeber Longins.

Der Zusammenhang zwischen Longins und G.s Lehren, den ich für 343,$_{16}$ ff. aufgedeckt habe, wurde, soviel ich weiss, bisher nicht hervorgehoben.

85. Handschriftlich erhalten.

349,$_{3}$ Handschrift: F. C. Pelt $_{5}$ Gegen den 51. und 111. Literaturbrief; vgl. M. 95 $_{7}$ „Inversionen“. s. 340,$_{7}$ $_{20}$ vgl. 315,$_{3}$ „der lyrische Geist des Dichters, in sofern er die ersten Epochen eines Volks bezeichnet“ $_{22}$ „Bauersfrau . . . der es nicht die geringste Schwierigkeit macht, den Messias zu lesen“, vgl. 5,$_{36}$, 97,$_{14}$ $_{29}$ „sehr undeutliche Begriffe von der Deutlichkeit“, vgl. 88,$_{22}$ $_{30}$ „Deutlichkeit ist bloss relativ“ = M. 328,$_{10}$ $_{32}$ Hs.: „Wir sind sogar versichert, dass sich überhaupt in jeder Gemeine äusserst Wenige finden würden, denen die Klopstockischen Kirchengesänge dunkel scheinen könnten, wenn sie nicht allzuoft verwöhnt wären, in einem Kirchenliede alles übrige, nur nicht den wahren Ausdruck der Empfindungen, zu suchen.“ 350,$_{2}$ „simple Sprache ihres Herzens“, s. 8,$_{9}$ $_{8}$ „sich von den Eindrücken der Empfindung wegkünsteln“, vgl. 302,$_{2}$, 312,$_{21}$ $_{9}$ „Einige Kunstrichter“ — die Verfasser der Literaturbriefe $_{19}$ Hs.: „in den Horizont dieses oder jenes Maurers aus dem Volke“ $_{23}$ Hs.: „mit den theatralischen, besonders komischen Dichtern“ — wo der Zusammenhang mit M. 113,$_{3}$ noch deutlicher wird („Shakespeares Stücke sind lebendige Bilder der sittlichen Natur“) $_{32}$ Hs. noch wegwerfender: „Handwerksleute und Krämer von ihrer Bekanntschaft“ 351,$_{4}$ Die Handschrift zählt die einzelnen Lieder auf.

86. Schon der äussere Umstand der Aufeinanderfolge der Rezensionen in Stück 60 bis 65 legt G.s Autorschaft nahe. Ich betrachte den Aufsatz als Parodie auf die in No. 46 abgefertigten Versuche, die Wissen-

schaften in höhere und niedrigere einzuteilen. Der Titel ist aus dem Inhaltsverzeichnisse der Zeitung ergänzt worden.

353,10 „durchgedacht“ = 4,2, 343,1 354,10 „die feinern Gelehrten Deutschlands, die ihre Perücken aus Paris verschreiben“ kann bildlich-satirisch gedeutet werden.

87. Handschriftlich erhalten.

354,21 Im Vorbericht zur Dramaturgie, Hempel 7,62 25 die Brüder Johann Elias und Johann Heinrich Schlegel 30 erinnert an Herders Wunsch 72,33 und an die Worte Hamanns (Werke 2,218) 355,9 „der grosse Staatsminister“ etc. ist Bernstorff 356,20 vgl. 271,2 24 „von guter Hand“ — wohl von Preisler oder Schlegel selbst 31 Hs.: „Folio . . . dessen Verfasser Cramer ist, und von dem wir künftig umständlicher reden werden [No. 91], erschienen. Wenn je ein verdienstvoller Mann einer solchen Feder und eines solchen Grobstifts würdig gewesen ist, so war es Luther. Aber es wird Deutschland noch lange zum Vorwurfe gereichen, dass man Werke von dieser Art erst itzt, und erst aus Kopenhagen, erhalten muss.“ Eine Ansicht, die 370,26 modifiziert erscheint: „Wir müssen uns freuen, dass erst Cramern das Loos traf, Luthern zu besingen.“

88. Handschriftlich erhalten.

357,1 Hs.: „Bey jenen war sein Zweck nicht, über anakreontische Gegenstände sich völlig so auszudrücken, wie Anakreon wirklich sich ausgedrückt hat, sondern wie Anakreon sich hätte ausdrücken können, wenn er itzt gelebt hätte, und wenn er Gleim gewesen wäre“ 2 „obgleich die Kunstrichter nach ihrer Gewohnheit es so missverstanden haben“, vgl. 347,34; „nach ihrer Gewohnheit“ = 53,23. vgl. 359,6 6 Ursprünglich war die Parallele zwischen beiden Dichtern ganz an der Hand der 3. u. 7. Virgilschen Ekloge durchgeführt 8 „sich in den Geist schmiegen“, vgl. 387,10 11 Hs.: „dass die Lieder nach dem Anakreon schöner sind als die Oden nach dem Horaz“ 18 Hs.: „Er hätte sich einer nachtheiligen Nachdichtung nicht aussetzen sollen“ 33 — 358,4 Hs.: „viel besser gerathen seyn würde, wenn der Dichter sich selbst überlassen gewesen wäre, als itzt, da er ein grosses Muster vor Augen hatte, nach dem er sich zu bequemen suchte. Einem Freunde, wie Klopstock, konnte schon etwas aus eigner Fülle des Herzens gesagt werden, ohne erst zu fragen, wies Horaz in einem ähnlichen

Falle gesagt habe. Wir würden des Eigenthümlichen, wodurch sich Gleim allenthalben, selbst in seinen Nachahmungen unterscheidet, besser schätzen, wenn es nicht an dem Eigenthümlichen eines andern Meisters, mit dem es sich nicht vertragen will, wie frische Farbe an (von?) alter Farbe abstäche. Um gleich von der nämlichen Ode ein Beyspiel anzuführen, wie viel verliehrt nicht die deutsche herzvoll naive Simplicität unsers Dichters, wenn wir bemerken, dass nur darum so wenig von Klopstock und so viel von Sonnen und Erden, von Engeln und Sphären, und von der Tollkühnheit — —" 358,11 „Der deutsche Horaz" ist Ramler (in der Ausgabe von 1780 fehlt diese Ode) 16 „klingt allzu Gleimisch", s. 340,8 24 Hs.: „Gesellschaft gemacht haben, die, was auch einige Kunstrichter dagegen haben mögen, eines Gleims gar sehr würdig sind" 26 in der Hs. (das Eingeklammerte gestrichen): „[Wir trauen uns zu behaupten, dass Gleim in seinem Fache noch nie übertroffen worden.] Composition, Ton und Farbe, alles bis auf die unmerklichste Wendung ist an ihm charakteristisch. Welch ein Unterschied auch hierin zwischen einem Gleim, und einem Jacobi!"

Boies Urteil über diese Rezension (an Gleim vom 24. Mai 1770, Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 384):

„Ich freue mich doch, endlich eine vernünftige Beurtheilung Ihrer Oden nach dem Horaz gelesen zu haben. Die in den N. Zeitungen, die sonst, auch zuweilen gegen Sie, unbillig waren [wahrscheinlich ist No. 78 gemeint]. Der Beurtheiler hat doch einen Gesichtspunkt angenommen, der, dünkt mich, sehr wahr ist. Ich empfand gleich, dass ein Gleim nicht nachahmen könne und müsse, wenn nicht ein Genie, das mit dem seinigen so nahe verwandt ist, — den Anakreon. Es freut mich, dass der Kritikus gefühlt hat, wie sehr die Lieder nach dem Anakreon unsre besten Lieder sind. Wem im hohen Masse Originalgenie ward, hat von jeher umsonst versucht Nachahmer zu seyn. Ich wollte doch sehen, was daraus würde, wenn Ramler den Anakreon nachahmen sollte." —

In Gleims Oden nach dem Horaz war ein Gedicht „An Gerstenberg" überschrieben. G. jedoch liess sich dadurch in seiner Kritik nicht beeinflussen, so wie er auch die Literaturbriefe (im 12. Briefe der M.) und die Fragmente (No. 1) scharf beurteilte, trotzdem sowohl Lessing als Herder seine „Tändeleyen" bewundert hatten. Die Lesart zu 358,26 zeigt aber, wie hoch

G. Gleim über Jacobi stellte. Gleims Standpunkt in dem Zwiste zwischen G. und Jacobi war bisher nicht ganz klar, denn die Darstellungen dieses für die Geschichte der Anakreontik so wichtigen Vorgangs begnügten sich mit der allgemeinen Anmerkung, Gleim habe zwischen den Parteien vermitteln wollen; näheren Aufschluss über die Rolle, die er spielte, gibt folgende Briefstelle (Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, herausgegeben von Schüddekopf, 218te Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart, S. 394, Gleim an Uz vom 16. May 1770):

„. . ich lese die Scartequen der Scriblers nicht, die sichs unterstehen, über die besten Köpfe Gericht zu halten, diese besten Köpfe sollten gegen die unberufenen Kunstrichter sich vereinigen, und sie zu Schanden machen, zum Gelächter mein' ich, damit es, auch bey denen, die nur mit sprechen, Ehre würde, von ihnen getadelt zu werden.

Neulich wurde Herr Jacobi von den Verfassern der Hamburgischen Neuen Zeitung grimmig und boshaft angefallen, man gab Herrn von Gerstenberg für den Verfasser aus. Ich schrieb darüber an HE. Jacobi:

Kunstrichter werfen dich mit Koth,
Entfliehe, Freund, du wirst getroffen,
Entfliehe dem Werfer, der grimmig dir droht,
Der Tempel der Grazien stehet dir offen!

Und an Herrn von Gerstenberg

Die Musen lehrten dich, in ihrem Tempel scherzen,
Du glaubst den Donner, der die Bösen trift!
Nein, Gerstenberg, in deinem Herzen,
Ist Galle nicht, nicht Gift!

Noch kan ichs nicht glauben, dass Gerstenberg, der Dichter der Tändeleyen, solch' einer Bosheit fähig sey. Rechtfertigt er sich nicht, so hab' ich leider einen Freund weniger!“

Uz' Antwort (S. 396, vom 18. Juni 1770) ist sehr zurückhaltend:

„Wie HE. Jacobi in diesen Krieg verwickelt worden, und ob er selbst, wenigstens durch einige Verbindungen, Anlass gegeben, ist mir unbekannt.

89. Handschriftlich erhalten.

359,8 Hs.: „wenn es erlaubt ist, auf eine Kleinigkeit einen so ernsthaften Tropus anzuwenden" 10 „Chapeaux": Anspielung auf Kästners Epigramm (Deutsche Literaturdenkmale 49. 50., S. 51):

„Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl für Hüte, nicht für Köpfe."

Über G.s Verhältnis zu Kästner vgl. u. a. Anmerkung zu 377,8 18 „Frost", s. 34,4 19 Hs.: „welches besonders von einer ziemlichen Anzahl Epigrammen gilt, die doch bey einer solchen Sammlung am meisten Aufmerksamkeit verdienten" 21 Der Herausgeber war Heinrich Christian Boie 30 „so neu es auch seyn möge" s. 387,23 360,3 „Kalender für den gemeinen Mann", vgl. No. 44.

Es wäre zu untersuchen, inwieweit G. überhaupt, und besonders in seinen gemeinnützigen Vorschlägen, unter skandinavischem Einflusse steht.

90. Durch 384,11 für G. bezeugt.

360,31 „in der schönen Natur unsers Wielands", vgl. 132,16 33 Klotz' Schule 361,10 „viel und oft vom Begatten", s. 388,13 12 „so reich sie auch seyn mag", s. 387,23 26 Wielands Vorrede S. 18 362,26 Titel zu Wielandschen Gedichten schlägt schon 139,1 vor 29 „Titel sind zufällig"; ähnlich äussert sich Lessing an verschiedenen Orten 34 „empfindsam", s. No. 42 35 „empfindsam durch Abtheilung in Numern", d. h. sie ahmen Sterne nach, vgl. 328,30 363,9 Wielands Vorrede S. 32 17 gemeint ist Crebillon 19 Schlussworte der Vorrede 36 Lucian, in *Προμηθεὺς εἶ ἐν λόγοις*, vgl. 72,16, 404,18, M. 331,4 ff., auch an Nicolai, Zeitschrift f. deutsche Philologie 23,65 364,4 Lucian a. a. O. 10 „Yoriksches Fett — auch von Wielandschem", s. 340,6 14 vgl. 71,25 18 Über Ariost vgl. den 4. Brief der M. 19 im 38. Abschnitte 21 „Erasmisch, Aristophanisch", s. 340,8 26 „der Stil zu geblümt", vgl. 71,11 und die Anmerkung dazu (XXVIII) 29 G. citiert, wie es seinem Zwecke entspricht; die Stelle (im 23. Abschnitt) lautet: „Wenn ihr nicht gerührt seyd, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verlohren, — oder habt keine zu verliehren, — oder verdient keine zu bekommen —" 34 im VI. Teile

des 38. Abschnitts (Republik des Diogenes) 365,$_9$ „Weisheit! — Tugend! — ehrwürdige Nahmen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! —“ im 33. Abschnitt 15 „Monotonie“ hatte G. auch an Jacobi getadelt, 340,$_{15}$ 21 aus dem zweiten Abschnitte Wieland: „von Stande“ 25 „noch nicht lebhaft genug?“ vgl. 263,$_{17}$, 313,$_{28}$ 34: 3. Abschnitt 366,$_5$ Wieland: „Crone“ (lateinische Orthographie? vgl. 330,$_{23}$) 14 Wieland durchwegs: „euerm“ 21 „oder — oder — oder“ (soll Wieland parodieren) vgl. 313,$_{14}$ „eine Reihe bald und oder“ 23 „Leipziger Geschmack“ — C. H. Schmid; „Hällischer“ — Klotz; „Erfurtischer“ — Riedel; vgl. 87,$_{31}$ „Pariser Geschmack“, 91,$_5$ „Geschmack aus Zürich“ 25 „und wenns auch die berufne griechische Laune selbst wäre“, s. 387,$_{23}$ 29 „ein Mann, wie Hr. Wieland“, vgl. bes. 49,$_{18}$ und 388,$_{10}$, s. 3,$_{25}$ 32 „dass er auch nicht einmal seinen eignen Ton hat“, vgl. 70,$_{31}$ 33 „Schon oft ist ihm dieser sonderbare Hang zur Nachahmung vorgeworfen worden“ — von G. selber, wenn auch noch in verblümter Weise, in No. 15 36 „in Bemerkungen dieser Art irren die Kunstrichter am seltensten“ vgl. 396,$_{11}$ 367,$_3$ Wieland selber nennt ironisch als sein, Muster: Helvétius, Sterne, Montaigne, Brantôme (Beiträge zur geheimen Geschichte des Verstandes 1,84. — Vgl. die „Citatio edictalis“ der Brüder Schlegel im Athenäum 2,340 8 „Die lächerliche Rede vom Mann im Monde“ — S. 219 ff. (35. Abschnitt).

Auf diesen Vorwurf (367,$_8$) hat Wieland geantwortet und zwar in einer Anmerkung zu seinem Neuen Amadis, (Leipzig 1771, 1, S. 115):

„Den Mann im Monde. Unsre Leser haben diesen berühmten Mann seit kurzem aus den Dialogen des Diogenes so gut kennen gelernt, dass ich schwören möchte, Hermes Trismegistus selbst habe ihn nicht besser gekannt. Ob Rabelais eben soviel von ihm gewusst habe, wie ein ungenanntes Kunstrichterchen (welches mit einem gewissen air à la grecque, das es sich giebt, das possierlichste kleine Ding von der Welt ist) uns versichert hat, müssen wir ihm glauben, da wir, vielleicht zu unsrer Beschämung, gestehen, dass wir uns niemals haben überwinden können, diesen berühmten Autor durchzulesen. Hingegen wollen wir ihm, da doch ein Dienst des andern werth ist, einen andern Mann im Monde bekannt machen, von welchem er vielleicht eben so wenig gewusst hat, als wir von dem Rabelaisischen; es ist der L'Homme dans la Lune de Dominique Gonzales, Ad-

vanturier Espagnol, autrement dit le Courier volant. Paris 1654. 8. Und wir fügen dieser Nachricht eine kleine Anekdote bey, auf deren buchstäbliche Wahrheit er sich verlassen kann; nehmlich, dass weder dieser besagte Homme dans la Lune noch der Mann im Monde, von welchem Diogenes so viel — nicht weiss, mit demjenigen, auf welchen unser Dichter anspielt, das geringste weiter gemein hat, als den Nahmen. Kurz und gut, der Mann im Monde quaestionis ist kein andrer als der nehmliche Mann mit dem Reisbündel auf dem Rücken, und der Laterne in der Hand, von welchem alle Ammen zu erzählen wissen; das kann er uns kühnlich für eine Wahrheit nachsagen, wenn er will.“

Im zweiten Teile desselben Amadis geht wahrscheinlich auf G. der Vers (S. 69):

„ — — — euern Tartüffen, Smelfungen,
Und G**n wird ewig umsonst dies Liedchen vorgesungen!“

Zu den zwei Stellen vgl. Hallische Gelehrte Zeitungen 1771, S. 307 und 737 [Smelfung = Smollet].

367,31 „ein so angenehmer und interessanter Schwätzer“, vgl. 376,5 ff. 36 „Wenn vollends — doch was hilft's es zu wünschen?“ vgl. 32,23 „Doch was wünscht man nicht?“ 368,10 4., 11 36., 13 31., 16 32. und 3. Abschnitt 19 24. Abschnitt 25 Lob der Weidmannschen Buchhandlung, vgl. 342,27. Wieland selbst war über die typographische Einrichtung seines Diogenes ganz entzückt; der Buchschmuck rührt von Oeser oder einem seiner Schüler her (s. Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815, 2, 337 und Göttingische Gelehrte Anzeigen 1770, 332).

Zu dieser Rezension vgl. Euphorion 10,70 ff. Boies Urteil (an Gleim vom 24. May 1770, Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 379):

„W(ieland) war sehr unzufrieden mit den Kunstrichtern, besonders mit dem göttingischen und hamburgischen, in Absicht seiner. Die Unzufriedenheit über die A(llgemeine B(ibliothek) schien ihm nur geliehen, und in der That kann er sich über die auch nicht beklagen. Es ist doch ärgerlich, dass die Klatschsucht schon in E(rfurt) den Namen des H. Recensenten nennt! Gerstenberg soll es seyn. Und woher wissen die Leute das? Es ist wahrhaftig nur blosse Vermuthung. Er macht gewisse Recensionen in der N(euen Z(eitung). Nun gut. Er ist klug genug mit gewissen Kunst-

richtern nicht zufrieden zu seyn. Er muss es gewiss seyn. Und nun sind die Menschen unverschämt genug einen Mann zu beleidigen, der unter die Ehren der Nation gehöret. Die Recension kann nur von einem Manne von Rang gemacht seyn. Ich habe sie nur nach obenhin gelesen, aber viel Wahrheit ist gewiss darin. Man geht, auch ohne Vorsatz, so leicht über die Schranken einer Wahrheit hinaus, die man fühlt.“

Den weiteren Verlauf der Streitigkeit zwischen G. und Wieland s. in No. 93, 95, 97 und den dazu gehörenden Anmerkungen.

91. In der Handschrift erhalten.

369,$_{10}$ „Unsre Anekdote ist weder eine Lüge, noch eine Verläumdung“ — also geht der Anfang wohl auf Klotz $_{15}$ „mit Intuition seines Charakters“, vgl. 17,$_{25}$ $_{24}$ „wir mit seinen Copenhagener Freunden“, zu denen G. zählte 370,$_{30}$ Auch 221,$_{25}$ unterscheidet in diesem Sinne zwei Gattungen von Oden. Aus der Handschrift: „Die französische Ode, die unter unsern berühmten Odendichtern Cramer adoptirt hat, kann sich zwar bey weitem die schöne Form der griechischen und derjenigen, die von den Römern nachgeahmt worden, ja, nicht einmal der pindarischen Tanzode zueignen: allein sie hat für gewisse Materien ihre Bequemlichkeit, und ist der Form nach wenigstens schöner, als der griechische Hymnus, der aus lauter Hexametern besteht. Zu diesen gewissen Materien rechnen wir vornämlich diejenigen, die einer mehr rhetorischen als lyrischen Anordnung, eines hohen Schwunges von lyrischer Sprache fähig sind: solche, die eine detaillirte Abwägung und Gegeneinanderstellung der Umstände vertragen; kurz, deren Zweck nach Longins Worten, die wir vor kurzem angeführt haben, [s. No. 84, 343,$_{28}$] nicht sowohl Ekplexis als Enargie ist. Ob aber diese Form überhaupt in der Lyrik statt finden könne, wird Niemand fragen, der weis, wie sehr die Gränzlinien der eigentlichen und nicht eigentlichen poetischen Gattungen in einander fliessen, und dass die höchste Schönheit der Form darum die übrigen Grade, die wo nicht der Phantasie, doch dem Verstande gefallen, keineswegs ausschliessen. Eine genaue Untersuchung dieser Sache versparen wir auf eine andere Gelegenheit.“ (Ebenso 221,$_{31}$; es ist aber beim Versprechen geblieben) 371,$_{8}$ „ein Mann, der so denken kann, wie Cramer“, s. 3,$_{25}$ $_{11}$ „Lutherscher Kern“, vgl. 316,$_{11}$ $_{14}$ „mit starker Kraft des Verstandes: auch dies ist ein deutscher

Zug", denn (308,8) „wir besitzen Neigung zum Denken in einem vorzüglichen Grade" 23 „Kraft des Geistes", vgl. M. 224,4 „Kraft des Genies" 372,24 „Im Vorbeygehen", s. 17,14 373,12 „Unter den guten Wirkungen der Lutherschen Reformation wird unsre Sprache nicht vergessen", vgl. 222,5, No. 76 und M. 295—325. Diese letztere Stelle ist ein Brief der 1. Fortsetzung der Merkwürdigkeiten, über Michaelis' Hiobübersetzung. Weilen zweifelt bei dem erwähnten Briefe an G.s Autorschaft (M. CXXIX). Manche Stellen zeigen zwar direkte Übereinstimmung mit Inhalt und Ausdruck der Rezensionen, aber trotzdem wage auch ich nicht, den Brief G. zuzuweisen, es kommt mir stellenweise vor, als ob sich jemand bestrebt hätte, G. in Schreibart und Ansichten nachzuahmen, ohne dabei Übertreibungen vermieden zu haben.

92. Handschriftlich erhalten.

373,26 "Letters supposed to have passed between M. de St. Evremond and Mr. Waller, by the Editor of the 'Letters between Theodosius and Constantia', London, 1769, 8vo." 374,3 Fingierte Unterredungen kommen besonders in M. sehr häufig vor 17 Hs.: „Die Briefe, deren Herausgeber Herr Langhorne ist, enthalten mehrerntheils philosophische Untersuchungen; zuweilen betreffen sie auch blosse Privat-Angelegenheiten ihrer Verfasser, sind aber drum fürs Publicum nicht uninteressanter" 32 Hs.: unsre neueste, [die Yoriksche] Laune" 34 „nicht wie unbärtige Jünglinge" etc.: d. h. nicht wie die tändelnden, „süsstönenden" Gleim und Jacobi (s. No. 26, dann 264,12 und 384,25).

93. ist merkwürdigerweise nicht in No. 95 erwähnt, daher nicht durch die Zeitung selbst für G. bezeugt. Aber er wurde gleich von seinen Gegnern als Verfasser erkannt.

375,11 „ein Air von Witz", im 2. Hyp. „ein frostiges Air" 26 „man erlaube uns" = 400,18 Anspielung auf die Vorwürfe der Fremdwörtersucht? 376,1 „Hans la Fontaine", vgl. was sonst in den Rezensionen über ihn als witzigen harmlosen Erzähler gesagt wird; auch Wieland gebraucht den Ausdruck „Hans Lafontaine" (Auswahl denkwürdiger Briefe, Wien 1815, 1, 236) 9 Wärme, Interesse, Laune, Leichtigkeit, Naivität", Häufung von Substantiven 377,3 „eine feine Ader von Scherzhaftigkeit", vgl. 310,15 „eine feine Ader des Witzes" 6 „wie sollen wir uns behutsam genug ausdrücken?" vgl. z. B. 153,21 „wie sollen wir sie

gleich nennen?" 7 Daran knüpft Klotz' Bibliothek im 17. St. 1770, S. 564 an: „Das Gedicht soll den Professor und das Catheder verrathen! Wenn nur Gerstenbergs Recensionen nicht den Soldaten und den Paradeplatz verriethen!" (Weiter: „.. Afterkritiker .. Doch manche Kunstrichter bekümmern sich viel darum, was sie sagen, wenn sie nur etwas sagen.")

Mit einem ähnlichen Witz beschliesst Kästner sein Epigramm „An H. v. Gerstenberg" (Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Schriftsteller, VI, 164):

„Er lässt von Witz und Kunst sich als Professor hören,
Doch merkt man, dass aus ihm der Musketirer spricht."

Zu Kästners Verhältnis zu G. vgl. noch No 4, No. 89 und 151,$_{27}$ $_{24}$ „klingender und hüpfender", vgl. 358,$_{15}$ „das Ringen und Reiten und Springen in der ersten Strophe" $_{28}$ „blos der Nachahmer wegen", vgl. z. B. 397,$_{5}$ „wir müssen auch für unsre eignen Dichterlein sorgen."

94. Handschriftlich erhalten; das Konzept besteht aus unzusammenhängenden Anmerkungen und Citaten.

378,$_{15}$ Die Frage, was Poesie, was Prosa sei, beantwortet der 20. Brief der M. $_{23}$ „Diese Anmerkung .. angewandt", vgl. 156,$_{8}$ $_{37}$ „Stärke des Ausdrucks", vgl. 281,$_{36}$ 379,$_{8}$ „Klassisch für unsere Sprache", s. 4,$_{24}$ 380,$_{7}$ „Wir verwerfen nicht eine jede Dunkelheit der Schreibart": Der Hyp. begründet und rechtfertigt die Dunkelheit von Klopstocks Sprache $_{18}$ Zum Tonfall vgl. M. 228,$_{5}$ 382,$_{10}$ „Diess kann wahr und auch unwahr seyn": Nach G.s Grundsatz der Illusion der Phantasie natürlich unwahr 383,$_{10}$ „Diese saubre Anecdote . . . Spion, dergleichen es auch unter uns giebt", vgl. 369,$_{10}$ „Anekdote .. Lüge, Verläumdung". Sollte da auf irgend eine Verleumdung G.s von der Seite seiner Gegner — etwa in den „witzigen Brochüren" (384,$_{1}$) angespielt sein? $_{23}$ „die ganze Stelle Note ohne Text", vgl. 62,$_{20}$.

95. Für die Geschichte der Rezensionen und für die Bestimmung des Verfassers der weitaus wichtigste Aufsatz; der Titel ist aus dem Inhaltsverzeichnis der Zeitung ergänzt worden.

384,$_{5}$ „Anzüglichkeiten", vgl. die „Anekdote" von 369,$_{6}$ff. und 383,$_{20}$ $_{6}$ „man nennt Namen" — Klopstock?

$_{11}$ **No. 90, 80, 82** $_{20}$ **No. 15, 43, 57, 26** **Nur die Kritik über Wielands Combabus (No. 93) ist hier nicht verzeichnet.**

Die „witzigen Brochüren“ (384,$_{1}$), in denen G. verspottet wurde, kenne ich nicht; die Urteile der Zeitgenossen habe ich in Euphorion 10,73 ff. und in den Anmerkungen zu No. 88 und 90 mitgeteilt.

Der völlige Bruch zwischen G. und den hällischen Dichtern war vermutlich durch Gleims und Jacobis Aufenthalt in Berlin beschleunigt worden. Zumindest berichtete Boie (Knebels Nachlass 2,85) am 20. Oktober 1770: „Gl. und J. geschieht in Berlin zu viel. Das bläset den Streit nur immer auf und hilft zu nichts.“ In demselben Briefe sind die streitenden Parteien einander scharf gegenübergestellt: Gleim Jacobi Wieland — Klopstock Gerstenberg Cramer.

Trotzdem G.s Abwehr in maassvollem Tone gehalten ist, hat auch sie Wielands Erbitterung hervorgerufen; er schrieb an Jacobi unterm 25. Januar 1771 (Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815, 3,23):

„Der letzte niederträchtige Ausfall, den, ich weiss nicht welcher Elende, auf Sie und mich in der Hamburger N. Z. gethan hat, reizte Anfangs meinen Unwillen so sehr, dass ich im Begriff war, etwas für Sie und mich aufzusetzen, welches in den Correspondenten [das Hamburger Konkurrenzblatt der Neuen Zeitung] eingerückt werden sollte. Aber da sich mein erster Unwille abgekühlt hatte, fand ich, dass wir dem schlechten Menschen zu viel Ehre erweisen würden, wenn wir Empfindlichkeit über seine Beleidigungen zeigen wollten. Diese können uns nicht schaden, und einer Apologie bedürfen wir auch nicht. Das beste ist, wir gehen Hand in Hand unsern Weg fort, und würdigen dergleichen Zudringlichkeiten nicht der geringsten Aufmerksamkeit. Stillschweigende Verachtung ist das unfehlbarste Mittel, dergleichen armselige Bläffer, die mit aller Gewalt Aufmerksamkeit erwecken wollen, abzuweisen.“

G.s endgültiges Urteil über Jacobi und Wieland s. in den 2 folgenden Nummern, auf die sich (eher als auf G.s Abwehr) Wielands Briefe an Jacobi vom 25. März und vom 10. April 1771 beziehen (in der angeführten Sammlung 2, S. 35, 40).

1771.

96. 97. 98. Der Zusammenhang wegen Aufeinanderfolge und gemeinsamer Chiffer (N.) ganz klar. Direkt an die vorhergehende Verteidigung (No. 95) anknüpfend. Nicht so dem Inhalte als dem gekränkt verzagten Tone nach sind die beiden Aufsätze über Jacobi und Wieland ein Rückzug zu nennen. Man merkt die sinkende Kraft des Rezensenten. Um die Wende der Jahre 1770—1771 muss sich für G. ein bedeutungsvolles äusseres und inneres Ereignis abgespielt haben, das seine Schaffenslust lahm legte, ein Ereignis, das auch aus den Rezensionen nicht zu erschliessen ist. Vielleicht fühlte er sich verlassen und wollte nicht durch weitere Angriffe sich noch ärgere Feinde zuziehen. Es ist doch merkwürdig, dass im 2. Hyp., diesem Buch voll trauriger Invektiven eines frühzeitig Gealterten, der schlimmste Gegner — Klotz — recht zahm behandelt, auf Wieland gar nicht und auf Jacobi an einer einzigen Stelle, noch dazu sehr verblümt, angespielt wird: Zu Opfern seines Witzes wählt G. Schriftsteller dritten Ranges.

$386,_{7}$ No. 26, 80, 82 Ausserdem enthalten die zwei ersten Bände von Jacobis Sämtlichen Werken noch Lieder, Nachtgedanken, Die Sommerreise, Elysium, An Herrn von Campagne, Das Lied der Grazien $_{13}$ „Ein so guter Dichter als Hr. Jacobi“ — eine häufige Wendung bes. in den Rezensionen von 1769 und 1770, s. $3,_{25}$ $_{20}$ Das Jacobi gespendete Lob ist auch ungeachtet der „mit der Zeit“, „einer unsrer besten“, „vielleicht“, recht kärglich, wenn man bedenkt, dass G. Lehrdichter und Dichter auseinanderhält (No. 94) $_{22}$ Chaulieu und Gresset hatte G. Jacobi in No. 26 genannt, und die Bezeichnung selbst $338,_{19}$ nicht widerrufen, sondern nur ironisch gefärbt $387,_{2}$ So bleiben die Ausführungen von No. 80 aufrecht $_{3}$ „empfindsam seyn sollende Situationen“, vgl. $340,_{20}$ „lauter lose seyn sollende Sachen“ $_{9}$ „launichter Yorik“, vgl. $338,_{31}$ „launichter Chapelle“ $_{10}$ „sich in den Geist hineinschmiegen“, vgl. $357,_{6}$ „sich in den Charakter und den Geist eines andern schmiegen“ $_{11}$ in Überein-

stimmung mit 327,33 12 „nur noch eine einzige Anmerkung“, vgl. 251,32 „Nur noch eine einzige Stelle“ 18 „unser Nationalcharakter bringt diesen glücklichen Ernst mit sich“, vgl. 33,18, 42,5 21 „Amors und Amouretten“, s. die Anmerkung zu 339,10 (LXXIV) 23 „wie reitzend auch die lieben Dinger zuweilen tändeln mögen“ — solche concessive Verbindungen häufen sich immer mehr; vgl. 69,9, 164,10, 272,7, 311,5, 359,30, 361,12, 366,26, 389,33 30 „Wir zeigen dieses Buch etwas spät an“, vgl. 233,37, 306,5 388,6 Den „vortrefflichen Gedanken: die Geschichte des natürlichen Menschen zu beschreiben, und psychologische Gemählde der menschlichen Seele zu liefern“, wollte auch G. im Waldjüngling ausführen 10 „ein Mann von Genie, wie er“, s. 386,13, auch 366,28 „ein Mann, wie Hr. Wieland“, 49,14 „Männer wie Hr. Wieland“ 12 „seine Lieblingsidee des Begattens“, ebenso 361,10 „Dass Diogenes viel und oft vom Begatten spricht, ist zwar angenehm genug“ 27 Das zweite Buch (1. Teil, 101—190) 31 Dergleichen schleppende Konstruktionen sind mir in den früheren Rezensionen nicht oft aufgefallen 389,1 „eine Tugend des policierten Menschen ist mehr werth, als zehn Vortheile, die die Natur dem wilden gibt“; und (240,30) „Verstand, Urtheil, Witz etc. sind lauter Zusammensetzungen aus den einzelnen Kräften vieler Folgezeiten“ 5 vgl. 272,21 7 „Die A r i s t a r c h e n konnten es ganz wohl leiden, dass H o r a z die elenden Kunstrichter seiner Zeit bey allen Gelegenheiten aus seinen Füssen peitscht“ (1,239) 15 angedeutet war dies schon in No. 57 (236,11 ff.) 28 ff. Die vielen Pausen sollen wahrscheinlich Wieland nachahmen 33 „so gross er immer seyn mag“, s. 387,23 37 „dessen Phantasie oft mit der Vernunft davonläuft“, vgl. 141,15 „es kam uns vor, dass der Witz mit der Einbildungskraft davon laufe“ 390,12 Hier schweben Wielands Worte (1,189) vor: „Alles, was wir, bis dahin, dem e i n f ä l t i g e n Leser rathen können, ist, unmassgeblich, sein Urtheil über diese — und, wenn er uns glauben wollte, über alle andre Sachen in der Welt — klüglich zu suspendiren; und das Ganze, mit einem bedeutungsvollen Kopfschütteln, dahin gestellt seyn zu lassen“ 17 Anspielung auf 234,18 22 „Abschweifung“, vgl. 156,5 „Digression nach unsrer Art“ 29 „Nichtoriginalität, die wir auch ... finden, obgleich wir sie sonst nicht abläugnen wollen“ — wieder ein arger Fehler in der Konstruktion Vgl. die Vorwürfe S. 367 391,8 Gemeint sind die Worte: „Dass .. die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das grosse Ziel aller Bestrebungen ... sey“ 13 „der Styl nicht fest“, vgl. an Nicolai (Zeitschrift für deutsche Philologie 23,48)

22 wieder: einen Mann . . wie Hr. Wieland", s. 3,25 24 „dass wir deswegen ihn zu tadeln gezwungen worden", vgl. 182,4 26 Mit Theaterstücken für Kinder hatte sich bereits No. 68 befasst 392,13 „Beyläufig kann die angeführte Stelle zur Probe der Uebersetzung dienen" — ebenso 327,5 15 „Hätte der Verfasser diese Idee ebenso glücklich ausgeführt" — vgl. 78,9 „Wenn der Verfasser den Charakter so zu nutzen gewusst hätte" 18 „wir müssen gestehen", s. 142,15 19 „Die Stücke sind unmoralisch", vgl. 29,9 „die Moral (in Kinderliedern) ist nicht immer die lauterste" 31 „Der Dialog nicht leicht genug" = 54,35 393,10 „unanständiger Scherz über Youngs Nachtgedanken", vielleicht im selben Sinne wie 268,15, 339,1.

Mit einem Aufsatze über Kinderlieder hatten G.s Kritiken 1768 begonnen, ein Aufsatz über Kinderspiele beschliesst seine journalistische Tätigkeit.

Nachtrag zu 1768.

21a—f s. S. XXIV.

39a s. S. XXXVII.

Anhang.

99. Der Aufsatz wurde in den Neudruck aufgenommen, weil er auf G.s kritische Tätigkeit ein eigenartig helles Licht wirft, wodurch mancher Zweifel getilgt werden muss. Bruchstücke dieser Skizze sind in M. CXXXVIf. mitgeteilt. Im 2. Hyp. hätte sie Ohluf Jernstrup, den Bruder des Hauptbelden Zacharias, wahrscheinlich bald zu Anfang einführen sollen. Ohluf spielt überhaupt eine bedeutsame Rolle, der Verfasser lässt ihn seine eigenen Anschauungen vertreten, z. B. in den „eingestreuten kritischen Anmerkungen" S. 112 und in den „Tischreden" S. 469 ff. Vielleicht lassen sich selbst die biographischen Daten für G. verwerten, die undeutlich geschriebene Jahreszahl wenigstens (400,4), scheint ursprünglich 1737 (G.s Geburtsjahr) gelautet zu haben.

Die Handschrift der Skizze hat der Herausgeber der Literaturdenkmale mit mir gelesen.

400,$_{10}$ Hs.: „Etwas Eignes [Romanhaftes]“ $_{19}$ es soll heissen: „die besten Absichten“ 401,$_{1}$ Über die Vorbilder zum Hypochondristen und zu seiner stummen Schönen handelt Weilen M. XXIII f. $_{19}$ vgl. 27,$_{16}$ „Die Kinder merken den Kunstgriff“ $_{32}$ „beredt“, vgl. 6,$_{29}$ „geredt“, 48,$_{33}$ „redt“ 402,$_{25}$ Hs.: „[welches ihm seine Lehrer verbargen]“

$_{26}$ Zu G.s Standpunkte der analytischen und synthetischen Methode gegenüber vgl. z. B. No. 50f., 58 $_{32}$ „Poeten und Philosophen“, s. No. 46 $_{34}$: Kraft der Beobachtung nach M. 224,$_{13}$ eines der drei Merkmale des poetischen Genies $_{37}$ Hs.: „der [bloss] witzige Kopf“, vgl. 87,$_{2}$ „Fontenelle besass mehr Witz als Geschmack ... sein Witz war ihm im Wege“ 403,$_{2}$ „Gedankenfest“, vgl. 2. Hyp. 127 „Es ist ein wahres Gedankenfest für mich“ $_{5}$ Auch über „Wissenschaft“ und „Meister“ gibt No. 46 Aufklärung

$_{11}$ „fliegende Blätter“ 100,$_{31}$ $_{27}$ Hs.: „diese Verirrung [einzuräumen]“ $_{32}$ „etwas“: Weilen (M. CXXXVI) liest: „daran“ $_{35}$ vgl. M. 263,$_{5}$ „Goffocharakter“ $_{36}$ „Unordnung“; Weilen liest: „Anordnung“. Doch vgl. 221,$_{16}$ „die schöne Unordnung der Oden“ 404,$_{3}$ Weilen: „auf ein bestimmtes Ziel hin zielten“; „Fund“ ist zwar schwer lesbar, aber ziemlich sicher $_{4}$ vgl. No. 4 (15,$_{24}$ ff. und XIX)

$_{13-16}$ wörtlich 7,$_{15-18}$ $_{18}$ Lucians Citat auch 72,$_{15}$, 363$_{36}$, M. 331,$_{4}$ und Zeitschrift für deutsche Philologie 23,65

$_{26}$ „verwebt“: Weilen liest „vererbt“ $_{27}$ „Discours aux Welches“ in „Contes de Vadé“ (Neudruck 110f.)

$_{33}$ Auch sonst ist manches, was für die Zeitung geschrieben worden, im Hypochondristen wiederholt (Anmerkungen IV. unter Ohlufs Tischreden S. 488 ff.; eine Menge Anspielungen und Citate)

Die Art, wie ich den Gegenstand behandelt habe,[1]) lässt Anschaulichkeit und Zusammenhang vermissen und

[1]) Durch grossen und kleinen Druck will ich nicht Wichtiges von Unwichtigem geschieden haben, sondern das auf eine ganze Rezension bezügliche von Einzelbemerkungen. Auf Stellen im Texte verweise ich durch ein „vgl.“; wo „s.“ gesetzt ist, bitte ich auch meine dazu gehörenden Anmerkungen heranzuziehen.

ich fürchte sehr, das stete Verweisen von einer Stelle zur andern werde gar manchen abhalten, die Einleitung auch nur annähernd mit der Lust zu lesen, mit der sie geschrieben worden. Ich habe mich der wichtigen Vorteile begeben, die eine fortlaufende Darstellung verschaffen könnte und dies tritt besonders bei der Behandlung des vorletzten Jahrganges störend zutage. Aber bei einer darstellenden Behandlung wäre zu wiederholen gewesen, was bereits an anderem Orte [1]) gesagt worden, und ausserdem ist mir bei der eingeschlagenen Methode Raum geboten worden, die kleinsten Einzelheiten zu berücksichtigen. Findet man, dass ich in mancher Hinsicht unnützerweise Vergleich auf Vergleich gehäuft, so antworte ich mit dem Wunsche, eine grosse Anzahl meiner stilistischen Beweise möge überhaupt entbehrlich gemacht, d. h. durch triftigere ersetzt werden; dies kann geschehen, wenn die Folgezeit dem wissenschaftlichen Publikum Gerstenberg betreffende Dokumente vorlegt, die heute in privatem Besitz zerstreut liegen und für den Forscher unzugänglich sind. Andererseits habe ich Vollständigkeit nicht erreicht und auch nicht erstrebt; an der Kritik wird es sein, nachzuprüfen, zu ergänzen, zu berichtigen.

Von der Veröffentlichung blieben Aufsätze ausgeschlossen, denen ein rein fachliches Interesse zukommt (vgl. LII, Anmerkung zu $243,_{8}$), oder die sich auf blosse Inhaltsangabe beschränken (LXIII, Anmerkung zu $292,_{24}$). Auch sonst könnte bei einigen wenigen, hier nicht mitgeteilten Rezensionen, Gerstenbergs Verfasserschaft in Betracht kommen: 1768 Stück 55, „Argens, Histoire de l'Esprit Humain"; Stück 199, „Rosts Vermischte Gedichte"; Stück 206, „Handbibliothek zum Zeitvertreibe

[1]) Einige Verbesserungen meines Euphorionaufsatzes ergeben sich leicht aus dem gesammelten Material, so ist z. B. meine Behauptung (S. 60), dass sich G. in der Zeitung dem zu besprechenden Autor im Ausdrucke nicht anzupassen suchte, hinlänglich entkräftet.

XV.“ (alle unbedeutend), ferner 1770 Stück 9 und 42 über Gedichte aus Anlass von Gellerts Tode (vielleicht vom Rezensenten „F.“, vgl. Stück 59: „auch hier stehen elende Verse auf Gellert, deren man sich doch einmal schämen sollte“); Stück 29, Denis' Ossianübersetzung (sehr vieles deutet auf Gerstenberg, aber er hatte ja in den Briefen über Merkwürdigkeiten die Gedichte als Macphersons Fälschung bezeichnet, während sie die Rezension als echt hinnimmt); Stück 47, „Von den Barden, aus dem Englischen“ (aber es heisst da: „ . . . weil Klopstock und Gerstenberg Barden- und Skaldengesänge gemacht haben . . .“). —

Eine kritische Ausgabe ist der vorliegende Neudruck nicht. Dazu hätten Bedingungen erfüllt werden müssen, die unter den gegebenen Umständen nicht zu erfüllen waren; es hätten alle Citate verglichen und nachgeprüft werden müssen. Dies ist nicht geschehen, denn mir standen nicht die erforderlichen Hilfsmittel zu Gebote. Im allgemeinen hat meine Arbeit allerdings viel Förderung gefunden und ich danke insbesondere Herrn Alfred Rosenbaum für die Bereitwilligkeit, mit der er Schriftsteller anonymer Werke für meine Zwecke nachgewiesen. — Auch sonst ist mir durch Vermittlung des Herausgebers der Literaturdenkmale manche wertvolle Auskunft zuteil geworden: Ihm aber ist dieser Band gewidmet, wenn auch das Dedikationsblatt fehlen muss.

Die Ausgabe ist nach den Exemplaren der Zeitung aus der Hamburger Kommerzialbibliothek gearbeitet und folgt dem ersten Drucke in Orthographie und Schriftgattung mit Beibehaltung der Unregelmässigkeiten, des Unterschiedes zwischen ſ und s, u. s. w.; griechische Lettern wurden in der heute gebräuchlichen Form gedruckt (σ statt ς, ου statt ȣ). Am Zeilenausgang habe ich mich bei der Silbentrennung womöglich an den Gebrauch des 18. Jahrhunderts gehalten, dagegen wo die Trennung nicht stattt fand, die ursprüngliche Form eingesetzt (z. B. Leßing stat Leſ=ſing). Die eckigen Klammern bezeichnen Ergänzungen des Herausgebers, die verdruckte Stellen der Vorlage er-

setzen: 19,7 74,30, auch 135,33 „syntactischen“ statt „syn tischen“. — Das Datum der Rezensionen (26 Stück. Montag, den 16. Februar 1767) wurde aus dem Titel der Zeitung hinzugefügt, dagegen die Zusätze: „Fortsetzung“, „Beschluss des gelehrten Artikels“, „Der Rest folgt“ u ä. mit der einzigen Ausnahme von 32,27 weggelassen. Der Übersichtlichkeit halber habe ich die zwischen Anfang und Schluss eingeschobenen Aufsätze erst nach beendigter Rezension gesetzt, daher die Reihenfolge von Stück 155 und 156 1768. 79, 80ff., 95 1769 umgestellt. Dass ich die Fussnoten (S. 111, 113, 162, 373) an die gehörige Stelle und nicht erst zum Schluss des Aufsatzes setzte, versteht sich von selbst.

Für alle Titel, wie immer sie in der Zeitung gesetzt sind, wählte ich fetten Druck, ersetzte diesen jedoch im eigentlichen Texte durch gesperrten Druck. Abweichend von der Vorlage sind Citate aus Gedichten petit gegeben.

Der Druck der Zeitung ist besser als in den meisten periodischen Schriften jener Zeit, trotzdem musste ich eine Reihe von Verbesserungen anbringen und lasse die erheblichen folgen. Ich setzte

3,20	Rauchwerke	statt	Ranchwerke
5,36	*καλοις*	„	*καλαις*
8,8	Alter	„	Altar
11,15	gut.“	„	gut.
24,8	Irrthum	„	Irthum
28,31	das	„	daß
29,19	bürgerliches	„	bürgerlicher
32	habe?“	„	habe.“
33,10	ihn	„	ihm
35,32	aufkeimenden	„	auf keimenden
44,3	lies	„	lis
25	Kromwell	„	Kronwell
45,7	bashful	„	bashfuz
48,15	das	„	daß
52,13	Marchmont	„	Marchchont
53,30,35	Lord Winworth	„	Lord Marchmont
54,1	Wettstreit	„	Weltstreit
55,10	sämtliche	„	samtliche
71,15	Ausarbeitung	„	Ausbreitung
73,29	in welchem habe ich eingefügt		
34	mir	statt	nur
93,6	Ansprüche	„	Ansprache
95,4	hörten	„	hören
97,23	kennen	„	kenen
109,3	Fenouillot	„	Fenouillon
15	das	„	daß

110,34	darum	statt	darum darum
116,28	Plottwell	"	Blottwell
35	den	"	dem
117,2	dem	"	denen
122,8	Verderbers	"	Verderbens
124,9	Paradieſes	"	Parieſes
129,25	mich	"	nicht
133,2	creberque	"	creberqne
135,20	vielſyllbigt	"	einſyllbigt
138,24	einem	"	einen
140,4	hatte	"	halte
155,2	ihn	"	ihm
168,27	dauerhaftem	"	dauerhaften
191,30	ſchreitende	"	ſtreitende
200,11	mich habe ich eingefügt		
25	unſrer	statt	unſers
201,6	Widerlegung, keiner	"	Widerlegung keiner
11	der	"	des
202,11	der	"	des
205,28	Creticus	"	Ereticus
31	meerunter	"	meer unter
206,18	uns	"	nur
216,3	tibi	"	ſibi
217,20	Horaz	"	Horatz
221,22	Aehnlichkeit	"	Ahnlichkeit
222,34	Schwürigkeiten	"	Schwürigkeit
224,15	ta mort	"	la mort
225,11	*καλοις κ'αγαθοις*	"	*καλαις κ'αλαθοις*
233,2	annimmſt	"	anniniſt
235,26	es	"	er
242,17	vollkommner	"	vollkommer
37	Staatsweiſen	"	Saatsweiſen
249,23	es	"	er
38	de reſpect	"	der eſpect
251,5	eyes	"	eges
6	diffuſing	"	diffaſing
13	qu'il eſt, & qu'il ſera	"	qu'il ſeeſt, & qu'ilra
252,12	tu venois	"	tuvenois
	t'elever	"	t,elever
258,1	zwölften	"	zwöſten
263,23	hunne	"	kunne
264,4	defututa	"	defutata
266,20	arkadiſches	"	orkadiſches
274,31	hinreißen	"	hinreiſen
288,1	der	"	des
291,23	ſhook	"	ſchook

294,26	aus denen	ſtatt	aus dem
	pſychiſches	„	phychiſches
295,13	der gleichen	„	dergleichen
37	der vertheidigenden	„	des vertheidigenden
296,5	führten	„	führen
24	wir	„	wie
299,14	dem	„	den
28	einen	„	einem
300,2	faſt einzige	„	einzige
7	unter anderm	„	unter andern
22	richtig	„	nöthig
23	erſte habe ich eingefügt		
25	Natur des Clima und der habe ich eingefügt		
302,2	Geſchmackkünſtler	statt	Geſchmackkünſter
13	machen?	„	machen!
23	Helvetiſche	„	Helvetivetiſche
32	Füsli	„	Fürsli
303,4	Morgarten	„	Morgaten
307,10	ihn	„	ihm
309,19	Oratoire	„	Oratorie
25	England	„	Englan
311,4	ihn	„	ihm
314,5	dem	„	den
11	werden;“	„	werden;
315,11	ſingenden	„	ſingengenden
318,17	dem	„	den
23	empören?	„	empören.
325,16	gewähren?	„	gewähren.
327,3	den	„	dem
27	wie	„	wi
331,18	derſelben	„	deſſelben
337,19	geſchmackloſe	„	geſchmachloſe
21	Boileau	„	Boilau
338,5	daß	„	das
8	Lehrers	„	Lehres
343,20	τιϑης	„	τιδης
27	dieſe	„	jene
28	jene	„	dieſe
	εκπληξις	„	εκπγηξις
35	ὁπωσουν	„	ὁποσουν
344,2	„	„	„
18	Erſcheinung	„	Einſchränkung
36	nicht	„	noch
345,7	ὑψος	„	ὑφος
33	̔Ροπικον	„	Ροπικον
347,27	ὑψος	„	ὑφος

355,1	patriotische	statt	patriotsche
356,19	das	"	daß
363,3	lehrt	"	ehrt
9	daß	"	das
375,2	Mitte	"	Mittel
376,8	seinem	"	seinen
379,18	nimmt	"	nimt
384,20	62.	"	82.
28	St.	"	S.
387,28	'tis	"	tis
388,20	59	"	55
389,14	auszuführen	"	aufzuführen
390,9	im	"	in
391,20	dies	"	die
22	dieselben	"	dieselbe
392,24	Schändlichkeit	"	Schädlichkeit
35	sind	"	sich
393,9	ohnedies	"	ohnedis

Druckfehler des Neudruckes.

XV Zeile 13 v. u., XX Zeile 5 v. o., XXIII Zeile 15 v. o., LI Zeile 16 v. o. statt *Neue Bibliothek* lies *Bibliothek*

5,4	statt	36	lies	56
49,23	"	daß	"	das
64,33	"	wenig	"	weniger
85,15	"	selge	"	selige
95,27	"	erblikt	"	erblickt
126,24	"	mächte	"	möchte
178,7	"	unabhänig	"	unabhängig
400,19	"	die beste Absicht	"	die besten Absichten

Gerstenbergs

Rezensionen

aus

der Hamburgischen Neuen Zeitung

1767—1771.

1767.

26. Stück. Montag, den 16. Februar 1767.

Ueber die neuere deutsche Litteratur. Erste und zweyte Sammlung von Fragmenten. Eine Beylage die neueste Litteratur betreffend. 1767.

Niemand wird dieser Schrift den Vorwurf machen, daß sie einer arabischen Wüste gleiche, wo der Wandrer viele Parasangen reisen kann, ehe er nur Ein Blühmchen, seine Augen zu erquicken, nur Eine Staude, seinen Gaumen zu erfrischen, antrifft. Uns scheint sie vielmehr einem Treibhause ähnlich, wo der Liebhaber auf Eine Tirade fremder Gewächse nach der andern stößt, und zuweilen selbst nicht recht weis, was er am meisten bewundern soll: Die Fähigkeit des Gärtners, der aromatische Blüthen und Früchte nach seinem Gutdünken vor unsern Augen entspriessen läßt, oder die Gebrechlichkeit seiner Kunst, welcher zu folge die meisten derselben mit eben der Geschwindigkeit verdorren, mit der sie zum Vorscheine kamen. Wenigstens ist es ein nicht geringeres, noch vermuthlich unnüzeres Spiel für den Verstand, den Verfasser anzustaunen, der ganze Waarenballen von kritischem Rauchwerke, mit erstaunlichem Aufwande, um uns eines unübersezlichen Idiotismus zu bedienen, a u s d e m Ä r m e l s c h ü t t e l t, und dennoch immer, — sollen wir sagen, der Unerschöpfliche, oder der Unerschöpfende? — bleibt. Doch ein Mann wie er, verdient wohl, daß man sich ernsthaft von ihm unterhalte.

Wenn die angezeigten Fragmentesammlungen einen größern Vorrath an tief durchgedachten und probefähigen Beobachtungen, weniger Einfälle, weniger Seifenblasen, weniger Caquet-bon-bec enthielten, so würde der Verfasser mit einigem Rechte auf sich selbst anwenden können, was er von Lessingen sagt: „Seine Schrift „würde, in Betracht seiner Talente in Wiz und Phantasie, „in Betracht seines Scharfsinnes im Zergliedern, und „seines nicht selten glücklichen Ausdrucks die Worte verdienen: So viel that er, Nachwelt! Schliesse daraus, „was er thun konnte." Izt befürchten wir, daß ihn die größte Zahl seiner Leser mit einem starken Kopfschütteln verlassen, und weit eher mit Horazen, ohne allen Betracht auf die Nachwelt, ausrufen werden:

Nil aequale homini fuit illi: saepe velut qui
Currebat fugiens hostem, persaepe velut qui
Junonis sacra ferret, habebat saepe ducentos,
Saepe decem servos: modo reges atque tetrarchas,
Omnia magna loquens, modo, sit mihi mensa tripes! —

Die erste Sammlung enthält Gedanken über den Bau und die Bildung der Sprachen überhaupt und der deutschen insbesondere, über den Nuzen der Übersezungen, über die deutsche Prosodie, und über die vornehmsten Prosa-Skribenten unter den Deutschen, die er zu freygebig klassisch nennt. Es ist viel Lesenswürdiges darunter, und noch mehr würde seyn, wenn der Verfasser sich nicht die Grille in den Kopf gesezt hätte, die Briefe die neueste Litteratur betreffend fast durchgängig zur Basis seiner Betrachtungen zu nehmen; welches die natürliche Folge hat, daß er gerade in die Fundgrube der Sprache nur so tief gräbt, als seine Berl. Vorgänger vor ihm gegraben hatten, höchstens zur Rechten und zur Linken nach einer durchschimmernden Ader umherspäht. Zuweilen scheint ihm sein Collegium trefflich zu Statten gekommen zu seyn, wovon wir nur das siebende Fragment der ersten, und das dritte der zweyten Sammlung über

den Gebrauch der morgenländischen Sprachen zum Beyspiel anführen: für welche das Compliment, wenn eins nöthig seyn sollte, nicht ihm, sondern dem philologischen Seher S. 36 gebührt. Uns befremdet es, daß der Verfasser, der Heinzen und Oesten anführt, der Schlegelischen Vergleichung der dänischen, deutschen und französischen Sprachen, die seinem Zwecke ungleich verwandter gewesen wäre, da außerdem auch der Uebersezer sie mit hieher gehörigen Anmerkungen und einer, in ihrer Art einzigen, Abhandlung bereichert hat, mit keinem Worte erwähnt. Denn daß Cramer hin und wieder angezapft wird, darf uns von einem Manne nicht wundern, der sich berlinische Urtheile zur Basis macht und schwerlich auch nur geträumet hat, daß es ein Publicum geben könne, das sich die Freyheit nimmt, hierinn andrer Meynung zu seyn: eine Freyheit zwar, worauf dasselbe künftig Verzicht wird thun müssen, da der Verfasser das Gegentheil so einleuchtend demonstrirt hat.

In der zweyten Sammlung hat das Gespräch zwischen einem Rabbi und Christen über Klopstocks Messias, imgleichen die Vergleichung Klopstocks mit Homer und Geßners mit Theokrit unsere Aufmerksamkeit am meisten beschäftigt. Wir bitten den Christen, in diesem Gespräche, uns den Grundriß einer neuen Messiade, den er beym dritten Lesen des Messias entworfen, nicht zu lange vorzuenthalten. Wenn er, wie wir nicht zweifeln, „das Genie ist, was die getadelten „Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und „Schwächen vollfüllen wird S. 256, — so haben wir alle Ursache, eine zweyte und hoffentlich größre deutsche Ilias mit vielem Vergnügen zu erwarten. Nur Eins möchten wir im Voraus erflehen, die Kleinigkeit, daß das Genie eine Epopee vergönne, die weder homerisch noch miltonisch ist, und es weniger bedeutend finde, daß z. E. der Fabeldichter Gellert S. 287, mit Abbt zu reden, von den *καλοις κ᾽ αγαθοις* unserer Nation, das ist von den Landprediger-Töchtern und B..uern fleißiger ge-

lesen und allgemeiner gekannt wird, als der epische Klopstock.

Wir führen zum Beschluß einen Seufzer unsers Kunstrichters aus der ersten Sammlung S. 135. an, der uns lehrt, was in dem Stil dieser Fragmente sein wahres Desiderium gewesen ist, und es, (si Dis placet,) nicht lange mehr bleiben wird, da Wir Journalisten izt ein Muster vor uns haben, dem wir getrost nacheifern dürfen, „könnte unser Publicum in solchen Schriften," (nämlich in Monaths- und Wochen- und Lehr- und Trost- und Erbauungs- und lustreichen Schriften, vielleicht auch in Predigten, denen doch nach S. 153. vor Spaldingen der gesunde Menschenverstand gemangelt hat!) „denn nicht „wenigstens französisch ausgebildet werden? Uns fehlen „freylich wizige Aebte, Damen, die den Ton angeben, „Modeschönheiten, denen man zu Gefallen, wie Cartesius „seine Wirbel, Einfälle erfinden kann. Aber das „alles könnte man entbehren, oder sich anschaffen, wenn „man nur wollte; aber" — (ergänze: Woher nehmen „wir den Wiz, diese Einfälle zu erfinden?) — Wir wollen „demnach S. 136. die französische Munterkeit und Freyheit „in unsere Abhandlungen einführen und mit dem deutschen „Nachdrucke begleiten." —

Der Verfasser giebt auf der letzten Seite die Kunstrichter an, mit denen er sich über seine Schriften, wie durch ein öffentliches Commerz, gern besprechen möchte: es sind die Herren Michaelis, Moses, Abbt, (ist ausgetreten;) Klozz und Rammler. Wir bitten um Vergebung daß wir auch ein Wort drein geredt haben: Wir wollten Se. Herrlichkeit blos introduziren.

H.

35. Stück. Dienstag, den 3. Merz 1767.

Kleine poetische Schriften. Lübeck und Altona, bey Iversen 1767, neun Bogen in 8.

An liebenswürdigen schlechten Miscellan-Gedichten, sind unsre Zeiten ärmer, als sie vor vier oder fünf Lustris waren: Schönaich und Naumann schweigen; Gottsched ist gestorben; die übrigen kommen selten über die Ringmauern ihrer Stadt. Wo ist ein Grubstreet-Apollo, der sich der Langeweile geneigter Leser erbarme, und uns Meistersänger im unschätzbaren Bathos wiedergebe? Eiserne Zeiten! So arm am Grossen und Vortreflichen; so reich im Mittelmäßigen! Wer muß nicht seufzen und gähnen? — Doch ists nicht zu läugnen, daß es ein Mittelmäßiges geben könne, was zuweilen anziehender ist, als ein wirklich Gutes. Wenig Worte sind so vieldeutig, als das richterliche Kunstwort Mittelmäßig, welches eine Menge Abstufungen in sich faßt, und seine Bedeutung mit jedem Perioden im Wachsthume des Geschmacks verändert. Auch ein guter Kopf kann unter den mittelmäßigen mit durchschlüpfen, mit ihnen gebrandmarkt werden und mit ihnen sterben. Er kann zu sorglos in der Wahl seiner Schriften seyn, zu wenig Kenntniß seines Publici, zu wenig Achtung für seinen Ruhm, zu viele Partheylichkeit für seine Muse, zu viele Rücksicht auf seinen Verleger haben. Welche von diesen fünf Ursachen gewirkt haben mag, die angezeigten kleinen poetischen Schriften, so wie sie izt sind, zur Existenz zu bringen, können wir nicht errathen: Gewiß ists, daß sie den Stempel des guten Kopfes tragen, der einmal eine ziemlich mittelmäßige Sammlung seiner Kleinigkeiten hat compiliren wollen; ohne sich viel drum zu bekümmern, ob der Leser und Kunstrichter sie der einen oder der andern jener Ursachen beymessen werde. Wem sollte nicht z. E. folgende Abbildung eines Gemächlichen gefallen?

Im jungen Herbste wird schon das Ungemach
Des Frosts sein Klaglied, und in dem Frühlinge
Deuchts ihm zu warm; auf seinen Lippen
Ist der vergeblichen Wünsche Heimath.

Er füllt, den Schooshund streichelnd, ein Kanapee.
Und jähnt: Zur Mühe spricht er: Es ist noch Zeit!
Beschließt ein Werk, da schon das Alter
Zitternd herannaht und stirbt beschließend.

Gleich einer Wolke laufend, im Schatten, der
Izt schnell gesehen, schneller vergessen wird,
Entschlüpft sein Leben, welchem Würde
Fehlt, dem Gedächtniß der ersten Nachwelt.

oder folgende sehr naiv und simpel ausgedrückte Empfindung eines zufriednen Herzens:

Was nach der Erde, wo ich ein Fremdling bin,
Nach eitelm Glück schmeckt, kann mich nicht sättigen,
Und wenn ich auch, den Durst zu stillen,
Reiche verschwendete, Perlen tränke.

Ich brauche wenig: doch auch dieß wenige
Nicht gar zu lange; bald wird des Todes Hand
Mir wieder zu der alten Heimath
Einsamer Schatten die Thür eröfnen.

Der Menschen Leben läuft, wie der Wolkenzug
Im Sturm vorüber. Oder wie Sommer-Staub,
Den izt der rasche Fuß des Wandrers
Aufstößt, minutenlang wallt, und hinsinkt.

Wer sollte nicht wünschen, mehrere moralische Lieder von so nachdrücklicher Kürze und so antikem Geschmack zu lesen, als die beyden folgenden Fragmente sind:

Eitelkeit der irrdischen Güter.

Erde, du kannst unserm Geist
Keine wahre Ruhe geben.
Güter, die die Welt verheißt,
Sind vergänglich, wie das Leben.

Lieb, o Mensch, daß froher Muth,
Wahres Glück dir niemals fehle.
Liebe Gott, das ewge Gut;
Er allein vergnügt die Seele.

An die Tugend.

Holde Tugend,
Flamm in meiner Brust,
Für das Alter, für die Jugend
Hast du Himmelslust.

Ruhm und Seegen
Schmückt die Frömmigkeit;
Auf der Tugend edeln Wegen
Blüht Zufriedenheit.

Aber leider! Diese und einige andere Fragmente zeigen bloß, was der Verfasser leisten könnte, nicht was er wirklich geleistet hat. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der in so vielen Stellen Talent und Geschmack äußert, so erbärmlichen Stücken Raum hat geben können, als z. E. sein Miron und Tiren ist, so sehr mittelmäßigen, als die meisten, und so höchst ungefeilten, als fast alle in dieser Sammlung sind. Einige Stellen fallen sogar ins Lächerliche, wie z. E. folgende Parodie des Anakreon:

— — — — — zeuge
Zeuge mein süsses Gefühl, o Muse.
Oft ist die Leyer, die du mir freundlich reichst,
Zu Libers oder Cypripors Ruhm gestimmt;
Doch spiel ich kaum, so tönt die kleine
Silberne Leyer zum Ruhme Darjes.

gewiß keine silberne, sondern bleyerne Leyer, der wir zurufen, was Theon S. 119 der seinigen zurief:

Hier, Leyer, häng an dürren Aesten
Und spiele keine Lieder mehr.

Die Dedication dieser kleinen poetischen Schriften ist eine der sonderbarsten Schmeicheleyen, von der wir je gehört haben; sehr verworren, herumgewandt, und sehr poßierlich ersonnen. Nicht der Verfasser, sondern der K*** H** in G** hat die kleinen poetischen Schriften gesungen oder vielmehr geflötet und geleyert: denn jener

stahl sie der mygdonischen Flöte, und dem horazischen Saitenspiele des leztern ab, als ihn ein verkappter Apollo über den großen Spaziergang bey G** durch die Allee hinunter nach dem Wäldchen führte, ihn an einen Eichbaum stellte, und ihn schauen hieß, wer die süße Stimme sey, die so himmlische Lieder singt.

Und der Begleiter sprach:
(Ein Heer von leuchtenden Strahlen
Ging von ihm aus, da er sprach:)
O Jüngling, kein Ungefähr hat mich
Zu dir geleitet: ich bin der Gott
Der Dichtkunst, Apoll. — Zum mindesten
Wollt ich dich Einem Genie, das diese Gränzen
Verherrlicht, entgegen führen.
Erkenne hier meinen Liebling! —
Ich selber hab in seine Flöte
Melodischen Athem gehaucht; auf seiner Leyer
Spielt' oftmals der große Römer! Präge
Dir alle rührenden Töne, präge
Die Lieder, die er ins Saitenspiel singt,
Dir tief ins Gedächtniß, und singe
Die Lieder ihm nach. Er sprachs und verschwand.

So unerwartet können die Dinge in der Welt laufen! Wir Kurzsichtigen träumten Anfangs alle, der Sänger dieser Miscellan-Gedichte sey mit dem Verfasser der Dedication ein und dieselbe Person; bald drauf kömmts aus, daß sie dem K*** H** gestohlen worden:

Da stahl ich dir jeden gefälligen Ton,
Der meiner Leyer bisher entfloß
(Wofern ein gefälliger Ton
Der werthen Leyer entfloß.)
Nimm hier das deinige wieder zurück:
Unbillig nannt ich bisher die kleinen Lieder,
Die du hier siehest, mein eignes Werk;
Nimm sie zurück, ich prale nicht länger
Mit ungerechter Beute. —

und am Ende erfahren wir gar, daß Apoll der eigentliche Vater sey. Mehr als feyenmäßige Vertauschung eines neugebohrnen Kinds! Sollten die drey Väter wohl

dereinst um ihr Recht streiten, wie dort Alcibiades und sein Freund um die gemeinschaftliche Tochter? Wir zweifeln!

H.

---

65. Stück. Montag, den 27. April 1767.

3 **An die Verfasser der Kayserl. privilegirten Hamburger Zeitung.**

Seit geraumer Zeit wandelt ein epischer Geist wohlthätig unter den Teutschen herum, jedes Werk des Genies hat seine günstige Epoche. Einer meiner Freunde, ein Chronicken-Schreiber, beschliest die Geschichte der letzten zwanzig Jahre mit der gegründeten Anmerkung: „In „diesem Zeitpunct wüthete die Seuche der Nachahmung, „vom Aufgang bis zum Niedergang in Teutschland, eine „Secte entstand, die sich Kunstrichter nannten, und ihrer „viel verwirrten, an Originalwerken war ein ziemlicher „Mißwachs, nur die Helden-Gedichte fielen in Menge und „gut." Ich wünsche meinem Vaterlande Glück; Nun, dächt ich, könnten wir es mit Franzosen und Engelländern aufnehmen. Haben Sie nicht, Meine Herren, etwas ähnliches bey der Erscheinung des neuen Heldengedichts unter folgendem Titul gedacht? Der auferstandene Meßias, ein Episches Gedicht, verfertigt von D. Ludewig Friederich Hudemann, Mitglied und s. w. in dreyzehn Gesängen. Was — der Verfasser der Luciferiade? Er, der noch ganz warm aus der Hölle hervor steigt — übereilen Sie sich nicht, wir wollen das Werk mit kaltem Blute untersuchen.

Die Handlung beginnt nach dem Tode des Erlösers, und endiget sich mit dem Märtyrer-Tode des Stephanus, warum nicht mit der zehnten Haupt-Verfolgung oder mit dem Untergang des Kayserthums im Occident? Jedoch ich will mich bey dem Plane nicht aufhalten, da ihn der Verfasser mit allem seinen Geäder, wie ein anatomisches Präparatum, vor dem Gedichte hingebreitet hat. Ich fange

einmahl auf gerade wohl bey dem zweyten Gesang an, hier kriegen Sie den Grundriß und den perspectivischen Aufzug eines Ortes, Eden genannt, zu Gesichte, woselbst bis zur Auferstehung die Seelen der Frommen verweilen, die Beschreibung ist dunkel, ich will sehen, ob ich irgend etwas heraus bringen kann. Eden ist die Vorstadt des Empyräischen Reichs, sie pranget mit drey hohen Altären, gegen welche unsere höchsten Berge nur Hügeln ähnlich sind, und der Glanz des Baues verdunkelt Diamanten. Ueber dem mittlern Altare ist eine Sonne angebracht, in welche stets ein Strohm aus dem gläsernen Meere fließt, von da ergießt sich derselbe über schneeweisse marmorne Felsen, und erreicht das auf jeder Seite sieben Meilen große Viereck, oder Fußgestell der Altäre, sodann schweifft der Strohm zu den Polen. Nicht weit von der Sonne erblicken Sie einen geräumigen Mond, und solchen schwellt eigener Glanz, er ist von zwey Trabanten begleitet, deren einer, wie Jaspis, der andere, wie Saphir, strahlt, über dem Mond ist der diamantene Namenszug — o Hudemann zittern Sie nicht? — Jehovah. Um die Vorstadt des Himmels geht ein dreyfacher Lustwald herum, dessen Blüthen Ambradüfte durch alle Gegenden schwingen, hinter dem Lustwald kommt ein rauhes Gebürge, der Wohnplatz — was denken Sie wohl? unsterblicher — gehörnter Gemsen, gefleckter Hirsche, Löwen, Tieger, Bären, Rosse, Cameelen, Elephanten, Wölffe, alles, alles, wildes und zahmes. Von dem Gebürge stürzen sich Gewässer herab, und in hundert Flüssen getheilt, sammlen sie sich wieder zu vier ruhigen Meeren, worinn Leviathans und Behemoths spielen; um die Meere schlingt sich ein alabasterner Felsen, mit funfzehn Ellen breiten und zehn Meilen langen Tannen. Allein, man besteigt ihn auf porphyrnen Stuffen, und er ist die Wohnung der Kinder und Säuglinge. Irgendwo in dieser Gegend giebt es auch Schauplätze; auf jedem derselben stellt sich ein Baum hin in tiefer Trauer, mit niedergebogenen Blättern, mit schwarz gefärbter Rinde —

ohne Früchte, und dieses bedeutet, (o langmüthiger Leser!) — das Eßen der verbotenen Frucht — hier ist mehr als Böhme, mehr als Schwedenburg. Ich bemerke im fünften Gesang nur einen sehr edlen Vers, ein gewisser Arub im Rath zu Jerusalem widerräth das *Foltern* der Hüter des Grabes, und schließt seine Rede, wie folget: Dann wird ihr Zeugniß uns nutzen, *das weitre hierinn zu verfügen.* Ich kenne nur einen Vers von dem ehrlichen Triller, der ihn übertrift, er heist — *wovon mit mehrerem die Anmerkung zu lesen.* Im siebenden Gesange — Sie müssen das ausserordentliche Gemählde von der Verklährung des Meßias noch hören, der Verfasser beklaget sein Unvermögen, sie würdig zu beschreiben, denn wenn er auch sagte: Die Seele des sichtbaren strahlenden Cörpers gleicht in der vorhin alten Fügung dem heitern Feuer der Sonne. Wenn er *sprache*: sein Fleisch prange, wie das feinste polirete Silber, ganz mit Rubinen gestreift, in seines Blutes Gefässen, die labyrinthisch sich drängen, und einen Garten der Freude wallend dem Auge entdecken.

Wenn er es wagte — die blitzende Kraft des Gehirns, Diamanten zu nennen, wenn er die Augen mit strahlenden Thauperlen vergliche, wenn er die Knochen, die Schenkel priese, als Alabasterne Pfeiler zinnoberreichen Geäders, — wenn er die *prangenden* Arme wie zwo hellschimmernde Fahnen, die nächst am Helden sich breiten, *lobte*, verglich er die Anmuth der Knochen seiner durchstrahlten Brust dem prächtig reitzenden Bogen, der durch den Einfluß der Sonne Himmel und Erde vereint. — *Erhöb er die* inneren Theile, Nerven und Sehnen, und Muskeln, und Zäser, und Häute, als Ametisten, Opalen, Chrysalithen, Smaragden, Saphyren, so würden doch, meint er bescheidentlich, alle diese Vergleichungen sehr mangelhaft scheinen. Noch etwas aus dem achten Gesang, *ein Seraph mit sechs Flügeln.*

Sechs Flügel schmückten — es sind ihrer aber zwölfe, zehlen Sie nur. Zween umschlungen die Brust, ähnlich

dem triefenden Bogen, der unserm Halbkreiß sich dehnt — Zween rauscheten rasch wie kriegrische Fahnen beweget, die beyden niedrigsten prangten majestätisch gesenket, so wie der obere Leib einer schön gebildeten Jungfrau, welche Keilförmig im Tanz durchs Auge die Seele erreget. Zween mit goldenen Kronen auf himmlischen Grund. Zween mit rothen Herzen in einer silbernen Fläche. Zween mit Perlen im grünenden Felde. Was halten Sie von diesem Staat? Wollen Sie noch mehr wissen, soll ich Ihnen etwas von dem Garten erzählen, der auf einen Trümmer eines ausgebrannten Cometen angelegt ist? (S. 122.) soll ich Ihnen von den vier Thieren sagen, den Denkbildern rechtschaffener Lehrer, auch rechtschaffener Poeten vermuthlich (S. 128.) von einer Proceßion von Engeln in fünf Legionen mit ihren Hauptleuten, die alle genannt werden? (S. 153.) von der sanftströhmenden Fluth der Meeres Höhen, die in dem hüpfenden Glanz, wie Diamanten, einherzeucht, von dem Tempel des Himmels der in lichte Flamme geräth (S. 164.) von der unbeschreiblichen Säule des Geistes, vor welcher die Verklährten sich auf ein Knie erheben, (S. 165.) von dieser Säule die, indem sie der Geist — zu dem geweyhten Auge schnellt, sich fortbewegt, den Creyß der Sonne durchfahrend (S. 176.) sich erst in einen Teppich (S. 180.) dann wieder in eine Säule verwandelt, (S. 180.) und auf Flügeln von zwölf Fürsten fortgetragen wird? — O lesen Sie es selber, wenn Sie Lust haben — aber an einem kühlen Tage, wenn ihr Gemüth heiter, und ihr Schlaf ruhig ist, das verzweifelte Epische Gedicht, mir wurde so schwindlich dabey, daß noch alles im Kreise mit mir umgeht, die Freunde des Verfassers hatten schon aus einigen seiner vorhergehenden Schriften seinen schwächlichen Gesundheits-Zustand gemuthmast. Er erfuhr es vermuthlich, und erinnerte sich des Sophocles, den sein unnatürlicher Sohn des Wahnwitzes beschuldigte; der ehrwürdige Alte anstatt sich zu vertheidigen, laß seinen Richtern ein Trauerspiel vor, und ihre Thränen sprachen dem Ver-

läumder das Urtheil. Herr Hudemann hat vorgelesen — O Publicum richte! Die Vorrede scheint indessen in einem hellen Augenblick geschrieben zu seyn, denn er übergiebt sein Gedichte nur dem Auge und dem Herzen des Lesers, aber schalkhafter weise nicht dem Verstande.

Ich muß mich über die Mißgeburth ernsthafter erklären. Es ist nicht genug, eine strafbare Entheiligung der verehrungswürdigen Geheimnisse unseres Glaubens mit einer guten Absicht zu entschuldigen. Nie war es mehr unsern Zeiten nöthig, die Religion in ihrer ganzen erhabenen Würde zu zeigen. Es ist unverzeihlicher Eigendünkel, ohne die mindeste Gabe zur Dichtkunst, sich an den grösten Gegenstand derselben zu wagen; es ist ahndungswürdiger Frevel, sich mit der Enthusiastischen Carricatur, einem Throne zu nähern, unter dessen Schutz der gute Geschmack schon längst geblüht und gereist hat. Es ist — was es bey dem Zeitungs-Schreiber ist, der neulich das Ungeheuer lobte, das mag ihm seine Schamröthe sagen, wenn es möglich ist, daß jemahls ein sogenannter Kunstrichter über sein eigenes Urtheil erröthet.

M=== den 18. April, 1767. Tt.

---

178. Stück. Donnerstag, den 12. Novembr. 1767.

4 [**Sulzer: Nouvelle Théorie des plaisirs.**]

Vergnügen sucht jeder Mensch und genießt jeder Mensch, und die meisten sind unbekümmert darum, ob es wahr, edel und dauerhaft sey, oder nicht: noch wenigere fragen darnach, und können auch nicht darnach fragen, was denn das in und außer ihnen sey, woraus eigentlich die Empfindung entspringt, die sie mit dem Namen des Vergnügens belegen. Aber ein philosophischer Geist, der gern den Anlagen nachspüren mag, die der große Werkmeister der Natur mit eben so vieler Simplicität als Fruchtbarkeit zu ausgebreiteten Wirkungen gemacht hat,

ist mit dem Genuß des Vergnügens selbst, das ihm auf mannigfaltige Weise dargeboten wird, nicht zufrieden: er will auch den Stoff kennen, daraus es ihm bereitet wird; er will auch bis zur ersten Quelle dringen, daraus alle verschiedene Ströme von Vergnügen auf ihn zufließen. Wozu nutzt aber wohl diese Neugierde? dazu, daß ihm der Herr der Natur in ehrwürdigerm Lichte erscheinet; daß er da Güte und Weisheit findet, wo er zuvor keine erblickt hatte; da reichhaltige Minen des Vergnügens und der Glückseligkeit wahrnimmt, wo der flüchtige Beobachter, welcher nur die Oberfläche der Dinge zu sehn gewohnt ist, nur einen kahlen und dürren Boden anzutreffen glaubt: und was noch wichtiger ist; daß er seine minderphilosophische Mitbürger mit Grundsätzen versieht; Gottes Verhalten und ihre eigene Bestimmung richtiger zu beurtheilen, den Reichthum des Vergnügens und der Glückseligkeit, der wirklich in der Welt vorräthig ist, besser kennen zu lernen und schicklicher zu gebrauchen.

Eine Untersuchung von dieser Natur ist sehr fein und delicat, sie geht in den innern und verdeckten Bau der Seele hinein, dahin wenige mit gehöriger Scharfsinnigkeit dringen können. Man kann es auch nicht erwarten, daß ein Mensch völlig und auf einmal die ganze Tiefe ausforschen, und die Triebfedern, welche zum Vergnügen und zur Glückseligkeit verständiger Wesen in Wirksamkeit gesetzt sind, alle ans Licht ziehen werde. Wenn aber Männer, die mit der Natur des Geistes in langer vertrauter Bekanntschaft gewesen sind, und die menschliche Seele mit ihren Beobachtungen verfolgt haben, uns ihre Untersuchungen mittheilen; so werden wir endlich durch Vergleichung der verschiedenen Spuren, darauf sie uns leiten, zur Kenntniß des wahren Wesens desjenigen gelangen, welches das principium mobile der ganzen moralischen Welt ist, wir meinen, des Vergnügens. H. Sulzer, der nicht allein die Untersuchungen engelländischer und deutscher Philosophen über diesen Gegenstand mit Prüfung gelesen hat, sondern auch selbst als ein tiefsinniger Kenner

und genauer Beobachter der Seele bekannt ist, liefert uns in seiner Nouvelle Theorie des plaisirs, welche in diesem Jahre erschienen ist, einen beträchtlichen Beytrag zur nähern und richtigern Kenntniß aller der Arten des Vergnügens, deren unser Geist fähig ist. Das Werk bestehet aus 5 Abschnitten, welche eben so viel Vorlesungen des Verf. über diesen Gegenstand in der Academie der Wissenschaften zu Berlin sind. Die 4 ersten sind bereits aus den Abhandlungen dieser Academie in der Sammlung vermischter Schriften, die zu Berlin herausgekommen ist, im 5. Band 1. St. und zwar, wie aus den beygefügten Anmerkungen des Verf. erhellet, unter des Verf. Augen selbst ins deutsche übersetzt worden; daher wir uns, im Vorbeygehen zu sagen, gewundert haben, daß der Herausgeber dieses Werks, keine dieser Anmerkungen genutzt hat, deren einige doch manche Idee genauer berichtigen, welches in einer so feinen Materie nicht unerheblich seyn kann. Die corrections nombreuses, deren also der Herausgeber Erwähnung thut, gehen nicht auf die Materie, sondern können höchstens nur den Französischen Styl eines deutschen Verf. betreffen, der freylich mancher corrections fähig seyn kann. Am Ende sind Reflexions sur l'origine du plaisir vom H. Prof. Kästner beygefügt, die sich zwar von H. Sulzers körnigtem Styl und intuitivern Gange des Geistes merklich unterscheiden, aber doch der Hauptidee unseres Erachtens, eine Bestimmung mehr geben, die sie der Wahrheit näher bringt. Doch zur Sache. —

Was ist Vergnügen und Misvergnügen überhaupt? Das untersucht H. Sulzer im ersten Abschnitt, welcher Theorie generale du plaisir betittelt ist. Aus der Vorstellungskraft der Seele, sagt der Verf. und aus ihrem beständigem Bestreben, sich mit Ideen zu beschäftigen, entspringet alles Vergnügen. Der Zwang, der ihrer natürlichen Thätigkeit wiederfährt, und die Aeußerung der Kraft zu denken hindert, schaft Misvergnügen; die Leichtigkeit, (aisance) welche die Seele findet, ihre Kraft zu gebrauchen,

macht ihr zwar noch nicht ein so lebhaftes Gefühl, daß es Vergnügen heißen könnte; aber doch Zufriedenheit, welche der erste Schritt zum Vergnügen ist. Das Vergnügen selbst ist noch etwas piquanteres und lebendigeres, und kann nur daher rühren, wenn die Thätigkeit zu denken in einer schnellen Bewegung ist, viel Nahrung, d. i. eine Menge Ideen in einem Gegenstande antrift, damit sie sich leicht und lange beschäftigen kann. Das erweckt in der Seele ein Verlangen, sich an diesen Gegenstand zu heften; und ohne dieses Verlangen giebt es kein Vergnügen. S. 35. Dieß ist der Ursprung alles Vergnügens, aus dieser einfachen Quelle fließen alle verschiedene Arten desselben her, und blos die äußere Umstände geben der Geschäftigkeit der Seele eine verschiedene Direction, daß sie sich an verschiedene Gegenstände heftet, und einen verschiedenen Geschmack an Vergnügungen und Beschäftigungen bekömmt. S. 44. Je lebhafter der Geist, je fertiger er zum Überlegen ist, desto fähiger ist er zum Vergnügen, und umgekehrt, S. 46; und je mehr Mannigfaltigkeit in einem Gegenstande regelmäßig verbunden ist, desto mehr und desto leichter kann er die Thätigkeit der Seele beschäftigen, desto geschickter ist er auch Vergnügen zu erwecken. S. 56.

Dieß führt den Verf. natürlicher Weise auf den Begrif der Schönheit, wie er es denn auch im 2ten Abschnitt, welcher des plaisirs intellectuels handelt, beweiset, daß nur das schöne, oder das vollkommne, Vergnügen erwecke. Nach einem ihm eignen Sprachgebrauch nennt er alles, was vollkommen ist, und das, was deutlich dafür erkannt wird, auch schön, daher er auch intellectuelle Schönheiten erkennt. Doch das thut nichts zur Sache. Daß das schöne darin bestehe, daß mannigfaltige Dinge sich auf Einen Punkt, in Einem Ganzen, u. s. w. vereinigen, wird von S. 71. umständlich bewiesen und mit schönen Exempeln erläutert: darauf wird ausführlich dargethan, daß die Schönheit der intellectuellen Gegenstände eben darin auch zu suchen sey: und endlich den verschiedenen Arten der Schönheit durch die Vergleichung sehr richtig ihr Werth

bestimmt, und gezeigt, das keine der Schönheit der Natur gleich komme. Dieses Schöne S. 97. macht Vergnügen, weil es durch die Mannigfaltigkeit die Denkungskraft der Seele viel beschäftiget, und ihr durch die Einheit zugleich ihre Beschäftigung leicht macht. Diesen einfachen Quell des Vergnügens weiset der Verf. S. 111. den schönen Han[dlungen] eben so wohl, als den schönen Ideen an. Er [meint] zwar, daß man bey jenen mehr Vergnügen [empfindet,] als bey diesen, das schreibt er aber blos dem glücklichen Erfolg zu: allein ist denn bey schönen Ideen, wenn wir die Einheit gefunden haben, welche die Mannigfaltigkeit verbindet, nicht auch ein glücklicher Erfolg? Sollte bey schönen Handlungen nicht etwas mehr seyn, als die bloße Befriedigung der Thätigkeit unsrer Seele, die uns Vergnügen macht? Nicht auch das, daß wir Schöpfer schöner und vollkommener Dinge außer uns sind? Hier dünkt uns noch eine Bestimmung in des Verf. Erklärung zu mangeln, welche H. Kästner sehr glücklich hinzugefügt hat, das wahre Wesen des Vergnügens ins Licht zu setzen. Er leitet das Vergnügen nicht blos aus der Uebung der Seelenkräfte her, welche allenfalls ein gewisses spekulativisches Vergnügen gewähren kann, dabey die Seele sich in einer Art von süßem Wohlgefallen befindet; sondern vornemlich in einer solchen Uebung, die mit Bewußtseyn ihrer Kraft, mit dem Gefühl ihrer Vollkommenheit, ihres bene esse verbunden ist. In der That dünkt uns nur dasjenige Vergnügen lebhaft zu seyn, wo diese Reflexion auf sich selbst vorhergegangen ist: je mehr man Kraft und Vermögen an sich wahrnimmt, je mehr man Beweise davon sieht, je mehr man geben kann, desto stärker ist das Vergnügen, desto eifriger wird auch das Bestreben, immer mehr geschäftig zu seyn. Das Gefühl ein Schöpfer zu seyn, ist ein göttliches Vergnügen, und vielleicht läßt sich die Stärke und Heftigkeit unsrer Leidenschaften vornemlich aus diesem Gefühl erklären. Der Verf. der sich mit beschaulichen Dingen am meisten beschäftiget hat, scheint uns das Vergnügen zu beschaulich behandelt zu haben. Das Vergnügen,

eine schöne That gethan zu haben, ist weit heißer, als das Vergnügen dessen, der diese schöne That, auch in ihrer ganzen Harmonie, übersieht. Der Feldherr, der eine Schlacht gewonnen hat, fühlt die Kraft seiner Seele ganz anders, als derjenige, der alle seine Dispositionen und die von ihm überwundne Schwierigkeiten noch so vollständig, und mit noch so vieler Ergötzung, studiert hat; der nähert sich aber seinem Gefühl des Vergnügens, der wie Cäsar bey Alexanders Thaten weinen kann.

179. Stück. Freytag, den 13. Novembr. 1767.

Wir haben uns bey diesem Abschnitt zu lange verweilt, als daß wir von dem dritten Abschnitt, des plaisirs des sens viel sagen könnten. Er ist auch weniger, als die übrigen eines Auszugs fähig. Es verdient aber bemerkt zu werden, wie der Verf. den Ursprung des sinnlichen Vergnügens auf sein allgemeines Principium reducirt. Nachdem er gezeigt, daß die Sensationen Folgen von der Bewegung der Nerven sind, so wie diese wieder eine Folge von dem Stoß einer eigenen, den Nerven besonders reitzenden Materie ist; nachdem er gezeigt, daß die Quantität der Sensation, welches ihre Empfindlichkeit oder Lebhaftigkeit ist, allezeit mit der Quantität der Bewegung der Nerven, so wie diese wieder mit der Quantität des Stoßes, den die Materie verursacht, im Verhältniß stehe: so nimmt er S. 156. mit Recht zum allgemeinen Grundsatze an; daß jede totale Sensation aus einer Menge augenblicklicher Sensationen zusammen gesetzt sey, welche so schnell auf einander folgen, daß man ihre Zwischenzeit nicht bemerken kann. Die einfachen Eindrücke einfacher Schläge nennet er S. 158. Sensationsmomente, welche nur durch ihre Quantität von einander verschieden sind. Diese Momente haben an sich selbst nichts, das sie angenehm oder unangenehm machen kann, als nur ihre Quantität oder Lebhaftigkeit, welche von verschiedenen Umständen vom Temperament oder von der mehrern oder mindern Empfindlichkeit der Nerven abhängt, worauf auch

der Unterschied der Sinne unter sich selbst beruht. Die Succeßion dieser Momente macht die totale Sensation aus, welche entweder einförmig oder mannigfaltig ist. S. 172. Jede Sensation erweckt also Vergnügen oder Misvergnügen nach Proportion der Lebhaftigkeit ihrer Momente, welche die Seele wenig, oder viel, oder zu viel in Bewegung setzen könnten; und je nachdem die Succeßion derselben entweder einförmig ist, welche durch ihre Regelmäßigkeit, Schnelligkeit ꝛc. gefällt, weil sie die Seele ohne Mühe beschäftiget; oder nachdem sie mannigfaltig ist, welche durch die darin herrschende Einheit gefällt, so wie sie durch den Mangel derselben mißfällt. S. 182. Wer dieses deutlicher auseinander gesetzt sehen will, muß den Verf. selbst nachlesen. Wir bemerken hier nur noch, daß er S. 170. behauptet, daß die Erinnerung der Empfindungen desto schwächer ist, je gröber die Sinne sind, durch welche sie erweckt worden. Uns ist dabey eingefallen, daß die Erinnerung der sinnlichen Liebe, eines gehabten Eckels vor genossenen Speisen, oder von besondern Gerüchen oft starke, und stärkere Wirkung auf die Seele habe, als das Andenken von gehörten und gesehenen Dingen, die doch durch feinere Sinne in die Seele gekommen sind. Die feine Vergleichung der sinnlichen und intellectuellen Vergnügungen und ihrer gegenseitigen Vorzüge S. 198 f. empfehlen wir gar sehr zum Nachlesen.

Wir kommen zu den moralischen Vergnügungen im 4. Abschnitt. Moralische Gegenstände sind solche, die auf die Glückseligkeit eines verständigen Wesens abzielen. S. 210. Sie machen die natürliche Thätigkeit der Seele vollkommner und leichter, theils, daß sie ihr die nöthigen Ideen zur Bearbeitung verschaffen, theils die Hindernisse, welche ihrer Wirksamkeit im Wege stehen, und sie minder frey machen, hinwegräumen. Sie geben der thätigen Kraft freyeres Spiel, und darin besteht ihre Glückseligkeit. S. 211. folg. (Wir gestehn, daß uns der erste Punkt, aller angeführten Exempel ohnerachtet, nicht einleuchtend genung ist, und wir glauben immer, wie wir

es bereits zuvor geäußert haben, daß noch etwas mehr, als bloß die Beschäftigung der Seele, zur Glückseligkeit gehöre, ob wir gleich diese für Einen wesentlichen Theil derselben erkennen. Es entwischen auch dem Verf. selbst einige Ideen von dem, was er mit zur Glückseligkeit rechnet, ob es gleich nicht aus seinem Hauptprincipio fließt. Zum Ex. wenn er S. 214. fordert, daß die Ideen, womit sich die Seele beschäftigen soll, interessant seyn müssen, daß er S. 218. die Aussicht auf künftige Vergnügungen mit in Anschlag bringt; daß er S. 229. 30. die Idee des Guten als eine nothwendige Quelle des Vergnügens annimmt, ohne es zu entwickeln, in welcher Beziehung ihre Wirksamkeit mit seinem Hauptprincipio stehe.) Aber das ist ebend. u. f. S. wohl bewiesen, und mit entsprechenden Beyspielen erläutert, daß die Idee des Guten an andern, zwar auf uns einen schwächern Eindruck mache, als das Gute, was uns wiederfährt; aber es uns doch, von aller Ueberlegung unabhängig, natürlich sey, über das Gute an andern vergnügt zu seyn. (Uns dünkt, eben dieser schwächere Eindruck muß uns noch auf ein gewisses Residuum leiten, das zum stärkern Eindruck erforderlich ist, und das Daseyn Eines wesentlichen Theils zum Vergnügen voraussetzen.) Die schönen und richtigen Folgerungen, welche der Verf. S. 246. f. vom moralischen Vergnügen und moralischen Handlungen, ihrer Verbindlichkeit, Erzeugung und Verknüpfung mit der unveränderlichen Natur der Seele, aus seinen vorhergehenden Schlüssen zieht: wie auch seine Schätzung des Werths dieses Vergnügens von allen übrigen Arten S. 259. f. wünschten wir von einem jeden, der den Werth seiner Seele kennen und erhöhen will, mit aufmerksamer Beachtung beherziget zu sehen. Dürfen wir nun überhaupt ein Urtheil über des Verf. Werk fällen, so dünkt uns, daß er die richtige Spur zur Kenntniß des Wesens alles Vergnügens ins Licht gesetzt und Einen wesentlichen Theil desselben in der Beschäftigung des Geistes aufgefunden habe, der zur nähern Kenntniß der ganzen Natur der Seele ungemein beförderlich seyn

kann: daß aber noch etwas, zum Wesen des Vergnügens gehörig, rückständig sey, wodurch des Verf. Principium genauer bestimmt werden muß, wenn es ein allgemeines und adäquates Principium werden soll. Wer von den gesammelten Erfahrungssätzen eines Home abstrahirt, und das abgezogene mit unsers Verf. Sätzen vergleicht; der wird unseres Erwartens zur philosophischen Einsicht der völligen, großen und ursprünglichen Quelle alles Vergnügens, das in der Natur ausgestreuet ist, führen. Vielleicht thut das der gelehrte Verf. bey einer neuen Ausgabe dieses Werks selbst, und giebt dadurch seiner Philosophie des Vergnügens, die noch etwas zu idealisch zu seyn scheint, mehr Consistenz.

Der 5te Abschnitt verdient eine reife Untersuchung. Der darin enthaltene Essai sur le bonheur des étres intelligens ist eigentlich eine Art von Theodicee, die Weisheit und Güte Gottes bey der gegenwärtigen moralischen Anordnung der Welt, und der Anlage, welche Gott zur Glückseligkeit verständiger Wesen gemacht hat, ins Licht zu setzen. Der Verf. nimmt einen neuen und richtigern Weg dazu, als es gewöhnlich geschehen ist. Anstatt daß andere vor ihm aus den Eigenschaften Gottes und den Staatsgründen seiner Weisheit haben zeigen wollen, daß keine vollkommene und totale Glückseligkeit aller, in der Welt habe seyn können; ein Beweiß, der immer mit vielen Schwierigkeiten umgeben, und von Zweifeln nicht frey ist: so verfolgt unser Verf. einen entgegengesetzten, aber zuverläßigern und überzeugendern Plan, und sucht aus der Natur eines endlichen verständigen Wesens darzuthun, daß seine Glückseligkeit nicht vollkommen seyn könne, sondern einen kleinen Anfang nehmen, nach und nach wachsen, und vom beygemischten Verdruß, Misvergnügen und Schmerz erst stuffenweise geläutert werden könne. Und das hat der Verf. wie uns dünkt, zur Befriedigung jedes philosophischen Beobachters endlicher moralischer Wesen, deutlich gezeigt. Wir wollen hier seinen Gang bemerken, um den Leser zu reizen, ihn näher zu

prüfen, und die wichtige Wahrheit, wozu er führt, selbst genauer zu studieren.

Soll ein verständiges Wesen vollkommen glücklich seyn, so muß es S. 272. von allem Verdruß und Misvergnügen frey, und zu allen Arten des sinnlichen, intellectuellen u. s. w. Vergnügens fähig seyn. Verdruß und Misvergnügen entstehn innerlich aus Schwachheit des Geistes, Unwissenheit und Irrthum, oder einem Fehler im moralischen Charakter, S. 273. äußerlich aus der wirklichen oder eingebildeten Häßlichkeit und Unvollkommenheit der Gegenstände, oder aus Begebenheiten, die unsern Wünschen und Absichten zuwider sind. S. 277. Vergnügen und Glückseligkeit setzen in uns einen beständigen Wachsthum der Erkenntniß, eine beständige und angemessene Gleichförmigkeit des Denkens und Empfindens nach den Regeln der Ordnung und Schönheit, und außer uns eine nach eben diesen Regeln stets laufende Bewegung und Veränderung in der Welt voraus. S. 279. Das endliche Wesen ist schwach, irrig, und Fehlern des Verstandes und des Characters vermöge seiner Endlichkeit blosgestellt, es steht in der Welt mit Wesen von gleicher Natur in Verbindung; es kann also nicht anders frey von Misvergnügen seyn, es müßte denn ganz stupide und unempfindlich seyn: und wäre es das, so hätte es nicht die gehörigen Eigenschaften, die zur Empfindung des Vergnügens nothwendig sind. S. 285. Soll es also dieses erlangen, so muß es für jenes empfindlich, also nicht ganz glücklich seyn; bis es so an Erkenntniß wächst, und alle übrige endliche Geister zugleich mit ihm, daß es den Regeln der Schönheit und Ordnung, nach welchem man gewiß vermuthen kann, daß die Welt, das Werk des unendlichen, angelegt sey, gleichförmig denkt, und nach und nach von Misvergnügen und Verdruß frey wird. S. 286.

Hätte aber Gott die Zeit nicht abkürzen, und es den verständigen Geschöpfen ersparen können, durch unangenehme und verdrüßliche Zustände zur vollkommnen Glückseligkeit zu gelangen? S. 290. Nein, denn alle endliche ver-

ständige Wesen müssen erst durch Mittelgrade, folglich, durch solche Zustände hindurch, die von angenehmen und unangenehmen Empfindungen gemischt sind. S. 296. Demonstrativisch läßt sich das zwar aus dem Wesen des endlichen Geistes nicht beweisen, weil wir es nicht vollständig kennen. Es fehlt uns aber doch nicht an Gründen dafür. S. 301. Zum Genuß einer vollkommenen Glückseligkeit gehört eine große Reihe deutlicher Ideen. Ein endliches Wesen kann nicht alles, nicht einmal viel auf einmal, fassen oder bemerken; es kann nur nach und nach, durch die Erfahrung, zur Kenntniß der Begebenheiten und Wirkungen der Ursachen gelangen, nur durch den Gebrauch der Aufmerksamkeit, Ueberlegung, Gedächtnisses, Vergleichung rc. deutliche Begriffe samlen. Es braucht also viel Zeit dazu, und da die Vollkommenheit seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten das Wesen seiner vollkommnen Glückseligkeit ausmacht, so braucht es Zeit dazu, vollkommen glücklich zu werden. Es kann es im ersten Augenblick seiner Existenz nicht seyn, mit den Kenntnissen nimmt erst das Vergnügen und die Glückseligkeit zu.

Aber geht das nicht an, ohne den Weg durch unangenehme Empfindungen zu nehmen? S. 311. Nein. Denn soll das nicht seyn, so müssen ihre Wünsche und Absichten mit den Begebenheiten in der Welt vollkommen übereinstimmen, so müssen sie dieser ihre Ordnung, Verbindung und Schönheit, und das Verhältniß jeder Begebenheit dazu, kennen. Aber ihre Ideen sind eingeschränkt, und aus diesen fließen ihre Wünsche. Sind jene nur von einem Theile der Welt und aus ihrer Lage in der Welt hergenommen; so müssen es diese auch seyn, folglich oft mit den Begebenheiten der Welt in Widerspruch stehen, folglich auch unangenehme Empfindungen veranlassen. Je mehr Kenntniß, desto weniger Widerspruch, desto mehr Gleichförmigkeit mit den Begebenheiten der Welt, und desto weniger Unannehmlichkeit. Mit den Gesinnungen, Handlungen und dem moralischen Character eines endlichen verständigen Wesens muß es sich S. 318. in Be-

ziehung auf die moralische Ordnung der Welt eben so verhalten. Es handelt und will allein in Beziehung auf sich und seine kleine Verbindungen der Welt, welche der Verbindung des Ganzen nicht immer conform seyn können, es oft wirklich nicht sind, und das muß folglich Misvergnügen erwecken. Dafür kann kein endliches verständiges Wesen geschützt werden. Es muß durch diese Lehrjahre hindurch, wenn es vollkommen werden soll; wer diese aufheben will, der beraubt es seiner ganzen Glückseligkeit. Der philosophische Leser wird es uns hoffentlich Dank wissen, daß wir ihn mit Gedanken dieses vortrefflichen Mannes bekannt gemacht haben, die so sehr aus der intuitiven Kenntniß unsrer geistigen Natur geschöpft sind.

W.

1768.

14. Stück. Montag, den 25. Januar. 1768.

Lieder für Kinder. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1767. 66 kl. Octavseiten.

Ein Theil dieser artigen Lieder ist schon 1766 mit Melodien vom Herrn Scheibe erschienen, in der gegenwärtigen Sammlung aber sehr verändert, und etwa um die Hälfte vermehrt worden. Die Absicht des Hrn. Verf. scheint mehr gewesen zu seyn, den Kindern ein Liederbuch in die Hände zu geben, das sie singen dürfen, als eines, das sie werden singen mögen. Zu der letztern würde erfordert, daß ein jedes Wort aus der Gedankensphäre der Kinder genommen wäre, und dann auch, daß der Dichter nicht nur das, was geradezu moralisirt ist, sondern was den Zweck zu unterrichten auch nur verräth, sorgfältig vermiede. Dieß setzt den Geist der Kinder in eine Art von Unterwürfigkeit; sie merken den Kunstgriff, sie entdecken den ernsthaften Lehrer, den Mann, und die Lust zu singen vergeht ihnen. Wenn überdem die Methode, sich selbst Lehren vorzusingen, schon für Erwachsne fehlerhaft ist, wie sollte sie es für Kinder nicht seyn? Wir dürfen in dieser Sammlung nicht lange suchen, um Beyspiele davon zu finden: gleich das erste dient zum Beweise.

Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier,
Das einst gepflanzet ward mit mir,
Trägt schon so jung und zart
Die Früchte von der besten Art.

Es lohnt des Gärtners froher Hand
Den Fleiß, den er darauf verwandt:
Was wird, ihn zu erfreun,
Es nicht erst einst erwachsen seyn?

O bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Hoffnung reich.
Doch will ich nicht nur blühn,
Nein, einst von goldnen Früchten glühn.

Hier fällt die Unschicklichkeit in die Augen. Aber auch wider die Ausführung wäre viel zu erinnern: nicht bloß in Absicht auf Richtigkeit und Simplicität, sondern auch in Absicht auf zweckmäßige und angemessene Klarheit. Z. E. die Früchte statt Früchte; der Hand des Gärtners den Fleiß lohnen ist dem Kinde eine schwere Redensart: aber der frohen Hand? Dabey denkt es sich nichts.

Was wird, ihn zu erfreun,
Es nicht erst einst erwachsen seyn —

Soll heißen: wie vergnügt wird der Gärtner nicht erst seyn, wenn das Bäumchen erwachsen ist, weil es ihm dann noch mehr Früchte trägt.

O bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Hoffnung reich.

War das Bäumchen nur noch an Hoffnung reich? Es trug ja schon

Die Früchte von der besten Art.

Wie kann das Kind ihm gleich seyn? Und an Hoffnung reich! Welch eine Sprache für ein Kind!

Doch will ich nicht nur blühn.

Blühn steht hier wieder den Früchten des jungen Baumes entgegen; und das Kind sagt von sich selbst, daß

es blühe. Eine zu sinnreiche Vergleichung. Doch dieß ist der große Fehler dieses und aller übrigen Lieder.

Nein, einst von goldnen Früchten glühn

kritisirt sich selbst. Unsre Leser würden uns unrecht verstehen, wenn sie dächten, daß wir hiemit den Verf. tadeln wollten: unsre Meynung ist bloß, den Gesichtspunct seiner Lieder zu bestimmen. Ein anders ist ein Poet, der seine Subjecte nach ihrer Unschädlichkeit, (wenigstens in gewissem Maaße: die Moral in den gegenwärtigen Liedern ist vielleicht nicht immer die lauterste), und aus der Naturhistorie der Kinder wählt, (wenn man nemlich das Wort Kind in dem weitläuftigen Verstande nimmt, in welchem auch Jünglinge Kinder sind): ein anders ein Liedersänger, der diese Subjecte nach den Begriffen und Empfindungen der Kinder ausführt. Dieß letzte möchte ohnedieß fast nur von einem Kinde zu erwarten seyn, das selbst Poet wäre.

---

18. Stück. Montag, den 1. Februar. 1768.

6 Romeo und Julie, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Omnia vincit amor. Ovid. Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung. 1768.

Dieß Trauerspiel, welches das erste Stück im fünften Bande des Beytrages zum Theater ist, hat vor dem Druck das seltne Glück gehabt, zu wiederhohlten malen und mit großem Beyfall aufgeführt zu werden. „Wäre „der Geschmack des Publici, merkt der Herr Verf. hiebey in „der Vorrede an, schon so geläutert, daß man seinen Beyfall für ganz unverdächtig halten dürfte, so würde der „Autor Ursache haben, darauf stolz zu seyn. Aber muß „er nicht wieder fürchten, daß er den glücklichen Erfolg „bloß der vortrefflichen Vorstellung der spielenden Personen „zu danken habe?“ Uns dünkt, daß der Verf. seine Furcht

zu weit treibt: die Vortrefflichkeit der zum Grunde gelegten Geschichte wäre eine viel scheinbarere Ursache gewesen; aber sein Trauerspiel hat eigne Verdienste. Es gründet sich, wie der Verf. anführt, auf eine wahre Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, die Girolamo Corte in seiner Geschichte von Verona, Bandello in einer seiner Novellen, und Luigi da Porta erzählen. „Shakespear hatte seine Fabel „nicht aus obangezeigten Originalen, sondern aus einer „höchstelenden Französischen Uebersetzung, oder, welches „wahrscheinlicher ist, aus einer Engländischen Uebersetzung „jener Französischen genommen. Verschiedne der schönsten „Situationen sind aus jener ausgelassen, andre sehr un- „schickliche hinzugedichtet, und die Hauptkatastrophe von „Juliens Erwachung, da Romeo noch lebt, findet „sich daselbst eben so wenig. Shakespear hat sie „also auch nicht genutzt.“ Am Ende seiner Vorrede entschuldigt sich der H. Verf. noch über einige Kleinigkeiten. „Vielleicht findet man die Sprache der beiden „Liebhaber zu blühend? Sie ist es. Allein der Verf. „hat sie ihnen mit Fleiß gegeben, weil er einen Grund „in der Natur, und der Verfassung der jungen Leute zu „finden glaubte. Die Leidenschaft der Liebe, wenn sie ein „paar zarte Herzen ganz eingenommen, wird meistens „schwärmerisch und enthusiastisch; sie steckt die Einbildungs- „kraft an, und diese pflegt alsdann alles zu erhaschen, „was ihr vorkömmt, und auf ihren Zustand anzuwenden: „sie erzeugt eine süße Schwermuth, und diese findet einen „Gefallen an Bildern, die ihrer Phantasie schmeicheln.“

Die Anmerkung ist so wahr, daß schon Shakespear sie gemacht hat. Aber auf den Gebrauch dieser Bilder, auf ihr Verhältniß zu den Situationen, darauf kömmts hier an. Kleinigkeiten? O wahrlich! dieß sind keine Kleinigkeiten. Wir wollen sehn. Wenn Julie gleich in der ersten Scene sagt:

„O Liebe! Liebe! Liebe! wie tief hat dein Saame „Wurzel geschlagen! wie bald ist er in die Höhe geschoßt,

„gereiset; und nun kein Sonnenblick, der mich deine „Früchte einerndten läßt! Lauter Wolken! Lauter Stürme! „— O wie sie mein armes Herz zerreißen — nun noch „der letzte — der schrecklichste — er greift die Wurzel „an — mein Herz bluthet: ah! daß es sich in dieser „meiner letzten Umarmung verbluten möchte!“

So hören wir nicht mehr die *blühende* Sprache, sondern die Gezierte; wir sehen nicht mehr die Natur, sondern die Actrize, und wenden uns weg. Lieber alle mögliche *Dingle* und *Quibble* des Englischen Dichters, (die der Herr Verf. in der Vorrede mit Recht tadelt), als diese Phantasien; sie sind doch wenigstens characteristisch, wenn gleich Fehler wider den Geschmack; sie sind doch nicht unnatürlich.

Wir haben so viel wahre Hochachtung für unsern vortrefflichen Dichter, daß wir uns schämen würden, wenn wir ihm aus einer unanständigen Heucheley einen Fehler verschwiegen, den er bloß vermeiden darf, um noch vortrefflicher zu werden, zumal da derselbe auch in seinen übrigen Stücken sein Lieblingsfehler zu seyn scheint.

---

19. Stück. Dienstag, den 2. Februar. 1768.

7 List über List, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Infert se septus nebula. Virg. Leipzig in der Dyckischen Buchhandlung. 1768.

Frau *Argante*, eine junge Wittwe, war nach dem Vermächtnisse ihres verstorbenen Mannes in den Genuß der Interessen von ihrer Stieftochter *Caroline* ganzem Vermögen, bis zu derselben Verheurathung, gesetzt worden. Sich diese Interessen dauerhaft zu erhalten, zum Theil auch aus Eifersucht, sucht sie alle Anträge an ihre Tochter zu hintertreiben; es müste denn irgend ein einfältiger Mensch kommen, der sie ohne Morgengabe zu heurathen verlangte. *Valer*, *Carolinens* Liebhaber, den Frau *Argante* zum

Glück nicht kennt, übernimmt also die Rolle eines dummen Menschen, die er sehr natürlich macht; und die Wittwe wird betrogen.

Die Ausführung in diesem Lustspiele ist, wie in Herrn Weissens übrigen Lustspielen, die allemal unter den deutschen Theaterstücken neben den Leßingschen und Schlegelschen eine der ersten Stellen behaupten. An einem Dichter, der so viel und immer mit Beyfall arbeitet, darf man wohl nicht tadeln, daß er zu flüchtig zu arbeiten scheint. In seinen Charaktern wünschte man oft mehr Neuheit, ein tieferes Studium, und einen edleren Geschmack, der sich gewiß mit der höchsten vi comica verträgt, — mehr Nationales, dürfen wir nicht hinzusetzen, denn sie sind wirklich, ungeachtet ihrer ausländischen Herkunft und der ausländischen Erfindung, oft nur allzu national; — man wünschte, daß der Hr. Verf. weniger dehnte, oder daß seine Ausdehnungen, wie bey einigen Engländern, selbst Schönheiten würden; die Sprache wünschte man feiner, die komischen Situationen komischer, und den Witz witziger. Doch was wünscht man nicht? Bey den guten Schriftstellern hört man nicht auf zu wünschen, so lange man ein gewisses Ideal im Kopf hat, das man über alles setzt: dagegen giebt der schlechte Schriftsteller uns gar nichts zu wünschen: denn was könnte er uns wohl gewähren?

---

20. Stück. Donnerstag, den 4. Februar. 1768.

Fortsezung des vorigen Artikels.

Aber die Freundschaft auf die Probe, ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen, aus einer Erzählung von Marmontel unter eben dem Titel genommen, ist ein schätzbares Stück, und könnte mit wenigen Veränderungen vielleicht eins der besten unsers liebenswürdigen Verfassers werden. Da es vornämlich dem theatralischen Dichter darauf ankömmt, die Stimmen aus dem Publico zu sammeln, um daraus den Eindruck und

Werth seines Drama selbst zu beurtheilen, so wollen wir die unsrige nicht zurückhalten; angenommen, daß man uns eine derselben zugestehe: denn es giebt im Publico auch halbe und viertheilstimmen; ja wir kennen hochtönende Kunstrichter, die eigentlich gar keine Stimme haben.

Zur Sache. Die so weitgetriebne Verstellung des sonst edelmüthigen Nelsons und seiner Schwester mißfällt uns. In dem Augenblick, da sie dem guten Blandford, ihrem Wohlthäter, eine Lüge sagen, werden sie uns verächtlich: wenn Julie ihn aber sogar mit einer lustigen Mine betrügt, z. E. im dritten Auftritt des dritten Acts, wem ist dieß nicht anstößig? Verstellung ist in den meisten Fällen die Eigenschaft einer kleinen Seele, und der theatralische Scribent kann nie behutsam genug in der Wahl der Personen seyn, denen er diese Eigenschaft beylegt. Corallys Empfindungen im vierten Auftritt des vierten Acts sind für eine Indianerinn zu methaphysisch; dieß kann vielleicht in Paris gefallen, wir Deutschen sind aber zum Glück der Natur noch nicht so sehr entwöhnt, daß wir nicht lieber die Indianerinn hören möchten, die aber leider, und, wie es scheint, mit Vorbedacht, gleich zu Anfange des Stücks schon viel von einer Europäerinn hat. Woodbe dünkt uns eine schlechte Copie vom Jago oder Zanga zu seyn: Blandford hätte ihn nicht erst im fünften Act wegjagen sollen. Die Entwickelung hat uns keine Genüge gethan; wir würden die Intrigue viel früher als Blandford entdeckt haben, und unsers Erachtens hatte Nelson schon lange vor dem letzten Act mehr als eine Gelegenheit gehabt, seinen Fehler zu gestehen. Julie ist zu gutherzig, daß sie, nach dem was sie von Blandfords Liebe weiß, seine Hand als ein Geschenk annimmt, und Blandford zu zuversichtlich, daß er sie ihr als ein pis aller anzubiethen wagt. Die Sprache fällt zuweilen ins Gemeine, nicht Woodbes allein, sondern sogar Juliens, z. E. wenn sie sagt: die Liebe wird dir einen jämmerlichen Puff geben — da hat die Freundschaft Schildwache gestanden — hätte sie sich eine Zeitlang auf

dem großen Schauplatze der Frauenzimmerwelt herumgetummelt — wenn die Pflaumen reif sind, so fallen sie uns in den Mund (wir befürchteten, ins Maul) — ihrer frostigen Scherze nicht zu gedenken, die überhaupt ein wichtiger Fehler dieses und andrer Stücke sind. Zuletzt merken wir noch eine compendieuse Erfindung an, Affect zu erregen. Wenn die Leidenschaften gegen den letzten Act fortschreiten, so häufen sich die Striche; z. E. Corally spricht: „Brautkleider — für die Braut „des Blandford — nicht des Nelson? — ah Nelson! „dich soll ich verlieren! dich! in dem ich lebe! — und „da — du selbst — und deine grausame — deine liebe „Schwester — unglückliche Corally! — so hast du keinen „Trost — keine Hoffnung — o komm, du liebes süßes „Bild“ — So gehts noch die ganze folgende Seite fort, bis sie die Wörter Nelson! Blandford! — ausspricht: sie fängt hierauf bitterlich an zu weinen, indessen schleicht Woodbe herbey, der ihr eine Zeitlang zugehört, und durch Minen seine boshafte Freude zu erkennen giebt — vermuthlich über den kräftigen Ausdruck der Striche.

La nouvelle Clarice, Histoire veritable. Par Mad. le Prince de Beaumont. Tom. I & II. A Lyon, chez Pierre Bruyset-Ponthus 1767. 9

Dieser Roman ist nach dem Muster der Engländischen Clarissa in Briefen geschrieben: die einzige Aehnlichkeit, die sie mit einander haben; denn die Briefe an sich sind von Herzen langweilig, und für Jemanden, der die englischen Sitten besser, als die Frau von Beaumont kennt, gar nicht zu lesen. Wir sehen nicht ein, wie die berühmte Verfasserin den Briefstil habe wählen können, da sie den Gesprächstil so vorzüglich in ihrer Gewalt hat. Uns dünkt, alles was in diesem Roman geschrieben wird, könne eben so gut in einer Visitenstube gesprochen werden: und es würde ohne Zweifel nicht viel anstößiger seyn,

zur Rubrik vor einem neuen Kapitel zu lesen: Miß Clarice besuchet Lady Hariote, und Lady Hariote besuchet Miß Clarice, als Miß Clarice an Lady Hariote, oder Lady Hariote an Miß Clarice. Es ist auch schon eine deutsche Uebersetzung von diesem Buche erschienen.

---

26. Stück. Montag, den 15. Februar. 1768.

10 Sir Phantast oder Es kann nicht seyn. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen aus dem Englischen des John Crown. Bremen bey J. H. Cramer. 1767.

Original und Uebersetzung sind von der mittlern Art, deren größter Tadel ist, daß sie weder viel Lob noch viel Tadel verdient. „Man hat den Deutschen, sagt der Uebersetzer, Bekanntschaft mit dem englischen Theater angerathen. Aber hat man damit nicht mehr die tragische als die komische Bühne der Britten gemeynt? Ist der Humor, der characteristische Vorzug der Englischen Lustspiele, nicht zu national? Und wenn wir diesen abrechnen, was hält uns für so viel ungesitteten Scherz schadlos, für den in England weder Autor noch Parterre erröthet? Ueberdem, da die Comödie ein Gemählde der Sitten ist, sollte man nun auch englische Karikaturen auf die Bühne bringen, die jetzt nur immer Französische vorstellt? All diese Fragen warf ich auf — nachdem ich übersetzt hatte."

Und so hält er es für überflüssig, sie zu beantworten. Wir wollen nur zwey oder drey Anmerkungen machen. Die komische Bühne der Engländer ist reich; sie hat mehr komischen Geist als die Französische, Molieren abgerechnet, mehr Zeichnung, mehr Poetische Größe, mehr Neuheit, mehr Wahrheit in den Charactern, mehr Meisterzüge des Dialogs, als irgend eine in Europa. In diesen verschiedenen Absichten muß sie dem aufkeimenden Genie sehr interessant seyn. Aber auf der andern Seite kann man ihre wichtigen und bekannten Fehler, vornähmlich in Be-

ziehung auf die Sitten, nicht läugnen, folglich sie schon deswegen nicht anpreisen, wenigstens nicht solchen Lesern oder Zuhörern, die keine feste Grundsätze haben. Ihre Verwickelung der Haupt- und Nebenhandlungen, ihr Humor, ihre Gemälde des sittlichen Lebens sind zu national. Was zu thun? Soll man den Kenner, der sich unterrichten, den angehenden Scribenten, der, um sich zu bilden, die verschiednen Arten der Nachahmung studiren will, auf die Originale verweisen, und dem bloßen Liebhaber ohne Umstände eine Lecture vorenthalten, die ihm schädlich werden möchte? Wollen wir uns die Uebersetzungen ganz verbitten? Recht gerne. Nur schade, daß noch Eine Betrachtung hinzu kömmt, die uns diese unentbehrlicher, als die Originale selbst, macht. Wir haben keine komische Sprache: sie, die höchste Gattung der Prose, fehlt uns noch gänzlich. Es fehlt uns an Wörtern, ja sogar an Partickeln, die verschiedenen Farben des Lächerlichen zu treffen; es fehlt uns an Wendungen, die aus der Sprache des feinern Umgangs genommen wären, oder vielmehr wir haben keine solche Sprache, denn was wir so nennen, ist von Franzosen entlehnt, ein gewisses Leipziger-Caquet ausgenommen, das wir in den meisten Fällen lieber gar entbehren möchten. Bald ist unser Theaterstil zu periodisch, bald zu einförmig, überhaupt sind seine Gränzen zu wenig bezeichnet. Wir brauchen Contrast, wahre Mängel zu empfinden; diesen giebt uns die Englische Bühne, und dazu sind die Uebersetzungen gut: nicht um von einer Copie in die andre auszuschweifen, sondern um erst auf Originalzüge der Sprache aufmerksam zu werden, dann sie zu erschaffen. Daß zwar zu diesem Zweck unsre Uebersetzungen ganz anders als gewöhnlich eingerichtet seyn müßten, braucht keine Beweise: aber es ist ja unsern guten Köpfen unverbothen, sich ein Verdienst zu erwerben, welches wir ihnen so gerne einräumen.

---

27. Stück. Dienstag, den 16. Februar. 1768.

11 Versuche aus der Literatur und Moral. Erstes und zweytes Stück. Leipzig bey Breitkopf 1767.

Die Zahl unsrer guten Schriften vermehrt sich beynah in gleichem Verhältniß mit der Zahl unsrer guten Schriftsteller: dieß ist unstreitig ein Vorzug für unsre Zeiten. Noch vor wenig Jahren schien es sonderbar, wenn man zu einem neuen Buche, das sich über das mittelmäßige erhob, einen unbekannten Namen nannte. Wenn ein Staat plötzlich reich wird, so fehlt es selten an Leuten, die einen Rückfall befürchten. Eben das trifft auch in der litterarischen Republik zu. Wir kennen Verschiedene, die einen zunehmenden Luxus, einen Geschmack an Schnörkelwerken, und einen Gefallen am falschen Schimmer sowohl im Bau als in den Verzierungen unsrer neuesten Schriften bemerkt haben wollen. Man schreibt nicht mehr Bücher, sagen sie; man wirft Gedanken hin, bloß um sie hinzuwerfen. Ist der Scribent ein Schulmann oder Professor, so macht er sich Collectanea zu seinen Lectionen, wie andre vor ihm gethan haben: aber diese Collectanea will er nicht umsonst, er will sie für die Welt gemacht haben; er schüttet sie, wie sie ihm vorkommen, in Gestalt eines Buchs aus, und glaubt ihnen ein gutes Ansehen zu geben, wenn er nur an der Schreibart schnitzelt. Man unterscheidet weder die Gattungen, noch die Stile. Wir stehn am Rande des verderbten Geschmacks.

Ganz irrig möchten diese Beobachtungen wohl nicht seyn. Es giebt Grundsätze der Anordnung, die zur Bindigkeit eines jeden Werks unentbehrlich sind; es giebt Arten des Stils, die sich der Absicht des Scribenten anmaßen, und unter denen immer nur Eine die claßische ist; es giebt characteristische Schreibarten, die man dulden kann, die aber nicht nachgeahmet werden müssen. Wem diese nöthigen Schranken eine Kleinigkeit sind, der kann seinen Zeitgenossen gefallen, nur für die Nachwelt hat er nicht geschrieben.

Nachdem wir diese allgemeinen Sätze vorausgeschickt

haben, können wir uns über den Werth der angezeigten *Versuche* kurz fassen. Herr Prof. *Clodius* ist ein sehr feiner Kopf, ein Mann, der viel gelesen, und viel gesammelt hat. Seine *Versuche über die Sitten in den Werken der griechischen Dichter* enthalten manche gute Anmerkungen. Wer sich aber aus diesen, (den Versuch über den Aristophanes ausgenommen, der vorzüglich gut gerathen ist), einen hinlänglichen Begriff von den Griechen machen, oder sich Rechenschaft geben wollte, was einem jeden unter ihnen in der Classe, wohin er gehört, eigen sey, der würde seines Zweckes verfehlen. Viele Züge, die charakterisiren sollen, sind sogar unrichtig: wir nennen hier nur die Artikel *Sappho*, *Anakreon*, *Homer* und *Aeschilus*. Vom *Horaz* heißt es, er sey einer der größten Originale in Rom gewesen; dieß wird denen gefallen, die nicht gern für Nachahmer eines Nachahmers angesehen seyn mögen. Die Schönschreiberey treibt der Herr Verf. so weit, daß er nichts ohne Schwung sagt: und um *mannigfaltig zu seyn*, rückt er allerley Gedichte, dem Ansehen nach Gelegenheitsgedichte, von seiner eignen Feder ein: eine Mannigfaltigkeit, die, da die Gedichte mittelmäßig sind, leicht entbehrt werden könnte. Man erinnere sich, daß wir nicht richten, sondern unsre Meynung sagen.

Dem zweyten Stücke ist ein sogenanntes Lustspiel, die *Rache des Weisen*, angehängt, worinn einige Situationen rührend, aber nicht neu, die Hauptcharacter Tugenden und Laster mit menschlichen Namen, und die Gespräche pomphafte Declamationen sind.

---

42. Stück. Montag, den 14. Merz. 1768.

Steelens Lustspiele. Aus dem Englischen von M. Chr. H. Schmid. Leipzig bey Crusius. 1767 in 8. 12

Bey einer flüchtigen Vergleichung mit dem Original ist uns eben nichts fehlerhaftes in die Augen gefallen;

man möchte denn den Fehler hieher rechnen, daß der Uebersetzer die verheiratheten Frauen Miß nennt. Hat er sich etwa nicht getraut, Mistriß sowohl als Lady zu wagen? Uns dünkt, ein Deutscher dürfe hierinn nicht zärtlicher seyn, als die französischen Uebersetzer sind, die dergleichen Wörter ohne Bedenken in ihre Sprache aufnehmen, weil sie ohne Zweifel die vernünftige Anmerkung gemacht haben, daß ein Wort, welches in der besondern Verfassung eines Landes gegründet ist, niemals in die Sprache eines Volkes übersetzt werden könne, das mit einem ähnlichen Worte einen ganz andern Begriff verbindet. Und doch ist es seltsam genug, daß der Franzos, der seine Originale so sorgfältig zu französiren sucht, diese Bemerkung macht, und der Deutsche, dem daran gelegen ist, daß man bey seiner Arbeit den Ausländer erkenne, sie nicht macht.

In der Vorrede bemüht sich Herr Schmid über den Charakter der Steelischen Lustspiele etwas zu sagen: aber leider! er hatte keinen Vorgänger, als in einzelnen Urtheilen. Diese zu belauschen ist, wie man weiß, eine seiner Hauptgaben; er ist darinn Maître passé! Die Hamburgische Dramaturgie mag sich nur nicht umsonst verlauten lassen, daß der fünfte Act eines Trauerspiels oft eine garstige böse Staupe sey: unser Herr S. weiß das geschwind auf ein Lustspiel von Steele anzuwenden. Daß Steele in ein paar Stücken den Dialog mit Prose und Versen abwechseln läßt, würde ihm auch wohl schwerlich eine so große Seltenheit geschienen haben, wenn er irgendwo unter seinen Excerpten hätte finden können, daß dieß nicht bloß Shakespears, sondern überhaupt die Manier des ältern, und zum Theil auch des mittlern, brittischen Theaters sey, oder wenn er sich aus Homes Grundsätzen der Kritik erinnert hätte, was man zum Vortheil dieser Manier anführen könne. Steelens Lustspiele sind gut dialogirt; und Diderot spricht den Machtspruch, qu'en géneral il y a plus de pieces bien dialoguées que de pieces bien conduites. Ein trefflicher Fund für unsern

H. Schmid. Cicero (Rhetor. ad Heren.) sagt: Illud genus narrationis, quod in personis positum est, debet habere sermonis festivitatem, animarum dissimilitudinem, gravitatem, lenitatem, spem, metum, suspicionem, desiderium, dissimulationem, misericordiam, rerum varietates, fortunae commutationem, insperatum incommodum, subitam laetitiam, iucundum exitum rerum. Wäre diese vortreffliche Stelle unserm Uebersetzer so gegenwärtig gewesen, als sie es ganz gewiß Steelen war, so würde er seine Mühe haben sparen können; denn sie erschöpft den ganzen Charakter der Steelischen Komödie: aber was wäre aus seiner Vorrede von vierzehn Seiten geworden?

---

46. Stück. Montag, den 21. Merz. 1768.

Lieder der Deutschen mit Melodien. Erstes und zweytes Buch. Berlin 1767. bey Winter. 4.

Man darf sich über den Mangel Deutscher Lieder-Melodien nicht eben beklagen; auch an sogenannten scherzhaften Melodien fehlt es uns nicht: aber solche, die beweisen, daß ihre Verfasser guten Scherz gekannt, und auszudrücken verstanden haben, besitzen wir, wenn wir die neuerlich herausgekommenen Lieder nach dem Anakreon vom Herrn Rolle, und einige einzelne vom Herrn Bach, dem seligen Graun, u. a. ausnehmen, in sehr geringer Anzahl. Unsre scherzhaften Lieder-Compositionen sind oft melodisch, voller Harmonie und Rhythmus: nur das, was sie seyn sollen, sind sie nicht; sie sind nicht scherzhaft. Die Nachahmung fällt oft in die gemeine Natur, ist oft links, und oft ohne allen Ausdruck. Urbanität und Atticismus scheinen unsern Componisten eben so fremd zu seyn, als sie es unsern meisten Poeten und Scribenten sind. Desto angenehmer wird den Kennern der Grazie die Versicherung seyn, daß sehr viele Melodien in den gegenwärtigen Liedern der Deutschen ihre Wünsche, fast möchten wir sagen, erschöpfen.

Parvula, pumilio, *χαριτων μια*, tota merum sal

ist der Character der schönsten Melodien, wie der schönsten Lieder in dieser Sammlung, von denen wir hier nur Ermunterung an Lais, die Schöpfung des Weibes, die Rose, der Vergnügte, Seufzer eines Kranken, Melisse, die Gleichgültigkeit, an den Schlaf, die gute Wirthschaft, Phyllis im Walde, Iris, die erste Liebe, die Küsse, der Wettstreit, nennen: die sich zwar, welches wir im Vorbeygehen anmerken, noch bequemer würden singen lassen, wenn der Componist der Stimme weniger Umfang zugetraut hätte. Bei einigen z. E. Ueberlegungen, Alcetas an die Alsterschwäne &c. hat der Componist den lachenden Ausdruck nach französischer Art in ein kleines malerisches Melisma gelegt, das sehr gute Wirkung thut: doch sind wir wohl zufrieden, daß diese Schönheit nur selten vorkömmt; gewisse Züge wollen eben deswegen sparsam genutzt werden, weil sie von vorzüglicher Bedeutung sind. In dem Liede, die Hasselsträuche, hätten wir sie daher lieber nicht wiedergefunden, vielleicht um so viel mehr, weil wir das Lied selbst in dieser Sammlung nicht gerne gefunden haben. Das in dem Liede Alcetas an die Alsterschwäne, das die Windungen des Schwanhalses so vortrefflich ausmalt, setzen wir der berühmten Malerey des Storches im Lafontaine oder Gleim ohne Bedenken an die Seite. Um noch von denjenigen Melodien ein paar Worte zu sagen, die nicht scherzhaft, sondern klagend, oder auch bloß declamatorisch seyn sollen, müssen wir gestehn, daß uns diese weniger Gnüge thun, als jene. Größtentheils hätten wir sie aus der Ursache entbehren wollen, weil sie keine Lieder sind; zum Theil aber auch wegen ihres französischen Gewimmers. Wir sind der französischen Schreibart in mancher Absicht recht gut: aber den Chanson-Geschmack möchten wir nicht gern von ihnen annehmen, am wenigsten in Liedern der Deutschen. Zwar nach dieser Voraussetzung würden die Franzosen vielleicht nicht bloß einige Melodien, sondern viele von den Liedern selbst zurücknehmen dürfen. Aber wir haben noch einen Grund, der

uns wichtig zu seyn scheint. Die Franzosen sind ein singendes Volk; sie singen Alles, wenn es nur die Form eines Liedes hat: sie singen, um zu singen. Ausdruck, Character, Anmuth und Reiz sind ihnen Kleinigkeiten. Wir hingegen, die wir keine so glückliche Ergießungen des Herzens kennen, wir, die wir ein Lied als Artisten, mit beständiger Rücksicht auf ein gewisses Ideal von poetischen Empfindungen, und voller von einer originalen Nachahmung der Natur, wenn man so reden darf, als von der Natur selbst, arbeiten, wir verlangen nicht bloß Amusement, wir verlangen Regel, selbst bey unsern Spatziergängen, selbst an unsern Tafeln, selbst in unsern zufälligen Gesellschaften, und eben hierinn suchen wir den Character der deutschen Musik: Mannigfaltigkeit der Erfindungen, sprechender Ausdruck, eigenthümlicher Ton, tiefsinnige Harmonie, strenge Rhythmick, und alles das mit der höchsten Delicatesse des Geschmacks verbunden. Dieß sind die Eigenschaften, welche die mehrere Anzahl dieser Lieder-Sammlung empfehlen, und eben darum, weil einige andre zu sehr dagegen abstechen, finden wir sie tadelhaft, z. E. das Gedichtgen, daß ich bey meiner Lust durch keinen Zwang mich quäle, das schon vom Herrn Bach auf eben die Art, doch viel sangbarer und schöner, componirt worden. Noch können wir nicht mit Stillschweigen übergehn, daß die Trinklieder zum Theil als Rundgesänge, und ein paar Dialogen, besonders das Leßingische aufgehobne Verbot von Graun, als Duos, sehr vortrefflich componirt sind. Da wir an Herrn Krause, dem Hauptverfasser dieser Melodien, einen Componisten besitzen, der mit vieler Gabe zum scherzhaften Ausdruck viel feinen Geschmack vereinigt, so wünschen wir nun auch, daß sich einige unserer besten Dichter, Herr Leßing, Herr Gleim, entschließen möchten, uns größre Stücke voh dieser Art zu schenken, die wir, soll es auch nur zum Clavier seyn, als wirkliche komische Operetten sängen. Können sie sich das musikliebende Publicum mehr verbinden, als wenn es ihren gemeinschaftlichen Bemühungen mit der Zeit vielleicht gar

einen deutschen Pergolese zu verdanken hätte? Schließlich müssen wir noch erinnern, daß nicht alle Melodien in der gegenwärtigen Sammlung neue sind: einige stehn schon in den Graunischen, Bachischen, und andern Liederbüchern; doch derer sind die wenigsten.

---

50. Stück. Montag, den 28. Merz. 1768.

14 M. Christ. Heinr. Schmidts Zusätze zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern. Erste Sammlung. Leipzig bey Crusius 1767.

Von drey Bogen an Zusätzen, Ergänzungen, Verbesserungen zur Theorie der Poesie kann man sich zwar nicht viel Vollständiges versprechen: doch ist auch dieser Beytrag nicht zu verachten. Es schwebten uns daraus eine Menge Irrthümer im Gedächtniß; wir haben die Theorie der Poesie noch einmal durchgeblättert, und beym flüchtigen Lesen deren einige angemerkt, die sich sehr vermehren lassen würden, wenn es uns nicht mehr darum zu thun wäre, den Verfasser aufmerksam zu machen, als sein Buch zu berichtigen.

Oronooko S. 472 ist nicht von Otway, sondern von Southerne: eins der besten englischen Trauerspiele. Daß Otway noch eine Maria sollte geschrieben haben, ist uns unbekannt. The Cheats of Scapin sind eine bloße Uebersetzung der molierischen Fourberies de Scapin.

Machiavelli hat keine andre Lustspiele geschrieben, als Clitia und Mandragora. Die Larven, der Secretair, der Korb und Alrauna sind nicht von ihm. Die Mandragore von Rousseau ist nur eine französische Uebersetzung der machiavellischen.

Zernitzens Gedicht von den Endzwecken der Welt verdient nicht bey Popen zu stehen. Es ist ein lesenswürdiges Stück; aber man muß das Lob nicht zu hoch stimmen.

Der dritte Band der Fragmente handelt nicht blos

von der lateinischen Litteratur unter uns. Ihr Verfasser wird in den Zusätzen unrecht Hertel genannt. Er heißt Härder. In eben den Zusätzen lies für Störs, den Verfasser des Trauerspiels Julie, das einen sehr guten Dialog und viele rührende Stellen hat, Sturz.

Zachariäs Murner in der Hölle ist ja nicht das einzige von ihm in Hexametern geschriebene.

Im Artikel Quinault ist alles durch einander geworfen. Quinault verdient wohl, daß man die Titel seiner theatralischen Stücke recht unterscheidet. Die Opern von Quinault heißen: Les Fetes de lAmour & de Bachus, Cadmus & Hermione, Alceste ou le Triomphe d'Alcide, Thesée, Atis, Isis, Proserpine, Persée, Phaëton, Amadis, Roland und Armide. Sogenannte Ballets sind le Temple de l'Amour, und le Temple de la Paix; Trauerspiele la Mort de Cyrus, Amalasonte, Astrate, Bellerophon, Pausanias; Tragikomödien la génereuse Ingratitude, le Mariage de Cambyse, Stratonice, les Coups de l'Amour & de la Fortune, le feint Alcibiade, le Fantome amoureux, Agrippa ou le faux Tiberinus; Lustspiele les Rivales, l'Amour indiscret ou le Maitre étourdi, la Comédie sans Comédie, und la Mere coquette ou les Amans brouillés.

51. Stück. Dienstag, den 29. Merz. 1768.

Perikles, Th. Kromwell, und Lokrin sind Shakespearn irrig beygelegt. The Taming of the Shrew heißt nicht die zahmgemachte Zauberinn, sondern Zänkerinn.

Die poetischen und prosaischen Kleinigkeiten sind nicht von Schmidt, dem Verfasser der biblischen Gemälde, sondern von einem gewissen Schwarz.

Maßinger, dessen Werke schon 1761 zu London zusammengedruckt worden, hätte neben Fletchern genannt werden sollen. Seine Stücke sind: die jungfräuliche Märterin, the Virgin Martyr, der Herzog von Mayland, Duke of Milan, der Leibeigene, the Bondman, der römische Schauspieler, Roman Actor, der Renegat, Renegado, das

Gemälde, Picture, die unglückliche Aussteuer, Fatal Dowry, der orientalische Kaiser, Emperor of the East, das tugendhafte Mädchen, Maid of Honour, eine neue Art alte Schulden zu bezahlen, a new Way to pay old Debts, der Großherzog von Florenz, great Duke of Florence, der unnatürliche Zweykampf, unnatural Combat, der blöde Liebhaber, bashful Lover, der Vormund, Guardian, ein rechtes Weib, very Woman, der alte Brauch, old Law, die Stadtdame, City-Madam.

Der Verfasser des Guzman von Alfarache heißt Aleman.

Colardeau ist einer der besten französischen Trauerspieldichter.

Cacklogallinien, eine mittelmäßige Satire, ist nicht von Swift.

Die Satiren London und the Vanity of human Wishes von S. Johnson sind nicht Originale, sondern freye Uebersetzungen aus dem Juvenal.

Akensides Hymn to the Najads hätte nicht sollen übergangen werden. Sie ist ganz im antiken Geschmack geschrieben, und steht in Dodsleys Collection of Poems, woraus noch vieles anzuführen gewesen wäre.

Daß Wartons Pleasures of Melancholy mittelmäßig sind, ist ein Machtspruch der Litteratur-Briefe: aber man muß dies Gedicht nicht nach einer Uebersetzung beurtheilen.

Von Tassoni haben wir auch l'Oceano, ein Fragment einer ernsthaften Epopee.

Wußte der Verfasser von Camoens, diesem in den Scenen der Natur so vortrefflichen Beobachter, und in seinen Elegien, Sonetten, Eclogen und Canzoni zweyten Petrarch, denn gar nichts zu sagen?

Herr Schmidt verdient Aufmunterung. Wir empfehlen ihm dreyerley: daß er sich vor der Waffenträgerey hüte, daß er in seiner Schreibart und in seinen Aussprüchen eine gewisse Frechheit vermeide, und daß er nichts beurtheile, was er nicht versteht.

62. Stück. Montag, den 18. April. 1768.

Geschichte des Agathon. Zwey Theile in 8. Frankfurt und Leipzig. (Zürch bey Orell, Geßner und Comp.) 1766. 1767. 15

Wenn unsre Scribenten vom ersten Range so fortfahren, uns mit unsterblichen Werken zu überraschen, so werden wir allmählig den Unmuth erklären können, mit dem sich gewisse englische Journalisten ganz neuerlich auf Veranlassung des Messias und Tod Adams über den Wind beklagten, der einige ihrer Landsleute antriebe, to recommend those heavy german dungcarts, who daily are perfuming this Metropolis, (eine zierliche Bildersprache, die wir uns nicht zu übersetzen getrauen). Neuer Zunder für ihre Galle! Wieland, abermals ein verwünschter Deutscher, wagt, sich durch ein Original, das dem geistreichsten Britten Ehre machen würde, den Fieldings und Richardsons an die Seite zu setzen. Wie hat der Deutsche so vermessen seyn können? so vermessen zu einer Zeit, da jeder Kunstrichter von Grubstreet sich rüstet,

And stares tremendous with a threat'ning eye,
Like some fierce tyrant in old tapestry.

Aber nun werden unsre deutschen Leser, da wir genug und mehr als genug, gesagt haben, ihre Aufmerksamkeit zu erwecken, eine nähere Nachricht von diesem Buche verlangen: denn ein Roman, den man neben den Meisterstücken der beyden großen Engländer nennen dürfte, müßte doch wohl ein wichtiges Werk seyn?

Die Geschichte des Agathon macht eine neue Classe von Romanen, die vielleicht gutentheils schon da gewesen ist, aber itzt erst einen Rang und einen Namen erhält, da der Verfasser sich durch das, was er aus seinem Eignen hineinzulegen gewußt, in derselben obenan setzt. In eben dem großen Sinne, worinn man Richardson zuerst denkt, wenn man von Romanen spricht, die das Herz rühren, und die menschliche Natur zugleich enthüllen und erheben,

und Fielding zuerst, wenn von Romanen für die Sitten, voll Character nach dem Leben, und voll brittischer Laune, die Rede ist; in eben diesem großen Sinne ist Wieland der erste Romanist, der die Einbildungskraft, und, welches einigen sonderbar vorkommen wird, mit der Einbildungskraft zugleich den Verstand zu beschäftigen verstanden hat; bewunderungswürdig in den phantasiereichsten Zügen des Platonismus, und in den nur allzuglänzenden Gemälden beydes der geistigen und körperlichen Wollust, noch bewundernswürdiger in der überschwenglichen Fülle seiner philosophischen Bemerkungen, seiner Weltkenntniß, und seiner fast attischen Beredsamkeit. Wir wollen damit nicht läugnen, daß die Gattung der beyden Engländer nicht an sich besser sey: allein der König eines in seiner Art geringern Strichs Landes ist gleichwohl auch ein König.

Inzwischen dürfen wir, bey der Verpflichtung, worinn wir stehen, unsern Mitlesern vollkommene Rechenschaft von unsrer Lecture zu geben, nicht bergen, was uns an der G e s c h i c h t e　d e s　A g a t h o n einigermaßen mißfallen hat, eben darum mißfallen hat, weil es sehr vermeidliche Fehler betrifft. Herr Wieland ist in einzelnen Stücken, (denn im Ganzen ist sein Buch, wie wir gesagt haben, Original) zu sehr Nachahmer bald von Fielding, bald von Rousseau, bald von Cervantes: von Fielding, sowohl der Manier als dem Tone nach, in den an sich vortrefflichen Ausschweifungen, die den pragmatischen Theil seiner Geschichte ausmachen, (sie sind so vortrefflich, daß W. seinen Meister weit zurückläßt); von Rousseau in der beredten Abhandlung des Hippias und einigen kleinern Auswüchsen, die sich übrigens der feinste und leichtsinnigste Athenienser zueignen dürfte; und von Cervantes in der Anlage des Werks selbst, deren Aehnlichkeit mit der spanischen Herr W. erst am Ende seiner Geschichte bemerkt zu haben scheint, wo er seinen vorgegebnen griechischen Autor völlig auf die nämliche Art redend einführt, wie Cervantes seinen Arabischen. Wir könnten auch der verfehlten Wahrheit in einigen Charactern erwähnen, (die Wahrheit, so treffend

sie in der Natur seyn mag, ist in der Nachahmung immer verfehlt, wo der Dichter uns die geheimen Triebfedern und den Uebergang aus einer Empfindung in die andre verbirgt), wenn wir uns nicht erklärt hätten, daß die Geschichte des Agathon nicht von dieser Seite zu beurtheilen sey. Vielen wird die in ein System gebrachte epicurische Philosophie, der ziemlich herrschende Skepticismus und die schwelgerische Schlüpfrigkeit einiger der reizendsten Gemälde anstößig seyn: alles das ist wirklich anstößig. Allein zu geschweigen, daß doch am Ende die Gefährlichkeit eines solchen Buches immer nur etwas verhältnißmäßiges ist, je nachdem es einem verständigen oder unverständigen Leser in die Hände geräth, und daß, in dieser Absicht, so lange die Welt steht, noch nie ein Buch geschrieben worden, das für alle Leser gerecht sey, welches auch freylich nicht wohl möglich seyn möchte, da niemand leicht behaupten wird, für mehr als Eine Classe von Lesern schreiben zu können: so ist es billig, das moralische Verdienst eines großen Dichters von seinem poetischen zu unterscheiden, zumal wenn sich darthun läßt, daß selbst auf jener Waage der wahrscheinliche Nutzen den wahrscheinlichen Schaden weit überwiegt. Endlich würden wir vielleicht, wenn wir uns zu Verbesserern aufwürfen, hin und wieder, vornämlich zu Anfange des Werks, einige Ungleichheiten im Stil (S. 14. Agathon wurde von den ersten Strahlen aufgeweckt, die in horizontalen Linien an seiner Stirne hinschlüpften), einige Unrichtigkeiten im Ueblichen (S. 40. die Kunst der Sophisten war allenthalben an ihrem rechten Platz, beliebt bey Hofe, beliebt an der Toilette, beliebt beym Spieltisch, beliebt beym Adel, beliebt bey den Finanzpächtern, beliebt bey den Theatergöttinnen, beliebt sogar bey der Priesterschaft. Oder S. 121. wo der Fehler noch größer ist, weil ein Grieche selbst redt: Gehe an die Höfe, du wirst Leute finden, welche das Glück, worinn sie schimmern, der Empfehlung eines Kammerdieners, der Gunst einer Dame, die sich für ihre Talente verbürgt hat, oder der Gabe des Schlafs schuldig

sind, womit sie befallen werden, wenn der Vezir mit ihren Weibern scherzt), einige Abweichungen von der Einheit in dem Charakter des Geschichtschreibers (S. 10. wo der Verf. von den Unsterblichen redet, die das Gewebe der menschlichen Zufälle leiten, da er doch in dem ganzen übrigen Theile des Werks ein Schriftsteller aus unsern Zeiten ist): diese und verschiedne andre solche Dinge würden wir aus unserm Exemplare wegstreichen, hätten wir es nicht von jeher für eine seltsame Art von Schwachheit gehalten, wenn man einem angesehenen Manne ein Bein unterschlägt, bloß um sich in der nichtswürdigen Gestalt eines Ausbesserers vor ihn hinzustellen.

Herr Wieland verspricht zum Schlusse Beyträge zur Geschichte der Danae, zu den Grundsätzen des Sophisten Hippias u. dergl., wofern ihn der Beyfall des Publicum ermuntert. Wir glauben, ihn eines allgemeinen Beyfalls versichern zu können; und solt auch das nicht seyn: Männer, wie Herr Wieland, hangen nicht vom Beyfall des Publicum ab.

---

66. Stück. Montag, den 25. April. 1768.

16 Das Strumpfband, ein Roman. Leipzig bey Müller. 1767.

Viel crebillonsche Schlüpfrigkeit in einer ungleichen Schreibart, und mit einem geringen Aufwand von Witze. Ein Strumpfband, von einer Nonne gestickt, daß allerley Schicksale hat, indem es bald verlohren, bald gefunden wird, macht Abbildungen von Menschen, wie der Batzen des Menschen in Halle.

17 Mathemathische Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie, insofern solche denjenigen, die sich dem höchstnöthigen Forstwesen auf eine vernünftige und gründliche Art widmen wollen, zu wissen nöthig

sind, herausgegeben von J. E. Vierenklee, Predigern zu Plotzig. Leipzig bey Weidemanns Erben u. Reich. 1767.

(582 Octavseiten ohne Didication und Vorrede.)

Ein brauchbares Buch. Nur scheinen uns die allgemeinen Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie überflüßig. Die Anwendung aufs Forstwesen war genug zu einem Buche.

Abendzeitvertreib in verschiedenen Erzählungen. VIII. Theil. Leipzig in Gleditschens Buchhandlung. 1767. 18

Neue Abendstunden, oder fortgesetzte Sammlung von lehrreichen und anmuthigen Erzählungen. Breslau bey Korn. 1767. 19

Die Verleger müssen wohl ihre Ursachen haben, warum sie unter das wenige Gute so viel elendes Zeug mischen.

Sammlung einiger Französischen Lustspiele für das deutsche Theater. Bremen bey J. H. Cramern. 1767. 20

Die schlecht genug übersetzten Stücke sind das Vorurtheil nach der Mode von la Chaussee, die drey Sultaninnen von Favart, der gelehrte Ignorant von du Vaure, der irrende Ritter von Baron, und die junge Indianerinn von Chamfort. Wie lange wird man das langweilige Geschwätz der neuern Franzosen noch übersetzen dürfen? wie lange wird das deutsche Publicum sich es vorfaseln lassen, ohne zu gähnen?

Die Redekunst fürs Frauenzimmer. Aus dem Französischen. Regensburg bey Montag. 1768. 21

Man hat allzeitfertige Redner; man hat lustige Redner: und nun erhalten wir aus Frankreich auch eine Redekunst, worinn das Frauenzimmer von den drey

Gattungen, von dem Gebrauche der gerichtlichen Gattung, von dem Gebrauche der erweisenden Gattung, von der rathschlagenden Gattung, von den fünf Theilen der Redekunst, von dem künstlichen oder Local-Gedächtnisse, von der Bekräftigung, von der Wiederhohlung der Worte, von der Apostrophe, von der Exclamation, vom Schwören und Fluchen, und wer weis, wovon sonst noch? unterrichtet wird. Wir armen Mannspersonen! Was sollen wir dazu sagen, daß man die Beredsamkeit, die diesem fürchterlichen Geschlechte, nicht etwa in dreyen sondern in hundert Gattungen, nur allzunatürlich ist, jetzt gar zur Kunst machen will? Was anders, als Meuterey und Aufruhr, kann daraus entstehen?

---

68. Stück. Donnerstag, den 28. April. 1768.

22 **False Delicacy (Uebertriebne Bedenklichkeit) a Comedy by Hugh Kelly, the fourth Edition. London 1768.**

Eins von den Lustspielen, die seit einiger Zeit in London außerordentlichen Beyfall gefunden haben. Wir wollen beydes die Hauptfabel und die Nebenfabel (Plot, Underplot) in einen Auszug bringen.

1. Lady Betty Lambton, eine junge Wittwe, liebt den Lord Winworth, der sich ihr anträgt, giebt ihm aber, weil sie sich ihrer Liebe selbst nicht recht bewußt ist, theils auch ihrer nicht sehr angenehmen Ehestands-Erfahrungen wegen, den Korb. Im Hause dieser Lady Betty hält sich eine Miß Marchmont auf, eine liebenswürdige Waise, die der großmüthigen Lady Betty alles zu danken hat. Da Lord W. alle Hoffnung auf die Wittwe aufgegeben hat, so wirft er nun ein Auge auf Miß Marchmont, deren Hand er jedoch, wie er wohl einsieht, ohne Genehmigung und Beytritt der Lady Betty nicht erhalten kann. Ein kützlicher Umstand! Was zu thun? Er entdeckt sich seiner alten Liebe auf gut Glück. Man stelle sich Lady Bettys Erstaunen vor, Sie, die keine ruhige Stunde gehabt, seit-

dem sie den Lord aus allzuweitgetriebner Bedenklichkeit abgewiesen, sie wird itzt die Vertraute seiner veränderten Liebe, noch mehr, sie soll diese neue Liebe bey ihrer Nebenbuhlerin selbst befördern. Sie läßt sichs gefallen: welche Ehrliebe! welche Delicatesse! Eine solche Frau ist doch wohl einzig in ihrer Art? Das eben nicht. Denn bald zeigt sichs, daß ihre artige Pflegetochter, ihre Miß Marchmont, ihr darinn nicht im geringsten nachstehen darf. Miß Marchmont hatte ihr Herz ganz in der Stille an einen Herrn Sidney gehangen. Doch was Herz? was Predilection? Ihre Wohlthäterin spricht, der nicht zu misfallen, muß Lord W. ja nothwendig vorgehen. Lady Betty und Miß Marchmont werden beyde unglücklich seyn: aber ihr Unglück macht ihrer Delicatesse Ehre; das ist ihnen genug. Wir verlassen diese feinen Damen auf einige Augenblicke.

Es ist bekannt, daß die Engländer die zusammengesetzte Fabel der einfachen vorziehen. Da sie im Stande sind, zwey und mehr Intriguen mit gleicher Aufmerksamkeit zu übersehen, da sogar die Vielheit derselben ihr Vergnügen vermehrt, so fällt bey ihnen freylich der Grund weg, aus dem Horaz die Regel gerade umkehrte. Ob es nicht gleichwohl Fälle geben könne, wo die Wirkungen so verschiedner Triebräder sich einander aufreiben, möchte wohl noch die Frage seyn. Inzwischen wird die Schuld immer an dem Dichter liegen. Wenn *Underplot*, wie in den *Three Hours after Marriage* des humoristischen Gay, alles verderbt, was *Plot* gut macht: was kann die zusammengesetzte Komödie dafür? So viel ist wohl nicht zu läugnen: der Kunstgriff, den einige Dichter anwenden, dieser Gefahr auszuweichen, indem sie in beyde Fabeln ein Hauptinteresse hineinweben, ist manchmal ein wenig armselig. Wir werden gleich eine Probe sehen.

69. Stück. Freytag, den 29. April. 1768.

2. Es war kurz vorher von einem Herrn Sidney die Rede, den Miß Marchmont heimlich liebte, so wie sie

wieder heimlich von ihm geliebt ward, ohne daß es noch zwischen ihnen zur Sprache gekommen wäre. Dieser Herr Sidney, ist der Mörtel, an dem Hauptfabel und Nebenfabel zusammenkleben. Herr Sidney, ein jüngerer Bruder, der daher wohl Ursache hat, sich nach einer reichen Frau umzusehen, (Miß Marchmont war, wie wir wissen, nicht reich), steht mit der Tochter des trefflich begüterten Obersten Rivers in Heyrathstractaten, hat aber unter der Hand einen Nebenbuhler an Sir Harry Newburg, den der Oberste Rivers nicht leiden kann. Was die beyden oberwähnten Damen an Delicatesse zu viel hatten, scheint Miß Rivers zu wenig zu besitzen: sie entschließt sich mit Sir Harry davon zu laufen. Zum Glück wird sie noch durch ihren Vater, der sie behorcht hatte, davon abgehalten, indem er dem Liebhaber an dem verabredeten Orte zuvorkömmt, wo er seine Tochter so nachdrücklich und mit so vieler Klugheit empfängt, daß sie ihren Fehler auf alle Weise wieder gut zu machen sucht. (Diese unvermuthete Zusammenkunft giebt die beste Scene im ganzen Stück.)

3. Schade doch, wenn drey so schöne und achtungswürdige Geschöpfe die Opfer ihrer Tugend werden sollten! Der fünfte Act muß die Sachen ins Reine bringen: hier kommen Plot und Underplot, nach ihrer Gewohnheit, zusammen, um sich einander auszuhelfen. Herr Sidney hat Nachricht von der vorgehabten Entführung der Miß Rivers; er kündigt desfalls ihrem Vater in aller Eile den Kauf auf, und wendet sich dann mit seiner ganzen Zärtlichkeit an seine einziggeliebte Miß Marchmont. Unterdessen war Lady Betty so unvorsichtig, ihre Liebe dem Lord Winworth zu verrathen, der endlich seinen Irrthum erkennt, ihr seine Hand anbiethet, und so Miß Marchmont ihrem Sidney überläßt. Was könnte Miß Rivers nun noch abhalten, den guten Sir Harry glücklich zu machen? Ein Umstand ist übrig. Miß Marchmont und Sidney sind arm. Desto besser. Lord Winworth und ein gewisser Herr Cecil, eine Nebenperson, sind reich. Ein erwünschter Anlaß für ihre brittische Großmuth! und ein

edler Wettstreit! Man kann zum Schluß einer moralischen Komödie nichts schicklichers erfinden.

Alles das, werden einige Leser sagen, mag artig genug in einander gewickelt seyn: doch scheint der Lord mit seiner bedächtlichen Dame Betty eine etwas seltsame Rolle zu spielen. Ein ziemlich kalter Liebhaber, dieser Lord! Erst will ihn die Wittwe nicht haben: gut! er ist ganz für die Jungfer; nun will ihn die Wittwe: gut! er läßt die Jungfer mit eben der Gleichmüthigkeit fahren, wie vorher die Wittwe. Das laßt uns ein Meisterstück einer modischen Erziehung seyn! Auch Lady Betty ist ein ganz besondres Frauenzimmer. Wie kam sie dazu, sich so geschwind zu entdecken, sie, die entschlossen genug war, ihren Geliebten an ihre Rivalin zu überlassen? Wenn der Dichter hiernicht mit der höchsten Feinheit der Kunst zu Werke gegangen ist, so — —

Ganz recht! die Kunst hätte hier alles thun sollen: aber so wie diese Selbstverrätherey bey unsrem Verfasser dasteht, kann nichts frostiger seyn. Ueberhaupt, wir müssen es nur gestehen, bestätigt uns die Ausführung nicht nur dieses Lustspiels immer mehr in dem Argwohn, daß der komische Genius allmählig von den englischen Schauspieldichtern seinen Abschied nimmt, ohngefähr in eben dem Verhältnisse, wie er sich schon längst seinen guten Freunden, den Herren Franzosen, empfohlen hat. Hin und wieder ein Blick: das übrige seine Wolken! So auch in der gegenwärtigen Komödie. Zwey oder drey Situationen finden sich wirklich, die recht gut, und auch recht weislich genutzt sind. Das Ganze hingegen ist zerbrechliche Waare. Obenabgeschöpfte Charakter (nebenher ein wenig unnatürlich, wenn man will); eine Art Laune, (nemlich zwischen Cecil und einer Mistriß Harley), die nicht viel zu bedeuten hat, oder vielmehr, die für die Verwandlung der englischen Sitten nur allzubedeutend ist; eine große Kärglichkeit des Witzes im Dialog; der Dialog selbst, als Gespräch nicht leicht genug, und als theatralisches Gespräch nicht lebhaft genug. Wir hoffen, daß niemand diesen Tadel übertrieben finden werde. Dann aber, wie konnte

ein Stück von der Art ein so ungewöhnliches Glück machen? Eben das beweist die alte Wahrheit, daß ein schon verzärtelter Geschmack sich die schalsten Dinge gefallen lasse, wenn sie ihm nur die wirkliche Empfindung durch ein Ansehen von Neuheit ersetzen: noch eine, wo wir nicht irren, die nemlich, daß eine Revolution des Genies gemeiniglich auf ihrem Wege Parteygeist und Kabale vor sich her habe.

---

72. Stück. Donnerstag, den 5. May. 1768.

23 **Des Herrn Carlo Goldoni sämtliche Lustspiele. Mit Kupfern. Zweyter Theil. Leipzig bey J. H. Eisfeld. 1768.**

Es hat vielleicht nie ein Dichter gelebt, der so viele Eigenschaften eines Comicus mit einander vereinigt hätte, als Goldoni. Eine außerordentliche Fruchtbarkeit der Erfindung; Kenntniß des bürgerlichen Lebens; Gabe, die komische Kraft aus den gewöhnlichsten Stellungen hervorzulocken; Unterscheidung der ähnlichen Character durch einen einzigen durchgeführten Zug; Sprache des Umgangs nach den verschiednen Ständen, und in dem meisterhaftesten Dialog. Vornämlich ist seine Manier in Charactern ganz bewundernswürdig. Er weiß seine Gegenbilder so zusammen zu finden, daß man über die Wirkung erstaunen muß. Um davon nur ein Exempel anzuführen, wer sollte glauben, daß ein Blöder etwas beytragen könnte, dem Character eines Lügners mehr Spiel zu verschaffen. Diese beyden scheinen ziemlich weit auseinander zu stehen, vornehmlich wenn sie in eine Handlung gebracht werden sollen, sich einander zu heben. Man muß sie beym Goldoni sehen, um sich einen Begriff davon zu machen: bey ihm sind sie für einander geschaffen. In der Sprache des Umgangs, deren wir erwähnten, kennen wir keinen einzigen komischen Dichter, der das *πρεπον* so zu beobachten wüßte, der so wenig von dem witzigen Scribenten, und so viel von den Personen seines Landes

zeigte. Man ist mitten unter ihnen, hört die Leute in Italien selbst reden: es ist uns so gut, als hätten wir unter ihnen gereist. Hier ist keine Veredelung, keine theatralische Verstärkung: und doch nichts ekel noch unschmackhaft. Woher das? Der alte Grundsatz muß doch wohl Einschränkungen leiden. Doch den zu prüfen, sey einem bessern Kenner, einem Lessing, vorbehalten.

Wenn Goldoni gut übersetzt würde, das wäre ein Schatz für unsre Sprache! Nichts müßte uns den weiten Abstand unsrer Büchersprache von der Sprache der Welt so überzeugend lehren können, als eine solche Uebersetzung. Und, mit wie vielem Vergnügen sagen wir es unsern Lesern, die gegenwärtige Uebersetzung ist vortrefflich: aber man muß sie mit dem Geiste lesen können, mit dem sie gemacht ist, um sie zu schätzen. „Einen Pantalon, einen Brighella aufführen, um aus ihrem seltsamen Dialect gutes „Deutsch zu machen, ohne das Naive und Komische ihrer „Charactere zu vermissen; einen Harlekin reden zu lassen, „ohne ihm das angenehme Tölpische in seinem Ausdruck „zu benehmen, das heißt, im weitläuftigen Verstande genommen, beynahe selbst Autor werden. Der Uebersetzer „muß sich in die Stelle der redenden Person setzen, selbst „empfinden, selbst agiren": aber der Leser muß es auch: „Man muß selbst dabey fühlen: man muß sein Zimmer „zum Theater machen, laut declamiren, und, so zu sagen, „selbst Schauspieler werden. Eine gute Declamation ist „die Musik für den Verstand." Wie viele Leser giebt es wohl, die diese Musik in sich hervorbringen können? Fast so wenige, als es Uebersetzer giebt, die dem Uebersetzer des Goldoni gleichen.

Der erste Band enthält den wahren Freund, den seltsamen Zufall, die väterliche Liebe, oder das erkenntliche Dienstmädchen, und den Krieg. Der zweyte das neugierige Frauenzimmer (worinn die Fabel an die Freymäurerei anspielt), den Lügner, den Vormund, und die verstellte Kranke.

81. Stück. Sonnabend, den 21. May. 1768.

24 **D. Joh. Heinr. Fabers Churfürstl. Maynz. Hofgerichtsraths, öffentlichen Lehrers der Rechte und sch. W. auf der hohen Schule zu Maynz, Anfangsgründe der sch. W. zu dem Gebrauche seiner akademischen Vorlesungen. Maynz, gedruckt durch Benj. Weiland 1767.**

Wir erschrecken vor der Unternehmung, unsern Lesern in einem kleinen Zeitungsartikel einen hinlänglichen Begriff von einem Buche zu machen, das ohne Dedication, Vorrede und Register volle 990 enggedruckte Seiten stark ist. Und das sind doch nur Anfangsgründe der schönen Wissenschaften! nur Anfangsgründe zu akademischen Vorlesungen! Welch ein Feld! welch eine Theorie! und vornämlich welch ein Theoreticus!

Wir gestehn, daß uns diese Menge von Theorieen, wovon immer eine dicker als die andre ist, eine ganz unbegreifliche Erscheinung sind. Wie ist es möglich, daß man noch immer die Unbrauchbarkeit so vieler Regeln, und den Widerspruch, worinn sie mit der Ausübung der vortrefflichen Dichter und Scribenten stehen, nicht erkannt haben sollte? Haben denn unsre Kunstlehrer, Aesthetiker, Theoretiker, oder wie sie sich sonst nennen, etwa schon eine so reiche Erndte von Beobachtungen aller Völker und Jahrhunderte vor sich, daß sie sich nun getrauen könnten, lauter bindige und fruchtbare Systeme aufzuführen, worinn jede Folgerung ein unbedingt nothwendiges Gesetz werden müßte? Oder, um nicht viel zu fodern, können sie sich rühmen, nur die wenigen großen Geister des Alterthums, die uns übrig geblieben sind, so durchaus studirt zu haben, daß ihnen schlechterdings keine Bemerkung entwischt seyn sollte, oder daß ihnen keine der gemachten zweifelhaft geblieben wäre? Wenn Niemand, wie wir glauben, zuversichtlich genug ist, diese Fragen zu bejahen, wie hat man denn wagen können, die Zahl der Regeln ins Unendliche zu vervielfältigen, da die Unvollständigkeit der Beobachtungen kaum die Allgemeinheit der allereinfachsten

zuläßt? Man überlege nur, was für außerordentlche Vorzüge die Lehrer der schönen Wissenschaften vor andern Sterblichen in sich vereinigen müßten, wenn man voraussetzen wollte, daß nur sie allein fähig gewesen wären, ein Grundstück in der menschlichen Seele zu überschauen, das an Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit, wir möchten fast sagen, unermeßlich, wenigstens ungleich reicher, als alle übrige angebaute Gegenden in derselben, ist. Und man berufe sich nur nicht auf die Meisterstücke der Kritik, die Poetiken des Aristoteles, Horaz, Batteux, und Home. Das gute und feine Gefühl ihrer Verfasser, das sie auf manche scharfsichtige Bemerkungen gebracht hat, macht sie uns unschätzbar: aber Gesetzgeber! o nicht doch! die wollten sie, die können sie niemals werden! Sie haben wahre Schönheiten empfunden: aber um Regeln für das Ganze zu geben, dazu fehlt es ihnen überall; und in dieser Absicht kann man ohne Bedenken sagen, daß sich in den genannten vortrefflichen Werken nicht leicht ein Artikel finden werde, wider den sich nicht, sofern er Grundsätze enthalten soll, sehr erhebliche Einwürfe machen ließen. Man kann wider den menschlichen Verstand, der, aller seiner Schranken ungeachtet beständig ins Große hinaus will, nie zu sehr auf seiner Hut seyn. Ein erhabner Trieb, der aber in dieser kleinen und dunkeln Sphäre gemeiniglich mehr auf Abwege, als auf den rechten Pfad, führt. Daher die Fehler in unsrer Philosophie überhaupt, und daher auch die Fehler in unsrer Philosophie des Geschmacks.

Schön! wird man hier ausrufen: dieser will uns den Kopf noch mehr verwirren! Das ist nicht das Mittel, dem Geschmack Proselyten zu verschaffen, wenn man die Zweifel häuft, und ein Kritiker dem andern widerspricht.

Aber desto besser. Wir waren der Menge von Proselyten, die es nur aus kritischen Schriften geworden sind, längst überdrüßig. Wozu dient es, ein Gefühl erlernen zu wollen, wenn die Natur es versagt hat? Sind wir denn Streiter im Reiche der Gelehrsamkeit, daß wir ein Theil dem andern Abbruch thun, und unsichre Ueberläufer

herbeylocken müssen? Wen Theorieen befriedigen, der setze sich über unsre Zweifel hinweg: er hat der Lehrbücher genug; und die Anfangsgründe unsers Herrn Fabers, von dem wir bald gar abgekommen wären, können ihm statt aller dienen. Wirklich wüßten wir kein Buch, worinn wir ein solches Gewirre von heterogenen Theilen beysammen fänden. Gottsched, Pietsch, Klopstock, Amthor, König, Heräus, Breitinger, Scheibe, Aristoteles, Polignac, Rathlef und Ramler, Franzosen und Engländer, Italiener und Deutsche, Griechen und Römer: alles steht hier unter einander. Ein wahrer Cyclus von Lehrbüchern, Systemen und Exempeln: aber als Encyclopädie des Geschmacks? ein unförmliches Leere! ein aus mancherley Etwas mühsam hervorgebrachtes Nichts!

---

94. Stück. Mittwoch, den 15. Junii. 1768.

Neue Sammlung vermischter Gedichte von dem Verfasser der bukolischen Erzählungen. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung. 1767.

Es giebt also bukolische Erzählungen? Ach ja. Und wer ist der Verfasser dieser bukolischen Erzählungen? Herr von Breitenbauch, eben der, der uns die jüdischen Schäfergedichte und die Schilderungen berühmter Gegenden gesungen hat, und der wie andre große Dichter, itzt auch seine vermischten Werke, seine Juvenilia, seine Nebenstunden nachfolgen läßt, um der Nachwelt die Historie seines Genies desto leichter zu machen. Die Geschichte von dem glücklichen Erfolg seiner größern Werke erzählt der Herr Verfasser selbst mit möglichster Genauigkeit: wir wollen sie, so gut wir können, ins Kurze zusammenziehn. Die Schilderungen berühmter Gegenden wurden in den Leipziger und Göttingischen Zeitungen (wir schrieben damals keine: sonst würden wir uns ein Vergnügen daraus gemacht haben, hier gleichfalls angeführt zu werden), wie auch in den beliebten Actis litterariis auf eine beydes für die Unpartheylichkeit und Bescheidenheit

der Kritiker rühmliche Art beurtheilt. In den jüdischen Schäfergedichten hat zwar der einsichtsvolle und unparteyische Verf. der N. Bibl. der sch. W. einige Mängel finden wollen: die aber hat Herr von B. ohne sonderliche Anstrengung seines Verstandes abzulehnen gewußt. Uebrigens ist der Herr Verf. mit dem Verdienste zufrieden, daß er in dieser Gattung von Gedichten, nebst Herrn Jac. Fr. Schmidt, die erste Bahn gebrochen, und die bisher nur auf dem Schauplatz der Liebe versirte Idylle durch wichtigere und wahrhafte Scenen zu erhöhen gesucht. (Wenn es erlaubt wäre, bey dieser Gelegenheit Milton oder Klopstock zu nennen, so würde man sie unter den Dichtern der heiligen Idylle mit anführen können. In beyden Epopöen kommen, wo wir nicht irren, dergleichen vor.) Er verspricht sich daher von der Nachwelt nicht weniger Billigkeit, als den Urhebern der mancherley Gattungen von Poesieen, denen eine ähnliche Kühnheit die Uebersehung mancher fehlerhaften Stelle neben einer wohlgerathnen (wohlgerathen sagt zu wenig: meisterhaft, außerordentlich wäre das rechte Wort! das aber hätte sich der bescheidne Herr Verf. nicht leicht verziehen) bey der Nachwelt erworben hat, oder als einigen Künstlern des Alterthums, denen die unausgearbeitet gelassenen einzelnen Stücke an den Werken ihrer Kunst nichts an demjenigen Ruhme benommen, den sie sich durch die zuerst versuchte Abbildung der Züge irgend eines Helden oder einer Göttinn zuwege brachten. „Eine Zufriedenheit, deren ich so glücklich gewesen, bereits durch verschiedene angesehene Kritiker unsrer Zeit, unter andern Herrn Professor Gellerten, der einige meiner bukolischen Ausarbeitungen seines Beyfalls nicht unwürdig gefunden, theilhaftig zu werden, und (denn dieser Grund möchte einigen noch problematisch scheinen, weil man nicht immer weis, wie man den Beyfall, den ein Lehrer gewissen Ausarbeitungen giebt, zu verstehen habe) und die durch die Bemühung des Herrn Hubers, verschiedne Stücke davon seinen in Paris 1766 edirten

Choix de poësies allemandes einzuverleiben, und durch die ihm eigne Anmuth der französischen Sprache zu verschönern, auch jenseits des Rheins zu erhalten mir versprechen darf.“ Auf die Bemühungen des Herrn Huber hätten wir uns doch, die Wahrheit zu sagen, lieber nicht berufen: neugierige Leser möchten den Choix nachschlagen, und sich über die vorausgeschickten Anmerkungen wundern, die, wir wissen nicht warum, so wenig vortheilhaft lauten, daß man fast glauben sollte, Herr Huber hätte sich wegen der mislungnen Bemühung zu verschönern an seinem Herrn von Breitenbauch rächen wollen.

Genug von der kurzen Lebensgeschichte der jüdischen Schäfergedichte, und der Schilderungen berühmter Gegenden. Von der gegenwärtigen Sammlung urtheilt der Herr Verf. wie er denn eine ganz eigne Gabe zu urtheilen besitzt, daß sie in einer sehr verbesserten Gestalt erscheine, und deswegen von den Anfällen einer allzustrengen Kritik nichts zu befürchten habe. Er hat manche harte Stellen verändert, ganze Stücke, deren Unvollkommenheit und unerheblichen Inhalt nichts als die Flüchtigkeit der Jugend entschuldigen konnte, verworfen, und solche mit andern sorgfältiger ausgearbeiteten vertauscht. Das Lob der Unpartheylichkeit nicht zu verwirken, müssen wir anmerken, daß uns folgende Zusammenziehungen zweysyllbigter Wörter noch ein wenig hart vorkommen, besonders auch deswegen, weil wir bey jeder vierten fünften Zeile darauf stoßen:

Und füllet rühmlicher, als wenn euch Schatten ehrn,
Das glückliche Gebieth der himmlisch heitern Sphärn.

oder:

Also wird euer Fleiß die blinde Welt erhelln,
So wird die Dankbarkeit euch Ehrensäulen stelln.

Der Inhalt des Buchs ist ein anmuthiges Gemengsel von allem: Prose, von der man schwören möchte, daß

sie auch Poesie seyn könnte, Gedichte, vornämlich didactische, von so wohlgerathner Gründlichkeit, daß man den Poeten von dem Philosophen fast nicht zu unterscheiden weiß, Oden, Lieder, Sinngedichte auf berühmte Frauen, so von Poeten besungen worden, und so der Herr Verf. nun auch besingt, und historisch=kritische Anmerkungen über diese Sinngedichte mit gelehrten Citationen des Dictionairs von Chauffepied, Bayle u. a., die von einer außerordentlichen Belesenheit zeugen. Das Sinngedicht auf Ariosts unbekannte Geliebte verdient zur Ehre des Geschlechts von den schönsten Lippen gesungen zu werden.

Angelikens holder Blick
Konnte deinem Werth nicht weichen:
Drum mußt Ariosts Geschick
Dem Geschick des Rolands gleichen.

Ariost hatte sich nämlich im Orlando über die Härte seines Mädchens beklagt, und vor großer Liebe den Unfall seines Helden befürchtet, den der Herr Verf. hier wirklich macht, weil sonst kein Epigramm daraus geworden wäre. Um unsern Lesern auch von den Oden einen süssen Vorschmack zu geben: auf folgende Art beschließt Herr von Breitenbauch seine Ode über die Nichtigkeit der Ehre:

Nur durch diese (durch erhabne Thaten) sättge sich euer
  Wunsch; verschmähet spröde
Allen Beyfall, den die Welt, wenn das Alter sie erhöhte,
Euren würdgen Werken leist;
Mit gleichgültgem Sinn erwart', ob sie euch Altäre stiftet,
Ob sie die, wo ehedem eurer Freunde Kranz gedüftet,
Unbarmherzig niederreißt.

Wenn uns unsre Freunde diese Gleichgültigkeit nur nicht übel nehmen. Wir schließen mit dem feurigen Wunsche, auch nun bald die noch schönern Gedichte zu erhalten, die Herr Kloß, einer der größten Kenner, der bekanntermaßen kein Schmeichler ist, und zugleich ein Ohr hat, in der Zuschrift an den Herrn von Breitenbauch vor seinen

Epiſtolis Homericis, ſo lebhaft zu empfinden wußte: denn daß die bukoliſchen Ausarbeitungen gemeynt ſeyn ſollten, können wir aus gewiſſen Urſachen nicht wohl glauben. Quanta vero cum animi voluptate ingenii tui imaginem, in carminum, quem addidiſti, libro contemplatus ſim, neque mihi quisquam facile credet (was, Herrn Klotzen nicht glauben?) neque ego, ne Tuae modeſtiae vim moleſtiamque inferam, dicam; quanquam, id quod vel aliunde Tibi aliisque notum eſſe poteſt, non adeo blandus ſum, ut, quod veritati negari debeat, auribus dare ſoleam. Quibus illa ingenii artisque luminibus diſtincta! quam incredibili voluptate ſinguli fere verſus animum meum perfuderunt! quanta ubique venuſtas, elegantia, immo quanta veritas ex ipſa rerum natura expreſſa! Gratias puto Veneremque, aut, ſi qua est his ſuavior Dea, Tibi canenti adfuiſſe, verſusque illos dictaſſe. Quibus quod noſtram etiam laudem intexuiſti &c. &c.

---

99. Stück. Donnerſtag, den 23. Junii. 1768.

Briefe von Herrn Johann Georg Jacobi. Berlin 1768 (122 Seiten in Octav).

Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768. (366 Seiten in Octav.)

Durch welche Kunſtgriffe es den Herausgebern gelungen ſey, der Welt mit Briefen, woran ſie kein Recht hatten, ein Geſchenk zu machen, erfahren wir nicht eigentlich. Der eine ſagt uns überhaupt nur, daß er ſie geſtohlen habe. Und das Stehlen muß ſeyne Schooßſünde ſeyn; denn er giebt uns im Vorbeygehn die angenehme Nachricht, „daß viele auf ähnliche Art entwandte Schätze andrer Schriftſteller bey ihm verborgen liegen, die nur das Urtheil über ſeinen erſten Diebſtahl erwarten, um unter das Publicum ausgetheilt zu werden.“ Einen hartnäckigern Sünder haben wir nicht leicht geſehen: man hänge ihn in aller Geſchwindigkeit. Auf der 197. S. leſen wir

noch folgende sonderbare Anmerkung. „Wüßten die Herren Verfasser, durch wie viele Umwege ich zu ihren Briefen gelangt bin; sie würden, anstatt mit mir zu zürnen, darüber lachen. Vielleicht wäre die Rolle, die ich gespielt habe, eines *Scapin* nicht unwürdig.“ Wir wollen es glauben: aber du bist der seltsamste Scapin auf Erden. Der andre Herausgeber faßt sich etwas kürzer: „Diese kleine Sammlung von Briefen, spricht er, kam durch einen glücklichen Zufall mir vor einiger Zeit in die Hände. Ich las sie mit dem größten Entzücken, und konnte mich nicht enthalten, sie einigen Freunden mitzutheilen, die nicht nur von ihrem Werthe gleiches Urtheil mit mir fällten, sondern durchaus verlangten, sie durch den Druck allgemein bekannt zu sehen. Ich mußte nachgeben. —“ (Es ist doch eine schöne Sache um die Erfindung der Striche: nun der Strich da steht, wer will ihm was anhaben?) „Wenn der Verfasser mir diese kleine Untreue übersehen kann, so sind alle meine Besorgnisse überhoben; denn bey jedwedem Leser werde ich gewiß gerechtfertigt seyn.“

Doch, ohne uns bey dem Character der Herausgeber und dieser Gattung des Verdienstes, (die Abbt in seinem Buche übersehn hat,) aufzuhalten: so viel ist gewiß, der Raub ist wirklich ein Schatz. Unsre Sprache kann sich noch keiner solchen Sammlung von gedruckten Briefen und allerliebsten Gedichten rühmen. Herr Jacobi zeigt sich, wie ihn Gleim mit Recht bezeichnet, als unsern Chaulieu und unsern Gresset. Und Gleim! „Man sollte sagen, es wären die Briefe der Musen an einander.“ (S. 114.) Der letzte schreibt simpel, naiv und reizend, wie ein Grieche; der andre ist reich an Erfindungen, lieblichen Bildern, die er zum Theil den Lippertschen Gemmen abgesehen zu haben scheint, wenig correct, witzig und jugendlich. Hat man je etwas süssers gelesen, als folgende Zeilen vom Vater Gleim?

„Gar zu gern hätt ich mit meinem Gresset Jacobi von seinem letzten Briefchen in Versen an mich die halbe

Nacht hindurch gesprochen, und ihm den lauten Beyfall erzählt, den es verdient; zum Unglück aber hatt' ich meinen großen Demant, die Briefe meines Jacobi nicht bey der Hand. Die Verse:

Wo neben dir ein Amor sitzt,
Und spielend einen Plato schnitzt,

fielen mir unaufhörlich ein, und brachten mich auf die beyden Gedichtchen, die ich für Sie gleich abschreiben will. Ganz gewiß war es ein Amor, der nur mir Ihre Verse so oft wiederholte. Sagen Sie mir nur, ob Sie nicht meine Muse sind? Wenn nur die Gedichtchen Ihnen so gefallen, daß sie es gerne seyn wollen!

Wir kommen unsrer Umarmung immer näher! Heute muß ich noch ein Briefchen bekommen, worin Sie sagen, ob es mit Ihrer Reisegesellschaft in Richtigkeit ist.

Ich lasse auf meinem kleinen Sanssouci noch geschwind ein Zimmer mit Bluhmen bemahlen für meinen lieben Gresset Jacobi, denn, wenn es ihm nicht sehr zuwider ist, so wollen wir draußen einige Tage wohnen, und uns den Frühling erschaffen, oder vom Himmel singen.

Ich umarme Sie :c."

Gleim an seinen Jacobi.

I.

Mein geliebter kleiner Amor
Bindet einen Lorbeerkranz,
Siehet ernst, vertieft sich ganz.
Wiesenblümchen zwischen Lorbeer
Schön zu frischen, macht ihm Müh;
aber niedlich stehen sie!
Dieses allerliebste Kränzchen
Setzet er, ich wette drauf,
Unserm deutschen Gresset auf

II.

Seht mir doch den kleinen Amor,
Wie er da so fleißig sitzt.
Und an einem Bogen schnitzt!

Rosenholz hat er genommen,
Einen Faden knüpft er an,
Welchen Ariadne spann.
Ey! was soll der schwache Bogen?
Sehet, seht, auf einen Schritt
Schießt er Täubchen nur damit.

Auf der 315. Seite steht eine Ode von der Frau Karschinn, die den schönsten von Horaz an die Seite zu setzen ist. Wir möchten sie gern abschreiben: allein wir haben schon zu viel abgeschrieben, und sogar fehlt uns der Raum, von dem liebenswürdigen Jacobi etwas anzuführen.

---

101. Stück. Montag, den 27. Junii. 1768.

L'homme aux quarante Ecus. Londres 1768.
(6 Bogen in Großoctav.)

Man wird sich einiger Französischen Broschüren erinnern, worinn vorgeschlagen ward, daß die Fürsten ihre Steuern bloß aus den Grundstücken ihrer Bürger ziehen sollen, auf welche sie, wegen des Schutzes, den sie die Besitzer genießen lassen, ein natürliches Anrecht haben. Auf die Waaren hingegen und auf den täglichen Verbrauch eine Abgabe legen, sey nicht allein ein Eingriff in die Freyheiten der Bürger, sondern verringre den Preis der Landesfrüchte, und richte den Landmann zu Grunde. Von diesem Vorschlage sucht Voltaire in gegenwärtiger Schrift das Widersinnige aufzudecken, indem er einen Landmann annimmt, der an 40 Thalern oder 120 Livres sein kärgliches Auskommen hat, der also nicht leben kann, wenn er nach jenem Vorschlage seinem Fürsten die Hälfte abgeben soll. (Daß hier gleich die Hälfte der Einnahme vorausgesetzt wird, muß man Voltairen nicht übel nehmen: die Projectmacher bestimmen nichts.) Diesem Landmann setzt er einen reichen Handwerker, einen Kaufmann u. s. w. entgegen, die gar keine Last tragen, indeß die Armuth

verhungert: wie ungerecht! Hieraus entsteht eine Reihe von kleinen Begebenheiten, Unterredungen, Verhören &c. die, vermuthlich der Annehmlichkeit wegen, und weil sich dergleichen Witz nicht oft genug wiederhohlen läßt, durch verschiedne tiefsinnige Untersuchungen über die Sündfluth, die Erzeugung, die Mönche, die Lustseuche, und die Gegner des unvergleichlichen Voltaire, unterbrochen wird. Freron soll nicht auf die Galeeren verdammt werden, ob er sich gleich wider den guten Geschmack, (nämlich wider den Poeten Arouet) auflehnt, und sein ganzes Leben hindurch in der Hoffnung gelogen hat, seinen Wirth zu bezahlen. Larcher soll seiner schlechten Schreibart und seiner Irrthümer wegen nicht am Pranger stehen; und dem armen Jean Jaques ist mit einer Hospitalcur, dünnen Suppen, Aderlaß, und guter Diät am besten gedient. Der Jesuit Nonotte, der nur dumme Streiche gemacht hat, soll nicht wie der Jesuit Malagrida, Oldecorn, Garnet, Guignard, Gueret gezüchtigt werden: das verdient nur der Jesuit le Tellier. Mit eben der feinen Ironie werden noch andre Verbrecher abgefunden. Der alte Mann hat ohne Zweifel herzlich unter der Kappe gelacht, daß er seinen Gegnern, die wir übrigens nicht vertheidigen wollen, so artig mitzuspielen gewußt; denn es giebt Schriftsteller, die eine große That gethan zu haben glauben, wenn sie einen Wortpfeil abschießen, oder in einen Stein des Anstosses beißen. Es wäre ein Wunder, wenn man in dieser Musterung nicht auch den Schottländer Home antreffen sollte, der sich unterstanden hat, Shakesspearn und Milton über Voltairen zu setzen; der ein Schottländer ist, und doch Regeln des Geschmacks vorschreibt; der kein Französisch versteht, und doch die vortrefflichsten Stellen von Racine tadelt. Kann man sich etwas unverzeihlichers denken, als daß dieser Home Mylord Falstaffs witzige Einfälle, das abgeschmackteste und abscheulichste Galimathias, anpreist, und dagegen die Iphigenie und Phedre von Racine, (des Fürsten der Dichter nicht zu gedenken), äußerst lächerlich findet? Dieser Schottländer muß wohl den Verstand verlohren

haben! Wie wird er sich schämen, wenn er seine Abfertigung im Homme aux quarante Ecus lesen wird!

Um schließlich noch überhaupt Etwas von dem Werthe dieses Buchs zu sagen: es ist, wie alle witzige Schriften von Voltaire, unterhaltend durch die seltsame Zusammenstellung der Gegenstände, paradox durch einseitiges Urtheil, lächerlich durch freywillige Mishelligkeiten; wo er seinem guten Verstande folgt, ist manches auch wahr, und verdient Aufmerksamkeit.

---

117. Stück. Montag, den 25. Julii. 1768.

Romanzen mit Melodien. Leipzig bey Breitkopf und Sohn. 1768. (Drittehalb Bogen in 8.) 28

Wir hätten diese angenehmen kleinen Gedichte des Herrn Schiebler längst anzeigen sollen. Sie empfehlen sich durch feinen Scherz, muntre Wendungen, und nicht selten auch durch ihre Naivität, die aber mehr Naivität des Ausdrucks als des Sentiment ist.

Nicht um den Herrn Verf. zu tadeln, der unsern ganzen Beyfall verdient, sondern um zu verhüten, daß Andre diese Art von Romanzen nicht misbrauchen, merken wir einige Kleinigkeiten an. Der Einfall, die Götter der alten Mythologie als Subjecte zu komischen Erzählungen, Lustspielen, Romanzen u. d. gl. zu nutzen, gefällt uns; aber die menschlichen Subjecte gefallen uns besser. Das Lachen, was uns die letztern abdringen, ist gewürzter, wir können in ihren Schwachheiten mehr unterscheiden, sie sind uns näher, der Dichter ergötzt uns durch die naive Nachahmung der menschlichen Natur inniger, als durch eine burleske Vorstellung der alten Fabel, die ohnedies schon längst alle Wirkung auf uns verlohren hätte, wenn sie uns nicht von einer andern Seite intereßirte, nämlich vermöge der Nebenbegriffe des Reizes, die wir aus der alten Dichtersprache mit ihnen verbinden. Man frage sich, wenn Cervantes statt des Don Quixote den Herkules zum Helden gewählt

hätte, ob man damit zufrieden seyn würde? Und was die gegenwärtigen Romanzen betrifft, so berufen wir uns ganz sicher auf das Gefühl unsrer Leser, ob ihnen nicht die wundervollen doch wahrhaften Abenteuer Herrn Schoutbynacht Cornelius van der Tyt, oder die traurige und betrübte Historie Herrn Isaac Veltens in Berlin, ein viel drolligter Bild geben, als der Wettstreit der Töchter des Königs Pierus mit den Musen, oder die Begebenheiten des Prinzen Phaeton, so artig sie auch erzählt sind.

Der Ton in den Schieblerischen Romanzen, besonders wo der Dichter von sich selbst redet, ist sehr gut gewählt: allein wir vermissen die Einheit darinn. Man vergleiche folgende Züge.

Vom Himmel war Apoll verbannt,
Zur wohlverdienten Strafe,
Und weidete mit hoher Hand
Die Ziegen und die Schafe:
Vergnügter unterm Hüttendach,
Als er beym Zevs gewesen;
Wie dieses denn im Telemach
Ausführlicher zu lesen.

Die beyden letzten Verse, die Verbannung zur wohlverdienten Strafe, und das Weiden mit hoher Hand, versprechen uns Zeichnungen eines Teniers. Nun halte man das Gemählde der Hedera dagegen.

Die liebenswürdge Hedera,
Lenz war auf ihren Wangen,
Sie reizte jeden, der sie sah,
Zu zärtlichem Verlangen.

Hier sind wir mitten in der italienischen Schule.

Wie ward dem Gott der Lieder da,
Als es sein Blick entdeckte,
Was hier am Silberbach geschah?
Sein glühend Auge schreckte.
Er reißt von Eifersucht entbrannt,
Er reißet, ohn Erbarmen,
Den Jüngling mit gewaltger Hand
Aus seines Mädchens Armen.

Diese Strophe könnte in jeder andern Ode stehen. Wo ist der Romanzenton? so auch in Pygmalion.

In Cypern war vor Zeiten
Ein Mann, der hieß Pygmalion.

Was kündet uns dieser Anfang an? nicht folgende Züge.

Sieh meine ganze Reue,
Mein Herze huldigt dir. —
Der Gott sieht auf ihn nieder,
Und holdes Mitleid ist sein Blick. —
In jedes Glied strömt Leben. —
O wie aus seinen Zügen
Des Herzens mächtge Wonne spricht. —

Nebenher merken wir bey dieser Romanze an, daß die vierfüßige Zeile nach der dreyfüßigen keine gute Wirkung thut. Eine kürzere Zeile nach einer längern ist der abnehmenden Kraft des Rhythmus in ihrer Fortschreitung gemäß: aber nicht umgekehrt.

Noch wünschten wir, daß diese Romanzen nicht Erzählungen ähnlich sähen, die der Moral wegen erfunden worden. Hinter allen steht eine Nutzanwendung: was das Schlimmste ist, sie ist sehr treffend, und sehr witzig gesagt. Das Ganze schien hier eine Art von Miston, eine Art von falschem Raisonnement zu erfordern, worinn besonders Lafontaine ein Meister, und wir möchten fast sagen, der einzige ist. Aus dieser Ursache gefallen uns auch die vielen scharfsinnigen Gleichnisse nicht, am wenigsten das contrastirende vom Sganarell S. 27. Andre Stellen sind zu unbestimmt. So wissen wir z. E. nicht, wer im Wettstreit die Nymphen sind, die entscheiden sollen. Die Musen? Die können in ihrer eignen Sache nicht richten. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß der Herr Verf. sich eine Sprache und einen Character geschaffen habe: aber den Ruhm muß man ihm lassen, daß er mit großer Lebhaftigkeit und vielem Witz zu erzählen weis.

122. Stück. Mittwoch, den 3. August, 1768.

29 **Ueber Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmahl, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. 1768. (7 Quartbogen.)**

Man wird in diesem Torso, der selbst ein Fragment ist, den Verfasser der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur nicht verkennen. Derselbe vortrefliche Kopf, der auf manche feine Bemerkungen geräth, und sich besonders durch seine Manier ausnimmt, auch den gemeinern eine neue Gestalt zu geben. Man hat seine Schreibart im gegenwärtigen Torso noch kostbarer und geblümter gefunden, als in den Fragmenten: wir glauben, daß diese Schreibart, wie man sie auch nennen mag, hier wenigstens besser an ihrem Orte sey, und vielmehr Sorgfalt in der Ausarbeitung verrathe. Der Herr Verfasser scheint bey seiner Vertheidigung des Abbtischen Stils S. 37. sich selbst zum Augenmerk genommen zu haben. Sie verdient eine umständliche Untersuchung, die wir andern überlassen müssen. Wir schränken uns hier auf die Anzeige des Inhalts und einige Anmerkungen ein.

Ausser der Vorrede lesen wir eine Einleitung, die von der Kunst redet, die Seele des Menschen abzubilden; und dann das Bild Abbts, im Torso. Zuerst von dem letzten. Wir haben eine grosse Hochachtung für den seligen Abbt: aber folgende Wunder seiner Einbildungs-Kraft hätten wir nie entdeckt. „Seine Einbildungs Kraft ist reich, fruchtbar, rhapsodisch, und auf eine edle Art unbändig: nicht immer ein Baumeister, der wohlgeordnete Gebäude errichtet; aber eine Zauberinn, die an den Boden schlägt, und siehe! plötzlich sind wir mitten unter prächtigen Materialien. Sie rührt sie an, und siehe! diese bewegen sich, heben sich, verbinden sich, ordnen sich: und o Wunder! da entstehet, wie von sich selbst, oder vielmehr durch eine unsichtbare Kraft, vor unsern Augen ein Pallast, prächtig, groß, bezaubernd, nur nicht nach der Kunst der Vitruve und Vincenti. Wir treten näher, um zu erfahren, ob es

ein bloß Luftgebäude für unser Auge ist: wir betasten es, und siehe! es ist wirklich; wir fühlen nach Vestigkeit, es steht: wir wagen uns endlich in dasselbe, überzeugen uns von der Dauer, und nehmen es uns zur Wohnung." Eine ganz neue Art zu wohnen.

Herr Herder will uns hier ein Bild von Abbts Genie geben, er will zeigen, wie viel eine Menschenseele enthält; und siehe! Herr Herder zeigt uns, statt einer Menschenseele von ganz natürlichem Wuchs und guter Bildung, eine Riesenseele.

Hin und wieder sind sogar die Merkmaale unrichtig angegeben. Leser, die die Alten kennen, werden gefunden haben, daß Abbt, so sehr er sich von der Universitätsmethode zu entfernen suchte, sich doch nie ganz davon losreißen konnte; sie sehen ihm, mit Lucian zu reden, das Geribbe an, das er mit Fett und Farben nur überzog: sie vermissen den hohen philosophischen Geschmack, der die Entstehungsart seiner Ideen nach ihrer lichthellesten Stellung zu ordnen weiß. Allein es ist doch ein wenig sonderbar, daß Herr Herder gerade das Gegentheil gefunden hat. „Abbts Buch vom Verdienst u. s. w. sagt er, ist nie nach einem topographischen Abriß gemacht (sehr wahrscheinlich! der Planmacher Abbt, der in den Litteraturbriefen sehr oft bey einem Buche nichts als den Plan sah, sollte bey seinen eignen Büchern an keinen gedacht haben); es ist vielmehr ein Werk nach Hogarthschen Schönheitslinien, mit sanften Wellen, reizenden Schlängelungen, abwechselnden Farben entworfen." Auch die eingestreuten Beyspiele aus der Geschichte hätten Herr Herdern keine so erstaunliche Neuheit seyn sollen, um ihrentwegen „die Muse der Geschichte, die unsterbliche Clio, anzuflehen, daß sie uns bald eine Colonie von Männern schicke, die dieß große Feld bearbeiten, daß wir auf ihm Blumen und Früchte, in ihm Schätze und Kleinode finden, daß sie uns Schriften gebe, die, wie Abbts Schriften, im Garten der Geschichte gewachsen, und mit dem Golde aus ihren Tiefen bereichert sind." Abbt brauchte, wie der Verfasser meynt, dieses Geheimniß

nicht unmittelbar aus dem Tacitus und Sallust zu lernen: schon Montagne kannte es, und die meisten neuern Franzosen sowohl als Engländer bedienen sich dessen, soviel nöthig ist, welches Abbt vielleicht nicht immer so gut zu treffen wußte.

Doch ferne sey es von uns, Herrn Herder einer Begeisterung wegen zu tadeln, die im Grunde so rühmlich ist. Mag er doch das Ikonische Bild, wie er sich S. 10 ausdrückt, in ein Ideal getrieben haben; genug für uns, daß es lehrreich, und voll so feiner Betrachtungen ist, als wir selten in dergleichen Schriften antreffen. Wir können nicht umhin, mit einer der vortrefflichsten aus der Einleitung unsern Artikel zu zieren.

„Mit einem lebendigen aber verworrenen Bewußtseyn unsrer selbst, gehen wir einher, wie in einem Traume, von welchem uns nur bey Gelegenheit ein und ander Stück beyfällt, abgerissen, mangelhaft, ohne Verbindung. Selbst geben wir oft nicht auf unsre Gedanken Acht; allein den Augenblick erkennen wir uns, wie in der platonischen Erinnerung aus dem Reiche der Geister, wenn ein andrer Gedanken vorzeiget, die unsrer Seele entwandt scheinen. Selbst können wir nicht darauf antworten, wie die Gestalt unseres Antlitzes sey; wohl aber werden wir aus uns fahren, wenn uns ein Bild unser selbst, ein zweytes Ich, aufstieße. So fand sich Sokrates getroffen, da der Gesichtsdeuter in seiner Seele las; er schüttelte aber den Kopf, da er sahe, was Plato in ihm finden wollte. Ich übergehe den ganzen *dunklen* Grund unsrer Seele, in dessen unabsehbarer Tiefe unbekannte Kräfte, wie ungebohrene Könige, schlafen: in welchem, wie in einem Erdreich, das mit Schnee und Eis bedeckt ist, der Keim modert zu einem Frühlinge paradiesischer Gedanken: in welchem, wie in dunkler Asche, der Funke zu großen Leidenschaften und Trieben glimmet. Wie erhebt sich hier auf einmal die Idee, in der ich mir das Bild der Gottheit gedenke: er, der die Morgensterne und die Geister mit Namen rufet; den Gedanken von ferne kennet, ehe er gebohren wird: nur Er, der Schöpfer, kennet eine von ihm erschaffne Seele!“

123. Stück. Donnerstag, den 4. August, 1768.

The clandestine Marriage (die heimlichgehaltne Ehe) a Comedy by George Colman and David Garrick. The third edition. London 1766.

Nachdem Diderot den Gebrauch der theatralischen Gemälde, mehr noch durch seine Kritik, als durch sein Beyspiel empfohlen hat, sollte man sich nicht wundern, daß Niemand in die Natur dieser Art von Gemälden tiefer eingedrungen, und die Schranken der Kunst etwas weiter auseinander zu rücken versucht hat? Allein die Erfahrung lehrt, daß der zweyte Schritt zur Erweiterung der Künste oft eben so viel Zeit erfordert, als der erste, und vielleicht giebt es Fälle, wo man noch immer bey dem ersten steht. Die Verfasser des gegenwärtigen Lustspiels waren nahe daran, jenen zweyten Schritt zu thun. Sie haben ihre Episode, aber nur ihre Episode, aus Hogarths berühmter Suite, **Marriage a-la-Mode**, genommen. Man kann kaum einen glücklichern Gedanken haben.

Herr Colman wird einigen aus seiner Uebersetzung des Terenz, die an claßischer Eleganz und Treue alle übrige zurückläßt, andern aus seinen Originalkomödien bekannt seyn, an denen man den besten itztlebenden komischen Dichter der Engländer erkennt. Wie viel Antheil Herr Garrick an der Clandestine **Marriage** habe, wird nicht gesagt: es würde aber wohl nicht schwer seyn, dieß aus den Scenen zwischen Lord Ogleby und dem Schweizer Canton, und einigen andern mimischen Stellen, die den großen Schauspieler verrathen, ziemlich genau zu bestimmen.

Eine kurze Beschreibung der Hauptpersonen und des Inhalts. [Herr] Sterling ist ein reicher Londonscher Kaufmann, der, wie Jemand von gewissen Gelehrten sagt, nicht leicht einen Gedanken hat, den er nicht in baares Geld umzusetzen wüßte, und bey seiner großen Geld-Praxis nicht leicht einen andern Zweck, als seine Töchter an Leute von Rang, wie sie ihm vorkommen, zu verheirathen. Wer so gangbare Mittel mit so gangbaren

Zwecken verbindet, der kann seiner Sache gewiß seyn. Nicht lange, so erbiethet sich Lord Ogleby, für seinen Neffen Sir John Melvil Baronet mit Herrn Sterlings ansehnlichen Baarschaften, oder, wie der Stil lautet, mit dessen ältester Tochter Elisabeth Sterling Spinster, in Heirathsunterhandlungen zu treten, die denn zum Vergnügen beyder Partheyen glücklich zu Stande kommen. Lord Ogleby ist ein alter gichtbrüchiger muthwilliger wollüstiger französischer Hagestolz, der, wenn ihn sein Kammerdiener nach vielem Bürsten, Salben, und Schrauben endlich auf einen Tag lang aufgewunden und in Gang gebracht hat, Eitelkeit genug besitzt, sich den jungen Mädchen für sehr gefährlich zu halten. Sir John Melvil, ein guter Mensch, läßt sich die Entwürfe der beyden Contrahenten ganz wohl gefallen, bis er seine zukünftige Frau näher kennen lernt, oder vielmehr bis er ihre jüngere Schwester, die liebreizende Miß Fanny, sieht. Miß Elisabeth ist in keiner Absicht sonderlich anziehend, ehrsüchtig, boshaft, neidisch. Aber Miß Fanny! das ist ein Mädchen! so schön, so sanft, so edel, so ungezwungen! Selbst Lord Ogleby wird von ihr bezaubert, und entschließt sich, sie seines Orts wieder zu bezaubern. Sir John aber verändert nunmehr seinen ganzen Plan; er läßt seine Verlobte im Stich, und wirbt ohne viel Umstände um die jüngere Tochter. Und nun der verachteten Elisabeth Geschrey! das noch viel ärgere Geschrey ihrer alten Tante, Mistriß Heidelberg, die das Haus regiert, und deren Schooßkind Elisabeth ist! (Diese Madam Heidelberg, Lord Ogleby mit seinem Parasiten, und drey Gerichtsbedienten, die beym Contract gebraucht werden, sind ganz vortrefflich characterisirt.) Die guten Leute! Sie hätten sich viel Herzleid ersparen können, wenn ihnen ein kleiner Umstand bekannt gewesen wäre. Miß Fanny — doch wer hätte sich diesen einen Umstand nur im Traum sollen einfallen lassen? — war schon versorgt. Im Hause des alten Sterling befand sich ein junger Mensch, Lovewell, ein Verwandter unsers Lords, aber so arm, daß Niemand

an ihn gedacht hatte: dessen Frau in aller Stille war Miß Fanny. Wie es nicht anders seyn konnte, als daß dieses Geheimniß bey einer solchen Gelegenheit ausbrechen mußte, so traf sichs zum Glück, daß Lord Ogleby seine verliebte Gewogenheit in väterliche Großmuth verwandelte, und so alles wieder ins Reine brachte. Sterling vergiebt dem jungen Paare aus Achtung für den Lord: Elisabeth und ihre Tante sind damit zufrieden, daß Fanny einen Mann ohne Rang hat. Was aus dem Baronet geworden, ob er sich mit der Bürgerstochter wieder ausgesöhnt, ihre Hand angenommen, und in der Folge ihren Hauptschmuck getragen habe, das müssen wir errathen. Man kanns nehmen, wie man will.

Denn aus unsrer flüchtigen Erzählung erhellt, daß Hogarths Sujet in dem Plane unsrer Verfasser ein bloßer Nebenumstand ist, ob er gleich die Haupt-Situationen veranlaßt hat. Nach unsern Begriffen wär es uns freylich lieber gewesen, wenn sie von dem Einfalle, die Hogarthsche Gruppe in lebendiges Squib zu verwandeln, mehr Gebrauch gemacht hätten, das heißt, wenn sie den verschiednen Scenen nachgegangen wären, durch welche uns der sinnreiche Zeichner von einem Ende seiner modischen Heirath bis zum andern durchgeführt hat. „Wie sollte aber das in einer einzelnen Komödie geschehen?" Warum in einer einzelnen? Man kann ja hoffentlich so gut von dramatischen Vorstellungen, als von einer Zeichnung Suiten machen; und daß man es wirklich könne, zeigen, außer einigen Shakespearschen Stücken, the Soldier's Fortune und the Atheist von Otway. Es ließe sich davon noch viel sagen: nur in einem Zeitungs-Artikel, des Raums wegen, nicht.

124. Stück. Sonnabend, den 6. August, 1768.

The good-natur'd Man (Der Gutherzige) a Comedy by Mr. Goldsmith, a New Edition 1768.

Herr Goldsmith ist kein Freund von dem abgeschmackten Dinge, welches die heutigen Engländer genteel Comedy

nennen, deutsch, die Schule der Pariser-Lebensart, in der Unverschämtheit für Freymüthigkeit, abgenutzte Empfindung für geistreiche Gleichgültigkeit, und Schminke für Schönheit gilt. Wir wünschen mit ihm, daß der Taumel der Verfeinerung, der seine Landsleute ergriffen hat, sie nicht um die beyden größten Vortheile bringe, die sie der Komödie andrer Nationen bisher haben entgegensetzen können, um Humor und Charakter; wir wünschen, daß sie sich den Verfall des französischen Theaters, den man nun nicht länger bergen darf, eine noch nicht zu späte Warnung seyn lassen. Die französische Komödie ist ein so geschnörkeltes geschraubtes sentimentvolles Etwas geworden, daß sie nicht nur die Natur und Molieren, sondern alle Zuschauer zugleich mit ihnen von der Bühne gejagt hat.

Es ist uns angenehm, daß der Verfasser, der einen andern Weg gewählt hat, einige Aufmunterung gefunden; um so viel mehr, weil wir glauben, daß er, aus einem andern Gesichtspunct betrachtet, eine ziemlich strenge Kritik verdient hätte. Dieß zeigt wenigstens, daß der größte selbstdenkende Theil sich noch nicht ganz durch seine reisenden Neulinge übertäuben lasse, daß er sich seines so oft geschmähten und beneideten Nationalcharacters noch bewußt sey, daß der wahre Geschmack noch nicht jedes Anrecht auf ihn verloren habe: gesetzt auch, derjenige, der ihn auf die Verzärtelung des andern Theils aufmerksam macht, sey nicht völlig ein Mann ohne alle Ausnahme. Es finden sich unstreitig große Fehler in dem Lustspiele unsers Verfassers. Charactere, von denen man sich viel verspricht, die aber nicht durchgeführt sind, erzwungne Situationen, schlecht erfundne Intrigue, unnatürliche Zwischenfälle, langweilige Entwickelung. Aber der Dialog nimmt sich aus, verschiedne Charaktere sind nach ihrer Anlage neu und voller Laune, und einzelner Scenen dürfte selbst Farquhar sich nicht schämen. Herr Croaker und seine Frau sind ein drolligtes Paar: jener ein ewiger Aechzer, ohne irgend einigen Kummer zu finden; seine Lustigkeit selbst ist ein

wahres niederschlagendes Mittel wider alle fröhliche Aufwallungen, und gleich sein Anblick macht traurig: diese ein kicherndes flatterhaftes Geschöpf, das beständig lacht, ohne einen Spaaß zu haben. Der junge Honeyoomb hat sich durch seine Gutherzigkeit unglücklich gemacht: und worinn besteht seine Gutherzigkeit? in der Unfähigkeit, Jemanden etwas abzuschlagen, dieser Jemand mag ein Bösewicht, oder ein Narr, oder ein verdienstvoller Mann seyn. Wenn der Verfasser Honeyoombs Charakter so zu nutzen gewußt hätte, wie er sichs vornahm, als er den alten Onkel sagen ließ: „seine Schwächlichkeit erfordert eine leichte Hand; es giebt Fehler, die so nah an die Tugend gränzen, daß wir die erstern nicht tilgen können, ohne die letztere mit der Wurzel auszureißen;" — so wäre die moralische Seite seines Lustspiels nicht weniger neu gewesen, als die humoristische; sein Gutherziger wäre das interessanteste Gegenbild des Shakespearschen Timon geworden. Wir enthalten uns einer umständlichern Zergliederung des Plans, die doch nur den Satz des vortrefflichen Alembert bestätigen würde, daß nichts den Mangel des Genies so sehr außer Zweifel setzt, als wenn man vor einem Ziele, das man kühn zu erreichen beschloß, auf halbem Wege stehn bleibt.

Aus der Vorrede sehn wir, daß der Verfasser den glücklichen Erfolg seines Gutherzigen vornämlich Herrn Colmans Unterstützung verdankt. Das Compliment, das er ihm bey dieser Gelegenheit macht, klingt ein wenig seltsam. „Es kann nicht undienlich seyn, sagt er, Jedermann, der fürs Theater schreiben will, zu versichern, daß Verdienst, oder vorausgesetztes Verdienst, allemal ein hinlängliches Mittel seyn wird, sich Herrn Colmans Schutz zu erwerben." Doch wir sind dieser niedrigen Sprache bey den engländischen Theaterscribenten schon gewohnt: sie machen ihren Freunden in ihren Vorreden und Dedicationen, und ihrem Parterre in ihren Prologen oft sehr kriechende Schmeicheleyen. Schon das würde ihre Talente zweifelhaft machen müssen, wenn es nicht eben so gewiß wäre, daß

auch die besten Köpfe sich dieser Unanständigkeit unterworfen haben. Aber sie vergessen der Würde und der Bestimmung ihres Genies. Die griechischen dramatischen Dichter waren und nannten sich *διδασκαλοι*; Euripides besaß Dreistigkeit genug, seinem Publico in einem Prologus zu sagen, er sey nicht gekommen, um zu lernen, sondern um zu lehren. Das Schlimmste an der Sache ist, daß dieses Buhlen um Beyfall, diese Abhänglichkeit vom Händegeklatsch, den Geist nothwendig tödten muß, der mehr darauf sieht, wie er seinen Zeitgenossen, als wie er sich selbst Genüge thun könne.

---

127. Stück. Donnerstag, den 11. August, 1768.

32 **Pygmalion, eine Kantate 1768. (ein Bogen in 8.)**

Bald werden die Italiener sich die Kunst und die Sprache der Kantate nicht allein mehr zueignen dürfen. Herr Rammler verbindet mit einer ungemeinen Einsicht in die musikalische Poesie eine Feinheit der Ausführung, von der man vor ihm in Deutschland nie einen Begriff gehabt hat; er ist zugleich in einem hohen Grade erfindungsreich, und zuweilen effectvoll. Wir wollen von der gegenwärtigen vortrefflichen Kantate zuerst den Entwurf geben, und dann über die Kunst des Dichters einige Bemerkungen machen.

Pygmalion bewundert in einem Recitative das Meisterstück seiner Hand mit einer Inbrunst, die noch etwas anders als Selbstliebe ist. Seine Einbildungskraft erhitzt sich an den überschwänglichen Schönheiten seiner Bildsäule, die er, mit dem Namen seiner Schwester, Elise nennt, an den Reizungen ihres Mundes, ihrer Augen, ihres Nackens, ihrer ganzen Form: aber in einer Arie kömmt er auf einige Augenblicke von seiner Schwärmerey zurück, in die er gleich darauf noch tiefer verfällt. Er fängt an, die Belebung einer so schönen Statue, die schon als Statue dem Leben so nahe kömmt, wahrscheinlich, und immer wahrscheinlicher zu finden; er fleht die Venus Urania in

einer Kavate um die Erfüllung seines Wunsches an. Die Instrumente setzen das Gebeth weiter fort, fallen aber bald in einen nachdenklichen und zweifelnden Ton, bis endlich Pygmalion seine Verzweiflung mit Worten ausdrückt. Hoffnung, Unruhe, und Bitterkeit wechseln in seiner Rede ab: ein Erdbeben mit Donner und Blitz setzt ihn in Bestürzung, die Instrumente gehen allein und drücken Erstaunen aus. Endlich kömmt Pygmalion von seiner Betäubung zurück; und welches Uebermaas der Freude! seine Elise nimmt Farbe und Fleisch an, wird lebend, lebt wirklich, dankt mit aufgehobnen Händen und Augen der Göttin, freudig erstaunt, daß sie lebt. Die Instrumente gehen eine kurze Zeit allein, und drücken Entzückung aus. Pygmalion redet sie mit Worten der schmeichelhaftesten Liebe an, empfängt sie in seinem Arme, küßt sie, und fühlt das Klopfen ihres Herzens an seinem Herzen: aber sie kann nicht reden! Dieß Geschenk sollte sie ihrem Pygmalion zu danken haben, und er sagt ihr in einer Arie, daß sie es ihm bald verdanken soll. Die Kantate schließt sich mit einer feyerlichen Dankarie an die Göttinn Venus.

Welch ein Sujet für die Musik! Wie würdig eines Agricola oder Bachs! Der Sculptur konnte es gelingen, in einem Steine das Leben bis zur Täuschung nachzuahmen; aber nur der Musik und ihrer Schwester Poesie war es vorbehalten, eine Seele in diesen Stein zu hauchen.

Der Anfang ist gleich ausnehmend schön.

Abgöttin meiner Seele! wie?
Mit jedem Morgen schöner? — Ach, Elise!
Auch leblos bist du liebenswürdiger, als diese,
Von der ich deinen Namen lieh!
So schön gebaut war meine junge Schwester nicht;
Auch saß auf ihrem Augenliede
Nicht diese warme Zärtlichkeit;
Auch hatte sie das süße Lächeln nicht,
Das an dem Rande dieses Mundes hängt. —

Nur will uns das Hangen des Lächelns an dem Rande des Mundes nicht recht gefallen: nicht weil es zu

kunstmäßig gesprochen ist, (denn das wäre hier die Schönheit des Ausdrucks), sondern weil das Hangen an dem Rande des Mundes nicht das rechte Kunstwort ist. In Vorstellungen dieser Art war Winkelmann der glücklichste Bemerker, den wir kennen. Das wiederholte Auch in der vorletzten Zeile thut nicht die beste Wirkung.

Das Vergnügen über sein Kunststück geht immer mehr in Affect über; es mischt sich Eifersucht über die Nachwelt ein, die seine Elise einst nach ihm besitzen soll: eine Eifersucht, die bewundernswürdig imaginirt ist, weil nur ein so verliebter Künstler derselben fähig seyn konnte; und mit diesem schönen Uebergange bricht Pygmalion ganz in Worte der Liebe aus. Allein warum mußte es eine Arie seyn, in der er aus seiner Entzückung erwacht? Uns deucht, diese Idee wäre dem Recitative angemeßner gewesen. Sonst hat der Dichter hier eine Feinheit, die angemerkt zu werden verdient. Das Ritornello einer Arie ist, wie man weis, ein Bedürfniß der Musik, bey der einigermaßen die Wahrscheinlichkeit leidet. Herr Rammler sucht auf eine ihm eigne Art das Ritornell durch die zweyte Hälfte der Arie einzuleiten, und der Symmetrie des Schlusses mit dem Anfange einen innern Grund zu geben; und dieß müssen wir ihm zwar allerdings Dank wissen, obgleich die vollständige Wiederhohlung der ganzen ersten Hälfte auch dann noch, wenigstens in der Musik, etwas gezwungen bleibt: allein der Rückfall in die vorige Empfindung, der durch die ganze Arie zu lange wäre aufgehalten worden, verdient am meisten geschätzt zu werden, wiewohl die Unbequemlichkeit daraus entsteht, daß der zweyte Theil der Arie der wichtigste wird. Schade nur, daß die Nüance an einer Stelle ein wenig zu hart ist. Nachdem die erste Hälfte sich mit den Zeilen schloß:

Hoff ich bey dir auf Gegenliebe,
Fühlloser, tauber Marmorstein?

so fängt sich die zweyte Hälfte, wo der Rückfall vorbereitet wird, ganz vortrefflich mit den Worten an:

Bist du zur Strafe mir so schön geglückt?
Hat dir ein Gott in diese Wangen
Dieß Lächeln mir zur Qual gedrückt?

Diese so vermischte Emfindung giebt der Seele einen Ruck gegen die Hauptleidenschaft: aber um der letztern das Uebergewicht zu geben, ist der Zusatz noch nicht stark genug; und wenn es daher weiter heißt:

Was sagt dieß zärtliche Verlangen,
Das dir aus beyden Augen blickt?
Nicht wahr? „Wir leiden gleiche Pein!"

so ist dieß ohne Zweifel zu abrupt, oder wie die Maler es nennen, zu hart, ob es sich gleich sehr gut schickt, die Worte zu wiederhohlen:

Ihr Götter! welche Phantaseyn!
O Wahnsinn! u. s. w.

128. Stück. Sonnabend, den 13. August, 1768.

Das folgende Recitativ scheint uns, ungeachtet der schönen Poesie des Stils am tadelhaftesten. Pygmalion glaubt den Mund seiner Elise zürnen, glaubt ihre halbgeschloßnen Lippen sich öffnen zu sehn, und sagt, daß sie sich wirklich öffnen. Diese Phantasie kömmt hier nicht allein zu früh, sondern sie hebt auch die Wirkung am Schluß der Kantate auf, wo man nach den Merkmaalen, die man hier von der Schwärmerey seines Verstandes hat, zweifelhaft wird, ob nicht auch die dort erwähnte Verwandlung ein bloßes Spiel seiner Einbildungskraft sey. Die Stelle hingegen, wo er über die Möglichkeit einer solchen Erscheinung nachdenkt, ist desto schöner, ja vielleicht die schönste in der ganzen Kantate.

Die Stirne denkt; — sie denkt gewiß. —
Ist nicht in jedem Baum ein Geist enthalten?
Warum nicht auch ein Geist
In dieser schönsten aller menschlichen Gestalten?

Dieß ist ja die Gestalt der Cypria.
Die ich bey Nacht in Träumen sah,
Die jeden Morgen um mich schwebte,
Indem mein arbeitsamer Stahl
Ihr diesen Marmor nachzubilden strebte.

Allein den unerwarteten Pfeil, den wir gleich darauf statt des Meissels in der Hand des Künstlers wahrnehmen, hätten wir weggewünscht. Pygmalion wird ja in seine Statue nicht verliebt gewesen seyn, ehe sie fertig war? Und noch unerwarteter ist die Folge, die er daraus zieht:

Der war aus Amors Köcher! — Ach! es muß ein Theil
Der Gottheit, Liebe muß in diesem Bilde wohnen!
Ein Keim von Lieb', ein Embryo von Geist!

nicht zu gedenken, daß die Liebe einen Theil der Gottheit zu nennen, kein antiker Begriff ist.

Wir haben gezeigt, daß der Dichter die Empfindungen an einer Stelle zu wenig vorbereitet: aber an einer andern thut er der Sache zu viel; wo nämlich Pygmalion sagt:

Ich darf nur diesem kalten Haupte Leben,
Nur meine Wärme diesem Herzen geben! —
Hat nicht Prometheus seinem Thon ꝛc.

und sich nachher besinnt, daß dergleichen nicht anders, als durch die Hülfe einer Gottheit geschehen könne:

Ach! armer Sterblicher!
Was ist dein Feuer, was dein Odem
Ohn eines Gottes Macht?

Dieß führt zwar gerade zu auf das Gebeth an die Venus Urania; aber man macht sich zwey Einwürfe dabey: wie hat Pygmalion sagen können, daß es nur von ihm abhange, dem Haupte Leben zu geben? und zweytens, wie schickt sich ein so chrieenmäßiger Gang zur Natur der Empfindungen und der lyrischen Poesie? Ein anders ist es, die Empfindungen nach ihrer Entstehungsart, Vermischung, und Auswickelung, ein anders nach der Schul-

methode, vom Enthymema aus, durch die Induction, bis zum Epicherema und zur Amplification, anzuordnen.

Die Arie an die Venus Urania fängt mit einem amphibrachischen Verse an, um die Hitze des betenden Pygmalion auszudrücken, und ermattet allmählig in Jamben: welches ein tonvolles Ganzes macht. Vielleicht aber verliehrt das Gebeth dadurch etwas von seiner Feyerlichkeit. Doch nur vielleicht. Denn, genauer betrachtet, scheint es weder sehr feyerlich gemeynt, noch aufgenommen zu seyn. Venus erhört ihn nicht eher, als da er sie beschimpft:

> Die Macht, die dir das Schicksal gab, ist allzuklein. –
> — Diese würde schöner seyn,
> Als deine ganze göttliche Gestalt — —

Sollte Venus wohl so viel irdische Weiblichkeit gehabt haben, den Künstler bloß deswegen zu erhören, um ihn seines Irrthums zu überführen? Und gesetzt, was hätte es ihr geholfen? Die Göttinn muß die Eigenliebe der Artisten, der Poeten, und der Virtuosen nicht kennen! Es war immer eine große Gefälligkeit von ihr, daß sie sich durch Lästerungen von einer so beleidigenden Art nicht abhalten ließ, den Pygmalion so glücklich zu machen, als er seyn wollte. Ihre ganze Rache besteht darinn, daß sie ihm ein kleines Schrecken erregt: sie steigt unter Donner und Blitz herab; so rauschend pflegen sonst ihre Besuche nicht zu seyn. O Himmel! ruft Pygmalion aus:

> Der Boden wankt! das offene Gewölbe zittert!
> Ein Strahl! ein Schwefelkeil! — er zielt auf mich!

Man merke nebenher die Oeffnung des Worts offene durch ein e, die hier ein malerisches Syllbenmaaß macht: aber man übersehe den Schwefelkeil. — Hierauf wird die Statue belebt.

Daß Pygmalion nunmehr äußerst vergnügt seyn müsse, kann man sich vorstellen; und wenn man nicht könnte, so muß man: denn ihm selbst will es nicht recht gelingen,

dieses Vergnügen mit Worten auszudrücken. Er nennt es ein erstickendes Vergnügen; und hätte besser gethan, gar nichts zu sagen. Tödte mich nicht ehe, ruft er dieses erstickende Vergnügen an, bis ich sie an mein Herz gedrückt. Dieß ist eine Wendung, um mit guter Manier davon abzukommen; man wünschte eine Empfindung. Ueberhaupt, wenn wir dem Eindrucke, den ein Werk des Geistes auf uns macht, trauen dürfen, ist der Schluß allzuschwach in Vergleichung mit dem vorigen, oder vielmehr in Vergleichung mit dem Gegenstande. In folgenden vier kalten Zeilen z. Ex. wo die Rede davon ist, dem noch stummen Mädchen die erste Sprache beyzubringen, (ein beneidenswürdiges Geschäft für einen Liebhaber!)

Ja, diese leichte Mühe,
Dieß selge Geschäft,
Dieß stündliche Vergnügen
Behielt mir meine Göttinn vor —

erkennen wir weder Rammlern, noch den glücklichen Pygmalion. Woran dachte wohl hier Pygmalion? Ganz gewiß an die Grammatik und an das Wörterbuch.

Wir sind bey diesem kleinen Gedichte umständlicher gewesen, als wir oft bey Bänden von ganzen Alphabeten zu seyn pflegen. Die Ursache ist, weil jene dicke Bände armselige Kleinigkeiten gegen diesen einen Bogen Verse sind.

---

134. Stück. Mittwoch, den 14. August, 1768.

33 **Drey Briefe über das Entstehen, den Fortgang, und den Verfall des guten Geschmacks. Aus dem Französischen des St. Mard ins Deutsche übersetzt. Nebst zufälligen Gedanken über den in Deutschland herrschenden Geschmack. Leipzig bey Chr. Gottl. Hilschern 1768. (5 Bogen in 8.)**

Besser gemeynt, als ausgeführt. Flüchtige Betrachtungen, die selten den rechten Punkt treffen, und ungegründete Be=

hauptungen, in einer Sprache, die den Geschmack, wider welchen geeifert wird, nicht ganz verläugnet. S. 20. setzt der Verf. den herrschenden Geschmack seiner heutigen Landsleute in die Trockenheit. „In unsern Reden, spricht er, hört man nicht mehr jene schönen Figuren, die das Gemüth entzücken, nicht mehr jene lebhaften Wendungen, die die Wahrheit schildern, und ihr Eingang verschaffen, noch jene geistvollen Ausdrücke, die die abgezogensten Wahrheiten gleichsam unter die Augen treten lassen; mit Vorsatz haben wir dem schönen Feuer, dem schönen Natürlichen entsagt; wir opfern alles einer strengen Vernunft auf; und stolz auf unser Opfer, sagen wir, daß wir Genauigkeit haben. Betrügen wir uns nicht, mein Herr, und ist dieß wohl Genauigkeit? Lassen Sie uns ihm den rechten Namen beylegen: es ist Trockenheit." Da haben wirs! Nicht der falsche Schimmer in den Werken der neuern Franzosen, nicht ihre bunten chinesischen Figuren, nicht ihre gezierten Wendungen, nicht ihre zerschnittnen und aus einander gezerrten Gedänkchen, nicht ihr mühsamer Ausputz eines jeden mittelmäßigen Einfalls, nicht das Spielwerk der Antithesen: die sind der eigentliche Fehler der Franzosen nicht; Trockenheit ist es. Wie man sich irren kann! S. 22. will er in die Metaphysik, deren Name schon etwas Rauhes hat, Verschönerungen angebracht wissen, weil wir, da wir Fleisch und Blut an uns haben, mit Recht verlangen können, daß man den Gedanken Fleisch und Leben gebe; und warum? damit sie ergötzen. S. 28. leitet er den Verfall der Poesie bey den Römern vom Ovid her. Wir glauben nicht, daß Ovid den mächtigen Einfluß in den römischen Geschmack gehabt habe, den Herr St. Mard ihm beylegt: der Verfall muß in viel spätere Zeiten gesetzt werden. S. 37. spricht er vom Fontenelle, als ob alles, was man diesem Schriftsteller zur Last legen kann, aus hämischen Absichten geflossen sey; als ob Fontenelle sich deutlich einen Plan gemacht habe, die unschuldigen Franzosen auf den unrechten Weg zu führen. Man könnte von einem

Dämon des bösen Geschmacks nichts Schlimmers sagen. Die Sache ging viel natürlicher zu. Fontenelle besaß mehr Witz, als Geschmack. Anfangs suchte er auch so zu schreiben, als seine Meister vor ihm geschrieben hatten: dieß giebt Herr St. Mard doch zu? Aber sein Witz war ihm im Wege. Man bewunderte nur seinen Witz. Und nun sah er Einfälle für die Hauptsache an; ohne es zu merken, gerieth er immer weiter von dem Pfade des guten Geschmacks ab: und so ist es sehr begreiflich, daß er selbst diejenigen Blumen für die schönsten hielte, die ihm einen Umweg gekostet hatten, und die, wie er und andre urtheilten, in seinem eignen Treibbeet recht gut fortkamen. S. 50. hat die Neigung zu List und Ränken, und die Armuth an Gelde, worüber der Staat sich beschwert, Schuld an der verderbten Schreibart. Wie geht das zu? So geht es zu. Der arme Autor, will er sein täglich Brod haben, muß sich nach dem Geschmack des Finanzpächters bequemen; der Finanzpächter weis, daß er das, was er ist, nur durch den Weg des Erschleichens geworden ist: es muß ihm ja nothwendig gefallen, wenn er an dem Autor einen so schlauen Kopf wahrnimmt, der seine kleinen Kniffe und krummen Gänge hat, um ihm das Geld mit guter Manier aus der Tasche zu spielen. Allein, seufzt Herr St. Mard, was sagt die Natur dazu? — Die Natur? Ey nun, Herr St. Mard, wenn Sie es doch wissen wollen, die Natur sagt nichts dazu. Die Natur hat auf den Geschmack Ihrer Landsleute nicht erst seit gestern alle ihre Ansprüche aufgegeben. Sie sind ihr von jeher untreu gewesen: was sie Natur nennen, ist Modegeschmack; wie sich ihre Pariser Damen zu einem ungekünstelten Landmädchen, so verhält sich der Pariser Geschmack zu dem Geschmack an der Natur. Wagen Sie es einmal, vergleichen Sie ihre besten Scribenten, einige wenige ausgenommen, mit den Lieblingen der Natur, den Griechen; und fragen Sie sich, ob sie ihnen je, auch in ihren schönsten Perioden, ähnlich gewesen. Es ist lächerlich, den wahren Geschmack, und zwar ausschließungsweise,

in Frankreich zu suchen. Vor hundert Jahren, wie sie S. 18. sehr wohl anmerken, führten sie die Methode ihres Descartes aus der Meßkunst in die schönen Wissenschaften ein; das war damals Mode; itzt haben sie eine andre. Wann werden sie einmal die Mode einführen, durch Natur zu gefallen? Niemals. Sie sind zu verwöhnt; die Hindernisse sind zu groß.

Noch ein paar Worte von den zufälligen Gedanken des Uebersetzers, über den in Deutschland herrschenden Geschmack. Zufällig nennt er sie, S. 7 der Vorrede, weil er sie nicht verdaut hat: absit inuidia verbi. Diese Gedanken laufen darauf hinaus, daß wir Deutsche uns zu sehr von dem Geschmack der Neuern hinreißen lassen, und darüber die Alten vernachläßigen. Uns dünkt das Geschrey über das Versäumniß der alten Sprachen ziemlich unbillig. Die griechische Litteratur ist selten bey uns in dem Ansehen gewesen, wie heutiges Tages. Der Fehler liegt nicht daran, daß so wenig junge Leute die Griechen lesen, sondern daran, daß so wenig ältre Leute den wahren Tact haben, der erfordert wird, die Natur und den Geist der Griechen recht zu empfinden. Es ließen sich davon unzähliche Beyspiele anführen. Was er S. 74. von den *vollkommnen Gedanken* sagt, ist wenigstens ein sehr *unvollkommner* Gedanke. Er vergleicht Geßnern mit Young. Geßner schreibt nämlich: Ach, ich staune, aber ich weis nicht, warum ich staune, ich weis nicht, warum mir das Herz klopft. — Schön ausgedruckte Empfindungen, ruft hier der ästhetische Verfasser aus: aber, setzt er mitleidig hinzu, welche Gedanken! Man höre dagegen Young! der denkt! — Und der Uebersetzer des St. Mard? Denkt der auch? Ohne Zweifel, er denkt ganz anders, als Geßner.

---

140. Stück. Sonnabend, den 3. September, 1768.

34 Archiv der schweizerischen Kritik. Von der Mitte des Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten. Erstes Bändchen. Zürich bey Orel, Geßner und Comp. 1768. (18 Bogen in 8.)

Wenn man von dem Verstande und Herzen dieses Kunstrichters aus seiner Vorrede urtheilen sollte, so würde man das Archiv seiner Kritik immer ungelesen lassen. Nein, Herr Bodmer, würde ein treuherziger vernünftiger Leser ihm sagen, Sie können unser Lehrer nicht seyn. Was sollen wir uns von einem Manne versprechen, den die Eigenliebe noch in seinem Alter so sehr verblendet, daß er in den Verfassern der Litteraturbriefe nichts als — „Studenten und Magister seit gestern und vorgestern, veraltete Professores, trostlose Kandidaten, abgesetzte Prediger, ein abentheuerliches Gemengsel von seynwollenden Kunstrichtern erblickt, die in der Zeit, da sie auf Gottsched schmäheten, den ganzen Geist und die Sinnesart Gottscheds ausdrücken, und ihn allein an Blendwerke, Autorstreichen und unverschämtem Stolze übertrafen ꝛc. Liscov, sagen diese Leute, verdient nicht mehr gelesen zu werden, weil er mit seinen Satiren nur den Pöbel der Autoren herumjagte. Sie verstehen nicht, daß der Pöbel, den er herumjagte, eben so große Leute, als sie sich dünken, vorstellete" — Was soll man von Ihnen denken, Herr Bodmer? Sie, der Sie so viel Schönes von der Würde und Bestimmung des Geistes, von der Reinigung und Erhöhung der Begriffe, von den großen und edlen Früchten des Verstandes, welche den Menschen vorzüglich unterscheiden, und durch schöne Tugenden seiner Natur Ehre machen, von Gerechtigkeit, Edelmuth, und Bescheidenheit zu erzählen wissen; Sie, der Sie kein deutsches Trauerspiel, außer Ihren eignen, lesen können, weil Ihr zartes moralisches Gefühl vor allen nur etwas lebhaften Affecten zurückbebt: sind Sie der nämliche Mann, der sich so

gröblich von seinen Leidenschaften verleiten läßt, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Bescheidenheit, und jeden gereinigten und erhöhten Begriff in einem so lieblosen Urtheil zu verläugnen? Gewiß, dieß ist die kläglichste Tragödie, die Sie jemals geschrieben haben, diese Tragödie Ihres Herzens. Wie tief sind Sie in die Menschlichkeit heruntergefallen! Auch wir sind keine Verehrer der Litteraturbriefe; wir sind weit von dem Aberglauben entfernt, die Aussprüche ihrer Verfasser für untrüglich zu halten; wir nehmen sie für keine Dollmetscher des Publicums, nehmen ihre Stimme keinesweges für die Stimme der Welt an: aber sollen wir ihnen deswegen ihre Verdienste um die Litteratur streitig machen? sollen wir, weil wir nicht immer ihrer Meynung sind, sie zu dem Pöbel der Autoren herabstoßen, sie abgesetzte Prediger schimpfen, sie verläumden? O Herr Bodmer! — diese Verunglimpfungen machen Ihrer Natur wenig Ehre!

Wir sehen nicht, was wir zur Vertheidigung des Herrn Archivarius anführen könnten: nur glauben wir, daß seine moralischen Uebereilungen dem litterarischen Guten, was wir in seinem Archiv gefunden haben, keinen Eintrag thun müssen. Seine ältern Urtheile sind, wo nicht immer ohne Ausnahme, doch ungleich geprüfter, als seine neuern: ein Beweis, daß der Mensch nicht immer klüger wird, je älter er wird. Es ist schon der Mühe werth, dieses wichtige Stück der Litteraturgeschichte unsers Jahrhunderts, das, fast wie ein längst vernachläßigtes Denkmaal auf die Nachwelt, zu uns herabkömmt, ein wenig umständlich und sorgfältig zu untersuchen.

Dieß erste Bändchen enthält die Documente zur Epopöe; die folgenden sollen uns Beylagen zur Schaubühne; zun Liedern und Oden; zun Fabeln und Erzählungen; zur Sprache und zum Verse, zur Kritik und zur Litteratur; zur Moral und Politik; und zur Poesie des schwäbischen Zeitpuncts liefern! — Nun! die Fächer sind gut abge-

theilt; der Archivarius ist ein fleißiger ordentlicher Mann; die Kanzley ist in einem der wesentlichsten Stücke versorgt; Archivarius und oberster Minister der Kritik sind in einer Person vereinigt: wohl den Urtheilsbedürftigen, die sich von nun an den Geschmack aus Zürich verschreiben können!

Doch weg mit der Turlupinade! Ein Bodmer will ernsthaft beurtheilt seyn.

Argentorix Brief über von Haarens Friso. (vom Jahr 1747.) Wir wissen nicht, wie dieser Brief hieher kömmt. Weder der Telemach noch der Friso gehören in das Fach der Epopöe; und ein so panägyrisches Schreiben über eine so mittelmäßige Nachahmung giebt nicht die beste Vorbedeutung.

Brief, der die Meßiade ankündigt. (1748.) Nebenher wird eine Ode von Klopstock angeführt, die wir noch nirgends gelesen hatten, die voll des edelsten dichtrischen Feuers ist, aber in der Versification einige Mängel hat, welche sich der große Dichter itzt nicht vergeben würde. Ueberhaupt sind, wie wir aus sichern Nachrichten wissen, die meisten einzelnen Stücke dieses Poeten, selbst in den vermischten Schriften, theils wider Wissen und Willen des Verfassers, theils ohne daß er die letzte Hand daran gelegt hat, gedruckt worden; und wir zweifeln um so viel mehr, daß er mit der Bekanntmachung dieser Ode, die eine seiner ersten zu seyn scheint, sehr zufrieden seyn werde.

Ueber Meiers Beurtheilung der Meßiade (1749). Daß der Dichter sich in der Person des Lebbäus selbst sollte gemalt haben, ist eine eben so wunderliche Vermuthung, als die von Orrery, die der Kunstrichter in der Folge bestreitet, nämlich Virgil habe mit seinem amicum Cretea Musis auf den Horaz gezielt. Abbadona wird gegen Meiern vertheidigt: die wichtigsten Gründe aber hat der Verfasser übersehen: und die, die er anführt, würden dem Dichter schwerlich Genüge thun.

141. Stück. Montag, den 5. September, 1768.

Polycletus und Critos Briefe über Clarissa (1750.) Es sind ihrer vier. Der erste ist in einem diderotschen Enthusiasmus geschrieben, der dem Verfasser Ehre macht. Man kann kein schlimmeres Merkmaal vom Mangel an Genie und an Herz geben, als wenn man Richardsons bewundernswürdige Meisterstücke tadelt oder gar kaltsinnig lobt. Was übrigens hier von der poetischen Gerechtigkeit gesagt wird, hätte nun bey der neuen Auflage ohne viele Mühe aus Richardsons eignen Anmerkungen über diesen Punct berichtigt werden können.

Brief über Homers lustige Stücke (1750) enthält viele glückliche, aber auch einige seltsame Anmerkungen. Von der letztern Art ist die, daß die Redefiguren sich nur für die physicalische Werke und Dinge, aber nicht für freye und vernünftige Wesen schicken. Dieß verdient wohl keine Widerlegung.

Brief über die Hermannias (1751) hätte gern wegbleiben können. Wer bekümmert sich itzt um den Hermann? Der mitgetheilte Versuch über eben den Gegenstand ist ungleich besser, als Schönaichs: aber um gut zu seyn, fehlt ihm noch viel.

Ueber die Nimrodias (1751.) Die Ironie läuft darauf hinaus, daß Nimrod eine Parodie der berühmtesten Epopöen sey.

Mastigophel über Homers Sprache. (1751.) Homers simple Schreibart wird gelobt. Ist es nicht zu bewundern, daß Jemand als Kunstrichter Schönheiten vorziehen kann, die er als Poet verachtet?

Ueber das Heldengedicht vom Schachspiel (1753.) „Der Verfasser singt gedrechselte Völker von Buchsbaum. Er begabt diese nicht blos mit den Stellungen, welche der Buchsbaum annehmen kann, sondern giebt ihnen auch die Eingeweide des Leibes, und die Vermögen der Seele. Sie lassen Thränen fließen, sie ver-

gießen Blut, mit ihrem Fleische sättigen sie den Geyer, sie empfangen das Schwert in ihren Nacken oder die Brust. — Durch diesen poßirlichen Weg ist er ohne Fußstapfen nach der Unsterblichkeit geirrt. Hieronymus Vida, der vor ihm das Schachspiel in Versen gespielt hat, wird keine Ansprüche auf die Erfindung dieser abentheuerlichen Vorstellungen machen."

Hausenstock an den Verfasser der Noachide. (1753.) Der Noah ist mehr als einmal in diesem Archive ein Gegenstand der lobenden Ironie. Es zeigt wenig Ueberlegung und viel Eitelkeit an, wenn ein Autor um seine eignen Schönheiten so hartnäckig kämpfet. Was wahr ist, kann man vertheidigen: aber was schön ist? das pflegen wahre Genies, Klopstock z. E. und Milton, der Beurtheilung des Lesers zu überlassen.

Gelübd eines epischen Dichters. (1753.) Dieser epische Dichter ist ein Mann, der an einem Gedicht von dem Zuge der Stämme Israel durch die Wüste arbeitet. Virgil hat ein Votum ad Venerem pro suscepta Aeneide geschrieben; und der Dichter, der uns durch die Wüsten führen will, thut der Muse ein Gelübd, ihr nach glücklich geendigter Reise

— — — ein ungewöhnliches Opfer zu bringen:
Nicht die Hermanniade, die Schönaich bey Gottsched erzeugt hat,
Oder den Wahnwitz Bauzners, des Hofpoeten zu Babel,
Sondern drey Hekatomben von Opitzen, Tassen, und Popen —

Das klingt fürchterlich: warum eben diese Unschuldigen? Man erschrecke nur nicht: der Dichter scherzt.

Trillers Opitzen, Koppens Tassen, und Popen der Kulmus,
die bishero noch nicht die Kraft des Hammers gefühlet 2c.

Nur eine Frage in aller Demuth: waren keine Sündfluthen, keine Parcivals in der Nähe?

Schreiben eines Junkers über die Zulika. (1753). Der Junker gehört mit Freund Hausenstock in eine Classe, nur daß er ein gut Theil alberner schreibt.

Folgende Stelle hat uns aufmerksam gemacht: man weiß, daß Herr Herder einen ähnlichen Gedanken gehabt hat. „Noch eins, mein Herr, und das betrifft die Schreibart der beyden Gedichte. Sie sollen orientalisch seyn. Wenn aber das der orientalische Geschmack ist, so gestehe ich, daß er nicht der meinige ist. Erstlich frage ich, warum schreibt ein Deutscher orientalische Gedichte? Würde man einen Deutschen nicht auslachen, wenn er in einem Mandarinenhabit in die Kirche käme? Man kann eben dieses auch von andern Stücken der neuen Poesie sagen. Warum bleiben wir nicht bey unsern ꝛc. — Aber wieder auf die orientalische Poesie zu kommen, so kann ich nicht begreifen, wie sie den deutschen Ohren werde gefallen können. Die Bilder sind so neu, so wunderbar, und rühren die Imagination so stark, daß sie unmöglich nach unserm Geschmack seyn können.“

Peter Mylius über den müßigen Held der Odyssee. (1753.) Vermuthlich eine Satire auf irgend eine Schrift in den Hällischen Bemühungen, wobey der Verf. nicht umhin kann, abermals einen zärtlichen Seitenblick auf seinen Noah zu werfen.

An Orontes über Tassos Jerusalem. Tassos Hexenmeister werden gerettet. „Man hat nur nöthig zu wissen, wie weit man nach der gemeinen Meynung der Leute diese Gewalt erstrecken könne. Da nun die Leute insgemein, die keine Schriftgelehrten sind, die Gewalt der Teufel u. s. w.“ Leßing wußte in einem ähnlichen Fall seinen Shakespear aus einem ganz andern Gesichtspunkt zu vertheidigen. Der zweyte Einwurf, daß Tasso die Gottheit zur wirklichen Ursache der verdammlichen Kreuzzüge mache, wird dadurch beantwortet, daß diese Meynung zu Tassos Zeiten ein gottseliger katholischer Begriff war. „Wenn ihm dieses, sagt der Verf. ganz recht, für übel genommen wird, so darf jede Kirche, jede Secte ein Gedicht, das auf ein andres, als ihr eignes System gebaut ist, verwerfen, und dann ist kein Werk, welches von den Kunstrichtern zwoer verschiednen Kirchen gebilligt werden

kann." Sonst gefällt uns der edle Stolz, womit der Verfasser sich über den Beyfall der Leser erklärt. Es ist uns immer anstößig gewesen, wenn wir gewisse Kunstrichter von Beyfall und von Aufmunterungen reden hörten, als ob sie dem Genie eine Gnade erwiesen, daß sie sich die Vorzüge desselben gefallen lassen. „Tasso kann ein großer Dichter seyn, wenn ihn gleich große Leute ihres Beyfalls nicht würdigen. Ich weis kein Gedicht, das durch einen Beyfall, dessen es gewürdiget worden, vortrefflich geworden sey; aber jedes vortreffliche Gedicht hat den Beyfall, den es empfangen hat, gewürdiget."

Ueber der Frau Rowe Joseph (1753). Der Kunstrichter beurtheilt diesen Joseph als ein Heldengedicht, und Frau Rowe nennt ihn eine bloße Historie zur Erbauung. Wenn er nachher meynt, sie würde einen Stoff von einem homerischen Plan, und einer engern Verknüpfung, eben so geschickt ausgeführt, oder wie er es versteht, eben so gut ein Heldengedicht, als eine biblische Geschichte, geschrieben haben; so irrt er sich sicherlich. Aber es giebt Epopöendichter, die von einer Epopöe keine andre Begriffe haben, als die sie im Pater Boßü finden.

142. Stück. Mittwoch, den 7. September, 1768.

Tassos Jerusalem vertheidigt. (1753). „Wenn man auch beym Tasso nicht viel Erfindung, und eine eigne Grundlage des Gedichts, eine neue Einrichtung, neue Character, neue Bilder, neue Ausdrücke erblikt, so sieht man bey ihm doch alle diese Sachen mit der Kühnheit, mit dem Naturelle, und der Geschicklichkeit des nachahmenden Virgils nachgeahmt; und ich halte diese Stücke für genugsam, ein Gedicht vor dem Urtheil der Verdammniß zu bewahren." Warum wollte dem Kunstrichter diese richtige Anmerkung nicht in der Vorrede bey Gelegenheit unsers Rammlers einfallen? In der Folge wird gezeigt, daß die Verpflanzung der Schönheiten, die einem Nachahmer erlaubt ist, einem Uebersetzer nicht zu

statten komme; und er tadelt aus diesem Gesichtspuncte Popen, der seinen Homer mit manchem schönen Gedanken oder guten Ausdruck aus andern vortrefflichen Scribenten zu bereichern suchte. — Im ganzen mag diese Betrachtung leicht und oft genug zu machen seyn: aber daß Pope, der Mann vom feinsten Geschmack, Stellen aus andern Poeten aufgenommen haben sollte, die in seinen Homer nicht paßten; das können wir einem Kunstrichter von weit geringerer Delicatesse auf sein bloßes Wort nicht glauben.

Vergils Lob des Horazens nach Orrery (1753).

Triveris Meßiade (1753). Die sechs ersten Gesänge kamen 1750. zu Turin aus der Presse. Das Gedicht ist ganz allegorisch, und die Stellen, in welchen Triveri am größten ist, sind kleine Artigkeiten gegen Klopstocks immer gleiche, des göttlichen Inhalts würdige, Erhabenheiten.

An Chereas von vermischten Schönheiten. (1753) Der Verfasser hätte keine eigne Gattung der Kunst darinn suchen sollen, daß einige Poeten zwo widerwärtige Gemüthsbewegungen auf einem und eben denselben Angesichte ausdrücken. Es klingt seltsam, einen Dichter deswegen zu tadeln, weil man nichts von dieser Kunst bey ihm findet. Noch ein andres Spielwerk ist seine *poetische* Weißagung, und seine *prophetische Voreilung*, womit er die Lehrschriften der Kunstrichter bereichern will. — Schöpft tief, oder schöpft gar nicht, heißt es auch in der Kritik. — Was er *Anregung* nennt, ist lesenswürdiger, aber alt; es gründet sich nämlich auf die Beobachtung, daß Homer durch Wirkungen male. Nur möchten wir dieß ein mehr zufälliges Bedürfniß der Dichtkunst, als ein Meisterstück der Dichtkunst überhaupt nennen. In der letztern Absicht ist es eben ein Fehler der Neuern, daß sie ein Object gemeiniglich *durch* seine *Beziehung* auf eine Gruppe von untergeordneten Objecten zu malen pflegen; und der Reichthum der Composition, der daher entsteht, schien den Alten ein wirklicher Mangel. Die Stärke der alten Künstler ist eine

innere Stärke; die Stärke der Neuern verliehrt sich in der Zerstreuung des Mannigfaltigen. So wie das Drama unter allen Gattungen der Dichtkunst am meisten mit der Malerey gemein hat; so besteht auch hierinn ein wichtiger Unterschied der griechischen und der neuern Tragödie, den die Kunstrichter schon längst hätten anmerken sollen.

Wirkungen der unschuldigen Poesie. (1753) Ein Mährchen in gereimten, ungereimten, und hexametrischen Versen. Eine Gesellschaft junger Mädchen gähnt bey der Vorlesung einer hexametrischen Tirade von der Schönheit der Seele, und wird hingegen entzückt von dem Liede *Junge frische Mädchen küssen* &c. Nichts ist armseliger. Wir versichern den Verfasser, daß wir sehr muntre Mädchen kennen, die beym Meßias nicht gähnen, ob sie gleich, als Geschöpfe, die die Natur auch zu weniger geistigen Empfindungen bestimmt hat, nichts dawider haben, sich von einem gleimischen oder utzischen Liede entzücken zu lassen. Ein für allemal: wenn man gähnt, so liegt die Schuld an dem Dichter, nicht an dem Inhalt.

Laviniis Meßiade. (1754) Noch schlechter, als die vom Triveri. Die ersten vier Gesänge kamen zu Rom, gleichfalls 1750, heraus. Wir kennen auch eine spanische, die aber sehr alt ist.

Ueber des Apollonius Argonautica, an Lykas. (1754). Eine gute Kritik.

Hollsteinische Streitschriften (1755). Es ist viel Salz in dieser Satire, mehr als die Sache werth war.

Sosius gegen Virgil (1756.) Der Sosius ist ein Mensch, der die Aeneis beschmitzt, damit er die Noachide rein waschen könne.

Hermanfrieds Arminius Schönaich. (1756) Einige Züge aus der alten deutschen Mythologie machen uns begierig, dieß Gedicht zu sehen.

An Colon. Wieder etwas vom Noah. Der Verfasser setzt sich dem Homer an die Seite.

Fragment von der Gesetzgebung auf Sinai (1756) wird scharf getadelt, und zuweilen ohne Grund. Wir finden in dieser Kritik verschiedne Bonmots. z. E. Es muß ein harter Knoten seyn, den man durch Legionen Teufel muß auflösen lassen. — Dadurch, daß die männlichen Reime in dem Dusch'schen Verse den Abschnitt in ihrer Mitte weiblich machen, wird der Wohlstand besser beobachtet, wie der Chor bunter wird, wenn jedem Jünglinge sein Mädchen an die Seite gesetzt wird. u. d. gl.

143. Stück. Donnerstag, den 8. September, 1768.

An Philotas Rechtfertigung der gemeinen Ausdrücke im Homer. Auch hier giebt es witzige Einfälle. z. E. Homer sagt:

Indem fachte der göttliche Mann Patroclus die Glut an.

Popen war dieß nicht genug in Handlung gebracht. Darum übersetzt er:

Unterdeß schwitzt Patroclus, um Feuer zu fachen. —

Ist diese Arbeit so schwer, setzt der Kunstrichter hinzu, daß ein solcher Mann darüber in einen Schweiß kommen soll?

Nicht Patroclus, nur Pop, hat geschwitzt, um Feuer zu fachen.

Popens Uebersetzung wird ziemlich richtig beurtheilt: nur hätte der Verf. bedenken sollen, daß bey einer Uebersetzung aus einer alten Sprache in eine neuere, nicht für Kenner, (denn diese müssen keine Uebersetzungen lesen), sondern für bloße Liebhaber, natürlicher Weise viel Originelles verlohren gehe. Der Versuch einer hexametrischen Uebersetzung der Ilias gefällt uns nicht; es ist widersinnig, aus Versen in Verse, schön und zugleich vollkommen treu, übersetzen zu wollen.

Miltons Urtheil von seinem Gedichte in den Vermahnungen von den Todten. Milton beschuldigt sich daselbst, daß er von der Gottheit nicht würdig genug gesungen habe, und unser Verf. vertheidigt ihn wider sich selbst.

Der Murner. (1757) „Auf Herrn Zachariä ruht eine schöne Portion des Geistes, den die italienischen Poeten und Maler Capriccio nennen. Dieser hat ihn das komische Stück gelehrt: Murner in der Hölle.“ Ohne argwöhnisch zu seyn, scheint es uns doch, daß Zachariä hier vornehmlich deswegen mit vollen Backen gelobt wird, um Duschen und Nicolai zu demüthigen. Man ist diese kleinen Streiche von der schweizerischen Kritik schon gewohnt.

Miltons Paradies gegen Racine gerettet. (1757) Kurz und gut.

Jolcas von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden (1758). Nämlich weil die Patriarchen in der Schweiz uns Erdensöhnen nicht erlauben wollen, an Utzen, Leßingen, Gleimen ꝛc. Geschmack zu finden, so rächen wir uns, wie billig, an ihren Patriarchaden und hassen sie. „Denn wie wäre es glaublich, daß Leute, die von dem gesunden Verstande nicht ganz verlassen sind, eine solche Sicherheit haben können, daß so viel Unschuld, so zärtliche Empfindungen, so großmüthige Gedanken, so lebhafte Ausbildungen, als in diesen Epopöen enthalten sind, elend und verwerflich seyn?“ Antwort: Wir hassen sie nicht, diese Patriarchaden; wir halten sie auch nicht für elend und verwerflich; wir tadeln sie nicht wegen der Unschuld, wegen der zärtlichen Empfindungen, und wie es weiter lautet; das ist ein elender Vorwurf: sondern deswegen tadeln wir sie, weil der Dichter nicht Dichter genug ist, diese Empfindungen in den Herzen solcher Leser zu erregen, die sich durch den Meßias und den Tod Adams, durch Milton und Young rühren lassen; nicht Dichter genug, um, statt entlehnter Schönheiten, durch eigne, statt kalter Phantasieen, durch wahre und warme Empfindungen, statt eines gezierten und seltsamen Ausdrucks, durch diejenige Sprache, die den verschiedenen Stellungen, Affecten und Gemüthsbeschaffenheiten eigen ist, zu rühren. Wenn es ihm selten gelingt, den Ton, den er doch sucht, zu finden, warum

zankt er mit uns? Er singe nur recht: wir werden schon tanzen.

Der Schooßhund (1758.) Die Burleske und abenteuerliche Dichtungsart nennt unser Kunstrichter apokryphisch. Wir lassen uns nicht gerne Einschränkungen gefallen; aber wir wollen doch sehn. „Was will man, sagt er, aus der poßirlichen Welt machen?“ — Lachen will man über ihre Mistheile. — „Und wie will man sich in die bezauberte Welt finden?“ — Sehr gut, so lange man das bezauberte Ding, die Phantasie, im Kopf hat. — „Womit soll man ein Gemälde vergleichen, nach welchen Regeln beurtheilen, wovon man kein Urbild in der Natur hat!“ — Mit den Gemälden der Einbildungskraft, nach den Regeln der Einbildungskraft, wovon man das Bild in der Natur der Einbildungskraft hat. Das ist so klar, als möglich. Er merke nur folgendes: Wahrheit der Einbildungskraft ist untrügliche Wahrheit; und so werden wir uns schon vergleichen. Uebrigens wird der Schooßhund hier eben so, wie oben der Murner, gelobt: denn Nicolai hatte ihn in der Bibl. d. sch. W. getadelt; es kostet unserm Verf. wenig, seine Meynung zu ändern, wenn er Jemanden eins versetzen kann.

---

145. Stück. Montag, den 12. September, 1768.

Anmerkungen. I.

Der Geschmack an abgerißnen einzelnen Betrachtungen fängt auch in Deutschland an allgemeiner zu werden. Man schreibt nicht mehr Bücher, sondern Materialien zu Büchern. Wir wissen nicht, ob wir große Ursache haben, dem Verfasser der Reliquien für diesen Geschmack verbunden zu seyn: wenn er irgendwo zu dulden ist, so scheinen sich fliegende Blätter, gelehrte Zeitungen, Wochenschriften u. d. gl. am besten dazu zu schicken, weil sie nicht für die Dauer, sondern eigentlich nur dazu gemacht sind,

gewisse Ideen unter das Publicum auszubreiten, oder zur Untersuchung auszustellen. Wir glauben daher unsern Lesern nicht zu missfallen, wenn wir sie statt einer Recension zuweilen mit Anmerkungen über verschiedne Gegenstände unterhalten, und machen heute den Anfang damit.

* *
*

In allen Lehrbüchern der Franzosen findet man eine Verschwendung von Regeln über die sorgfältige Vertheilung der epischen und dramatischen Handlung: daß die Handlung aber gewisse nothwendige Eigenschaften haben, daß sie erhaben, heroisch, pathetisch, oder komisch seyn müsse, davon ließt man kein Wörtchen. Und doch sind es gerade diese Eigenschaften, die den Regeln einen ganz andern Sinn geben. Wenn ich ein Trauerspiel lese, so denke ich mir zweyerley. Handlung, und rührende Handlung. Daraus fließen also auch zweyerley Regeln: Regeln für die Handlung, und Regeln für das Pathos derselben. Nur bey einer einzelnen Scene darauf sehen, ob die Handlung, und, nicht, ob das Pathos fortschreite, ist sehr ungereimt: denn das Eine ist so wichtig, als das Andre. Wie können sich die Kunstrichter denn berechtigt halten, Etwas eine leere Scene zu nennen, was zwar nicht unmittelbar zur Handlung, aber unmittelbar zum Pathos gehört? Eben so verhält sichs auch mit der Epopöe, und eben so mit der Komödie. Der epische Dichter will kein Histörchen erzählen, sondern er will Gesinnungen abbilden, Leidenschaften und Empfindungen erregen. Der komische Dichter schränkt sich nicht darauf ein, eine lächerliche Begebenheit auf die Bühne zu bringen, sondern er bemüht sich, das Lächerliche, das in der Begebenheit liegt, so zu zeigen, wie es aus den Charactern seiner Personen, und ihrer Zusammenstellung, entspringt. Dieß thut er aber nicht durch Beschreibungen, sondern durch abgesonderte kleinere Handlungen, die zwar keine eigentliche Folge auf die Entwickelung der Fabel haben, aber doch das Interesse

dieser Entwickelung vorzüglich erhöhen. Von solcher Art sind die sogenannten Conversationsstücke in Congreves Lustspielen. Die Katastrophe des ehrlichen Tattle würde kein so kitzelndes Lachen erregen, wenn wir nicht vorher seine müßigscheinenden Unterredungen mit den Hauptpersonen gehört hätten. Auch Moliere hat dergleichen Scenen; alle große Dichter haben sie: denn sie wissen besser, wozu sie ihnen nütze sind, als die Kunstrichter, die Etwas aus unvollständigen Erklärungen herleiten, und was in ihre Metaphysik nicht einpassen will, als Dinge verwerfen, die zwar gefallen können, und auch wirklich gefallen, aber nicht gefallen sollen.

Hätte Home dieß überlegt, so würde er sich wohl gehütet haben, folgenden Spruch niederzuschreiben. „Ein zergliedertes Schauspiel ist eine Kette verbundner Vorfälle, von welcher jeder Auftritt ein Glied ist. Jeder Auftritt muß folglich einen gewissen Vorfall wirken, der sich auf die Entwickelung oder Hauptbegebenheit bezieht, indem er sie entweder befördert, oder zurückhält. Wird kein Vorfall gewirkt, so muß ein solcher Auftritt, den man eigentlich unnütz nennen kann, weggestrichen werden, weil er nur die Einheit der Handlung bricht; ein unnützer Auftritt kann nirgend auf einen Platz Anspruch machen, weil die Kette ohne ihn vollständig ist."

Eben dieser Kunstrichter sagt von Schäkespearn, es finde sich in seinen Werken nicht eine einzige unnütze Scene.

Ich hatte immer geglaubt, der Grex im Julius Cäsar, die Scherzreden unter den Bedienten in der Cleopatra, und in so vielen andern Stücken, könnten ohne Nachtheil der Handlung gar wohl wegbleiben, ob ich sie gleich keineswegs für unnütz hielte. So leicht wird es einem Kunstrichter, Widersprüche zu vereinigen. Und was soll man von den kleinen Theorieschreibern denken, wenn ein so vortrefflicher Mann nicht davon frey ist?

„In dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge, fährt Home fort, sind einzelne Begebenheiten von der Art derer,

die geschickt sind, auf dem Theater vorgestellt zu werden, auf einen engen Raum eingeschränkt, und brauchen gemeiniglich keinen großen Umfang von Zeit." —

Ich möcht es gerade umkehren. Denn wenn die Begebenheiten eine solche Größe haben sollen, wie sie die Wirkung des Drama erfordert, so können sie schwerlich auf einem einzigen Fleck und in einer sehr kurzen Zeit vorgehen. Dieß ist dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge fast immer zuwider. Die Katastrophe, und so viel ist wahr, braucht zwar selten mehr, als einen Ort, und einen kurzen Zeitraum: allein ehe es dazu kam, mußten eine Menge Veränderungen in beyden erfolgt seyn.

„Daher finden wir selten eine genaue Einheit der Handlung in einem dramatischen Werke, in welchem sich der Dichter eine große Freyheit in Ansehung der Zeit und des Orts gestattet." —

Ein merkwürdiger Schluß! Wenn der Dichter, indem er von einem Orte zum andern herumstreift, sich gefallen läßt, alle Nebenhandlungen, die ihm in den Weg kommen, mit in sein Stück aufzunehmen, liegt da die Schuld an der Abänderung des Orts und der Zeit? Gesetzt aber, der Dichter hat dergleichen Nebenhandlungen verschmäht, und diese Exempel sind ja häufig genug, geht denn in der Einheit der Handlung die geringste Verwandlung vor, weil die einzelnen Stücke derselben an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten ausgeführt werden?

„Ich muß ferner noch bekennen, daß ein Stück, welches nur Einen Ort, und keinen größern Umfang von Zeit braucht, als zur Vorstellung nöthig ist, so fern desto vollkommner ist, weil eben diese Einheit der Zeit und des Orts die Einheit der Handlung befördert, und die Seele der Anstrengung überhebt, so geringe diese auch seyn mag, sich häufige Veränderungen des Orts und viele Zwischenräume der Zeit vorzustellen." —

Dieß führt uns auf die Lehre von der Illusion, von der ich itzt nur Folgendes anmerken will. Wenn wir ein Drama sehen wollen, so halten wir uns auf eine

zwiefache Illusion gefaßt: die Illusion der Phantasie, und die Illusion des Verstandes. Sobald der Vorhang aufgezogen wird, denken wir nicht mehr an das Theater, sondern an den Ort, den das Theater vorstellen soll, nicht an den Schauspieler, sondern an seine Rolle, nicht an die Zeit, Abends von fünf bis acht Uhr, da wir außerhalb Hauses sind, sondern an diejenige Zeit, die uns der Dichter andeutet, Morgen, Mittag, oder Mitternacht; wir sehen mit eben dem guten Glauben in die Bühne hinein, als ob wir, wenn ich diese Vergleichung brauchen darf, in einen Guckkasten sähen. Und dieß ist doch wohl unstreitig eine Illusion der Phantasie? Ferner, wenn wir uns einmal die gehörige Vorstellung von der Denkungsart und den Umständen der theatralischen Personen gemacht haben, und wir finden, daß sie dieser Denkungsart und diesen Umständen gemäß handeln, so nehmen wir die Wahrheit der Fabel, als Augenzeugen, an. Und das nenne ich die Illusion des Verstandes. Weis ich also, nach welchen Gesetzen sich die Phantasie und der Verstand richten, weis ich, welche Theile des Drama für jene, welche für diese, und welche für beyde zusammengenommen, arbeiten, so kann ich beurtheilen, welche Art der Illusion sich darauf beziehen müsse. Ich denke immer, wenn wir diese ganz leichte Probe bey einigen unregelmäßigscheinenden Theaterstücken anstellen, so werden wir geschwinde aufhören, die größten Genies eines Mangels an derjenigen Ueberlegung zu beschuldigen, die doch so wunderbar schwer eben nicht zu erreichen seyn muß, da wir kleinen Leute sie besitzen.

---

150. Stück. Dienstag, den 20. September, 1768.

Anmerkungen II. 36

„Wenn wir, sagt Home, das Drama der Alten genau betrachten, so finden wir, daß, obgleich die Vorstellung nie unterbrochen wird, dennoch die Handlung nicht seltner, als

in dem neuern Drama unterbrochen wird. Dieses sowohl als jenes ist in Akte getheilt, und der einzige Unterschied ist, daß jenes bey der Pause der Handlung, die am Ende jedes Akts ist, den Zwischenraum mit den Gesängen des Chors ausfüllt. Daher ist es offenbar, daß die fortwährende Vorstellung der Griechen die Wirkung nicht haben kann, den Eindruck von Wirklichkeit zu verlängern. Diesen Eindruck zu vernichten ist der Stillstand in der Handlung, während dessen der Chor mit Singen beschäftigt wird, eben so wirksam, als ein gänzlicher Stillstand in der Vorstellung." —

Hier giebts viel zu erinnern. Home scheint die theatralische Illusion für nicht viel besser, als eine Art von Schwindel zu halten, der den Zuschauer mit der Handlung in einen beständigen Wirbel fortführt, bis beyde auf irgend einen Ruhepunct anstoßen. Und nun kann ich begreifen, warum ihm die leeren Scenen zuwider sind. Aber wie? ist nicht dieß eine große Chimäre? Die Illusion, nach ihrer Vollkommenheit betrachtet, ist eine so zarte Blume, daß es nie ganz von dem Genie des Dichters abhängt, sie vor aller Verletzung zu bewahren. Allein so zart, so verletzbar sie ist, so leicht ist es ihr glücklicher Weise, sich durch ihre innere Kraft wieder herzustellen. Die Täuschung mag immerhin unterbrochen werden; es wird dem Zuschauer weder an Fähigkeit noch an Neigung fehlen, sich in seinen vorigen Zustand wieder zu versetzen.

Es versteht sich, daß hier von Schauspielen die Rede ist, die das Gepräge der Muse führen: denn die übrigen können unsre Aufmerksamkeit nicht fesseln, wenn sich auch alle Kunstrichter in der Welt vereinigt hätten, die Handlung von einer Scene zur andern mit eisernen Ketten zusammenzuschmieden. Und nun ein paar Worte von der Unterbrechung, die durch das Singen des Chors bewirkt werden soll. Der Lord macht den Chören der Alten ein schlechtes Compliment, wenn er vermuthet, daß sie den Zuschauer so sehr kalt werden lassen, daß in seiner Täuschung eine, seiner Meynung nach, gefährliche Lücke entsteht. Zweytens

ist es nicht einmal wahr, daß die Handlung durch den Chor unterbrochen wird; der Chor der Alten ist eine mit der Haupthandlung genau verbundne Handlung; er beschäftigt sich mit dem Eindrucke dessen, was er vorgehen sieht; er macht das Interesse der handelnden Personen zu seinem eignen: konnte wohl etwas Schicklichers erdacht werden, unsre Mitempfindung ins Spiel zu bringen, als daß wir Zuschauer andre Zuschauer vor uns haben, die bey den Leiden oder Gesinnungen der Hauptpersonen so thätig sind? Endlich womit will er beweisen, daß die Alten Akte gehabt haben? Wenigstens hatten sie nicht fünf, sondern mehr Akte. Wenn ich hier von den Alten rede, so verstehe ich die größten unter den Griechen. Sie hatten keine Akte, weil ihre Chöre, wie eben gezeigt worden, keine Ruhepuncte waren. Will man aber das einen Akt nennen, wo ein Stück des Drama in einen Chor übergeht, so hatten sie wenigstens nicht fünf, sondern mehr Akte. Der einzige Sophokles, er, der Aeschylus Geist mit mehr als euripidischem Geschmack verband, kann statt aller übrigen dienen. Sein Ajax Mastigophoros hat acht Akte, die Elektra sechs, und wenn man das Perikomma zwischen der Elektra und Oresten auch für einen Chor nehmen will, sieben, der Oedipus Tyrannus acht, die Antigone acht, der Oedipus Coloneus zehn, die Trachinerinnen sieben, und der Philoktetes sieben.

Wie konnte Horaz aber sagen, daß das Drama nicht mehr noch weniger, als fünf Akte haben müsse?

> **Neue minor, neu sit quinto productior actu**
> **Fabula, quae posci vult, & spectata reponi.**

Vielleicht richtete er sich hierinn nach Terenzen, der Menanders Neuerung in Abschaffung der Chöre annahm; vielleicht hatte er sich die Mühe nicht gegeben, die vermeynten Akte in den Griechen selbst nachzuzählen. Horaz macht oft sehr eigenmächtige Gesetze, und bekümmert sich überhaupt wenig um das Ansehen der Griechen, die doch meines Erachtens, wenn sonst Jemand, in dieser Sache

allein Gesetzgeber seyn konnten. Unter hundert Beyspielen nehme man dießmal mit zweyen oder dreyen vorlieb, wie sie mir gleich beyfallen. Wer hat nicht folgenden Spruch für ein Orakel gehalten?

> **Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus**
> **Inciderit.**

Und doch erscheint am Ende eines der vollkommensten Stücke, des Philoktetes, der Gott Herkules, der den Knoten ohne irgend eine Nothwendigkeit zerhaut: denn was Neoptolemus dem Philoktetes zuletzt gesagt hatte, war eben so zulänglich, ihn zur Rückkehr zu vermögen, als was Herkules anführt. Hier also gehörte nur das Ansehen eines Gottes zur Entwickelung. Eben so nimmt im Ajax Minerva wahren Antheil an der Handlung; der Trauerspiele des Euripides und Aeschylus nicht zu gedenken, die hierinn fast der Natur unsrer Opern nahe kommen. Ferner,

> **Ne pueros coram populo Medea trucidet —**
> **Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.**

Sollte man nicht glauben, und hat man nicht wirklich geglaubt, Horaz verbiethe die Ermordungen auf der Bühne, weil theils die Wahrheit der Vorstellung zu sehr darunter leide, theils der Anblick zu schrecklich sey? Daß die Wahrheit sich sehr gut erreichen lasse, wissen wir aus der Erfahrung; und daß den Griechen der Anblick zu schrecklich gewesen wäre, scheint nur darum zweifelhaft, weil sie das Gräßliche in andern Umständen keinesweges vermieden haben. Die eigentliche Ursache war die Gegenwart der Chöre, die eine Ermordung schwerlich würden geschehen lassen, ohne der leidenden Person zu Hülfe zu kommen. Deswegen läßt Sophokles den Chor von der Scene abtreten, da sich Ajax erstechen soll: ein kühner Schritt, der zugleich deutlich beweist, daß die Griechischen Dichter die Einheit des Orts, nicht etwa wegen des großen Geschmacks, den sie daran fanden, sondern eigentlich nur deswegen so sorgfältig beobachteten, weil sie des gottesdienstlichen Her=

kommens wegen daran gebunden waren. Der Chor, so nützlich er ihnen auch in dieser und andern Absichten war, so viel machte er ihnen sonst zu schaffen. Sie wagten von Zeit zu Zeit einige kleine Eingriffe in seine Rechte, bis sie ihn endlich gar vom Theater vertrieben, und da er einmal weg war, wurden die drey Einheiten so sehr gemißhandelt, als nur irgend in neuern Zeiten geschehen ist; wovon eine Zergliederung des Eunuchus ꝛc. einandermal der Beweis seyn mag.

Man sieht hieraus, daß man selbst Horazen mit einer gewissen Behutsamheit trauen müsse, wenn man von der wahren Beschaffenheit der Poesie richtig urtheilen will. Wozu überhaupt Gesetzgeber, Ausleger, Kunstrichter? Haben wir nicht die Griechen? Können wir nicht aus der Quelle trinken? Wer selbst Ausleger seyn kann, braucht der Kunstrichter?

156. Stück. Freytag, den 30. September, 1768.

Noch eins. Akt war kein Kunstwort von Terenzens Erfindung. Man brauchte es schon vor Terenzen, aber in dem Verstande, wie die Griechen das Wort Drama, für ein ganzes theatralisches Gedicht. Endlich traten statt der Chöre Mimi auf, die ein Zwischenspiel machten; man hatte Musik, man hatte Tänze, wie bey uns; und die Poeten fingen an, die Eintheilung von Akten überzuschreiben, damit der Leser wissen könnte, wo in der Vorstellung die Lücken wären. Horaz machte es in dieser Bedeutung zuerst zum Kunstwort, so wie Donatus der erste ist, der der Eintheilung in Scenen erwähnt. Terenz ließ seine Stücke aus Mangel der Chöre in fünf abgesonderte Teile, nach Menanders Weise, zerfallen, und gab also nur die Gelegenheit zu diesem Kunstworte. Nebenbey ließe sich anmerken, daß die Römer vielleicht ein solches Schauspiel für ein Stück von fünf kleinern Dramen ansahen, da sie einem Theile den Namen gaben, den sonst das Ganze geführt hatte.

155. Stück. Donnerstag, den 29. September, 1768.

37 **Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen von dem Herrn Fenouillot von Falbaire. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig bey Crusius 1768.**

Man muß den Franzosen einräumen, daß sie unter allen Nationen das Geheimniß am besten verstehen, große Dinge in Kleinigkeiten zu verwandeln. Welch eine Kleinigkeit ist nicht heutiges Tages ihre Bühne geworden. Schon Dryden sagte zu seiner Zeit, daß nichts leichter wäre, als ein französisches Trauerspiel zu schreiben. Was würde er nicht erst von der erstaunlichen Fruchtbarkeit unsrer neuern französischen Dramatisten sagen, denen ein Drame en cinq Actes ohngefähr so viel Mühe macht, als ein kleines moralisches Histörchen, das sich ziemlich wie eine erbauliche Betrachtung über die Widerwärtigkeiten schreiben und lesen läßt. Daher kann sich auch der große Voltaire nicht genug über die außerordentliche Erscheinung so vieler Trauerspiele und Dramen verwundern, die zum Theil seiner eignen Meisterhand Ehre machen könnten; er fürchtet, daß es damit in die Länge nicht gut gehen werde, und räth patriotisch an, dem Trauerspielschreiben einmal ein Ende zu machen, weil die einheimischen Theater, und selbst ihre Colonieen in dem auswärtigen Europa, vor der Hand reichlich genug damit versorgt sind. Denn im Ernst, was heißt das anders, als die Kunst in Verfall bringen, wenn der Meister so viele werden? Ein neuerer Schriftsteller, der vermuthlich eben diesen Umstand im Sinne hatte, hat sogar behauptet, daß zu einer gewissen Art von Trauerspielen kein Genie nöthig sey. Ist nicht unser Jahrhundert ein sehr unbegreifliches Jahrhundert?

Es lohnt sich der Mühe, Voltairen selbst anzuführen, und das, was er von dem ältern Theater urtheilt, wie es vor seiner Zeit war, nicht auf ihn, (ferne sey eine solche Vermessenheit von uns!) sondern nur auf einige seiner Nach-

folger anzuwenden. (Des divers changemens arrivés à l'Art tragique in den Contes de Vade p. 177.)

„Mitten unter den hervorstechenden Schönheiten unsers Theaters gab es einen gewissen verborgnen Fehler, den Niemand bemerkt hat, weil das sich selbst gelassene Publicum niemals eine kühne Bemerkung macht, wenn es nicht von seinen großen Meistern und Lehrern darauf geführt wird. (Wir armes Publicum! so deutlich muß man uns sagen, daß wir zwar Köpfe genug, aber kein Gehirn darinn haben!) Dieser Fehler ward zuerst von St. Evremont ins Licht gesetzt. Er sagt, daß unsre Stücke keinen hinlänglichen Eindruck machen, daß das, was Mitleiden erregen soll, aufs höchste Tendresse erregt, daß Bewegung die Stelle des Grausens vertritt, daß unsre Empfindungen niemals recht tief gehen. (Nun, diese Bemerkung war allenfalls kühn genug.) Man muß gestehn, daß St. Evremont den rechten Fleck getroffen habe: nur an dem gehörigen Grade der Wärme fehlte es uns: in allen übrigen Stücken waren wir vollkommen. Jene Mattigkeit, jene monotonische Schwäche, rührte zum Theil von unserm kleinlichen Geschmack an der Galanterie her, der unsre Trauerspiele in Conversationsstücke nach Art der Clelia verwandelte. Einige Tragödien waren lange politische Berathschlagungen, die den Sertorius verdarben, den Otho so kalt, und den Attila und Surena so schlecht machten. Allein noch eine andre Ursache verhinderte, daß man das große Pathetische nicht auf die Bühne bringen durfte, und daß die Handlung nicht wahrhaft tragisch werden konnte: dieß war der elende Bau unsrer Theater, und der armselige Anblick unsrer Spektakel.“ —

Muß man nicht, ganz heimlich, über den guten Voltaire lachen, der sich so viel mit seiner Ausfindung des rechten Flecks weis, und doch so wunderlich darum herumtappt, gerade als ob das Trauerspiel im geringsten etwas an innrer Stärke gewönne, wenn man auch alle racinische Galanterieen, alle corneillische Berathschlagungen daraus

verbannte, und es, statt in einem engen Käfig, auf einem Paradeplatz aufführte, auf welchem, wie auf dem neuen Theater des Dauphin, ganze Regimenter Cavallerie aufmarschiren, und die Bewegungen des Himmels und der Erde zugleich übersehen werden könnten*.) Man begreift ohne Schwürigkeit, daß Voltaire hier den geneigten Leser mit einem Kopfnicken auf die wundervollen Verdienste seiner Semiramis hinweisen will: aber leider! dieß ist für uns nun schon vergebens, nachdem ein verwegner Deutscher uns gelehrt hat, daß wir selbst bey dem Prunke dieser Königinn, ja sogar bey der Erscheinung des Geistes Ninus, ohne Bedenken gähnen dürfen. Dieser Deutsche mag nur sicher darauf rechnen, seinen Namen bald in irgend einem neuen verbrennlichen Romane an der Seite des Schottländers Home prangen zu sehn.

Daß wirklich die sorgfältigste Vermeidung der Galanterie und der Berathschlagung noch lange nicht zureiche, jene einzige der Französischen Vollkommenheit fehlende Vollkommenheit zu ersetzen, finden wir in dem gegenwärtigen Drama des Herrn Fenouillot von Falbaire noch mehr bestättigt. Er hat darinn sehr klug gehandelt, daß er eine vortreffliche Geschichte wählte: aber bey der Untersuchung einer Tragödie kömmt der Stoff nicht allein in Betrachtung. Die Ausführung ist herzlich trocken. Man muß wahrlich das Beste in dieser Art nicht kennen, wenn man sich durch so was Mittelmäßiges kann entzücken lassen.

Die Uebersetzung scheint uns allen Beyfall zu verdienen: sie läßt sich viel besser lesen, als das kalt und holpricht versificirte Original, das zugleich Herzspannen und Ohrenzwang macht.

An Vorreden fehlt es diesem kleinen Stücke nicht; es hat ihrer mit dem Vorbericht des Uebersetzers drey, und mit der Zueignungsschrift des Verfassers vier. Mit Vergnügen sehen wir aus der letztern, daß die Franzosen an-

---

*) S. das 108. Stück dieser Zeitungen.

sangen, die ländliche Natur, die sie in unserm Geßner finden, den Schönheiten vorzuziehen, die ihnen ihre Pariser Natur hat gewähren können.

---

157. Stück. Montag, den 3. October, 1768.

M. Christian Heinrich Schmids Zusätze zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern. Zweyte Sammlung. Nebst Registern über das ganze Werk. Leipzig bey Crusius 1768. (10 Bogen in 8). 38

Wir wissen nicht, wie wir von der Beschaffenheit dieser Zusätze, so wie von der Theorie der Poesie, etwas sagen könnten, ohne Herrn Schmid in vielerley Absicht zu tadeln. Wir wollten aber nicht gern irgend einen von unsern Lesern veranlassen, daraus zu schließen, daß wir von diesem Herrn Schmid überhaupt eine schlechte Meynung hätten, oder ihn für unfähig hielten, noch etwas Bessers zu schreiben. Gerade das Gegentheil. Was uns an ihm misfällt, sind Fehler eines jungen Autors, zuweilen eine zu große Ehrfurcht für das Ipse dixit, zuweilen Unwissenheit nebst den damit verbundnen Eigenschaften, Eigendünkel, Kühnheit im Entscheiden, und Grobheit gegen Schriftsteller, von denen die besten, erleuchtetsten und weisesten im Publico nie anders als mit Hochachtung reden.

Auf der andern Seite hingegen bemerken wir viele Selbstverläugnung, und welches, nach dem, was wir eben von ihm gesagt haben, unglaublich scheinen möchte, sogar Bescheidenheit an ihm, nicht selten eine glückliche Art des Ausdrucks, und manchmal ein so richtiges Urtheil, daß wir ihn oft bedauern, einige Jahre zu früh, oder vielmehr, zu einer Zeit aufgetreten zu seyn, da junge aufblühende Köpfe, und Andre, denen mehr Festigkeit des Geschmacks zu wünschen wäre, leicht verführt werden können, seichtes Gewäsche für Witz, Unverschämtheit für Freymüthigkeit, und Zuversichtlichkeit für Beurtheilungskraft zu halten.

Aus der Kraft des Beyspiels leiten wir unter andern seine Kritikastereyen*) über Leßingen her. Anständiger wäre es ihm gewesen, sich, so oft ihn der Kitzel des Widerspruchs überfällt, zu fragen, wie viel er noch zu lernen habe, um den ganzen Sinn eines Leßings nur erst zu begreifen, und dann zu schätzen. Daß ihm diese Art der Selbstprüfung noch sehr nöthig sey, könnten wir ihm leicht beweisen, wenn Beweise dem etwas hülfen, dem es an der Reife fehlt, seine Unzulänglichkeit zu empfinden. Denn, wie ein vortrefflicher Schriftsteller sagt, die meisten Menschen wissen zuerst, und nach diesem lernen sie zweifeln.

Die gegenwärtige zweyte Sammlung enthält Zusätze zu den allgemeinen Anmerkungen, zur Geschichte und zur Eintheilung der Poesie, zur Fabel, zur Erzählung, zum Lehrgedicht, zu den poetischen Briefen, zur Satire, zum Sinngedicht, zur Elegie, zur lyrischen Poesie, zur Epopöe, und zum Drama.

Außer einigen neuesten Grundsätzen und vielen angenommenen Urtheilen scheinen uns insbesondre diejenigen Artikel fehlerhaft, die wir Umschreibungen eines Titels nennen möchten. Was kann der Leser aus folgenden Anzeigen wohl mehr lernen, als der bloße Titel ihm sagen würde? S. 78. „Scott hat des Cebes Tafel poetisch nachgeahmt; sein Gedicht steht im sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung.“ Wenn Herr S. diese Nachahmung gelesen hat, brauchte er erst einen Vorgänger, um zu urtheilen, daß dieß eins der vortrefflichsten Stücke unter den Nachahmungen und Uebersetzungen der Engländer sey? Scott ist überhaupt ein großer Dichter. In seinen Odes on several Objects, die Herr S. nicht angeführt hat, stehn Meisterstücke, vornämlich von anakreontischem Geschmack, worinn er unter den Engländern fast einzig ist. Eb. das. „Ein kleines Gedicht von Arbuthnot über die Selbsterkenntniß steht im ersten Theile der Dodsleyischen

*) S. die Ankündigung der Dramaturgie.

Sammlung." Wie viel hätte nicht von einem Manne gesagt werden können, der mit Pope und Swift das Triumvirat des Witzes behauptete, der alle Scribenten seiner Zeit an Humor übertraf, und zugleich ein großer Litterator war. — Von eben der Art sind die Artikel S. 79. über Brown, Stillingfleet, und Warton, S. 80. über L. Racine, Bramston, (von dessen Art of Politick er eine ganz unrichtige Idee giebt, wenn er sagt, „sie ist nichts, als eine Parodie von Horazens Dichtkunst": sie ist eine sehr originale Parodie), und Johnsons Art of dancing; S. 81. über Rucelai, Rapin, Langhorne, Melmoth, Tickell, Jacob, Whitehead, Green, Schiebler, und viele andre.

Die angehängten Register sind im allerneuesten Geschmack gemacht, und verdienen gelesen zu werden. Der Herr Verf. sagt hier verschiedne kühne Wahrheiten, gleichsam sub rosa, und zuweilen sogar — von sich selbst, wie unter der Rubrik, Journale, wo er sich einer Seite voll Parenthyrsus beschuldiget: nicht etwa aus übermäßiger Demuth, sondern aus gewissen Ursachen. Wir haben lachen müssen, da wir in der Vorrede lasen, daß ihm nun die Augen über die Schwäche der Berliner aufgegangen sind, und daß er sich von Lobsucht nichts bewußt sey. Nicht weniger lustig ist sein Bekenntniß, daß er nichts so sehr hasse, als compilatorische Arbeiten und Uebersetzungen, da er doch unmittelbar hinzufügt, daß er seine Theorie erweitern, und nächstens mit einem komischen und tragischen Theater der Franzosen aufwarten wolle. Daß er uns künftig für fremde Urtheile eigne verspricht, verdient allen Dank: aber eigne witzig seyn sollende? Lieber wird es uns seyn, wenn sie es wirklich sind, und noch lieber, wenn sie die Probe der Wahrheit aushalten.

161. Stück. Montag, den 10. October, 1768.

39 Politische Schauspiele. Marcus Brutus. Tarquinius Superbus. Italus. Timoleon. Pelopidas. Zürich bey Orell, Geßner und Comp. 1768. (17 Bogen in 8.)

Es wäre vergebens, diese Schauspiele nach den bekannten Regeln des Drama zu beurtheilen. Der Herr Verfasser hat, wie er in der Vorrede zu verstehen giebt, das Unglück, daß er zu viel Vernunft besitzt, um Etwas zu schreiben, was dem deutschen Publicum gefallen könnte. „Wenn es wahr ist, sagt er, daß Vernunft auf der Schaubühne nicht sehr bequem ist, die Herzen zu gewinnen, und dieses verursachet den Fall seiner Stücke, so hat er sich nichts vorzuwerfen.“ Wir begreifen nur nicht, wie ein Mann, wie er, sich überhaupt mit den Kleinigkeiten des Witzes, mit Trauerspielen, Heldengedichten und Elegieen befassen mag, die doch nur für müßige Köpfe sind, welche, nach eben der Vorrede, in der Stille eines Blumengartens oder in einem schattigten Walde das Reizende suchen.

Ein Spötter hat uns dieß aus dem Umstande erklären wollen, daß der Verf. von der Vernunft bey weitem so sehr nicht beschwert zu seyn scheine, als er wohl glaubt; der Fund, Unterredungen in dem seltsamsten Tone, den jemals Unterredungen gehabt haben, Schauspiele zu nennen, und aus diesen Schauspielen eine vorragende intellectualische Classe zu machen, weil sie mit Staatsbetrachtungen aus dem Montesquieu und Rousseau durchwürzt sind, ein solcher Fund, sagt er, zeige wenigstens keinen Ueberfluß des Verstandes an; und so lasse sichs ohne Schwürigkeiten begreifen, wie der Verf. zu dem Witze komme, sich mit Trauerspielen und Heldengedichten einen Zeitvertreib zu machen.

Allein wir können der Meynung unsers Freundes deswegen nicht beypflichten, weil sie uns mehr erklärt, als wir erklärt haben wollen. Er will aus der Abwesenheit des Verstandes den Witz des Verfassers, und

seine Neigung zu poetischen Werken begreiflich machen, welches unsers Bedünkens geradezu wider die Erfahrung streitet: denn die Leute, bey denen die Natur in Austheilung des Verstandes am stiefmütterlichsten verfahren hat, pflegen sonst eben die zu seyn, welche die schönere Litteratur am meisten verschmähen. Die Frage ist nicht, ob der Verf. sich mit Trauerspielen hätte befassen sollen, weil er zu viel Verstand hat: sondern wie er dieß für eine anständige Beschäftigung halten könne, da eben aus seinem Geständnisse, der Verstand sey sein Unglück, natürlicher Weise folge, daß es ihm an Verstand fehlen müsse.

Doch um uns nicht zu lange bey der Möglichkeit der Sache aufzuhalten, eilen wir, den Lesern eine Nachricht von dem zu geben, was hier durch die Feder unsers Verfassers wirklich geworden ist. Der politischen Schauspiele sind, wie man aus dem Titel sieht, fünfe, unter denen viere ganz kurz in drey kleinen Acten abgefertigt sind, weil es vermuthlich der Politik nicht gemäß war, die Leser und Zuschauer gar zu lange gähnen zu lassen. Der Herr Verf. hat dießmal für gut befunden, Shakespears unregelmäßigen Geschmack, aber nicht in der Wildheit der Charactere, die *groß in Uebelthaten, tapfer aus Unsinn, wunderbar in Abenteuern* sind, sondern in der Einrichtung des Plans nachzuahmen. Er verändert die *Scene* mit jedem Aufzug, und die Zeit ist ihm ein Aergerniß. Im Ausdruck ist er traurig scherzhaft; das Ganze aber erregt, wie Plottwell beym Gay von den Stücken des Sir Tremendous oder Dennis, des Bodmers unter den Engländern, sagt, das Mitleiden des Lesers, das Schrecken des Autors, und statt der Bewunderung Erstaunen. In einzelnen spaßhaften *Scenen* erkennen wir den weiland Conrector Erlenbach, den artigen Capriccio, den schlauen Mann, dem der Schalk, wie ein *Dämon*, in dem Nacken saß und ihm drolligten Witz *in den Busen schrje* (S. 7.) Da der Ausdruck der merkwürdigste und characterische Theil dieser Schauspiele ist,

so wollen wir ein kleines Florilegium vorausschicken, aus dem sich der Leser nach Belieben eine Theorie der politischen Sprache im Drama bereiten kann.

Wer hat sichs vor unserm Verf. einfallen lassen, daß man in den Augen athmen könne? Caßius hat dergleichen Augen, S. 14. Mars athmet darinn. — S. 19. lernen wir, wie Stahl und Eisen durch den Zusatz eines Beyworts in Tugend verwandelt werden könne. Brutus Gegenwart wird den Muth, der itzo Stahl ist und Eisen, wie die reichste Chemie, zu goldner Tugend und Wirdigkeit verwandeln. — S. 25. steckt eben diesem Brutus die Republik wie eine Gräte im Herzen. — S. 37. hat sich das Schicksal einen Canal gegraben. — S. 70. macht sich Cicero im Angesicht Aller stinkend. — Pfuy doch! — Eben so soll S. 125. eine garstige That durch alle Weltalter hin stinken, und den König ꝛc. — S. 144. Ich denke oft, daß ein Gott in seinem geheimen Gerichte mir aus meinen Lenden eine Ruthe bereitet hat. — Was mag er damit meynen? — S. 86. Die Schlösser an meinen Knieen lösen sich auf, ich muß sitzen. — S. 103. Du befiehlst in deinem Enthusiasme dem Scorpion im Thierkreise nicht, daß er seine Arme ein wenig an sich ziehe, damit er deinem Helden im poetischen Himmel Platz mache. — Wohl zu merken, daß es Marcus Brutus ist, der dieses angenehme Galimathias macht. Das Französische Wort könnte in einem jeden andern Trauerspiele sonderbar scheinen, nur nicht in den schweizerischen Trauerspielen, wo alle Arten von Ungereimtheiten glücklich vereinigt sind. Auf eben die Art sagt unser Verf. auch Patriotisme und Despotisme. An andern Stellen behält er die lateinische Flexion bey. Jovi, Jovem, Praetores, Portico. Wieder an andern ist ihm die deutsche Biegung so wichtig, daß er falsche Endungen macht, um nur die lateinischen zu vermeiden: z. E. S. 33. Ich habe *Brutussen*, und nicht Cäsars Seele. — S. 40. Zween Freyheits-Enthusiasten. Bey dem einen habe ich Oel auf einen Stein gegossen. Ich

wollte lieber dem Herkules seine Keule, als ihm seinen schönen Götzen nehmen. — Hier bewundre man, wie das Oel, der Stein, Herkules und der Götze zusammenkommen, und zugleich die treffliche Anwendung zweyer römischer Sprüchwörter. — S. 110. Seine Reden haben zuweilen Stachel, die auf den Lippen eines angesehenen Mannes blutige Satyren wären. — S. 117. O ihr Götter! der unflätigste von allen Dämonen ist auf das keuscheste Ehebette gestiegen. — Dieser Dämon Asmodi macht dem Verf. immer nicht wenig zu schaffen. Alle Ehebetten in seinen Trauerspielen werden von ihm bestiegen, und in allen läßt er unflätige Spuren zurück. — S. 123. Diese gespindelten Finger an diesen gedrechselten Armen. — Wie zierlich weis er zu drechseln! — S. 143. wird einem Kutscher ein wenig unhöflich der Fußtritt an die Stirne geworfen. — S. 147. ruft Tarquinius Superbus aus: wo blieb das Militarsacrament? — Eben so passend können die Fräuleins an seinem Hofe sich die letzte Oelung geben lassen. — Herennius spricht nicht weniger modern. Ich überlasse dich, sagt er zum Tarquinius, der späten Reu eines abgestochnen Ritters. — In welche Zeiten die Königinn Tullia gehöre, die sich S. 150. mit dem Beile eines Scharfrichters den Kopf will abschneiden lassen, können wir nicht genau sagen. — S. 164. Der Wein ruft nicht den Tumult in seine rechte Hand. — S. 165. Seine Gestalt ist die Größe eines Wallnußbaumes, und er hat die Schönheit seiner Aeste. — S. 184. Italus Pallast ist ein Irrgang, in welchen die Füße sich verwickeln. — S. 213. Italus scheint durchgehends ein Baumeister von ganz eignen Gaben zu seyn. Die Mauern, die er aufführt, sind wachsende Mauern, die man bey den Wurzeln ausreißen muß, und S. 215. wachsen sie zu Fesseln empor. Kein Wunder! wie der Pallast, so die Mauern. — S. 276. hallt das Gewühl des Komus unflätig wieder. — S. 278. Die Schwürigkeit unsers Vornehmens bildet sich mit solchem Leben der Würklichkeit vor des Hipposthenidas Stirne! — S. 280. Was

mag wohl eine Krone der Tafel im Schooße der kolchischen Sclavinnen seyn? — S. 281. nennt sich Hipposthenidas gar richtig ein Schaf, das zu Löwen gekommen, und die obigen Schwürigkeiten heißen ihm Phantomen des Schreckens, die um seine Stirne tanzten, und ihn in ein Reh verwandelten. — Dennoch meynt Jemand S. 283. daß die Zusammenverschwörung eine Wunde am rechten Arme bekommen würde, wenn Hipposthenidas blutete. Und mit Recht. Denn sie ist unter allen Verschwörungen, die wir gesehen haben, die schafmäßigste.

162. Stück. Dienstag, den 11. October, 1768.

Und nun, was sagen unsre Leser von dieser saubern Phraseologie? Sollte man nicht glauben, sie wäre aus tragischen Harlekinaden, politischen Grotesken, verzerrten Carricaturen zusammengehangen? Wir wissen zwar wohl, daß auch Shakespear zuweilen den gewöhnlichen Ausdruck vermied: aber dann lag irgend eine treffende Nachahmung des Charakters zum Grunde, die diesen Ausdruck erlaubte, oder irgend eine feine Bemerkung der Natur, die, da sie neu war, auch in einer neuen, nur nicht widersinnigen, Verbindung von Worten gesagt seyn wollte. Hier aber, was sind alle die mühsamen Wortschnörkel unsers Verfassers anders, als kahle Umschreibungen ganz gemeiner Gedanken, deren Kleinheit, wie die Maus unterm Baldachin, um desto lächerlicher wird, je größer das Gerüst ist, woraus sie hervorgucken? Es ist unbegreiflich, wie er in seiner Vorrede sagen durfte: er habe sich nicht vorgenommen, mit gesuchtem, kostbarem, kleinem Witze zu gefallen, ... daß vor den Augen des geblendeten Zuschauers die widersinnigsten Gedanken anständig, und die schwülstigsten erhaben scheinen möchten. Wenn das nicht gerade der Fehler ist, den er in einem höhern Grade, als irgend ein andrer uns bekannter Schriftsteller besitzt, so wird es schwer seyn, Fehler von Schönheiten zu unterscheiden. Und daß er sich nur ja nicht, wie Sosius in seinem

Archive, auf Stellen im Virgil berufe, um sein Phöbus zu rechtfertigen. Kein Dichter war vom Schwulste und falschem Aufputze entfernter, als Virgil; man muß eine schlechte Meynung von diesem Dichter haben, wenn man unter den verschiedenen Bedeutungen, die eine Stelle bey ihm haben kann, (wofern es dergleichen giebt), gerade diejenige heraushebt, die zur Beschönigung des Nonsens zu brauchen ist; oder wenn man, weil Virgil von einer Regina graui saucia cura redet, diese Metapher noch weiter fortsetzt, und die *Sorge mit Haken ausspitzt*. Das heiß die Sorge travestiren, nicht malen.

Genug von der Hauptsache dieser politischen Schauspiele, den Meteoren, dem Wortgepränge, dem gesuchten, kostbaren, kleinen Witze, den widersinnigen und schwülstigen Gedänkchen.

Wir haben oben gesagt, daß der Verf. seine Politik aus dem Montesquieu und Rousseau genommen habe: und wir setzen hinzu, daß er sie oft sehr unschicklich anwendet. Statt unzählicher Stellen wollen wir diese einzige anführen. S. 31: „Lasset uns ihre (der Römer) Maximen im Krieg und im Frieden betrachten. Niemals machten sie einen aufrichtigen Frieden; ihre Verträge waren nur *Aufzüge*, (beym Montesquieu leurs traités n'étoient proprement que des suspensions de guerre), in der Absicht, mit guter Gelegenheit alles mitzunehmen. Der Titel ihrer Bundsgenossen führte Knechtschaft mit sich. Nicht selten brauchten sie den Ausdruck der Sprache auf eine tückische Art. (Unverständlich übersetzt. Montesquieu sagt: Quelquefois ils abusoient de la subtilité des Termes de leur Langue, und führt das Beyspiel von Carthago an, wo sie aus der Zweydeutigkeit des Worts Civitas einen Vorwand nahmen, die Stadt zu zerstöhren.) Eben so große Räuber im Gebrauche des Rechten, (auch dieß wird man nicht verstehen, ohne den Montesquieu nachzuschlagen), als im Kriege, eigneten sie sich die Schätze der Welt zu. Sie griffen die Könige nicht nur in ihrer Macht, sondern in ihren Personen an. Nachdem sie erst

alle Nationen gewöhnt hatten, als freye Leute zu gehorsamen, geboten sie ihnen als Unterthanen, und verschlungen sie in der Republik." — Dieß steht mit eben den Worten im sechsten Capitel der Grandeur des Romains. Aber man rathe doch, welchen Gebrauch unser Schauspielschreiber davon macht? Er legt es Cäsarn in den Mund, sein Verfahren gegen sein Vaterland zu vertheidigen. „Was that ich Rom, sagt er, als was die Römer dem bewohnten Erdboden gethan haben?" Ist nicht das etwas mehr, als lächerlich? ist es nicht abgeschmackt? Welch ein einfältiger Mensch müßte Cäsar gewesen seyn, wenn er darinn eine Entschuldigung gefunden hätte!

163. Stück. Donnerstag, den 13. October, 1768.

In dem nämlichen Marcus Brutus wird auch Cicero eingeführt, wie er einen Cento aus seinen Briefen macht, der, wie alle Centonen, eine sehr üble Wirkung hat. Allein dieß ist doch lange so arg nicht, als wo er aus dem Kopfe unsers Verfassers redet. z. E. „Ich vermesse mich nicht, über die Cedern zu treten. Wenn das Schicksal den Pelion auf mich geworfen hätte, wie könnte ich ihn von mir abschütteln?" Oder — „Laß meiner dankbaren Empfindung ihren Flug, göttlicher Brutus; und du, Portia, wirf nun auch das Feuer deiner vergnügenstrahlenden Augen auf diesen Caßius!" — Und du, Cicero, gehe hin und schäme dich!

Aus dem Tarquinius Superbus lernt man unter andern, was für eine Figur die politische Kälte sey. Sogar Tarquinius drückt sich in dem Augenblicke, da er sein größtes Unglück erfährt, mit einem anständigen Frost aus. S. 152. „Es quälet mich, daß ihr mich in dem schönsten Laufe gehemmet habt; ihr habt Siege und Triumphe von euch gejagt." Die Furie Tullia aber — geht in eine Ecke. Sonst merke man auch noch folgende künstliche Parodie einer Stelle in Shakespears Julius Cäsar. S. 124. „Sehet diesen kleinen Mund, diese noch nicht erbleicheten Lippen, von welchen die süßeste

Symphonie floß; sie sind itzt auf ewig verstimmt und stumm; Freundschaft und Tugend in musicalischen Worten zu sprechen, ist ihnen auf ewig verweigert: aber an ihrer statt öffnet diese tiefe Wunde einen neuen Mund und neue Lippen, und wiewohl sie ohne Zungen reden, so höre ich doch ihre Stimme, und ich kann sie verdollmetschen. Höret sie durch mich sprechen: Fluch möge auf alle Gliedmaaßen des Verderbers fallen, mögen sie in den Flammen des Phlegetons leben; sein abscheuliches Fleisch faule u. s. w." — O Wunde! Wunde! im Fluchen hast du es weiter gebracht, als alle andre Wunden. Du bist wohl eine böse Wunde!

Italus. Das Sujet ist eine Erfindung des Verfassers. Italus, Flavius Sohn, Herrmanns und Westmars Neffe, der bey den Römern erzogen worden, baut seinen Cheruskern eine neue Stadt auf römische Art. Die Patrioten unter den Cheruskern wollen dieß nach Rousseaus Grundsätzen, nicht zugeben; es geschieht ein Auflauf, und die Stadt wird zerstöhrt. Der Herr Verf. hat diesen Stoff zu mager für ein Trauerspiel gefunden; er verlängert ihn durch eine unpolitische Episode, eine Liebesgeschichte. In der letztern hat er Oßians Sprache, und in der Hauptfabel die alte nordische Mythologie, die gewissermassen auch die alte deutsche ist, zu nutzen gesucht: man sieht aber, daß auch hier viel zu verderben war. Nur eine Oßianische Probe erlaube man uns anzuführen. S. 189. „Siqued. Zu wem rollet dein blaues Auge, und wohin sendest du die stillen Blicke deiner Gedanken? Suanhvita. Laß nicht deine Augenbraunen sich in schwarze Dunkelheit hüllen, Vater der Suanhvita; sie sind mir fürchterlicher, als die Irrwischlichter, die des Nachts sich an die Fußtritte des Wanderers anhängen; so mit Schrecknissen bedecket hab ich sie nicht gesehen, ehe Alboin römischen Reichthum in die Wälder der Cherusken gebracht hat." — Es ist was Besonders an diesem Dichter, daß ihm gemeiniglich, was er nur berührt, selbst wenn es an sich gut ist, nicht allein schlecht geräth, sondern auf eine komische Weise schlecht

geräth. Ueberhaupt aber möchten wir uns, nicht von ihm nur, die Nachahmungen nach Oßian lieber gar verbitten, und vornämlich im Drama, wo sie der Entwickelung der Leidenschaften und Charactere sehr nachtheilig seyn können. Sonst läugnen wir nicht, daß der Verf. hier eine glückliche Idee gehabt: nur hat er sie, wie es uns vorkömmt, nicht recht auszuführen verstanden. Nichts, sagt Alembert, zeigt den Mangel des Genies deutlicher an, als wenn man auf halbem Wege stehen bleibt; man beweist damit, daß man das Ziel gesehen habe, aber es nicht erreichen konnte.

Im Timoleon erscheint die Göttin Ceres in der Gestalt ihres Priesters Satyrus, zur Entwicklung des Knotens, aber gewiß nicht im Geiste des griechischen Drama. Wie weiß ich, fragt Timoleon, ob nicht ein übelthätiger Dämon, in der Gestalt einer günstigen Gottheit mich zu betrügen kömmt? — Siehe, antwortet Ceres, die Merkmaale der gegenwärtigen Gottheit! Sie streckt die Hand aus, ein Kornstengel wächst darinn hervor, und giebt einen Ambrosischen Geruch. — Um dem Timoleon allen Zweifel zu benehmen, läßt sie ihm im Weggehen auch noch einen göttlichen Nacken sehn. — Wir sind begierig, diesen Nacken mit dem Timoleon zu betrachten.

Pelopidas ist die Historie von der Befreyung Thebens, voller lustigen und politischen Schwänke; z. E. S. 286. hat er das große Soupé bereitet, und ist den Unterdrückern der Untergang aufgetischet? — Noch hat kein deutscher Dichter den Muthwillen in einem Trauerspiele so weit getrieben, als unser ernsthafter Biedermann. Er spricht von jungfräulichem Zwitschern, von sanftgeschwollnen Lippen, vom Bücken und Hinaufhüpfen beym Küssen. — Hier müssen wir uns empfehlen. Da er so aufgeräumt wird, so ist es Zeit, einmal zu schließen.

167. Stück. Donnerstag, den 20. October, 1768. 40

Anmerkungen III.

Homer dachte wohl nicht, da er seine beyden Heldengedichte absang, daß eine künftige Epopöe nur dadurch diesen Namen verdienen sollte, wenn sie wie eine Copie von den seinigen aussähe. Man hat der Meßiade vorgeworfen, daß sie nicht homerisch sey: freylich nicht, sie ist Klopstockisch. Fast eben so seltsam ist es, daß man sie nach dem Maasstabe des verlohrnen Paradieses hat messen wollen. Die Meßiade ist eine tragische Epopöe, die einen glücklichen Ausgang hat: das verlohrne Paradies hingegen eine tragische Epopöe, die einen glücklichen Anfang, und ein trauriges Ende hat. Miltons Anfang giebt weniger Anlaß zum hohen Rührenden, und mehr Anlaß zu Gemälden, zu vorbereitenden Handlungen, zu großen und ausgearbeiteten Erdichtungen; aber das Ende ist ganz tragisch, und daher weniger reich an Stellen dieser Art, als der Anfang. Klopstocks Anfang hingegen ist gleich tragisch: wir sind mitten in der Handlung, und das Leiden des Meßias ist beynah am Ziele. Hier wären also jene Ausbildungen am unrechten Orte gewesen, und der Dichter behält sie uns zur zweyten Hälfte seines Gedichts vor, wenn er es nöthig findet. Dieß giebt zugleich einen glücklichen Contrast zwischen den beyden Originaldichtern: was jener im Schatten arbeiten konnte, wird uns dieser im Lichte zeigen. Die Stellen, die im Anfange der Meßiade vorkommen, scheinen daher auf die Hand zu warten, die sie in der Folge am rechten Orte noch mehr nutzen wird.

Man hat von dem Dichter verlangt, daß er die Fehler der Jünger mehr ins Große hätte malen sollen. Man hat nicht bedacht, daß sie mit dem Meßias in einer Gruppe zusammenstehn, und was hieraus in einem Gedichte, dessen hoher Geschmack eine Hauptcharakteristik ist, auf die Harmonie der Gesinnungen zu folgern sey.

Mat hat gefunden, daß die Handlung durch zu viele Episoden unterbrochen werde. Man hat abermals nicht bedacht, daß bey dem Gegenstande der Erlösung die Erlösten eben so nothwendig zur Haupthandlung gehören, als der Erlöser.

Die engländischen Kunstrichter haben die Episode vom Abbadona absurd genannt: aber an Miltons Belial ist ihnen nichts anstößig gewesen. Doch haben beyde von der Möglichkeit, den Zorn Gottes zu mildern, einerley Begriffe.

— Den Sohn, den Donnergott, wollen wir tödten?
Ja, den Zugang zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder zum mindsten zur Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommnen, Geistern verschließen?
Mess. II. 628.

— — — — — — — Dieß ist nun
Unsre Verdamniß: können wir sie ertragen und leiden,
Dann kann mit der Zeit sich der Zorn des oberen Feindes
Um ein Großes vermindern — —
Ohne was sonst noch für Hoffnung und Trost der künftigen Tage
Nimmer endende Flucht, und was uns Verändrung und Zufall
Noch erwarten läßt. Verl. par. II. 210.

In andern Dingen hat jedoch den brittischen Dichter die Kritik, oder vielmehr die Kritik der Kunstrichter, noch viel weniger geschont. An sich ist in der Verkleinerung der Geister, um sich ins Pandämonium zusammen zu drängen, nichts Unwahrscheinliches. Es ist eben so natürlich, daß ein Teufel seinen Körper ausdehnt und zusammenzieht, als daß er sich in einen Engel des Lichts verkleidet. Und überhaupt, wenn wir einmal Teufel sehen sollen, so müssen wir sie von mehr Seiten, als ihrer moralischen, sehen.

Auch die Anarchie des Chaos, die Wache der Sünde und des Todes, hat, als ein poetisches Geschöpf, dem die Offenbahrung nicht widerspricht, nichts Unförmliches. Der einzige Grund des Tadels liegt in der Meynung der Hochweisheiten, die diese Erdichtungen für bloße Allegorieen

angesehen haben; vermuthlich wegen der abstracten Namen, Sünde und Tod, die der Dichter so gut als er den Reichthum unter dem Namen Mammon zum Teufel machte, noch anders hätte nennen können, wenn er gewollt hätte. Ich sehe nicht, warum das Eine mehr eine Allegorie seyn soll, als das Andre. Daß auch Milton wirklich die Absicht gehabt habe, diese Geschöpfe seines Geistes nicht als allegorische Abstracta zu brauchen, sieht man daraus, weil er ihnen andre Eigenschaften beylegt, als die aus der bloßen Idee der Sünde und des Todes herfließen. Miltons Sünde nimmt Befehl an, und gehorcht. Der jüngere Racine begriff nicht, wie man das von der Sünde sagen könne; er betrachtete sie als eine Idee, und hätte sie als eine Person betrachten sollen. Der nämliche Fehler kömmt oft in den Beurtheilungen mythologischer Götter vor. Ein heutiger Dichter, der z. E. Amorn etwas sagen ließe, was nicht geradezu in dem Begriffe der Liebe liegt, würde eines groben Fehlers beschuldigt werden: die Alten hingegen sahen eben dieß als ein Mittel an, der Allegorie auszuweichen.

Milton ist wegen seiner Erfindung, die Charactere der Teufel aus der ägyptischen und griechischen Mythologie zu nehmen, sehr getadelt worden: ich weis keine, um die ich ihn mehr beneiden möchte. Es ist meiner Meynung nach ein großes Kunststück an diesem Dichter, daß er, ungeachtet der Inhalt ihn ganz von den poetischen Schönheiten der Griechen abzuführen schien, dennoch auf eine so glückliche Art davon Gebrauch zu machen wußte, daß sein Gedicht den antiken Geschmack behielt, ohne dem höhern Zwecke etwas aufzuopfern.

Als Milton sein verlohrnes Paradies herausgab, war der blank Verse nicht weniger eine Neuerung, als der Hexameter im Meßias; und sowohl Rymer als der Bischoff Burnet erhoben ihre Stimme dawider. Selbst Dryden verwandelte dieß Gedicht vornämlich des Reims wegen in eine Oper; ja Rymer wollte es nicht einmal für ein Gedicht gelten lassen, weil ihm der Reim fehlte.

Milton ließ vor der ersten Ausgabe in Quart eben eine solche Vertheidigung des reimlosen Verses vordrucken, als Kleist vor dem Frühling eine Vertheidigung seines Hexameters.

---

179. Stück. Donnerstag, den 10. November, 1768.

41 **Sämtliche poetische Werke von J. J. Dusch. Dritter Theil. (Aedon und Themire, ein episches Gedicht). Altona 1767. 240 S. in 8. außer der Vorrede.)**

Ehe wir uns in eine nähere Untersuchung dieses reizenden Gedichtes einlassen, wird es nöthig seyn, von der Erfindung und dem Inhalte desselben ein paar Worte zu sagen. Herr Dusch macht kein Geheimniß daraus, daß ihn Montesquieus Temple de Gnide auf den Gedanken gebracht habe, einen Tempel der Liebe zu schreiben. Und warum sollte er auch? Alle Erfindungen haben einen Anlaß: nur in der Art, von dem Anlasse Gebrauch zu machen, zeigt sich der Kopf des Erfinders. Herr Dusch, mit seiner ersten Ausführung wenig zufrieden, riß den Tempel wieder ein, (um uns seiner eignen Worte zu bedienen,) und baute aus den Ruinen desselben das Werk auf, von dem wir hier reden. Es würde uns zu viel Raum wegnehmen, die Veränderungen durchzugehen: wir merken nur überhaupt an, daß das Ganze itzt ungleich mehr zu seinem Vortheile erscheine, und der großen Mühe, die der Dichter daran gewandt hat, sehr würdig gewesen.

Aedon, ein junger Delier, und Themire, eine junge Cythereerinn, sind die Hauptpersonen des Gedichts. Sie liebten sich, und waren glücklich, — zu glücklich, um es lange zu bleiben. Aedon hatte, ohne es zu wissen, ein zweytes Herz erobert: eine Freundinn Themirens, Zarine, liebte ihn; und da sie keine Hoffnung hatte, ihn untreu zu machen, so lange er um Themiren war, so sinnt sie auf Mittel, ihre Nebenbuhlerinn zu entfernen: sie läßt Themiren von einem ihrer Anbeter entführen. Der arme Aedon

geht hierauf nach Paphos sein Mädchen zu suchen, wo er, statt ihrer, Zarinen antrifft, von der er nichts Böses vermuthet. Zarine versäumt hier keine einzige von den Künsten eines verliebten Mädchens, ihn in ihre Netze zu locken. Doch Aedon bleibt unüberwindlich. Und Venus belohnt ihn für seine Treue, indem sie ihm seine verlohrne Themire wieder in die Arme führt.

Diese Fabel, von der wir nur die Hauptzüge angegeben haben, ist von dem Dichter nach epischer Art angelegt, mit vielen Episoden, Maschinen, und Ausmalungen bereichert, und so der Stoff zu einem epischen Gedichte von zwölf Büchern geworden. Herr Dusch unterscheidet in der Vorrede ein episches Gedicht von einer Erzählung dadurch, daß in jenem Personen handelnd und redend eingeführt werden. Uns dünkt, daß der Unterschied zwischen beyden noch etwas tiefer sitze: doch das soll uns nicht aufhalten.

Wir sind gewohnt, unsern Lesern von der Ausführung eines Gedichts jedesmal eine oder zwo Proben zu geben, weil das umständlichste Urtheil von einer Sache niemals so bestimmt seyn kann, als ein Vorschmack von der Sache selbst; und wir wählen dazu gerne unter dem Guten, so viel möglich, das Beste, weil das Beste auf einmal zeigt, wessen die Seele des Dichters fähig gewesen, das Mittelmäßige und Schlechte aber, wo es sich unter dem Guten findet, oft nur den Grad der Thätigkeit, und von der Kraft des Geistes wenig oder nichts andeutet.

Paphos wird im fünften Gesange nicht als das Land der Liebe, sondern als das Land der Wollust beschrieben. Ein vortreffliches Bild von einem Wandrer in Paphos lesen wir S. 75. Er zieht

In jedem Balsamduft der Rosen, der Violen,
Und Blüthen, den die West' ihm matt entgegen streun,
Den Gift der Weichlichkeit, den Gift der Wollust ein.
Sein angestecktes Herz verdoppelt seine Schläge,
Er wünschet, er verlangt, ist trunken, schmachtend, träge,
Staunt, gehet wie im Traum, fühlt, angenehm gequält,
Ein Leeres in der Brust, und weis nicht, was ihm fehlt.

Ein Mädchen, reizender, als je ein Mensch gesehen,
Ein wesenloses Bild phantastischer Ideen,
Von mehr als sterblicher, von göttlicher Gestalt,
Verfolgt ihn, wo er geht, durch Fluren, Wies' und Wald;
Da jegliches Gefild, in Ueppigkeit gekleidet,
An tausendfachem Reiz sein dürstend Auge weidet,
Empfindung im Gesang verliebter Vögel girrt,
Der Winde matter Hauch ein Liebesseufzer wird,
Die Wollust, überall mit Sinnenlust verschwistert,
Aus jedem Bache schwatzt, aus jedem Busche flistert;
Indessen Buhlerey, das Auge voll von Lust,
Im dünnesten Gewand, mit unverhüllter Brust,
Die Wangen rosenroth, die Stirn in Frühlingskränzen,
Hier zu dem Becher lockt, dort zu wollüst'gen Tänzen,
Hier ein Syrenenlied zum Ton der Zitter stimmt,
Dort nackend in des Bachs durchsicht'gen Wellen schwimmt,
Hier unter Schatten schläft, die eine Grott' umfassen,
Das spielende Gewand den Winden überlassen. —

Nicht weniger vortrefflich ist in folgender Stelle S. 85. die Empfindung einer Verliebten ausgedrückt.

— — — Wann, ach! wann kömmt die Zeit,
Wo ich vom süßen Mund des Manns, den ich verehre,
Gelehnt an seine Brust, der Liebe Namen höre!
Ach! wenn er mich dereinst in seinem Arm, entzückt,
Mein süßes Mädchen nennt, an seine Brust mich drückt,
Sein Haupt einst würdiget, — Entzückung, das zu denken! —
Von meinem Kuß berauscht, in meinen Schooß zu senken;
Wenn er sein güldnes Haar um dieß geliebte Haupt
Mir, seinem Mädchen, einst zu locken, gern erlaubt:
Wie werd ich — — gern ein ganzes Leben,
Für Einen Augenblick von dieser Freude geben!

Es giebt noch viele solcher vorragenden Stellen: sie gehören unter das Anmuthigste, was unsre Poesie aufzuweisen hat. Und wenn wir zu ihnen die didaktischen rechnen wollten, die aber hier mehr dem Dichter, als dem Stoffe eigen sind, so würden wir wenigstens die Hälfte des Gedichts unter einer Rubrik von Tiraden auszeichnen können.

180. Stück. Freytag, den 11. November, 1768.

Wir haben den Aedon ein reizendes Gedicht genannt. Man wird also, da wir nun auch von den Fehlern

Rechenschaft geben müssen, schon von selbst vermuthen, daß wir diesen Fehlern kein Uebergewicht über die Schönheiten beylegen. Wir führen hier nur die an, die uns als die erheblichsten vorkommen.

In der Einrichtung des Gedichts hat es uns befremdet, daß der Dichter seine zweyte Hauptperson, Themiren, nur ein einzigmal auftreten läßt, mehr aber noch, daß sie das einzigemal so unerwartet auftritt, und daß sie dieß einzigemal so wenig zu ihrem Vortheile erscheint. Sie spielt wirklich eine etwas kalte Rolle. Unsre Freude, sie endlich wieder in den Armen ihres Aedons zu sehen, wird uns ziemlich vermindert, da wir von ihrer eignen Freude mehr nicht erfahren, als was uns der Dichter ganz zuletzt in sechs Zeilen davon hat bekannt machen wollen. Ueberhaupt herrscht in der ganzen Peripetie einige Verwirrung, die das Interesse schwächt. Auch würde Home wider diesen Glückswechsel erinnern, daß er ein Werk des Zufalles sey, weil er in dem Vorhergehenden keinen Grund habe, und wir müssen gestehen, daß wir in dem gegenwärtigen Falle nichts darauf zu antworten wüßten, ob wir gleich sonst Homes Anmerkung über den Gebrauch des Zufalles für zu allgemein halten. Der wichtigste Fehler in der Peripetie scheint uns der zu seyn, daß Herr Dusch die Hauptincidenzen von den Zwischenfällen nicht genug unterschieden habe, und daß er hier, wie überall, zu sehr einem Dinge nachlaufe, das die Franzosen eine Situation nennen.

Da wir dieser Sache erwähnen, so können wir nicht umhin anzumerken, daß Kunstwörter oft nachtheiliger, als manche nachtheilige Regeln sind: denn sie selbst sind Regeln durch ein einziges Wort ausgedrückt, die eben durch diesen Stempel das Ansehen eines entschiednern Werths und einen freyern Umlauf gewinnen. Aber wie es Regeln giebt, die den Geist unterdrücken, so giebt es auch Kunstwörter, welche ihn in einem maschinenmäßigen Gange erhalten, und fast immer von der Natur abführen. Man macht sich gewisse Fächer, die man bey jeder Veranlassung zu nutzen sucht; man erinnert sich, was Andre in diese

Fächer eingelegt haben: und statt der Wahrheit der Nachahmung, die ihre Züge nur aus den individuellesten Umständen des Objects hernimmt, entsteht ein Werk des Gedächtnisses, das auf hundert Gegenstände gleich gut paßt.

Um unsre Anmerkung mit einem Beyspiele zu erläutern, wollen wir die erste Situation hersetzen, die wir in dem Gedichte finden. Nachdem uns Herr Dusch die Gegend um Cythera als die reizendste und unschuldigste Gegend in der ganzen Welt beschrieben hatte, so führt er daselbst seinen Aedon auf, der Themiren sucht. Man pflegt zu sagen, daß einem Unglücklichen der lachendste Ort unangenehm scheine, so wie einem Kranken oft dasjenige am ekelhaftesten ist, was den Gesunden am besten schmeckt. Der Erste, der diese Beobachtung machte, kann einen sehr guten Grund dazu gehabt, und sie sehr schicklich angewandt haben. Aber Beobachtungen beziehen sich mehrentheils auf einzelne Fälle; wer sie bloß mit dem Gedächtnisse auffaßt, und sie anwendet, ohne diese Fälle von andern ähnlichen Fällen genau genug unterschieden zu haben, ist mehrentheils in Gefahr, etwas ganz Unrichtiges und Falsches zu sagen. Nun urtheile man, ob nicht Aedon, der in Cythera so gut wie einheimisch war, und nothwendig wissen mußte, wie höchst ungegründet seine Verlästerungen wären, etwas Ungereimtes hersagt, bloß weil er in einer gewissen bestimmten Situation ist, und weil sich der Dichter erinnert hatte, was Andre vor ihm in einer ähnlichen Situation gesagt haben. S. 16.

Wie schrecklich, rief er aus, dünkt diese Gegend mir!
Ist's hier, wo Cypris herrscht? Verzweiflung herrschet hier!
Hier ist ein Ort des Bluts und unerhörter Thaten!
Hier hat der beste Freund den besten Freund verrathen!
In jenes Myrthenhayns durch Mord entweihter Nacht
Hat eines Bruders Hand den Bruder umgebracht!
In jenem Aufenthalt der seufzenden Dryaden
Wohnt finstrer Meuchelmord —

Das Außerordentlichste hiebey ist, daß Aedon, damit man ihn ja recht verstehe, den irrigen Grund selbst an-

geben muß, den nur der Poet im Sinne haben konnte. Der Unglückselige, setzt er gleich darauf, ganz kaltsinnig und mit einer klugen Mine, hinzu,

— — so weit er flüchten kann,
Schwärzt alle Gegenden mit seinem Kummer an —

und fährt fort, noch viel ärger zu fluchen. Man sieht, zu was für Widersinnigkeiten eine entlehnte und nicht geprüfte Idee, ein bloßes Kunstwort, selbst die besten Köpfe verleiten könne.

181. Stück. Montag, den 14. November, 1768.

Noch eine Anmerkung erlaube man uns hier zu machen, weil wir wünschen, daß sie öfters gemacht würde. Unter den Kunstwörtern der Franzosen, und wer ist an Kunstwörtern so reich als sie? ist besonders eins, das sie vermuthlich von der Malerey entlehnt haben, einem großen Misbrauche unterworfen: die schöne Natur. Nach ihr werden sehr oft die allgemeinsten Züge zur Schönheit, und die weniger allgemeinen, selbst bey der bedeutungsvollesten Wahl, zum Fehler.

Nicht aus der Unfähigkeit des Dichters, sondern abermals aus dem Einflusse, den jeder unrichtige Begriff hat, leiten wir in diesem Gedichte die vielen allgemeinen Bilder, Situationen, Charactere, Leidenschaften, Betrachtungen, und sogar die allgemeinen Beschreibungen der Oerter her, von denen keine einzige local genug ist. Sehr einleuchtend ist der erwähnte Fehler unter andern in der Beschreibung des Sturms S. 48; und wir wundern uns um so viel mehr darüber, da Herr Dusch, der den Virgil nicht selten glücklich nachahmt, gerade die treffendsten Züge in seinem Sturme übersehen hat. Zwar wissen wir von andern Nachahmern dieses meisterhaften Sturms, daß sie gemeiniglich nur bey dem Schleudern des Schiffs vom Himmel in den Abgrund, bey Donner, Blitz und Wirbelwind stehen bleiben, und von den vortrefflichsten Zügen desselben nichts empfinden. Dergleichen Züge sind:

Incubuere mari, totumque a ſedibus imis
Vnâ Eurusque Notusque ruunt, creberque procellis
Africus — — — — — —
Inſequitur clamorque virûm, ſtridorque rudentum —
— — — ponto nox incubat atra:
Intonuere poli — — — —
— — — ſtridens Aquilone procella
Velum aduerſa ferit — — — —
Hi ſummo in fluctu pendent, his vnda dehiſcens
Terram inter fluctus aperit: furit aeſtus arenis —
— — — — — — imis
Stagna refuſa vadis — — — —

Daß wir inzwischen die schöne Natur aus der Poesie nicht eben verbannt haben möchten, bezeugen wir bey dem fast allzuindividuellen Gemälde des *wollüstigen Thales* im siebenten Buche, wo es wie in einem Amsterdamer Gäßchen hergeht. Auch Zarinens Antrag, die das *Erbarmen* und *Mitleid* des spröden Aedons *anfleht*, ihr zu geben,

was Liebe wünscht,

möchte mancher zu frech gezeichnet, und einem nur etwas delicaten Jünglinge bey weitem so gefährlich nicht finden, als es des Herrn Verfassers Absicht zu erfordern scheint.

Die Gleichnisse gehören nicht mit zum Schönsten in diesem Gedichte, doch sind ihrer nur wenige.

Der Ton wird durch die häufigen moralischen Betrachtungen oft gar zu mürrisch und lehrmeisternd: welches hier wohl ein Mißton scheinen möchte. Ein episches Gedicht kann voller Unterricht seyn, wenngleich keine Lectionen darinn gegeben werden. Was Hymen dem Aedon *im Traume* sagt, läßt einer Predigt nicht unähnlich: doch denken wir, daß Wenigen die Predigt unsers lieben Yoricks im *Tristram Shandy* dabey einfallen werde.

Herr Dusch hat die mythologischen Anspielungen in seinem Gedichte mit Anmerkungen erläutert: nur fehlen sie, vermuthlich aus Versehen, im fünften Gesange, wo sie vielleicht am nöthigsten waren. Denn mehrere Leserinnen wissen, wer Juno, Neptun, Saturn war, als nicht wer Chronophyle, Phöbe, Vertumnus gewesen.

Die Anmerkung S. 98. wo Moschus beschuldigt wird, daß er den Ovid unglücklich nachgeahmt habe, gehört wohl zu den Gedächtnißfehlern, denen Herr Dusch manchmal unterworfen ist. Auch der Tadel, daß Europa beym Moschus besorgter für ihr Gewand als für ihren Fuß scheine, möchte wohl nicht recht überlegt seyn. Wir halten diesen Zug für einen der feinsten, nicht nur weil eine solche Frauenzimmerbewegung oft mechanisch ist, sondern vornämlich weil er hier aus Absicht steht, indem er den Character der Europa vortrefflich vollendet. Das Bild im Ovid ist von dem Bilde im Moschus darinn verschieden, daß Europa bey jenem durchaus erschrocken vorgestellet wird, bey diesem aber ihre erste Furcht bald einer süßen Ahndung nachgiebt. Von dem Gemälde unsers Dichters, verglichen mit dem Gemälde des letztern wollen wir nur dieß wenige sagen: Herr Dusch malt witzig und schlau, wie ein Franzos, und Moschus — ist ein Grieche.

Der Moralist, den Herr Dusch in der Anmerkung S. 199. nicht zu nennen weis, ist Fielding im Jonathan Wild. Wir erinnern uns, den von ihm angeführten schönen Gedanken entweder beym Aristoteles oder Plato schon gelesen zu haben.

Doch es ist Zeit, von dieser Ausschweifung über die Anmerkungen unsers Verfassers, wieder zum Detail des Gedichts zurückzukehren, von dem wir noch etwas erwähnen müssen.

182. Stück. Dienstag, den 15. November, 1768.

Wir sagen nichts von dem ungewöhnlichen Träumen und Einschlafen des Aedons, der sich hierinn von den meisten andern Personen des Gedichts unterscheidet: — nichts von den sonderbaren Schicksalen der Themire, die durch viele, wiewohl nicht völlig durch so viele Hände geht, als die **Fiancée du Roi de Garbe** beym Lafontaine: uns gefällt die treuherzige Zuversicht des guten Aedon: — nichts von dem häufigen Gebrauch einerley Beywörter,

den wir mit der Fruchtbarkeit unsers Dichters nicht recht zu reimen wissen.

Aber einige einzelne Verse, die wir verbessert wünschten, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Herr Dusch macht den wohlklingendsten Alexandriner, den sich ein Ohr, welches an das ewige Geläute dieses Verses gewöhnt ist, nur wünschen kann. Dagegen erlaubt er sich verschiedne Licenzen (Anm. S. 199.); die wir nicht billigen können. Unter seinen Zusammenziehungen ist uns die folgende eine der allerunangenehmsten. S. 42.

— — — Hier steht eur Opfer, ich,
Eur Feind, des Todes werth: eur Blitz zerschmettre mich.

Wir sehen nur drey Ursachen, die man hier für sich anführen könnte. 1. Daß vielsyllbigte Partikeln und Pronomina dem Nachdruck und der Fülle der Versification zuwider sind. 2. Daß die Engländer our sagen. 3. Daß man Feuer in Feur, Ungeheuer in Ungeheur zu verkürzen pflegt. — Auf den ersten Grund antworten wir, daß die Zusammenziehung eines einzelnen Pronomens nichts hilft, wenn die meisten vielsyllbigt bleiben müssen. Auf den zweyten, daß die englische Sprache rauher sey, als die deutsche, daß aber einzelne Rauhigkeiten in ihr nicht mehr so empfindlich werden, weil wir sie mit brittischen Ohren hören, und weil sie ins Ganze der Sprache einstimmen. Auf den dritten, daß Feur und Ungeheur keine guten Contractionen sind, der Uebellaut aber etwas vermindert wird, wenn man sie lang braucht. (Doch S. 177. finden wir Feur auch als eine kurze Sylbe.)

Die mittelste Sylbe in Einsiedler kömmt zweymal S. 133. und S. 174. kurz vor, welches dem eur nicht viel nachgiebt.

Zur zweyten Klasse der Licenzen rechnen wir die syntactischen, z. E. S. 33

— — entrissen sie von mir.

Die Provincialwörter, z. E. eins für einmal, und

die Licenzen wider die Etymologie und den Ausdruck, wodurch die Bedeutung der Wörter verlohren geht; z. E. S. 81. vermissen anstatt verliehren:

— — — Da jeder Augenblick
Ihr ungewisses Herz, von steter Furcht zerrissen,
Mit Sorgen quälete, den Liebling zu vermissen —

S. 167. senken anstatt stoßen:

Ein eifersüchtig Schwert ins Herz des Freundes senken —

Senken bedeutet ein langsames Herablassen. S. 96. Umgürten anstatt kränzen:

Dort lockt sie — —
Dem Cyprier das Haar, umgürtet es mit Rosen —

S. 19. bohrt anstatt dringt, schaudert oder d. gl.

Wo Furcht und heiligs Graun durch jede Nerve bohrt —

S. 111. Gelb anstatt gelbharigt, (welches nur im Komischen gebraucht werden kann)

Latonens gelber Sohn fuhr mit beschäumten Rossen —

Wir wissen wohl, daß unsre alten Poeten dergleichen Ausdrücke haben: allein sie sind darinn nicht nachzuahmen.

Die tiefen Grübchen S. 79. und 94. sind keine Grübchen der Grazien.

Folgende beyde Verse S. 9. erheben sich über den Ton des Gedichts:

Mit Hagel oder Sturm ein sündlich Land zu schlagen,
Und durch die Himmel rollt sein ehrner Donnerwagen.

Und folgende drey S. 96. und S. 205. fallen ins Possirliche:

Hier liebt er unerkannt das Weib des Tyndari —
— — — schon traten seine Sohlen
Auf weiche Teppiche von Kräutern und Violen.

Eine sonderbarere Zweydeutigkeit, als die in folgendem Verse aus dem schielenden Worte Tragen, haben wir nicht leicht gefunden:

Daß graues Haar mein Kopf, ein Stab mein Alter trüge.

Noch merken wir an, daß die letzten Gesänge etwas schwächer versificirt sind, als die ersten: besonders der achte.

---

183. Stück. Donnerstag, den 17. November, 1768.

42 Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Zwey Bände. Hamburg und Bremen bey J. H. Cramer. 1768.

Der brittische Humor ist schwerlich jemals so ächt und lauter in irgend einem Menschen da gewesen, als in diesem Herrn Yorick, wie er sich nennt. Und was diesen Humor besonders würzt, ist das gute fühlende Herz, das immer durchscheint, der tiefsinnige Verstand, der sich oft hinter die flüchtigsten Züge versteckt, und eine nicht gemeine Kenntniß der Welt, die sich aber auf eine so sonderbare Art zeigt, daß ein unaufmerksamer Leser sie leicht für die größte Unkenntniß halten könnte: wie wir denn aus der Vorrede sehen, daß man sie wirklich dafür gehalten hat. Es soll uns lieb seyn, wenn Yorick viele Freunde in Deutschland findet: aus einzelnen Urtheilen, die uns von der Höhe einiger academischen Kunstrichter herabgekommen sind, und aus dem Pli, den ihre demüthigen Bewundrer, solche Leser, (vielleicht leider! noch immer der größte Haufe in Deutschland), die sich nicht erkühnen, einen Schritt weiter vor sich zu sehen, als ihre Kunstrichter gesehen haben — aus dem Pli, sagen wir, den die meisten Leser der Journale und Zeitungen angenommen haben, urtheilen wir, daß wir ihm eben nicht allenthalben die günstigste Aufnahme versprechen können.

Der Uebersetzer, der ein Mann von Einsicht zu seyn

scheint, hat sich in der Uebersetzung des Worts Sentimental durch empfindsam nach der Meynung eines Gelehrten bequemt, von dem er folgende richtige Gründe anführt. „Es kömmt hier darauf an, Wort durch Wort zu übersetzen; nicht eines durch mehrere zu umschreiben. Bemerken Sie sodann, daß Sentimental ein neues Wort ist. War es Sternen erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es eben darum auch seinem Uebersetzer erlaubt seyn. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von Sentiment: wir haben von Empfindung mehr als eines: empfindlich, empfindbar, empfindungsreich; aber diese sagen alle etwas anders. Wagen Sie, empfindsam. Wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bey der viel Mühe ist; so kann ja auch eine empfindsame Reise eine Reise heißen, bey der viel Empfindung war. Ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf Ihrer Seite haben dürften. Aber was die Leser vors erste bey dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach dabey zu denken angewöhnen."

Was uns diese Uebersetzung sehr werth macht, ist die vorangeschickte kurze Lebensgeschichte unsers Sterne. Wir hätten hin und wieder einige Anmerkungen gewünscht, weil einem deutschen Leser Vieles dunkel seyn muß, was einem engländischen nicht so ist; unter andern da, wo Yorick dem Grafen B. seinen Namen im Hamlet zeigt: eine Anspielung, die so leicht Niemand verstehen wird, der seinen Shakespear nicht ganz im Kopfe hat.

---

201. Stück. Montag, den 19. December, 1768.

Idris. Ein heroisch-comisches Gedicht. Fünf Gesänge. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1768. (19 B. in 8.)

Wenn wir dieser anmuthigen Caprice einen Titel hätten geben sollen, so würden wir sie nicht ein heroisch-

komisches Gedicht, sondern eine epische Feen-Romanze, oder vielleicht ein deutsches What-d'ye-call-it genannt haben. In der That ist es schwer, einem Gedichte den rechten Namen zu geben, von welchem der Verfasser, Herr Wieland, in der Vorrede sagt, es sey eine abentheuerliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und komischen Ingredienzien, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, ja sogar von Moral und Metaphysik, und bey allem dem weder weniger noch mehr als ein gereimtes Feenmährchen, und der Pendant zu den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton. Inzwischen hat doch selbst die Caprice ihre Einheit; und wir gestehen, daß wir anstatt des ernsthaften und fast mürrischen Vorberichts an Herrn P. R. in E. lieber einen kleinen Commentar über diese Regel des Phantastischen gewünscht hätten: sollts auch ein so launigter geworden seyn, wie der, worinn Gay die Grundsätze einer Tragickomipastoralfarce zum Gebrauch der Kunstrichter zergliederte. Wir sind allemal in Verlegenheit, wenn wir einen guten Schriftsteller sich herablassen sehen, vor den Zoilen ein halb ängstliches halb verwegnes Schnippchen zu schlagen. Man lasse die Kunstrichter sich unter einander lächerlich machen: für die Dichter und Schriftsteller, die keiner Kunstrichter-Empfehlung bedürfen, sey es ein bloßes Schauspiel, woran sie weiter keinen Antheil nehmen, wenn

One Critic lolls his Tongue out at another,
And ſhakes his empty Noddle at his Brother.

Vornämlich aber sind uns zwey Dinge anstößig gewesen: daß Herr Wieland sich seiner vorigen Gedichte, die er in der Schweiz geschrieben hat, mit Erröthen erinnert, und daß er sich, nach einem schäftesburyschen Einfalle, der sich jedoch nicht völlig auf ihn anwenden läßt, so viel Mühe giebt, den Namen eines Autors von sich abzulehnen. Uns fällt dabey folgendes Anekdötchen von Congreve ein, welches Voltaire erzählt. Congreve, sagt Voltaire, hatte Einen

Hauptfehler, und der bestand darinn, daß er eine zu geringe Meynung von seinem Character als Schriftsteller unterhielte, ob er gleich diesem alle seine Ehre in der Welt und sein ganzes zeitliches Glück zu danken hatte. Er sprach von seinen Werken, als von Kleinigkeiten, die unter ihm wären, und gab mir bey meinem ersten Besuche zu verstehen, daß ich auf keinem andern Fuß zu ihm kommen möchte, als zu einem Landjunker, der seine Tage in Einfalt und Ruhe zubringt. Ich antwortete ihm, wenn er wirklich so unglücklich wäre, nichts als ein bloßer Landjunker zu seyn, so würde ich niemals den Einfall gehabt haben, ihn zu besuchen. Seine sonderbare Eitelkeit misfiel mir nicht wenig.

Es ist unmöglich, von einem Gedichte, das eine Vermischung der streitigsten Eigenschaften zur Absicht hat, und überdem ein Fragment ist, einen verständlichen Auszug zu machen. Wir merken nur überhaupt davon an, daß durch das Ganze eine reiche Ader von Witz und Einbildungskraft laufe, und daß man sich von der Ausführung vielleicht keinen richtigern Begriff machen könne, als wenn man sich Priorn denkt, der zum Spaaß den Ariost travestirt: nur mit dem Unterschiede, daß Prior dieses niemals so gut würde gethan haben, als es Herr Wieland thut.

Herr Wieland hat sich sechs Jahre lang bemüht, dem Gedichte ein Ansehen von Leichtigkeit und Politur zu geben; und man kann glauben, daß er nicht zu viel sagt, wenn man die Schwierigkeit erwägt, der er sich freywillig unterzog, es in Ottave rime zu schreiben. Ottave rime sind, wie man sich erinnern wird, Stanzen von acht Versen, unter denen die sechs ersten mit zwey Reimen in bestimmter Folge abwechseln, und die zwey letzten den dritten Reim haben. Hiezu kömmt, daß die Verse beym Ariosto und Tasso durchgängig fünffüßig sind, welches, wie Herr Wieland mit Recht behauptet, im Deutschen eine fast unüberwindliche Schwierigkeit ist. Nur möchten wir fragen, warum Herr Wieland sich eine solche Schwierigkeit auflegte? und, ob man ihm einräumen könne, daß er sie

überwunden habe, da er die Verse bald vier- bald fünf- bald sechsfüßig macht, und in den sechs ersten Versen der Stanze, statt einer bestimmten Folge, willkührlich mit dem Reime abwechselt? Doch das sind Nebendinge. Mag Herr Wieland doch immer ein Quid pro Quo, und statt eines Gedichts in ottave rime ein Gedicht in ungleichen Stanzen gemacht haben: vielleicht hat der Wohlklang, einiger einzelnen Rauhigkeiten ungeachtet, sogar noch dadurch gewonnen.

Stellen wollen wir dießmal keine anführen: der Name Wieland ist schon zureichend genug, alle Liebhaber der *scherzhaften, oft zu freyen*, aber immer in ihrer Art *einzigen Muse* auf das Gedicht selbst begierig zu machen. Wir hatten einige Erinnerungen aufgezeichnet, wo es uns vorkam, daß der Witz mit der Einbildungskraft davon laufe: aber auch diese halten wir, auf des Dichters Zuruf, zurück:

Ihr Herrn, erinnert euch, wir sind im Feenland!

1769.

3. Stück. Donnerstag, den 5. Januar, 1769.

Der Frau Maria le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für Arme, Handwerksleute, Gesinde- und Leute auf dem Lande, nach deutscher Art eingerichtet von J. J. Schwabe. Zwey Theile. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1768. (Erster Theil 15, zweyter 18 B. in 8.) 44

Nur ein Mann, wie Herr Schwabe, dem Alles leicht wird, konnte, nachdem er ma Bonne in Mademoiselle Gut verwandelt, und die übrigen Französischen Kerle und Weibspersonen mit deutschen Namen getauft hatte, sich des Einrichtens nach deutscher Art auf dem Titel rühmen. Nur die kleinen Fabien haben das Glück mit den großen Genies gemein, daß sie Alles unternehmen können, was ihnen einfällt. Wir müssen gestehen, daß uns dieses Magazin, ungeachtet der deutschen Namen, noch immer sehr undeutsch vorkomme, ja wir glauben, daß unsre deutschen Arme, Handwerksleute, Knechte und Mägde dasselbe, ob es gleich bloß von der Religion handelt, nicht ohne Lachen werden lesen können. Es ist voller Schwänke, voll Französischen Caquets, und voller Bonmots, wie sie nur unter den Bauern in Frankreich gänge und gäbe sind. Selbst die Wahl der Personen hat ein komisches Ansehen. Da ist Paul, ein Leineweber, der Garn stielt; Andres, der Müller des Dorfs, ein Mehldieb; Thomas, ein großer Trunkenbold; Peter, Niklasens Knecht, ein Trunkenbold,

Flucher, und grober Mensch ꝛc.; und alle diese Garn- und Mehldiebe, Trunkenbolde, Flucher, und grobe Menschen wollen bey Mademoiselle in die Schule gehen, um Gott lieben und fürchten zu lernen: denn, (merkt Marie, des Herrn Amtmanns Magd, sehr artig an), man sagt, er sey so gütig! — Ich sollte Sie nicht lieben, Mademoiselle? spricht der Tagelöhner. Ich wollte lieber ein ganzes Jahr nicht in die Schenke gehen. Gehen Sie, Mademoiselle, ich habe ein gutes Herz. — He, ruft Peter, was will das sagen, Flüche ausstoßen? Ich habe das niemals gehört. Ist es eben so viel, als wenn wir fluchen? — Ja wohl, Peter, versetzt Mademoiselle, und das ist eine recht gemeine Sünde, die Ihr sehr oft begehet. Der Teufel hole mich; ich will des Teufels seyn; da schlage der Teufel drein; hole ihn doch der Teufel; daß dich die schwere Noth; daß ihn alle Wetter erschlügen u. s. w. (Was Mademoiselle für ein glückliches Gedächtniß hat! Doch muß man auch Herrn Schwabe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er hier nicht weniger glücklich, statt der Französischen Flüche für Deutsche gesorgt habe.)

Wir möchten wohl wünschen, daß Jemand sich den Gedanken der Madame Beaumont zu Nutze machte, Unterredungen über allerley nützliche Materien, (nicht bloß über die Religion) zum Gebrauch des gemeinen Mannes zu schreiben: aber sie müßten ganz anders beschaffen seyn, als die gegenwärtigen.

---

9. Stück. Montag, den 16. Januar, 1769.

45 M. Sam. Gotthold Lange Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Erster Theil. Halle bey Hemmerde 1769. (319. S. in 8.)

Haben sich etwa die Begriffe von Recht und Unrecht seit Kurzem in der Welt geändert, daß nun auch ein Mann, von dessen Stande man so Etwas am wenigsten erwarten sollte, das Exempel giebt, anderer Leute Briefe ungefragt

drucken zu lassen? Herr Lange meynt zwar, „der Hauptvortheil solcher Briefe bestehe darinn, daß die Verfasser vertraulich alles sagen, und auf eine solche Art sagen, als nicht geschehen seyn würde, wenn sie vor die Welt geschrieben hätten; die Schönheit sey nachläßig, gleich der Tracht einer Schönen, die eben aufgestanden ist, und sich vor keinen Besuch angezogen hat, aber desto reizender ist.“ Allein wenn die Verfasser etwas sagen, was nicht in die Welt gesagt seyn *sollte*, so mag der Vortheil groß oder klein seyn: Herr Lange thut immer übel, daß er das Vertrauen seiner Freunde misbraucht. Reizend oder unreizend, wird ihm die Schöne antworten, Sie sind sehr dreist, daß Sie die Anständigkeit Ihres Ueberfalls nur nach *Ihrem* Vergnügen beurtheilen.

Was würde Herr Lange von einem Freunde denken, der sein Pult aufschlüge, und einen Raub an seinen noch unreifen Schriften verübte, bloß um die Neugierde einiger Leser zu befriedigen? Wie aber? ist eine Bekanntmachung vertrauter Briefe ohne Wissen ihrer Verfasser, nicht noch viel gewaltsamer, und um desto ahndungswürdiger, je weniger man sich dafür hüten, und wenn der Schade einmal geschehen ist, ihn wieder zurücknehmen kann? Ein ehrlicher Mann schüttet seine geheimsten Gedanken in den Busen eines Freundes aus: muß er nicht betroffen seyn, wenn er nachher das Geheimniß in Jedermanns Munde findet? Briefe, selbst der besten Scribenten, werden oft in großer Eilfertigkeit, oft kurz vor dem Abgange einer Post geschrieben; man vergiebt sich allerley kleine Uebereilungen, theils weil man nicht Zeit genug hat, jedes Wort abzuwägen, theils in edler Zuversicht auf die freundschaftliche Auslegung und Discretion desjenigen, an den man schreibt. Wie sehr hat man sich betrogen! Aber wie groß und mannigfaltig ist nicht die Beleidigung! „Als *Autor*, wird man der Macht und des Rechts „beraubt, die beyde von einem guten Schriftsteller unzer„trennlich sind, der Macht, was man des Drucks unfähig „findet, selbst zu verwerfen, und des Rechts, selbst zu

„beurtheilen, was man zum Nutzen oder Vergnügen der „Leser, oder zur Ehre seiner selbst, einer vorzüglichen „Bekanntmachung würdig halten, und wie oder wann man „es der Welt mittheilen wolle. Als Mensch, verliehrt „man das Recht sogar über seine eignen Gedanken, das „große menschliche Vorrecht, was man gedacht hat, nach „Gefallen entweder auszubreiten oder zu unterdrücken, die „Gelegenheit, es reiflicher zu überlegen, und zugleich alle „Vortheile der Klugheit, Rechtschaffenheit, oder Bescheiden„heit in der Anwendung des Gedachten. Als Bürger „hat man noch mehr gelitten. Das Verhalten des Autors „im Privatstande, seine häuslichen Angelegenheiten, seine „Familiengeheimnisse, seine Leidenschaften, seine Neigungen, „seine Schwachheiten sind der Verdrehung oder der „Empfindlichkeit einiger Leute, dem willkührlichen Urtheile „oder der Bosheit der ganzen Welt ausgesetzt. Vertraute „Briefe auf eine solche Art drucken zu lassen, ist die „schändlichste Art der Verrätherey im gemeinen „Leben: denn es hat offenbar die ausgebreitetsten und „dauerhaftesten nachtheiligen Folgen. Es ist das höchste „Verbrechen wider die Gesellschaft: denn es macht den „zärtesten und vertrautesten Umgang des Freundes mit dem „Freunde, und die allernöthigste Gemeinschaft des Menschen „mit dem Menschen, höchst unsicher und furchtbar."

Pope.

Oder wollen wir sagen, Herr Lange habe eine gute Absicht gehabt, und sich nur in den Mitteln geirrt? habe es für nützlich gehalten, uns seine Freunde von einer andern Seite zu zeigen, als von welcher die Welt sie kennt? habe uns auf diese Art von verschiednen Dingen unterrichten wollen, die uns sonst unbekannt geblieben wären?

Kein tadelhaftes Mittel wird durch eine gute Absicht entschuldigt. Und es fehlt viel, daß die Absicht in dem gegenwärtigen Falle so schlechterdings zu rechtfertigen wäre. Es ist wahr, man ist immer begierig, gewisse Scribenten

auch als Menschen kennen zu lernen: aber das gilt nicht von allen; es gilt nur von den größten und berühmtesten; und auch dann muß die Neugierde und ihre Befriedigung unsrer würdig seyn.

Wir zweifeln sehr, ob Herr Lange das wahr machen könne, was er so allgemein von sich und seinen Freunden sagt: „Sie haben nichts geschrieben, ich lasse nichts drucken, als was nicht Ihnen und mir Ehre macht.“ — Ihm wohl! und vielleicht etwas zu viel Ehre. Es thut uns wirklich um Herr Langen leid, daß wir gestehen müssen, er hätte bey weitem die größere Anzahl schon deswegen ungedruckt lassen sollen, weil ihm mehr Ehre darinn widerfährt, als er sich billig zueignen kann. Was ist das für eine Bescheidenheit, die, anstatt über offenbar zu weit getriebne Lobsprüche zu erröthen, sogar Anspruch darauf macht? die nicht undeutlich zu verstehen giebt, die Bekanntmachung dieser Lobsprüche sey ziemlich der Hauptbewegungsgrund von der Bekanntmachung der ganzen Briefsammlung? — Aber seinen Freunden Ehre? allen seinen Freunden Ehre? Gewiß, wir würden wenigstens von dem General Stille eine schlechte Meynung haben, (und denkt nicht selbst Gleim gütig von ihm?) wenn wir nicht glaubten, er müßte sich über seine eignen Briefe schämen, falls er noch lebte, sie gedruckt zu lesen. Was wir aber ihm nur zutrauen, können wir mit noch weit größerm Rechte von verschiednen andern behaupten, deren Briefe zu dieser Sammlung gemißbraucht worden.

10. Stück. Dienstag, den 17. Januar, 1769.

So viel haben wir nöthig gefunden, von der Moralität der Herausgabe zu erwähnen. Wir haben unsern Scribenten keinen schlechten Dienst geleistet, wenn wir fähig gewesen sind, — nicht die Scapins unter den Briefsammlern, die sind zu aller Empfindung der Ehrlichkeit verdorben: sondern — den bessern Theil unter denen, welche Briefe gelehrter Männer in Händen haben, etwas behutsamer zu machen: Was wir unsern Lesern

nun noch sagen müssen, wird bloß den Inhalt der gegenwärtigen Sammlung betreffen.

Der Briefe von dem seligen Stille sind funfzehn, von Gleim auch funfzehn, von Bodmer fünf, von Meier drey; von Breitinger zwey, von Friedrich Conrad von Kleist einer, vom seligen Hagedorn zwey, von Waser in Zürich zwey, von dem jüngern Wiedeburg in Jena drey, von Sulzer funfzehn. Außerdem ist noch eingerückt: ein Französisches Avertissement vom General Stille zu einer längst unbekannt gewordnen Uebersetzung einer ebenso unbekannten Ode von Madam Lange über die Alpen, nebst der Uebersetzung selbst; ein schönes anakreontisches Briefchen von Gleim, (Gleim Anakreon schreibt nicht Briefe, sondern Briefchen); eine durch ihren Verfasser, den unglücklichen Henzi, sehr merkwürdige Ode auf den Antritt der Regierung Friedrichs des Zweyten (Königs von Preußen); Antwort auf eine Satire gegen das Frauenzimmer, verfertigt von Doris — nicht ohne Gernwitz geschrieben, und nicht ohne Langeweile zu lesen; endlich eine Parodie eines Ungenannten auf eine gewisse Berlinische Ode, die beyde schlecht sind.

Die Briefe von Bodmer, Breitinger, und Meier handeln größtentheils von bekannten Streitigkeiten; einiges darinn wäre am besten unter vier Augen geblieben. Gleims Briefe sind artig, verrathen aber die Jugend des Verfassers. Waser schreibt unter allen am witzigsten: es ist Sterling Wit in dem Manne. Die Briefe von Sulzern haben Etwas vom ciceronischen Tone: doch sind sie voller Nachläßigkeiten und Sprachfehler. Hagedorns beyde Briefe können nicht ohne Vergnügen gelesen werden; unsre Leser würden uns kaum verzeihen, wenn wir nicht etwas daraus anführten. Vom Reime schreibt er: „Vielleicht ist es mit dem Reime, von dem so viel Gutes und auch so viel Schlimmes gesagt worden, nicht anders beschaffen, als mit einer Leidenschaft, die närrische Köpfe auf neue Thorheiten und Ausschweifungen bringen, ver-

nünftige aber zu glücklichen Erfindungen veranlassen kann." (Das letzte würde Hagedorn wohl etwas anders ausgedrückt haben, wenn er nicht einen Brief geschrieben hätte.) „L'amour est fou dans une tête folle, & sage dans un coeur parfait." Von den lateinischen Lettern zu deutschen Schriften urtheilt er sehr richtig. „Gewiß unsre Sprache muß ein recht seltsames Glück haben, wenn allein diese Veränderung, mit welcher einer unsrer Freunde (Bodmer) so rühmliche Absichten hat, in einem halben Jahrhundert auch nur zehn Auswärtige veranlassen soll, so sprachgelehrt zu werden, daß sie die deutschen Bücher lesen können, die mit lateinischen Lettern gedruckt werden. Einige Franzosen und Engländer erlernen das Deutsche aus ganz andern Absichten;" (von den Engländern gelten diese Absichten noch itzt); „und diese würden es auch aus gothischen Lettern sich bekannt machen, wenn unser Druck und Geschmack beyde noch gothisch wären. Durch solche Kleinigkeiten wird der Schönheit und dem Ansehen der Sprache so wenig geholfen, als man ein Gebäude mit Schwefelhölzchen stützet." (Wir setzen hinzu, daß es immer besser ist, selbst Buchstaben zu haben, als sie von andern Nationen zu entlehnen; daß die Erlernung eines fremden Alphabets keine Schwierigkeit macht; daß die heutigen deutschen Lettern den lateinischen an Schönheit wenig nachgeben, und den griechischen beynahe vorzuziehen sind: daß die Engländer und Holländer wohl gethan haben, ihre deutschen Lettern mit lateinischen zu vertauschen, weil sie abscheulich waren.) — Um gleich beyläufig eine Probe zu geben, wie zärtlich Herr Lange mit dem Vertrauen seiner Freunde umgehe, wollen wir noch das unmittelbar folgende beyfügen: „Ich entdecke Ihnen meine Meynung aufrichtig. Sie erweisen mir aber einen Gefallen, wenn Sie dieses als eine außerordentliche Beichte ansehen, die Sie, als Prediger, recht heimlich vernehmen, und heilig verschweigen müssen." Und Herr Lange, der diese Stelle abdrucken läßt, konnte in der Vorrede schreiben: „Da es aber ohnmöglich ist, daß in solchen Briefen, in

welchen die Freundschaft redet, nicht gewisse Stellen vorkommen sollten, die der Welt nichts angehen, und, so schön und gegründet sie sind, doch nur unter vier Augen bleiben müssen, so habe ich das Vertrauen meiner Freunde als eine heilige Sache betrachtet, und nichts drucken lassen, das ich nur allein wissen sollte.“ Wie konnte Herr Lange das schreiben?

---

13. Stück. Montag, den 23. Januar, 1769.

46 **Anmerkungen IV.**

Eine Aufgabe.

Ein großer Scribent unsrer Nation war vor einiger Zeit in der Verlegenheit, keine zwey Wörter finden zu können, die den Unterschied der Poesie und Beredsamkeit von den andern Wissenschaften oder Künsten, etwas bestimmter und kürzer auszudrückten, als er durch schöne und höhere Wissenschaften ausgedrückt wird. Wir möchten diejenigen unter unsern Lesern, welche die Schwürigkeit einsehen, wohl auffordern, diese Sache zu untersuchen, und uns ihre Meynung darüber mitzutheilen. Unsern übrigen Lesern, denen nicht gleich einfällt, was das für Schwürigkeiten seyn können, wollen wir mit einigen Anmerkungen zu Hülfe kommen.

Wissenschaften, — Künste, — höhere und schöne Wissenschaften, — sind nach dem gemeinen Gebrauch sehr unbestimmte Ausdrücke.

Kunst unterscheidet sich dadurch von Wissenschaft, daß sie eine ausübende Geschicklichkeit erfordert. Aber eine jede Kunst stimmt mit einer jeden Wissenschaft darinn überein, das sie ihre Gründe und Ursachen, ihre allgemeinen Begriffe hat. Wer zu diesen hinaufsteigt, studirt nicht die Kunst, sondern ihre Wissenschaft. Es ist also irrig, wenn man die Künste den Wissenschaften entgegensetzt: denn alle Künste sind zugleich Wissenschaften. Poesie,

Beredsamkeit, Geometrie, Astronomie u. s. w. sind Künste oder Wissenschaften, je nachdem man sie entweder ausübt, oder ihre Grundsätze entwickelt.

Eigentlich sollte man in einer Kunst dreyerley unterscheiden: ihre Ausübung, ihre Regeln, und ihre Wissenschaft. Die Regeln sind eine Sammlung von Grundsätzen, die man aus der ersten, mit oder ohne Zuziehung der letztern herausgehoben hat. Wenn man dieß die Kunde nennen wollte, so wäre z. E. in der Poesie oder Geometrie die Ausübung die eigentlich so genannte Kunst, die Kenntniß der Regeln, Handgriffe, practischen Bemerkungen, auch wohl die Historie der Kunst, und was sonst dahin gehört, ihre Kunde, und die Zurückführung beyder auf allgemeine Begriffe ihre Wissenschaft. Alle Genies, die zu einer Kunst gebohren sind, besitzen den ersten und letzten dieser Theile, ohne eben den mittlern zu verstehen. Schäkespear war ein philosophischer Kopf vom ersten Range, und die Kunde oder Theorie seiner Kunst war ihm unbekannt. Der Maler Mengs ist ein Genie und ein tiefsinniger Philosoph. Die Kunstrichter, überhaupt genommen, beschäftigen sich nur mit der Kunde der Poesie &c., und über die können sie auch nur richten; welches die Erfahrung bestätigt.

14. Stück. Dienstag, den 24. Januar, 1769.

Die Eintheilung in höhere und niedrigere Wissenschaften ist eine Objectiv-Eintheilung; und deswegen nicht brauchbar. Den Rang menschlicher Wissenschaften bestimmen nicht die Gegenstände, sondern die Kräfte, die dazu erfordert werden: diese können bey niedrigen Gegenständen dieselben seyn, wie bey höhern. Ueberhaupt ist in der Natur unter allen Gegenständen einer Wissenschaft nichts niedrig, nichts klein, nichts geringschätzig. Was dem göttlichen Verstande nicht zu klein gewesen ist, wie sollt es dem menschlichen so seyn können? Alles, wozu uns der Schöpfer einen, an sich unschädlichen, Trieb, eine dem Ganzen angemessene Wirksamkeit und Fähigkeit eingepflanzt hat, gehört zu unsrer Bestimmung.

Gründlich sind alle Wissenschaften, insofern Gründlichkeit mit der Einschränkung des menschlichen Geistes bestehen kann. Die speculative Musik ist eine gründliche Wissenschaft: so auch die speculative Poetik. Will man aber durch Gründlichkeit bloß den Grad andeuten, so lehrt die Erfahrung, daß die sogenannten gründlichen oder philosophischen Wissenschaften, vor denen, die man nicht gründlich nennt, gar nichts voraushaben. Die einzige gründliche Wissenschaft im strengsten Verstande ist die Mathematik. Aber kein Wunder! hier hat der Verstand bloß mit seinen eignen Begriffen zu thun. Alle mathematische Begriffe sind willkührliche und von den äußern Objecten unabhängige Begriffe: was der Mathematicus in Gestalt einer Definition in die Wissenschaft selbst hineinlegt, das zieht er nur in veränderten Formeln und Bestimmungen wieder heraus. Mathematische Sätze sind wahr, weil dasjenige als wahr *angenommen* worden, wodurch sie wahr werden. Kaum aber wendet man sie auf Dinge außer uns an, so zeigt sich ihre Unzulänglichkeit. Die angewandte Mathematik muß erst durch Versuche berichtigt und zu einem Grade der Gewißheit erhoben werden: sie ist alsdann nicht mehr oder weniger gründlich, als alle andre Wissenschaften.

Eben so verhält es sich mit dem, was Alembert durch Sciences exactes auszudrücken sucht, und wirklich nicht ausdrücken kann.

In Göttingen hat man angefangen, die schönen Wissenschaften *leichte* zu nennen. Was dem Genie leicht wird, mag den mittlern Köpfen schwer genug werden. Eulern ist die Auflösung eines für Viele andre unauflöslichen algebraischen Problems leicht. Nur das Mittelmäßige in jeder Art ist allgemein leicht. Dergleichen Katheder-benennungen zeigen wohl mehr scholastischen Dunst und einen *leichten* Kopf, als akademische Bescheidenheit und Ueberlegung an.

Noch pflegt man von diesen leichten Wissenschaften die reellen und die gemeinnützigen abzusondern.

Reelle! die sich mit Sachen, nicht mit Worten beschäftigen. Wie aber? sind nicht selbst Worte, selbst Töne Sachen, wenn man sie als Sachen betrachtet oder anwendet? Sind die Gegenstände der Nachahmung, Erscheinungen, Wirkungen, Empfindungen, Leidenschaften, rc. sind die nicht Sachen?

Oder will man unter Reel nur das verstehen, was man sonst Wichtig oder Gemeinnützig nennt: so ist auch hier eine kleine Frage zu thun. Redet man von der Staatswichtigkeit, von dem, was in einem Staate gemeinnützig ist, oder von dem, was überhaupt für die menschliche Seele, für ihre Bedürfnisse, ihre Nahrung, ihr Wachsthum, ihre Beziehung auf ein künftiges Leben, wichtig und gemeinnützig wird, oder werden kann? Wo ist die Sclavenseele, die den Nutzen einer für die ganze Geisterwelt wichtigen Entdeckung, Beobachtung, Aussicht, oder Empfindung nach keinem andern Maasstabe berechnet, als den die Politik darreicht? Unsre Beherrscher sind zu weise, zu gutgesinnt, als daß sie uns die Cultur derjenigen Fähigkeiten untersagen sollten, welche nicht unmittelbar zu ihren Absichten dienen; und wenn sie, aus sehr guten Ursachen, nur solche Kenntnisse und Wissenschaften vorzüglich begünstigen, die in ihren Plan gehören, haben sie damit den Geist fesseln, und zu allen andern Bestimmungen untüchtig machen wollen? Fern sey ein so unwürdiger Gedanke von dem Bürger! und am meisten fern von dem Gelehrten!

Alles, was wir hier angeführt haben, wohl überlegt, wird es schwer fallen, allgemeine Namen zu finden, die die Eintheilung der verschiednen Wissenschaften erschöpfen. Auch würde dieß von keiner sonderlichen Erheblichkeit seyn, könnte man nur Namen finden, die keine unrichtige und den Wissenschaften selbst nachtheilige Begriffe veranlaßten.

24. Stück. Freytag, den 10. Februar, 1769.

47 **Ueber das Publicum. Briefe an einige Glieder desselben, von Friedrich Just Riedel. Jena bey Cuno 1768. (17 B. in 8.)**

Dübos in seinen Betrachtungen, Klopstock im Nordischen Aufseher, die Verfasser der Litteraturbriefe, Herr Herder, und einige andre, haben es der Mühe werth gefunden, das Ding, was man Publicum nennt, zu beobachten, und uns ihre Entdeckungen mitzutheilen. Herr Riedel hat ohne Zweifel geglaubt, daß die Materie noch nicht erschöpft sey: aber wir müssen gestehen, daß er, so schön die Gelegenheit war, sich auf solche Vorgänger zu stützen, und so sehr er diese Gelegenheit in aller Stille genutzt hat, dennoch keinen Schritt weiter vorgerückt sey, und überdem, welches Niemand leicht ohne Misvergnügen bemerken wird, den Gedanken vortrefflicher Männer durch seine angehängten Flittern ein höchstschielendes Ansehen mitgetheilt habe. Es ist fast unmöglich, die unverdauten Sätze, die aus dieser Vermischung der Wahrheit mit dem Irrthume entstehen, alle genau genug zu zergliedern, und für Leser, die mit der Methode unsrer neuesten — wie sollen wir sie gleich nennen? Schwätzer, Gedankenverdreher, Viel-Lärm-um-Nichts-Macher, klingt zu hart — unsrer neuesten *Schule* nicht bekannt sind, in ihr gehöriges Licht zu setzen. Wir halten es aber für unsre Schuldigkeit, es wenigstens mit denen zu versuchen, die zu allerley Vorurtheilen den ergiebigsten Stoff enthalten.

Herr Riedel will in den drey ersten Briefen aus einem an sich unrichtigen, und noch unrichtiger verstandnen, Hutchesonschen Satze beweisen, daß die Schönheit nicht in dem Gegenstande, sondern bloß in der Empfindung desjenigen liege, der von diesem Gegenstande urtheilt, er sey schön; — daß wir nur dasjenige schön nennen, was uns nach dem System unsrer Organe gefällt; — daß nach der Verschiedenheit der Organe auch das Urtheil von der Schönheit verschieden seyn, und folglich der

Eine mit Recht Etwas für häßlich halten könne, was der Andre mit eben so vielem Rechte für schön erklärt: — mit einem Worte, daß Schönheit ein schwankender Begriff sey. — Wie Herr R. von der Schönheit spricht, ist sie allerdings ein gar sehr schwankender Begriff: doch, wir hoffen es darzuthun, ohne ihre Schuld.

Man erkennt ohne Mühe, was Herrn R. auf alle diese unbestimmten Voraussetzungen gebracht habe. Es hat Kunstrichter gegeben, die, aus guten Ursachen, einen gewissen allgemeinen Geschmack lehren, das Schöne in den Werken ganz verschiedner Zeiten und Völker, die überdem von ganz verschiednem Character sind, aufzusuchen und zu empfinden, oder, um durch Beyspiele zu reden, den Geist der griechischen Tragiker zu schätzen, ohne Shakspears Genie zu verkleinern, Homer zu bewundern, ohne deswegen Spensern und Ariost zu verwerfen. Allein wenn diese Leute Recht haben, so hat Herr R. darum nicht weniger Unrecht.

Es giebt zweyerley Arten der Schönheit: die sinnliche, worunter wir auch die anschauende begreifen, die durch den innern Sinn empfunden wird; und die von den Sinnen abgezogne, zu der auch die moralische gehört. Wir reden hier mit Herrn R. nur von der sinnlichen: was sich von der auf die moralische anwenden läßt, werden unsre Leser selbst anwenden.

Die sinnliche Schönheit liegt nie in unserm Urtheile allein, sondern theils in dem Gegenstande, theils in unserm Urtheile, insofern jener den Grund enthält, warum unser Urtheil so und nicht anders bestimmt wird. Wenn der Künstler eine Kolossalische Statue arbeitet, deren Schönheit nur vermittelst eines gewissen Abstandes in die Augen fällt, so wird zwar unser Urtheil von der Schönheit der Statue nicht eher erregt, als bis wir sie in diesem Abstande betrachten, aber die Ideen der Schönheit, welche der Künstler in sein Werk hineingelegt hatte, bleiben auch ohne alle Beziehung auf unser Urtheil, ob wir sie in der Entfernung für Schönheit, oder in der Nähe für Carricatur halten, immer dieselben. Eben so hört ein schöner Zug

der Natur im Homer, Shakespear, Klopstock, nicht auf, schön zu seyn, wenn es auch möglich wäre, daß ihn kein einziger Leser schön fände.

Wir bleiben bey der Erfahrung stehen. Es muß doch wohl eine Ursache haben, warum die Europäer, Perser, Türken, Araber, und alle andre Völker, die von diesen in der Hauptbildung nicht abweichen, und (welches wohl zu merken ist) keine willkührliche Nebenbegriffe einmischen, einen so bestimmten Unterschied unter Schönheit und Schönheit machen, daß sie verhältnißweise immer die größten Schönheiten unter den Griechinnen finden. Eine Ursache muß da seyn, warum man, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, die griechischen Kunstwerke für die schönsten unter allen erklärt. (Denn daß die Gothen sich von dem Antiken entfernten, geschah, wie Piles sehr wohl anmerkt, nicht deswegen, weil sie es verworfen hätten, sondern weil sie es nicht kannten.) Eine Ursache, warum wir uns auch von andern Dingen, die äußerlich mit unsrer Bildung nichts gemein haben, z. E. von Pferden, Rindern, Bäumen ꝛc. schöne Ideale zu machen pflegen.

Aus den angeführten Fällen erhellt zuerst so viel, daß eine Vergleichung dabey zum Grunde liege, und daß man bey dieser Vergleichung einen andern Maasstab brauche, als sich selbst. Daß nicht der sinnliche Eindruck eines einzelnen Menschen zur Beurtheilung der Schönheit zureiche, beweisen unter andern die gewöhnlichen Fragen im gemeinen Leben, ob der Urtheilende ein Kenner sey, ob er Mehr, ob er etwas Bessers, ob er Viel gesehen, und vornämlich, ob er darüber nachgedacht habe. „Niemand, sagt Richardson der Maler, sieht, was eine Sache sey, der nicht erkannt hat, was sie seyn muß.“ Wenn wir Gegenstände von einerley Gattung vergleichen, so bleiben wir endlich bey einem gewissen Etwas stehen, worinn sie nach unserm Urtheile übereinstimmen; und dieser Begriff wird alsdann der Maasstab, nach welchem wir ihre Individua messen. Was ist geschehen? Man hat das Allgemeine von dem

Einzelnen abgezogen; man hat nicht bloß empfunden: man ist Kenner.

Und dieses Etwas auf die Schönheit angewandt?

Um mit einiger Bestimmung zu antworten, erlaube man uns eine kleine Digreßion nach unsrer Art.

---

25. Stück. Montag, den 13. Februar, 1769.

Anmerkungen. V. 48

Ueber die Schönheit.

Diejenigen, welche über die Schönheit philosophirt haben, sind zum Theil auf folgende Abwege gerathen. Sie haben entweder den Gebrauch des Worts *schön* außer seiner positiven Bedeutung nicht genügend erwogen; oder sie haben sich durch einige zu weit getriebne Folgerungen ihrer Vorgänger verleiten lassen, die unläugbarsten Erfahrungen zu verwerfen; oder sie haben die Wirkungen der Schönheit mit der Schönheit selbst verwechselt, und aus den erstern verschiedne Sätze hergeleitet, die auf die letztre gar nicht mehr angewandt werden können.

In den zweyten und dritten dieser Fehler ist der scharfsinnige *Bourke*, der Verfasser des noch unübersetzten und unter uns noch zu wenig bekannten Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful (London 4th edit. 1764.) gefallen. Weil einige Schriftsteller, freylich ganz unrecht, die Ideen der Proportion, die man sich von der menschlichen Form abgezogen hat, ohne Unterschied bey allen Arten der Formen, und ferner bey allen Gegenständen der übrigen Sinne, ja sogar bey den moralischen Gegenständen des Verstandes, zum Grunde legen: so urtheilt nun Herr Bourke, nicht weniger voreilig, daß Proportion überhaupt eine erkünstelte Idee sey, die in der Natur nirgends bestimmt ist. Uns deucht doch, es sey ganz natürlich, in den menschlichen Formen gewisse bestimmte Verhältnisse zu bemerken. Daß

die Ohren, die Augen, die Arme, Hände, Beine, Füße nach Grundsätzen der Symmetrie gebaut seyen; daß der Hals einen andern Umriß habe, als die Arme, die Schenkel, die Beine: das, deucht uns, sey wohl keinem Zweifel unterworfen. Eben so gewiß ists, daß die Regel des Polyklets, die seit der Zeit dieses Künstlers beständig von den besten Kennern für die Regel der höchsten männlichen Schönheit angenommen worden, sich wirklich auf bestimmte Verhältnisse solcher männlichen Körper gründe, welche der Künstler, nach einer langen Vergleichung der schönsten Natur, mit Zuziehung der feinsten Beobachter, für die schönsten erkannt hat. Es würde zu weitläuftig seyn, Herrn Bourke in allen seinen Einwürfen zu folgen. Ob dieser Begriff der Proportion den Keim und die Bestandtheile der menschlichen Schönheit enthalte, läßt der Forscher der Schönheit so lange unentschieden, bis es ihm gelingt, die Natur in allen andern Gattungen der Schönheit auszuspähen, und gleichsam in ihrer geheimsten Werkstatt zu belauschen: bis dahin ist es ihm genug zu wissen, daß in menschlichen Formen das höchste Ideal der Schönheit von der höchsten Richtigkeit der Proportion unzertrennlich sey.

Herr Bourke macht die richtige Anmerkung, daß die Wirkung der Schönheit angenehm sey, mit andern Worten, daß sie Liebe oder der Liebe ähnliche Empfindungen erzeuge. Aber wenn er diesen Satz umkehrt, so irrt er sich sicherlich. Nicht alles, dessen Wirkung Vergnügen oder Liebe ist, darf Schönheit genannt werden. Eine gute Mutter liebt auch ein häßliches Kind, selbst wenn sie klug genug ist, es nicht für schön zu halten. Oft wirkt sogar die Häßlichkeit stärker auf unsre Liebe, als die Schönheit, ohne daß deßwegen in unsern Begriffen von der letztern die geringste Veränderung vorgeht.

Die Bestandtheile, welche Herr Bourke zur Schönheit fordert, sind Kleinheit, Glätte, allmähliche Abänderung, Delicatesse, und schöne Farben. In Ansehung des ersten Merkmaals hat Herr Bourke das Schöne mit dem Artigen und Niedlichen verwechselt. Die Ideen der Schwäche und

des Hülfsbedürftigen, die wir mit der Kleinheit unsrer Kinder, und hiernächst mit andern kleinen Gegenständen, zur Verstärkung unsrer Liebe, verbinden, können in die Idee der Schönheit überfließen, auch wenn die schöne Person nichts weniger als klein ist. Kleine Gegenstände gefallen nicht für sich, sondern nur, wenn sie eine Copie des Größern von eben der Gattung sind. Junge Hühnchen gefallen in Vergleichung mit großen Hühnern; junge Tauben aber nicht in Vergleichung mit den erwachsnen. Die Schnecke ist wegen ihrer Kleinheit kein Gegenstand des Gefallens: aber die kleine neugebohrne Schnecke ist es in Vergleichung mit der alten Schnecke, von der sie das Miniaturbild ist. Es ist unmöglich, sagt Bourke, daß ein Riese der Gegenstand der Liebe seyn könne. Und es ist ganz gewiß, daß riesenmäßige Leute es oft in einem hohen Grade fürs weibliche Geschlecht sind. Von den wohlgebauten Patagons, wie sie von Reisenden beschrieben werden, macht man sich einen Begriff, daß sie schöne Leute sind. Die Größe einer Kirche streitet nicht mit der Idee von der Schönheit derselben. — Eine blumigte Wiese mit kleinen bebüschten Hügeln und einzeln hingestreuten Bauerhütten giebt keine Vorstellung irgend einer Glätte, und ist doch schön. Junge Mäuse sind klein und glatt, sie haben kein Härchen: doch hält sie Niemand für schön. Glatte Stirnen sind häßlich. — Eine schöne Terrasse zeigt gerade das Gegentheil der allmählichen Abänderung: sie ist gradlinigt und rechtwinklicht. — Delicatesse gehört zur Idee des Niedlichen; — und schöne Farben wären ein Fehler an einer schönen Statue. Niemand wird läugnen, daß Kleinheit, Glätte, Delicatesse u.s.w. in besondern Fällen angenehm sind, und zur Empfindung der Liebe viel beytragen: aber wenn gleichwohl verschiedne Gegenstände ohne dieselben positive Schönheit besitzen, so sind sie zu Grundbegriffen der Schönheit nicht tauglich.

26. Stück. Dienstag, den 14. Februar, 1769.

Wir haben eines dritten Abweges erwähnt, da man nämlich den gemeinen Gebrauch des Wortes Schön nicht

genug von derjenigen Bedeutung unterscheidet, die es als ein wissenschaftlicher oder positiver Begriff hat.

Es dauert immer sehr lange, ehe ein Volk darauf verfällt, sich die Schönheit als eine von andern Eigenschaften eines Dinges unabhängige Eigenschaft zu denken, ob ihm gleich das Wort bekannt seyn kann. Schön heißt dem Menschen in solchem Zustande Alles, was ihm angenehm ist, wenn sich dieses Angenehme gleich auf kein eigentlich Schönes bezieht; und diese Bedeutung erhält sich auch dann noch in der Sprache, wenn der Begriff einer positiven Schönheit schon da ist. Ein schöner feuerfester Rauchfang, ein schöner geräumiger Stall, eine schöne große Sau, ein schöner fetter Dünger 2c. hat mit dem Begriff der Schönheit gar nichts gemein, sondern heißt bloß: es ist mir angenehm, daß der Rauchfang feuerfest, der Kuhstall geräumig ist; die Sache ist recht so, wie ich sie wünsche. Ein schönes Mädchen, eine schöne Musik, in der positiven Bedeutung, ist für den Wilden gar kein Gedanke: aber ein schönes, rasches, starkes, lustiges, gesundes Mädchen, ein schönes lärmendes Spiel von allerley Instrumenten durch einander, wobey man sich aus dem Athem schreyen und tanzen kann, ist ihm ein sehr lebhafter Gedanke. Daher kömmt es, daß rohe Nationen ganze Jahrhunderte in einerley Zustande ihrer Sinne verharren: ihre Musik verbessert sich nicht; ihre Bilder bleiben dieselben: denn sie haben keinen Punct der Schönheit, von dem sie ausgehen, und ihre Begriffe reinigen könnten.

Ganz anders verhält sichs bey solchen Völkern, die auf die Schönheit als Schönheit aufmerksam geworden. Von den ersten gröbern Ideen z. E. der leichtesten Verhältnisse in menschlichen Formen, Tönen, Syllben, Baukunst 2c. gelangt der Mensch tiefer in die feinern und geheimnißvolleren Verhältnisse der Schönheit bis zu dem höchsten Ideale. Von leicht zu übersehenden Zusammensetzungen wagt er sich staffelweise an das verwickeltere Mannigfaltige, wo zwischen Schönheit und Carricatur oft nur die kleinste Wendung eines Gedankens entscheidet. Mit dem Verstande

verfeinern sich die Sinne durch wiederhohlte Versuche. Alles Grobe geht voran, alles Feinere folgt mit dem Verstande.

Wenn der Mensch sich auf diese Art einen Begriff der Schönheit erworben hat, so kann man ihn gewiß keines schwankenden Geschmacks beschuldigen. Er hängt fester an seiner Idee der Schönheit, als fast an jeder andern Idee: und Herr Bourke behauptet daher mit gutem Grunde, daß es bey ausgebildeten Nationen weit mehr Menschen gebe, die übereinstimmen, eine Stelle im Virgil schön, als einen Satz im Aristoteles wahr, zu finden.

27. Stück. Donnerstag, den 16. Februar, 1769.

Es würde der Absicht eines Zeitungsartikels zuwider seyn, wenn wir die Grundsätze, die wir hieraus folgern könnten, alle genau entwickeln, und auf jeden besondern Fall der Schönheit anwenden wollten. Vielleicht müssen wir unsre Leser um Verzeihung bitten, daß wir sie schon so lange aufgehalten haben. Das Resultat davon würde aber in folgenden characteristischen Merkmaalen bestehen. — Angenehme Empfindungen sind die Wirkungen der Schönheit: allein nicht alle angenehme Empfindungen haben die Schönheit zur Ursache. Was angenehme Empfindungen erregt, ohne schön zu seyn, oder sie als schön zu erregen, nennt man uneigentlich schön; folglich auch in den Künsten. Positiv ist die *Schönheit* des Gegenstandes, wenn sie ihre Wirkung als Schönheit, relativ, wenn sie sie nicht als Schönheit äußert. Positiv ist die *Wirkung* des Gegenstandes, wenn sie auf verfeinerte Sinne einerley, relativ, wenn sie auf unverfeinerte Sinne verschieden ist. Wo in den Künsten positive und relative Wirkung mit relativer Schönheit verbunden ist, heißt die Nachahmung schön in dem gemeinen Verstande des Worts: die Sache ist, was sie nach unserm Begriffe seyn soll und seyn kann: der Künstler hat sie richtig nachgeahmt. Wo aber in den Künsten positive Schönheit mit positiver Wirkung verbunden ist, da heißt die Nachahmung schön in dem eigentlichen

Verstande des Worts: der Gegenstand ist schön, und als schön hat ihn der Künstler schön nachgeahmt. Man vergebe uns immer diese methodische Sprache: wenn man sich kurz fassen kann, drückt man sich wohl einmal mit der Schule aus.

In keiner Kunst ist der Unterschied der positiven und relativen Wirkung einleuchtender, als in der Poesie. Die Natur biethet keinen Gegenstand dar, der nicht entweder vor sich selbst, oder in Beziehung auf andre Dinge, verschiedne durch einander gemischte Eigenschaften hätte, die einen zusammengesetzten Eindruck auf die Sinne machen. Die Poesie hingegen, welche durch Zeichen wirkt, die nicht das Ganze eines Gegenstandes, sondern nur stückweise die einzelnen abgesonderten Eigenschaften desselben in willkührlichen Zusammensetzungen darstellen, hat es in ihrer Gewalt, alle Nebenbegriffe zu entfernen, und die Seele an den einzigen Hauptbegriff festzuheften, der zu ihrem Zwecke dient. Ein Garten, z. E. des Antinous in der Odyssee, oder der zu Grandisonhall, oder der im Agathon, ist in der Beschreibung angenehmer, obgleich nicht so lebhaft, als in der Natur, wo die Eindrücke des Vergnügens durch andre Nebeneindrücke abgeändert werden. — Doch die Materie wird zu reich: wir müssen uns losreißen.

*   *
*

47 Wir fahren nun fort, mit so wenig Worten, als uns möglich seyn wird, einige einzelne Sätze in den Riedelschen Briefen zu untersuchen.

S. 9. „Aristoteles nimmt seine Gesetze aus dem Werke des Meisters; Baumgarten aus der Definition; und Home aus der Empfindung.“ — Wie Herr R. diesen Satz versteht, ist er durchaus falsch. Aristoteles claßificirt oft seine Regeln so sehr ins Allgemeine, daß wir zu ihnen das Werk des Meisters gar nicht angeben können. Es wäre doch anmerkenswürdig, wenn Herr R. die Poetik nicht gelesen hätte. Baumgarten zieht sie aus

der Definition: doch keinesweges im Gegensatze mit den Werken der Meister, oder mit der Empfindung. Um eine vollkommen richtige Definition zu geben, (welches, im Vorbeygehen, die kühnste, und sehr oft die vergeblichste, Unternehmung des menschlichen Geistes ist), müßte Baumgarten nicht allein die Werke aller gebohrnen und noch ungebohrnen Meister im Kopfe haben, sondern auf dem Wege der Empfindung ein ungleich treuerer Beobachter, als selbst Home, seyn. Home ist in seinen Bemerkungen nicht allemal zuverläßig: er macht sich viele Blendwerke, und baut dreiste Schlüsse darauf. Von den verschiednen Gattungen der Kritik haben wir übrigens unsre Meynung schon anderswo*) gesagt.

S. 16. spielt der Verf. mit dem Worte Allgemein. Er glaubt, ein Satz könne nicht allgemein seyn, wenn die Denkungsart der Menschen verschieden ist. Allein es giebt, wie schon vorher gezeigt worden, eine Allgemeinheit des Satzes in Absicht auf den Gegenstand, und eine andre in Absicht auf die, die den Gegenstand betrachten.

Auch über diese Verschiedenheit persönlicher Empfindungen ohne Rücksicht auf den Verstand ließe sich Manches sagen, wenn wir uns nicht kurz fassen müßten. Die Menschen glauben oft in den Urtheilen von ihrer Empfindung verschieden zu seyn, wo, wenn man auf den Grund geht, die Sache ein bloßer Wortstreit ist. Ferner, Verschiedenheit der Urtheile bezieht sich nicht selten auf die größere oder geringere Einschränkung unsrer Kenntnisse. Die Natur hat viele Seiten, und Niemand übersieht sie ganz. It is nature within my view (Hier ist Natur innerhalb meines Gesichtskreises) sagte die hochachtungswürdige Chandler, und zog ihren Horaz allen andern Poeten vor. Dieß auf den Nationalgeschmack angewandt, fallen eine Menge Zweifel weg, die Herr R. so unauflöslich findet.

S. 49. meynt Herr R. die Seele könne selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Wirkungen entgegen handeln, welches

*) S. die Anmerkungen IV.

er mit folgendem äußerst seichtem Beyspiele zu erläutern sucht. „So sind zum Beyspiele die Regeln zu schließen in der That dergleichen Gesetze für die Wirkungen unsrer Seele, Gesetze, die mit der Seele gebohren werden, und mit ihrem Wesen zusammengewachsen sind. Und doch ist es möglich, daß wir Trugschlüsse machen, die gerade zu jenen Regeln entgegensetzt sind.“ — Geradezu entgegengesetzt! — Sie sind ihr gar nicht entgegengesetzt. Trugschlüsse werden nach eben den Regeln gemacht, wie alle andre Schlüsse: nur daß man die zusammengesetzte Mittelidee für eine einfache nimmt, welches gar sehr in unsrer Natur gegründet ist, weil, die willkührlichen Ideen ausgenommen, vielleicht einfache Begriffe für unsre Seele eben solche Undinge sind, als einfache Gegenstände für unsre Sinnen.

28. Stück. Freytag, den 17. Februar, 1769.

Nachdem Herr R. volle 47 Seiten lang seinen Lesern mit lauter einseitigen und unwahren Gedanken den Kopf verwirrt gemacht, so überrascht er sie S. 48. unvermuthet mit der angenehmen Entdeckung, daß er sie nur zum Besten gehabt, und itzt einlenken wolle. Er fängt auch wirklich an, von einem allgemeinen, besondern, und unrichtigen Geschmacke zu reden. Nur Schade, daß das, was er hier sagt, nicht richtiger gedacht ist, als alles Vorhergehende. Merkt wohl auf, ruft er uns zu, „es giebt auch einen allgemeinen Geschmack der Menschheit, welcher auf die natürlichen und allgemeinen geistigen Handlungen sich gründet, denen alle Menschen unterworfen sind,“ (das war Pro): „aber die Regeln dieser geistigen Handlungen leiden ihre Ausnahmen, und durch Gewohnheit, Uebung, Selbstbetrug, und andre Umstände wird es möglich, daß die Seele selbst einigen Gesetzen ihrer geistigen Wirkungen entgegen handeln kann.“ (Und das war Contra). — Wenn hier nicht Schaum von der obersten Oberfläche abgeschöpft ist, wo ist es denn? Welcher Philosoph wird wohl einräumen, daß die Seele ihren eignen Gesetzen

entgegenhandeln könne? Kann sie es aber, ist es nicht widersprechend, ein *Gesetz*, dessen *Gegentheil*, nach Herrn R. Ausspruche, *wirklich* ist, ein *allgemeines* zu nennen? Wer will mir sagen, daß mein besondrer Geschmack nicht so gut sey, als der Geschmack aller übrigen Menschen, wenn es in der menschlichen Natur gegründet ist, nach Gesetzen zu denken, die eines dem andern *zuwider* sind?

Das Schlimmste aber ist, daß Herr R. seine eignen Eintheilungen, so seicht sie denn auch seyn mögen, nicht einmal nutzt, und aus Begierde zu glänzen etwas Verworrnes hersagt, wo er leicht etwas Bessers sagen konnte. Nachdem er im dritten Briefe einen allgemeinen, besondern, und unrichtigen Geschmack unterschieden hatte, so sollte man doch glauben, daß er diesen Unterschied nicht schon im vierten werde vergessen haben. Aber man irrt sich sehr. Was er uns da verkündigt, gilt bald nur vom besondern, bald gar vom unrichtigen, und niemals vom allgemeinen Geschmack. Wie, wenn man nun für jede dieser Bedeutungen ein eignes Wort hätte? was dann? Herr R. würde mit Befremdung wahrnehmen, daß die Materialien, die er seit verschiednen Jahren, wie er uns versichert, zu diesem seinem geliebten System zusammengefahren hat, wie Kraut und Rüben auseinander fallen.

Im siebenten und achten Briefe lesen wir ein Langes und Breites von den Verbesserungen des Geschmacks, die wir den Kunstrichtern zu danken haben. Wir nehmen uns die Freyheit, hiebey zu erinnern, daß es immer ein Genie sey, welches den Geschmack fixirt, den die Kunstrichter, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht, gemeiniglich nur ausbreiten helfen. Es ist itzt Mode, daß die Kunstrichter sich mit aller Bescheidenheit die Gabe zueignen, *allgemeine Aussichten hinzubreiten, ihre Gränzen zu bestimmen, und ihre Lücken auszufüllen.* Bacon konnte etwas von der Art in der Philosophie leisten: denn Bacon war ein philosophisches Genie. Aber bey vielen unsrer Kunstrichter fällt uns

nur zu oft der Frosch ein, der sich zum Mann der Heerde aufblasen wollte.

S. 181. Wie lange noch soll das Gewäsche wiederhohlt werden, daß die christliche Religion nicht sinnlich genug für die Epopöe sey? Hat man denn schon vergessen, daß die heiligen Schriftsteller voll sinnlichen Ausdrucks sind? daß der Heiland selbst in Parablen und Gleichnissen spricht? Sind Parabeln nicht sinnliche Erdichtungen? Ist es so schwer zu begreifen, daß die geoffenbahrte Religion sich noch unmittelbarer mit unsrer Empfindung beschäftige, als die natürliche? Ist der Fehler des Dichters, der seine Gränzen überschreitet, der Fehler der Epopöe? Hat nicht der behutsamste unter allen christlichen Dichtern diese Gränzen mit einer so strengen Gewissenhaftigkeit gezogen, daß man ein offenbarer Schwärmer seyn muß, wenn man in Werken die auf den edelsten Grund gebaut sind, und zur höchsten Ehre Gottes abzielen, etwas unheiliges sucht?

S. 197. wird es für einen Vortheil der Journale gerechnet, daß der Kunstrichter oft durch seinen Ausspruch (vermuthlich ex tripode) Gedanken bestätigt, die der Leser zwar auch gedacht, aber mit Mistrauen gegen sich selbst gedacht hat. — Es muß ein sehr glücklicher Zufall seyn, wenn durch diesen Hebammendienst des Kunstrichters nur Wahrheiten hervorgebracht werden.

Eben so seltsam ist S. 195. der Vorschlag, die Urtheile der Journalisten (warum rückt Herr R. nicht mit der Sprache heraus, *was für Journalisten* er meynt?) zu sammeln, um *deutsche Grundsätze* der schönen Wissenschaften zu bekommen. — Ey ja! wir wissen schon, was das für Grundsätze sind.

Wir überhüpfen eine Menge andrer Behauptungen und Irrthümer von geringerm Belang, weil wir uns bereits länger bey diesen Briefen aufgehalten haben, als unsre Absicht war. Von dem Geiste, dem Stile, und dem Tone derselben müssen wir doch noch Etwas erwähnen. Herr R. ist darinn sehr tadelhaft: aber wir tadeln nicht

ihn insbesondre, sondern mit ihm eine ganze Genossenschaft von neuen Scribenten, die uns mit schalen Werken voller unbestimmten Gedanken, voll seichten Witzes, voll gezierter Wendungen, und zugleich voll der zuversichtlichsten Machtsprüche, zu überschwemmen drohen. So schädlich die Vorurtheile sind, die sie in die Welt *hinbreiten*, so ekelhaft sind ihre Schnörkelarbeiten einem gesunden Kopfe. Nicht zufrieden, sich die Ideen der bekanntesten Schriftsteller, ihrer Zeitgenossen, sogar bis auf den Ausdruck zuzueignen, verwirren sie die verschiednen Gattungen der Composition, sprechen mit dem Publico, wie ein Litteraturbriefsteller mit seinem guten Freunde, und spielen den Scapin im Angesichte der ganzen Welt. Wie sehr auch immer bey einer bessern Classe von Menschen ihre Ehre darunter leiden mag: — Können sie nur einigen faden Nachsprechern, die in ihrem Trosse sind, den Mund aufreißen, und ein stupides Lachen erzwingen, so halten sie sich für überflüßig schadlos. Auf diesem Wege werden wahrlich keine klaßische Schriftsteller gebildet.

29. Stück. Montag, den 20. Februar, 1769.

Worinn besteht in Herrn Riedels Briefen der Spaß, daß Bodmer zweymal *Johann Jacob* genannt wird? — Was heißt das: „Günther war *noch zu sehr Student*, um nicht *zuweilen* einen *Strich mit Biere* zu machen.“ Es soll doch wohl nimmermehr ein characterischer Zug seyn? — Ist *Menschinnen* etwas Witziges? — Was soll Soli Deo Gloria zum Beschluß einer Riedelschen Theorie von der Schönheit? — Was ein *Und hiemit Gott befohlen* im tabellarischen Inhalt? — Werden die *Leute an der Donau und an der Elbe* in Erfurt *Fremdlinge* genannt? — Warum heißt Sterne ein *Steckenpferd*? — Was sind die *Herren Rachel, Haller, und Epigrammatisten im Torso*? — — Müssen wir uns nicht schämen, wenn unsre Nachbarn hören, daß wir solche Armseligkeiten wohl gar für *artige Einfälle* ausgeben!

Auf allen Seiten finden sich Spuren des Gernwitzes und einer faselhaften Lebhaftigkeit. Insbesondre ist die Zuschrift äußerst geschraubt, ein Muster einer höfischen Galanterie — von der niedrigsten Art. Herr R. scheint darinn etwas besonders Hervorstechendes zu suchen: denn auch in dem Briefe an Herrn von Thümmel, den Verfasser der Wilhelmine, wird es als eine Herablassung, worauf das Publicum stolz seyn muß, bewundert, daß der gnädige Herr ein Schriftsteller hat seyn wollen. Gewiß, wir trauen dem Herrn von Thümmel einen viel richtigern Verstand zu: er wird sich geärgert haben, da er ein so übertriebnes Compliment las; er selbst wird stolz darauf seyn, daß ihn das Publicum unter die guten Schriftsteller aufnimmt.

Da wir das Publicum nun zweymal genannt haben, so wollen wir unsre Kritik mit ein paar Anmerkungen über dasselbe beschließen.

Wenn ein theatralischer Dichter in Frankreich oder England von seinen *Lesern* getadelt wird, so pflegt er sich, auf das *Publicum* zu berufen, und versteht darunter die Zuschauer vor der Bühne. Nach dieser Bedeutung ist ein wirkliches Publicum gemeynt, das an einem öffentlichen Orte versammelt ist, und seinen Beyfall oder Tadel zu erkennen giebt. Nicht ganz ohne Wortzwang haben die Schriftsteller diesen Begriff eines richtenden Publicums auf eine Anzahl Leser auszudehnen gesucht, die nirgends *beysammen* sind, deren Ausspruch nirgends *im Ganzen* gehört wird. Die englischen Schauspieldichter bitten ihr Publicum aufs flehentlichste, sie doch nicht zu *verdammen*! und auch in den Vorreden der Schriftsteller an ihre Leser giebt es eine Kunst mit Anstand zu *kriechen*. Euripides hingegen trat mit kühner Stirn vor die Bühne hin, und empfahl seinen Richtern, — etwas zu *lernen*.

Worinn besteht also wohl der Richterspruch des Publicums? Fast scheint es, als ob man sich bey diesem Worte den Autor als einen Delinquenten denke, dessen Ankläger oder Sachwalter, wo nicht gar Unterrichter, die

Journalisten sind, und den eine gewisse unsichtbare Anzahl von Menschen, das richtende Publicum genannt, entweder verdammt oder losspricht. Ein sonderbarer Irrthum!

Der Richterspruch des Publicums ist nichts anders, als die Wirkung, die ein Werk des Geistes auf den Geist andrer Menschen, allemal oder nur unter gewissen Umständen, macht, insofern sich daraus abnehmen läßt, ob der Autor, in seinem Begriffe von der Natur und zweckmäßigen Behandlung des Gegenstandes, mit den Begriffen aller übrigen Menschen, oder des besten, oder des schlechtesten Theils unter ihnen, übereingestimmt, oder nicht übereingestimmt habe.

Sogar der eigentliche Ausspruch des eigentlichen theatralischen Publicums einer Hauptstadt oder Provinz kann vielen Ausnahmen unterworfen seyn, je nachdem die Einsichten und Empfindungen desselben von andern Menschen außer diesem Zirkel mit Recht oder Unrecht bestritten werden.

Von beyderley Arten des Ausspruchs haben wir zwey wichtige Exempel in der Geschichte der Poesie. Milton zog sein wiedergewonnenes Paradies dem verlohrnen weit vor: wie sehr er in diesem seinem persönlichen Urtheile von den Urtheilen aller übrigen Menschen abwich, lehrt die Erfahrung, nach der jenes überall und von den besten Kennern mit Kaltsinn oder gar nicht, und dieses mit dauerhaftem Entzücken gelesen wird. Corneille hatte die Stimme seiner ganzen Nation vor sich: und in England fand man ihn unausstehlich. Auch die feinsten Kenner in Deutschland fangen an, laut zu sagen, daß Corneillens Wirkung sich weniger auf die Natur der Sache, als auf Vorurtheile und Umstände gründe; selbst in Frankreich empfindet man sie heutiges Tages nicht völlig so, als man sie vor hundert Jahren empfand.

Häufiger sind die Beyspiele solcher Dichter, die, zur Schande des richtenden Publicums, von ihren Zeitgenossen verkannt und vernachläßigt, und erst von ihren Enkeln

an den ehrenvollen Platz hingestellt worden, den der Genius ihrer Werke sich schon ohne Erlaubniß der Richter genommen hatte.

---

37. Stück. Montag, den 6. Merz, 1769.

49 Jo. Augusti Ernesti Archaeologia Literaria. Leipzig bey Fritsch 1768. (9 Bogen in 8.)

Es ist uns kein geringes Vergnügen, daß man nun auch auf Universitäten anfängt, die großen Künstler des Alterthums einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Herr Doctor Ernesti hat schon seit verschiednen Jahren in Leipzig versucht, über seine Auszüge aus dem Plinius und andern alten oder neuern Kunstscribenten eine Lesestunde zu halten; von Herrn Professor Heyne in Göttingen vernehmen wir ein Gleiches; und vielleicht giebt es solcher Vorlesungen noch mehrere. Was man in der gegenwärtigen Archäologie von den Künsten der Alten liest, hat sogar die Form und Einrichtung eines Schulbuchs; und es ist schon dadurch viel gewonnen, daß künftige Gelehrte zu einer Kenntniß angeführt werden, von der sie, nach der bisher in Deutschland eingerißnen Barbarey, entweder gar keine, oder doch sehr elende, Begriffe würden gehabt haben. Wenn wir unsre Meynung von Herrn D. Ernesti mit zwey Worten sagen sollen: — er scheint den Plinius und die übrigen Alten, die von Kunstsachen handeln, nicht, wie —, nur gelesen und ausgeschrieben, sondern studirt zu haben; einige Capitel sind noch ein wenig unvollständig: in dem über die Mahlerey z. E. ist der Composition, des Ausdrucks, der Perspectiv mit keinem Worte gedacht; manche Stücke haben noch einige Berichtigung nöthig. Wir zweifeln aber nicht, daß Herr D. Ernesti sich bey einer neuen Auflage, unter andern in dem Capitel von geschnittenen Steinen, Leßings Einsichten in den antiquarischen Briefen zu Nutze machen werde. Daß er sich überhaupt nur bey den allgemeinsten

und bekanntesten Dingen aufhält, läßt sich mit der Einschränkung entschuldigen, die bey bloßen Lesebüchern für Schüler nicht wohl zu vermeiden ist. Wir hätten indessen gewünscht, daß der Herr Verfasser, zufolge seiner weitläuftigen Erklärung in den Prolegomenen, die Musik nicht ausgeschlossen hätte: denn sie war eine von denen Künsten, worauf die Alten vorzüglichen Fleiß wandten; auch liefern die von Meibom und Wallisius herausgegebenen Musikgelehrten und Systematiker, Aristoxenus, Euklides, Nikomachus, Alypius, Gaudentius, Bacchius der Aeltere, Aristides Quintilianus, und Ptolemäus, nebst ihren neuern Auslegern, Burette, du Bos (nicht Boisius oder dü Bois, wie er S. 104. genannt wird), Marpurg, Rousseau ꝛc. wichtige Beyträge zu diesem Theile der Archäologie. Selbst die Schauspielkunst, Tanzkunst, Pantomime ꝛc. der Alten würde ein künftiges Lesebuch wohl nicht eben verunzieren.

In der Vorrede klagt der Herr Verf. daß die Schriftsteller, die nach Caylus von den Künsten der Alten geschrieben haben, keinen Unterschied unter demjenigen machen, was nur der Künstler, und was der Gelehrte wissen soll. Er meynt, es schicke sich für den Gelehrten nicht, von der Kunst wie ein Künstler zu urtheilen, und sieht überhaupt die Bildung des feinern Gefühls beynah für einen unwürdigen Zweck eines gelehrten Alterthumforschers an. Uns deucht aber, daß man ohne eine gewisse Künstlereinsicht unmöglich ein gründlicher Antiquar seyn könne, und daß das Studium des Alterthums gar keines vernünftigen Zwecks fähig sey, wenn dieser Zweck nicht in der Bildung unsers Geschmacks, in der Verfeinerung unserer Empfindungen, in der Aufklärung und Erweiterung unserer Begriffe besteht. Herr D. Ernesti beschuldigt ferner unsre Zeiten einer fast allgemeinen Vernachläßigung der alten Litteratur, und tadelt bey dieser Gelegenheit diejenigen unter unsern Landsleuten, die für die Bühne schreiben, oder in andern Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften arbeiten. Man müßte

ungerecht gegen die Verfasser der Bibliothek der sch. W. u. fr. K. und der Litteraturbriefe, gegen Winkelmann und Leßing, ja gegen einige unsrer besten Poeten seyn, wenn man ihnen nicht einräumte, daß sie die Liebe zu der alten Litteratur und den Geschmack an den großen Werken der Griechen unter unserm Publico ausgebreitet haben. Man fängt an in Deutschland einzusehen, daß man Werke des Genies niemals in Uebersetzungen lesen müsse; man ist allmählig überzeugt, daß Werke, die sich leicht und gut übersetzen lassen, keine Werke des Genies seyn können: und diese richtige Vorstellung, die uns vor unsern Nachbarn, den Franzosen und Engländern, große Vortheile verschafft, wird uns, so lange sie sich erhält, gegen das Versäumniß der alten Litteratur ganz gewiß besser sichern, als alle Declamationen der Philologen. Noch eins merken wir (nicht wider Herrn Ernesti, sondern) wider diejenigen an, die den Geschmack und den Reiz der schönen Composition nur bey den neuern Scribenten nicht dulden wollen. Nach dem Maaße, wie die Schriftsteller Ordnung, Wahl, Kürze, Richtigkeit und Anmuth, beydes in der Anlage und in dem Ausdruck, der polygraphischen Verwirrung und elenden Schreibart vorziehen, die noch vor nicht gar langer Zeit in Deutschland herrschte, erweitern sich auch die Ideen der Nation, so wie sich die Zahl derer vermehrt, die nun mit Neigung lesen, weil sie mit Geschmack und mit Nutzen lesen können. Man sage niemals, es sey zu früh, schön zu schreiben, weil die Untersuchung voran gehen müsse. Das ist irrig. Wir raten einem Jeden, sich allererst bekannt zu machen, was schön schreiben heiße, und hiernächst zu schreiben, was geschrieben zu werden verdient: man wird alsdann das Vergnügen haben, viel mehr würdige Leser an sich zu locken, als wenn man schlecht geschrieben hätte; und eben durch das vermehrte Lesen der Würdigen wird die Wahrheit gewinnen. So lehrt es die Erfahrung aller Nationen: warum streitet man gegen diese Erfahrung?

41. Stück. Montag, den 13. Merz, 1769.

Philosoph. Bibliothek. Herausgegeben von Friedrich Just Riedel. Erstes Stück. Halle 1768. 50

Eine philosophische Bibliothek, dachten wir bey Erblickung des Titels, erscheint ja eben zu rechter Zeit, jetzt da mehr philosophischer Geist als jemals in Deutschland ausgebreitet ist: und wenn der Bibliothekar ein Mann ist, der die Spuren desselben in allen Arten der Kenntnisse wahrnehmen, seine Gänge aufsuchen, auf seine richtige Bahn hinweisen, ihn auf den Irrwegen ertappen, und das Resultat seiner geäußerten Wirksamkeit ans Licht ziehen kann, so macht er sich wirklich um den Nationalgeist seines Vaterlandes sehr verdient. Aber wie erschracken wir, als wir das Blatt umschlugen, und den Vorredner also anheben hörten: „Zu solchen Zeiten, wo man die Philosophie fast mit Füßen tritt, darf ich wohl das Unternehmen, ein philosophisches Journal zu schreiben, nicht rechtfertigen, welches zur Aufnahme einer Wissenschaft gereichen soll, die theils durch das Verschulden ihrer Freunde, theils durch die Beschuldigungen ihrer Feinde einen großen Theil ihrer Achtung verlohren hat." Was meynt der Mann für eine Philosophie? Das System von diesem oder jenem? Oder die Philosophie der academischen Hörsäle, welche oft von seichten Köpfen gelehrt, von jedem undenkenden Kopfe gehört und albern angewandt, und daher oft mit Recht verachtet wird? Desto besser für unser Vaterland, wenn große oder kleine Schulweisen nicht mehr andern Leuten den Ton zu denken geben: die Philosophie steckt nicht in dem Compendio, sondern in der Untersuchungsbegierde eines freyen und beobachtenden Geistes. Und sollte der Vorredner diesen Geist nicht unter uns wahrgenommen haben? Desto schlimmer für ihn und für seine Bibliothek.

Doch es sey drum, wir wollen ihn selbst hören. Den Kunstrichter lernt man aus seinen Urtheilen und Anmerkungen kennen. Wir wollen also die guten Ver-

sprechungen in seiner Einleitung übergehn, und sehn wie er sie gehalten hat. Ein philosophischer Kunstrichter ist kein kleines Geschöpf: er soll geübte Sinne haben, das wahre, das neue, das unterscheidende hervorzuziehen; er soll mit dem System eines jeden Verf. bekannt seyn, sich hineinzusetzen wissen, aber auch ihn und den Leser auf die Natur hinführen, wo die Idee genommen ist oder genommen werden muß; er soll das unbestimmte bestimmen, das falsche ausmärzen, Schlacken und Gold von einander sondern. Und hierzu gehört kein Lehrling, der ein paar gangbare Systeme durchgelaufen hat, sondern ein Meister, der die von andern gelieferten Ideen durch Beobachten und vertrautes Anschauen der Natur selbst gesehen, und nach ihr berichtiget hat: sonst kauet er wieder, was von andern gesagt ist, mischt halbverstandene, unreife Gedanken mit fremden unreifen durch einander, urtheilt, ohne was bestimmt zu haben, verführt die, die ihm auf sein Wort glauben, durch den Schall seiner gebrauchten Redensarten, und macht den Kopf seiner Leser nicht heller, sondern verwirrter und unsicherer. Eine Krankheit, an welcher viele neuere Journalisten darnieder liegen, und womit sie ihre unprüfende Leser auch anstecken. Einige Urtheile der Verf. sollen uns also das Maaß ihres philosophischen Geistes kenntlich machen.

S. 14. wird die Willkühr vom Willen d. i. von allen Begehrungskräften unterschieden. Verstand ist sie auch nicht. Was denn? „Das Vermögen sich bey entstandenen Begierden für sie oder wider sie zu bestimmen, und nach dieser Bestimmung frey zu handeln — die Anwendung und der Gebrauch des Willens.“ Worte ohne Sinn, wollten wir nicht gern sagen, aber wenn nur der Verf. Sinn hineingelegt hätte. Worin mag wohl dieß Vermögen der Seele bestehn? Die Willkühr denkt nicht, sie will nicht, sie begehrt nicht; sondern wenn die Seele gedacht, gewollt, begehrt hat, so kömmt die Willkühr, (eine Art von Wetterhahn in der Seele,) und drehet sich ohne wirkende Kraft hin und her, und bleibt endlich stehen, und wenn

sie nun stehen bleibt, handelt sie wieder grade hin, und handelt dann frey, die Seele mag übrigens gedacht, gewollt, begehrt haben, was sie immer wolle. Woraus erfolgt denn diese freye Bestimmung? Zählt die Willkühr die Knöpfe am Rocke ab, oder vergleicht nicht vielmehr die Seele durch ihr inneres Anschauen, oft auf eine schnelle Weise, die Kraft der entgegenstehenden Eindrücke. Und wie macht es die Willkühr, daß sie den Willen frey anwendet und gebraucht? Wenn der Wille gebraucht wird, ist ja schon, soll dieser Gebrauch anders was bedeuten, die freye Entschließung geschehn, und der Gebrauch ist nichts weiter als eine Reihe neuer Entschließungen, die aus der erstern entstanden sind. Der Verf. schaue nur in die Seele hinein, wenn die Brille seines Systems, die doch nach dem Versprechen in der Einleitung nicht gebraucht werden sollte, ihn nicht daran verhindert.

S. 15. wird von einer Verhärtung der Willkühr geredet. Zu einer Verhärtung wird wohl eine einförmige Handlungsweise erfordert. Worinn besteht denn nun diese einförmige Handlungsweise der Willkühr? daß sie sich immer für und wider die enstandene Begierden bestimmt, und also nie bestimmt? Eine lächerliche Verhärtung! Oder daß sie immer frey handelt? Das wäre eine vortreffliche Verhärtung. — „So giebt es auch einen „gewissen Eigensinn, der eine Krankheit der Willkühr ist, „und den Menschen verhärtet macht." Würde der Leser durch das Urtheil nicht klüger geworden seyn, wenn der philosophische Kunstrichter ihm gesagt hätte, dieser Eigensinn sey die Bestimmung unserer Handlung aus der vermeinten oder wahren Ueberzeugung von unserm Vorzug im richtigen Denken. Es giebt einen sehr guten Eigensinn, ohne welchen man nie ein selbstdenkender Geist, oder ein entschlossener Mann ist. S. 17. „Die Willkühr ist die erste Fähigkeit der Seele, bey welcher die Selbstbesserung anzufangen ist; sie muß erst gewöhnt werden, den Verstand bey jeder gegebenen Gelegenheit aufzubieten, und zur Aufmerksamkeit zu wecken, ehe die Ausbesserung der

denkenden Kräfte bewirkt werden kann." Ein paar Fragen muß der Verf. noch beantworten, seine Leser aus diesem Labyrinth herauszuhelfen. Wie und wodurch fängt man die Besserung der Willkühr an, die sich ohne vorläufige Ideen hin und wieder bestimmt? Wodurch gewöhnt man sie? und durch welche Triebfedern bietet sie wieder den Verstand auf, wie erweckt sie die Aufmerksamkeit? Uns dünkt, Ideen, welche lebhaft oder stark vor das Anschauen kommen, reizen den Willen und bestimmen die Seele, ihre Aufmerksamkeit auf sie zu richten. Nicht doch, sagt der V. so finge ja die Besserung vom Verstande an. Nun was reizt sie denn? Bis er diese Frage beantwortet, muß man von ihm glauben, daß er seinem Lehrmeister, der nicht aus Beobachtung, sondern aus der Phantasie philosophirt hat, so wie er jetzt aus der Phantasie dogmatisirt, Dinge ohne Untersuchung nachspreche, so wie sie ohne Prüfung gesagt worden sind. Genung von der Willkühr.

42. Stück. Dienstag, den 14. Merz, 1769.

„Eine unglückliche Zweydeutigkeit der Philosophen über den letzten Endzweck Gottes, heißt es ebendaselbst, hat die Philosophen verleitet, sich um nichts zu zanken." Sie wird nun durch folgende Vieldeutigkeit auf einmal gehoben. „Gottes Endzweck bey der Schöpfung ist gewiß die Glückseligkeit der Bürger, aber des Menschen letzter Endzweck (bey der Schöpfung? denn davon ist die Rede:) muß seyn, alle seine Handlungen ad responsionen Dei einzurichten, d. i. um ihm nachzuahmen, nicht aus intereßirten Absichten, blos seine Vollkommenheit zu suchen, sondern sich zu bemühen, durch eine aufrichtige Liebe zu Gott und durch Reinigkeit der Seele ihm zu gefallen. Dieß heißt nach der Schrift, Gott hat alles um sein selbst willen d. i. ad responsionem sui gemacht." Welcher Mischmasch! die unglückliche Zweydeutigkeit, ob Gott die Welt zu seiner Ehre, oder zur Glückseligkeit seiner Geschöpfe gemacht, wäre also gehoben, wenn man sagt: Gottes letzter Endzweck dabey ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe, aber des

Menschen letzter Endzweck, — bey der Schöpfung nicht, denn was hat er dabey zu thun? — sondern bey seinen sittlichen Handlungen, soll nicht blos die Glückseligkeit, nicht blos Gottes letzter Endzweck, sondern ein anderer seyn, nemlich Gott zu lieben und ihm zu gefallen. Wenn man ihn also liebt, und ihm durch Reinigkeit der Seele zu gefallen sucht, so ist das wohl kein Mittel zur eigenen Glückseligkeit? Manche neuere Kunstrichter peitschen so gern mit einer Geißel um sich, man könnte das Ding für sie selbst brauchen, wenn es nur nicht so schmutzig wäre. Gelinde zu reden, muß man unwissend und dreust seyn, dergleichen Dinge durch einander zu mischen, und doch die Welt der Philosophen dadurch belehren zu wollen. S. 19. muß der Verf. eine eigene Offenbarung darüber haben, daß die Folgen der bösen Handlungen und der Unterlassung der guten, welche die natürliche Religion nicht heben kann, durch die christliche gänzlich vertilgt werden; und daß die vollkommene Glückseligkeit und vollkommene Tugend, welche jene nicht giebt, durch diese schon hier auf Erden erhalten werde. Denn ohne solche Offenbahrung heißt sein ganzes Raisonnement nichts.

H. Feders Diss. de sensu interno scheint einen Mann zu verrathen, der selbst Spuren aufsucht, oder den angegebenen nachgeht; obgleich der Rec. mehr seinen eigenen Gedanken nachläuft, als uns den Gang seines Verf. kenntlich macht. Wir glauben seine Art zu philosophiren mehr aus einigen Recensionen in diesem Stück, die das Gepräge derselben führen und von ihm herzurühren scheinen, errathen, als aus seines Rec. Bericht gefaßt zu haben. Doch wir haben es hier nur mit des Kunstr. Anmerkungen zu thun. „Die wahre Philosophie, heißt es S. 20. ist die Philosophie der Empfindung; durch sie werden die allgemeinen Begriffe erst realisirt.“ Das ist nur halb wahr. Die Empfindung philosophirt gar nicht. Die wahre Philosophie besteht im Beobachten, in der Vergleichung dieser Beobachtungen und dem Erfolg daraus: viele Beobachtungen können wir aber nicht anders machen,

als durch Aufmerksamkeit auf unsre eigne Empfindungen. Aus der Vergleichung solcher Beobachtungen entstehn allgemeine Begriffe, die reel sind. — Der sensus communis ist kein Gefühl, wie er S. 24. heißt, sondern wie er S. 43. erklärt wird; „Die Summe der Urtheile, welche in unserer Seele, nach ihren nothwendigen Gesetzen zu handeln entstehn;“ oder vielmehr die Summe der Grundsätze, welche aus den Gesetzen des Denkens der Seele, und aus häufigen Beobachtungen unvermerkt entstanden sind, und den Menschen in seinem Urtheil leiten. Scheint er gleich dem Gefühl ähnlich zu seyn, so scheint er es doch nur: aus dem einförmigen Verfahren nach diesen Grundsätzen wird eine Gewohnheit, schnell nach ihnen zu handeln, ohne sich ihrer deutlich bewußt zu seyn, und dieses Unbewußtseyn der Triebfedern bey dieser, so wie bey allen Gewohnheiten, verwechselt man mit Gefühl. Ein Gefühl der Verhältnisse kennen wir auch nicht. Man fühlt nur den Eindruck der Dinge, und aus der innern Vergleichung desselben mit unsern natürlichen Trieben der Empfindungen entsteht ein Urtheil über das Verhältniß desselben zu uns, aber kein Gefühl. Wie macht es der Mensch wohl, wenn er die Beziehung zweyer Dinge fühlen will?

„Der höchste Grund der menschlichen Erkenntniß muß nicht nothwendig Ein Satz seyn, es können mehrere seyn“, sagt unser philosophischer Kunstrichter S. 30. Wahr ist es, erwiesen hat man es nicht, daß nur Einer seyn müsse. Wenn er aber hinzusetzt; „man kann auch einen Begriff zum ersten Erkenntnißgrunde nehmen; oder es könnten mehrere Sätze seyn, deren Wahrheit von einander unabhängig wäre; und die alle durch die gemeinschaftliche Quelle unserer Känntnisse, durch die Empfindung bestätigt würden“, so weiß er nicht, was er sagt. Durch eine Quelle möchten wir wohl was bestätigt sehen; doch das mag hinlaufen. Aber der Mann nehme doch einmal einen Begriff zum ersten Erkenntnißgrunde. Nimmt er einen einfachen, wie kann er ihn deutlich machen, oder was damit

vergleichen, oder daraus herleiten? Nimmt er einen zusammengesetzten, so kann er ihn ja nicht eher zum Erkenntnißgrunde, vielweniger zum ersten Erkenntnißgrunde brauchen, bis er ihn zergliedert und in Sätze zertheilet hat. Und die mehrere Sätze sollen in ihrer Wahrheit unabhängig seyn, sich aber doch wohl nicht widersprechen? So sind sie nicht mehr unabhänig, wenn wir auch ihre Abhängigkeit nicht ganz deutlich einsehn. Und durch die Empfindung sollen alle unsere Känntnisse, und unsre ersten Erkenntnißgründe auch bestätigt werden? Wehe der Philosophie, wenn jeder Phantast sich in Absicht ihrer Erkenntnißgründe auf seine Empfindung berufen darf. Der Philosoph muß aus der Beobachtung über die Empfindungen und über die Seele allgemeine Erfahrungssätze ziehen, und dadurch, nicht durch die Empfindung selbst, seine Aussagen bestätigen wollen.

43. Stück. Donnerstag, den 16. Merz, 1769.

Bey den Fragen, welche S. 32. aufgeworfen werden, kann man sich auch ein wenig verweilen. „Woher wissen wir überhaupt, daß etwas wahr ist? Zuletzt allemal aus der Empfindung, und aus den natürlichen Gesetzen zu denken, denen unsre Seele unterworfen ist.“ Heißt das was gesagt? Der recensirte Schr. sagt, dieß sind die Gesetze, denen die Seele in Erkenntniß der Wahrheit unterworfen ist: und sein Kunstrichter zweifelt daran, und antwortet mit tiefsinniger Miene: ey, aus den natürlichen Gesetzen zu denken wissen wir nur, daß etwas wahr sey. „Welches ist das Kennzeichen der Wahrheit, so lange wir anschauend denken? Immer die Empfindung.“ So! die Empfindung ist also das Kennzeichen der Wahrheit von der Empfindung, denn anschauendes Denken ist ja empfinden. Und wessen Empfindung ist denn das richtige Kennzeichen? Und wie ist es die Empfindung? Und welches ist denn wieder das Kennzeichen, daß die Empfindung wahr sey? In alle diese Tiefen hat der Mann nicht geschaut. Die Empfindung hilft uns die Wahrheit finden;

sie macht uns gewiß, daß wir sie gefunden haben; aber sie ist nicht das Kennzeichen derselben: das muß ja in der Wahrheit selbst und ihrem Verhältniß zu unserm Denken und Empfinden liegen; sonst haben alle Schwärmer das sicherste und zuverläßigste Kennzeichen der Wahrheit, sie empfinden alles, wie sie sagen. Der Kunstrichter fährt fort zu fragen: „Welches ist das Kennzeichen der Wahrheit, wenn wir sie durch Hülfe der Zeichen erforschen sollen?" Die Zeichen helfen uns ja nicht die Wahrheit erforschen, sie helfen uns nur unsre Begriffe festhalten, durch deren Vergleichung wir die Wahrheit suchen. Doch zur Antwort: „Ein Ausdruck, der uns lehrt, ob unsere Zeichen ein Signatum haben oder nicht, das ist der sogenannte Satz des Widerspruchs": Also ein Ausdruck ist das Kennzeichen der Wahrheit; und der Satz des Widerspruchs ist ein Ausdruck, vermuthlich weil er im Lehrbuche ausgedruckt steht; und er lehrt, ob Abracadabra ein Signatum habe. Welche Verwirrung bekannter Dinge, und welcher philosophische Schaum über nichts! Wie kann man die Wahrheit der Ideen mit der Bedeutung der Wörter verwechseln, und meynen, daß man eine wichtige Auflösung gegeben habe? Der Satz des Widerspruchs ist ein natürliches Gesetz zu denken, welches auf dem Wesen der Dinge und der Natur der Seele zugleich beruht. „Von wem hängen wir auf eine wirkliche Art in der Erkenntniß der Wahrheit ab? von Gott, der die Kräfte unserer Seele willkührlich eingerichtet hat." Etwa ohne Gesetze? Vermuthlich konnte er es auch so einrichten, daß sie widersprechend und doch wahr gedacht hätte. Es ist zu weitläuftig, diesen Fragen weiter zu folgen. Sie werden mit dieser Sentenz beschlossen: „Ich habe nur die ersten Begriffe vorgezeichnet. Leser, die mit Locken, Rüdigern, Hofmannen und einigen andern bekannt sind, werden das übrige leicht hinzudenken." Nicht so leicht; es muß mit diesen ersten Begriffen eine große Verwandlung erst vorgehn. Und wie kann das anders seyn, es sind wirklich erste Begriffe. Wenn man seinen Schullehrer gut gefaßt, und

dieses und das Buch auch noch gelesen, und hie und da etwas aufgegriffen hat, und nun selbst ein wenig zu denken anfängt; so meynt man ein großer Mann zu seyn, und giebt der Welt seine erste, d. i. unbestimmte, halb wahre, noch nicht verdaute Begriffe von allen Dingen, und weil das denn freylich ganz anders aussieht, als das wenige, was man gelesen hat, so giebt man in seiner Einbildung ganz neue Sachen von sich, und wird ein Lehrer und Kunstrichter seiner Nation.

44. Stück. Freytag, den 17. Merz, 1769.

Noch etwas sonderbare Philosophie wird S. 41. über Iselins Geschichte der Menschheit ausgeschüttet. „Der Dichter bedarf Einbildungskraft, um die Möglichkeiten zu erdenken, (mit Erlaubniß; um sie aus dem wirklichen zusammenzusetzen, sonst kommen seltsame Möglichkeiten heraus;) der Philosoph Schlüße, um das wirkliche aus dem möglichen auszusuchen, (solchen seltenen Mann möchten wir wohl sehn! wir andern Philosophen von gewöhnlichem Schrot und Korn können nichts wirkliches aus dem möglichen herausfinden, und sind froh, wenn wir aus dem Anschauen des wirklichen lernen können, ob es wahr ist, was wir uns als möglich denken.) und der Historicus Facta, um das Gerüst des Philosophen vollends auszubauen.“ (Also muß er wohl nicht erzählen, wie die Sachen geschehn sind, sondern wie sie der Philosoph aus dem möglichen herausgesucht hat? Wie sieht es noch in dem Kopfe aus, der doch Philosophen und wahre Philosophen beurtheilen will!)

Noch eins. Und es mag vors erste genung seyn. S. 95. ist der Kunstrichter mit unsrer Sprache schon sehr zufrieden. Andere sind es doch mit unserer Prose weniger, zumal da sie ein Theil unsrer neuen Schriftsteller schaal, und der andere buntscheckigt macht. Ihr eigenthümlicher Reichthum ist lange noch nicht genung gebraucht; und ihre Stärke kennet man kaum; lieber flickt man ihr fremde Nerven an. „Voll genung, sagt er, ist sie, die Ge-

danken gut auszudrucken;“ das ist so schön seicht hin gesagt, als möglich. Nun weiß ja der unterrichtete Leser, ob von dem vollen Klange der Sprache, oder von dem volltönenden Gange des Perioden, oder vom Ausdruck, der die ganze Fülle des Geistes eines Schriftstellers hinsetzt, die Rede sey. Den letzten hatte Abbt. Auf den zweyten ist noch gar nicht studiert; der natürliche Schwung unsrer Sprache wird vielmehr durch unwissende Sprachverderber, welche die Rundung des lateinischen Perioden zu uns übertragen wollen, schleppend, höckericht und mißtönend gemacht. Und der erste setzt viel Kenntniß der Sprache und einen sehr feinen Geschmack voraus. Leicht wird sie nicht, daß man alten Ideen neue Wendungen giebt; bleibet die Idee dabey alt, so kann jeder seichte Kopf die Sprache leicht machen, sie ist auch jetzt herzlich leicht bey vielen unsrer Kunstrichter. Leicht ist dem schwerfälligen entgegengesetzt, daran grade unsre Sprache noch krank liegt, und welches sich nicht eher heben läßt, bis man in der Prose aufhört, die Ehrfurcht der Franzosen für den Gebrauch nachzumachen, da wir doch beynahe noch keinen claßischen Gebrauch haben, den wir verehren müßten. Die Kürze und das correcte hat unser Kunstrichter vergessen. Und wie sollte er daran denken, da incorrecte Köpfe den Ton geben wollen, und über Sachen, die sie nicht genung verstehen, ein weitläuftiges Gewäsche machen.

Der Herausgeber dieser Bibliothek wird vielleicht bey reiferer Ueberlegung einen Theil dieser Anmerkungen billigen. Er will ja selbst laut seiner Einleitung, daß das System einer Secte nicht zur Grundlage der Urtheile dienen soll; und schätzt diejenigen Schriftsteller nicht, welche ein mattes Geschwätz und spielende Ideen herlallen; und er wird gestehn, daß das bey Kunstrichtern noch viel gefährlicher ist, denn noch schwächere Köpfe lallen ihnen diese spielende Ideen nach. Er hat gesundes Urtheil genung, es wo nicht itzt, doch bald, einzusehen, wie viel der Geist und Geschmack der Nation durch schaale Urtheile

verdorben wird. Diesem Verderben entgegen zu gehn, und ihn zu gleichem Zweck wachsam zu machen, haben wir einen Kunstrichter der neuern Art auch wieder Kunstrichtern wollen, um zu erfahren, wie weit er zum Lehrer oder gar Gesetzgeber seiner Nation taugt. Die meisten dieser jugendlichen Richter der Gelehrsamkeit haben auf Academien was guts gelernt, ein paar Franzosen, ein paar Engelländer gelesen, aus den Litteraturbriefen sich was gesamlet, hie und da ihren Ton aufgefischt; und ehe sie es recht behalten, oder ins Reine gebracht, oder selbst nachgedacht, oder sich im Denken und Schreiben geübt haben, werden sie zu ihrem und zu aller halbdenkenden Köpfe Unglück Kunstrichter. Nun urtheilen sie dreist über Männer, die ihre Lehrer seyn würden, wenn sie sie studierten; sagen mit stolzem Ton halbverdaute Dinge; verrathen ihre Unwissenheit zum Mitleiden und Eckel der Kenner, und sind sich doch derselben so wenig bewußt, daß sie gerade dann am keckesten thun, wann sie ihre Unwissenheit am meisten verrathen; glauben nun alles zu wissen, wenn sie noch nichts recht wissen: und das möchten sie immerhin thun, warum sollte man die Leutgen nicht ein wenig gaukeln lassen, aber durch ihre Dreistigkeit, (Unverschämtheit kann man es bey einigen nennen,) durch den Dunst den sie machen, durch das Nachwitzeln der Literaturbriefe, ohne selbst Witz zu haben, (deren Muthwillen sie in Grobheit, deren Tiefsinn sie in Bombast, deren Munterkeit sie in Studententon, deren Privatlaune, — es waren ja Briefe an einen Freund — sie in Schäkerey mit und vor dem Publico übersetzen,) durch alles das verführen sie eine Menge Leute, die noch unwissender als sie sind, daß sie was von ihnen gelernt zu haben glauben, wenn sie ihr seichtes, unbestimmtes und unverdautes Wesen nachsprechen, und durch ihren Dunst aus undenkenden Köpfen denkend geworden zu seyn glauben. Aus Vaterlandsliebe und aus Begierde den ächten philosophischen Geist, der grade außer dem Zirkel der meisten dieser Richter zu wohnen scheint, mehr auszubreiten, muß

man sich über den Haufen erbarmen, und die vom Kunstrichter Thron gesprochene Urtheile gehörig sichten. Dazu haben diese Anmerkungen den Anfang machen sollen, andere verständige Männer werden nachfolgen.

P.

---

57. Stück. Dienstag, den 11. April, 1769.

51 **Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften.**

Leser, wie gefall ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Logau.

Erstes Wäldchen. Herrn Leßings Laokoon gewidmet. 1769. (18. B. in 8.)

Es ist lange, daß wir unsern Lesern keine vortreffliche kritische Schrift haben anzeigen können. Wir sehen, wie der Verfasser dieser Wälder sich kernhaft ausdrückt, „in unsrer itzigen kritischen Pestilenz um uns herum ganze Heerden der kleinen Geschöpfe, die Apollo Smintheus auf unser liebes Vaterland gebannt zu haben scheint, um auch die wenigen blumen- und fruchtreichen Auen zu verwüsten, die noch hie und da als Ländereyen des Genies übrig geblieben“: aber sehr einzeln sind die wahren Kenner, und äußerst selten diejenigen Retter und Rächer der gesunden Vernunft, die das Amt eines Kunstrichters nicht aus selbstzufriedner Dürftigkeit des Geistes, nicht aus Muthwillen, um ein gutherziges, leichtgläubiges Publicum hinters Licht zu führen, nicht aus Tücke, um Andern eine unangenehme Stunde zu machen, sondern in der edlen Absicht übernehmen, um sich jener Verwüstung der kleinen Geschöpfe mit Weisheit und Nachdruck zu widersetzen. Zu ihnen gehört unser Verfasser: ein schätzbarer Mann.

Der gegenwärtige erste Theil ist bestimmt, dem

Leßingischen Laokoon theils gegen einige Kritiker von der erstern Gattung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, theils einige Sätze desselben näher zu untersuchen. Man kann keinen würdigern Begriff von dem scharfsinnigen Werke über die Gränzen der Malerey und Poesie geben, als der ist, womit der Verfasser seine Schrift anfängt: es ist der Folge wegen nothwendig, daß wir seine eignen Worte anführen. „Der Laokoon des Herrn Leßings, ein Werk, an welchem die drey Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie, und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen, ist in unsrer itzigen kritischen Pestilenz in Deutschland, für mich eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus die Götter bat, als um die Seligkeit seines Lebens. Ich würde dasselbe auch sehr wohlfeil mit der Bildsäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Mine des vollendeten, des schrifstellerischen ἐποιησε eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen will. Es mag also diese Sprache durch Kunstvergleichungen immer unsern Schönheitskünstlern des Stils bleiben: ich will den Laokoon als eine Sammlung von Materialien, als einen Zusammenschuß von Collectaneen betrachten — auch als solcher allein verdient er Betrachtung genug.“ Hierauf folgt eine Parallele zwischen Winkelmann und Leßing, die wir ganz anführen zu können wünschten. Zur Probe mögen ein paar Züge über ihren Stil dienen. „Winkelmanns Stil ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und stehet da, edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sey er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen oder in Winkelmann; genug daß er durch diesen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt dasteht und ist. — — Leßings Schreibart ist der Stil eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da macht, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket, wir sehen sein Werk werdend, wie das Schild Achilles bey

Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kömmt näher: da ist das Product der Beobachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμενον eines vollendeten Gedanken: sein Buch ein fortlaufendes Poem mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Stils erstreckt sich dieser Unterschied zwischen beyden, Winkelmann der Künstler, der gebildet hat, Leßing der schaffende Poet. Jener ein erhabner Lehrer der Kunst, dieser selbst in der Philosophie seiner Schriften ein muntrer Gesellschafter: sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist. — So dürften beyde seyn: und wie unterschieden! wie vortrefflich bey dem Unterschiede! Weg also mit der Brille, durch die man von einem zum andern spielen will, um durch Kontrast zu loben! Wer Leßing und Winkelmann nicht lesen kann, wie jeder derselben ist, der soll keinen von beyden, der soll sich selbst lesen!“ (Man muß den Verf. wo er L. Laokoon ein Poem nennt, in Leßings Sinn verstehen: denn glauben, daß der Unterschied des Seyns und des Werdens den Unterschied der Malerey und Poesie bestimme, hieße die Gränzscheidung der beyden Künste schwerer machen, als sie jemals gewesen ist. Auch der Künstler wäre dann während der Arbeit, indem sein Werk vor unsern Augen entstünde, ein Poet, und was für ein wunderliches Ding würde nicht aus der Poesie werden?)

Wir zeigen unsern Lesern nun einige Untersuchungspuncte dieses trefflichen kleinen Buchs an: doch müssen wir unsre Leser voraus bitten, den Werth und ganzen Inhalt desselben ja nicht nach den einzelnen Anmerkungen zu beurtheilen, die wir hier daraus anführen. Wir halten es für nützlicher, ihnen einige zweifelhafte Sätze vor Augen zu legen, als sie mit einem langen, getreuen, und mit Lobsprüchen durchwirkten Auszuge einzuschläfern.

Zuerst prüft der Verf. Herrn Leßings Meynung von Sophokles Philoktet. Herr Leßing fand es sonderbar, daß das Leiden Philoktets so verschiedne Eindrücke bey ihm und Winkelmann zurückgelassen; und nicht weniger sonderbar findet es unser Verfasser, „daß der Eindruck, den es bey ihm selbst von lange her zurückgelassen, derselbe ist, den W. will: nämlich der Eindruck eines Helden, der mitten im Schmerz seinen Schmerz bekämpft, ihn mit holem Seufzen zurückhält, so lange als er kann, und endlich, da ihn das Ach! das entsetzliche Weh! übermannet, noch immer nur einzelne, nur verstohlne Töne des Jammers ausstößt, und das übrige in seine große Seele verbirgt." — Vom dritten Act ist dieses vollkommen wahr, und wir könnten noch Verschiednes zur Bestätigung anführen. Allein wie der Verf. Philoktets Geschrey zwischen dem ersten und zweyten Act, da er sich, ohne die Fremden zu sehen, seiner Höle nähert, S. 58. in ein bloßes Aechzen, Wimmern, in ein tiefes klägliches Ach verwandeln konnte, das begreifen wir nicht. Was für stärkere Worte hätte der Chor wohl brauchen sollen, um anzudeuten, daß nicht vom Aechzen, sondern vom wirklichen Schreyen die Rede sey? *βοα τηλωπον ιωαν* v. 215. und wiederum *προβοα γαρ τι δεινον* v. 217. (Wenn es bey einer bloßen Angabe eines Characters so schwer ist, sich auf den Gebrauch zu verlassen, den selbst die besten und ehrlichsten Kritici von ihrem Autor machen: was soll man von denjenigen Kunstrichteraffen sagen, welche die einzelnen Stellen eines Werks zerstümmeln oder in einem falschen Lichte aufzeigen, um nur ihre elenden Kniffchen zu machen?)

58. Stück. Donnerstag, den 13. April, 1769.

Ob sich jedoch aus diesem, und aus dem Geschrey im dritten Act, alles das herleiten lasse, was Herr Leßing daraus herleiten will, ist eine andre Frage; und hier gestehen wir, daß auch unser Eindruck mit dem Eindrucke völlig übereinstimme, den Winkelmann und unser Verf. empfunden haben. Es kömmt unsers Erachtens bey einer

Vergleichung der starken Seele Laokoons und Philoktets weder auf das Seufzen noch auf das Schreyen an, welches hier nur insofern vorgestellt wird, als es die einzige natürliche Art des Ausdrucks ist, wodurch man einen Begriff von dem gegenwärtigen Schmerze des Andern erhalten kann. Auf die innre Standhaftigkeit Philoktets, auf die innre Größe Laokoons beruht hier Alles: und jene ist nicht weniger die Grundlage des Sophoklischen Drama, als diese der Gruppe von Antium. Dem stummen Munde einer Bildsäule eine Sprache zu geben, welche Größe der Seele ans Auge redet, war kein ander Mittel, als Geschrey zu Seufzern herabzustimmen: denn wie hätte sich Laokoons große Seele wohl anders auf dem Gesichte äußern sollen? Eben den Zweck hatte auch der Dichter des Philoktets: aber er arbeitete nicht fürs Auge, sondern fürs Ohr, und seine Kunst both ihm zu diesem nämlichen Zwecke ganz andre Mittel dar. Uns scheint es bloß ein Misverstand von Herrn L., wenn er Winkelmanns Worte von dem Seufzen Laokoons im Gegensatz mit dem Geschrey beym Virgil, für den Mittelpunct der Vergleichung zwischen der Gruppe und dem Character beym Sophokles hält. W. vergleicht diesen mit jener keinesweges nach den Mitteln der Kunst, sondern nach der Wirkung im Ganzen. Beym Virgil sehen wir allerdings nur den Schreyer Laokoon: in der Gruppe hingegen einen Laokoon, in welchem (Winkelmanns Worte) der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt, und gleichsam abgewogen sind; eben so und nicht anders sehen wir auch den Philoktet. Wenn der Laokoon der Gruppe schriee, wenn Philoktetes nichts als schriee; so wären beyde Character, wie der Laokoon der Aeneide. Allein beyden ist nebst dem körperlichen Schmerze eine große Seele zugewogen: darum konnte W. sehr richtig sagen, daß Sophokles mit eben dem Geiste gedichtet, mit dem die drey Künstler gebildet haben.

Uebrigens sind die Betrachtungen unsers Verf. bey dieser Gelegenheit ganz vortrefflich. Nur wollten wir, daß er sich ein wenig über die Folgerungen erklärt hätte, die Leßing aus dem Seufzen Laokoons macht. Uns will es noch gar nicht einleuchten, daß die Künstler ihren Laokoon bloß deßwegen seufzen ließen, „weil das Schreyen über die Gränzen der Kunst hinausgehe, weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstelle, weil es in der Malerey ein Fleck, und in der Bildhauerey eine Vertiefung sey, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut.“ Nur bey unsrer Gruppe stehen zu bleiben, reißt nicht der eine Knabe, auf den überdieß der Begriff der Schönheit eher angewandt werden kann, als auf den alten Vater, den Mund so weit auf, als möglich? Und macht nicht der Schlangenbiß in den Körper des letztern eine Menge convulsivischer Vertiefungen, die alle dem schönen Umrisse gar sehr zuwider sind? Wir urtheilen hier nicht nach Kupfern, sondern aus dem Anblick der Gruppe selbst. Und noch eins. Ist nicht ein seufzender Mund, auch eine Vertiefung? Beim Laokoon wenigstens so gar klein nicht. Hier also entscheidet noch nicht einmal das Mehr oder Weniger: was sollen wir aber wohl mit einer Bestimmung anfangen, wodurch im Grunde nichts bestimmt wird?

S. 64. verstehen wir unsern Verf. nicht, wenn er behauptet, „er könne mit körperlichem Schmerz nicht anders als körperlich sympathisiren; diese Sympathie sey daher nicht Nachahmung, sondern Natur; körperlicher Schmerz widerspreche folglich immer dem Grundsatze der Nachahmung, der nur angenehme vergnügende Eindrücke verlangt“. — Wir bekennen, daß wir uns dieses feinen Unterschiedes aus unsrer persönlichen Erfahrung nicht bewußt sind. Daß der Eindruck, den wir beym Anblick einer gefährlichen Wunde empfinden, vermöge des Nervensystems nichts anders als die wirkliche eigne Empfindung einer Wunde, und darum mit der Empfindung des Verwundeten völlig einerley sey, können wir nicht sagen. Uns deucht, wir wenden durch einen geschwinden Schluß unsrer

Seele den Fall des Verwundeten auf uns selbst an: und aus dem Gefühl, wenn es sich mit dieser Vorstellung vermischt, daß die Wunde nicht die unsrige sey, entsteht ja eben die bittersüße Empfindung, welche die Dichter von jeher für den piquantesten und kräftigsten Gegenstand ihrer Nachahmung gehalten haben. Und wo giebt es denn wohl eine Empfindung, die nur Nachahmung, und nicht Natur wäre?

Noch sonderbarer ist es, wenn der Verf. daraus beweisen will, daß körperlicher Schmerz niemals die Hauptidee des Drama seyn könne, und es auch in Sophokles Philoktet nicht sey. Wie? wenn Sophokles das Bein seines Helden eitern, ja sogar stinken, und unten am Fuß eine schwarze Ader aufspringen läßt, die auf der Bühne blutet:

Μελαινα τ'ακρον τις παρεῤῥωγεν ποδος
Αἱμοῤῥαγης φλεψ;

Wenn diese Wunde die mächtigsten Situationen des Stücks veranlaßt; wenn sie so wichtig ist, daß der Dichter sie als einen Hauptpunct der Exposition, ja sogar des Knotens, (indem Philoktetes sonst seine Pfeile nicht würde von sich gegeben haben), und selbst der Entwickelung durch den vergötterten Herkules nutzt; wenn sie in der Handlung als ein Haupthinderniß vorkömmt, woran der Held seine große Seele äußert: ist da der körperliche Schmerz noch eine Nebenidee? Ist ein Schmerz, den zu bekämpfen man ein Held seyn muß, ein Schmerz, der, nach des Verf. eignen Worten, sogar den Helden übermannt, ein Schmerz, von dem sich übermannen zu lassen, so wenig ein Tadel ist, daß schon die nur verstohlnen Töne des Jammers unsre Bewundrung verdienen: ist der eine Nebenidee?

59. Stück. Freytag, den 14. April, 1769.

Je größer die Hochachtung ist, die wir für unsern sonst so richtig denkenden Verf. haben, um desto weniger

können wir umhin zu wünschen, daß er sich vor jenen Folgerungen aus einer bloßen Speculation, der die Ausübung der größesten Meister Griechenlandes widerspricht, und die, wenn ihr auch gar keine Erfahrung widerspräche, doch immer nur Speculation bleibt, und bleiben muß, mehr gehütet hätte. Unsre neuern Theorieen lehren uns seltsame Dinge, und sehr weichlich und zart sind unsre neuern Theoristen. Was über die unverdorbne Empfindung eines jungen Mädchens ganz leicht hinwegschlüpft, (wir könnten Instanzen geben), das erschüttert schon das ach! zu feine Nervensystem eines deutschen Kunstrichters. Wenn Sophokles zu unsern Zeiten schriebe, wer unter unsern viertheljährigen Dictatoren würde seine gräßlichen Bilder ertragen können? Wer unter ihnen würde itzt die Euripidische Beschreibung von der Verzehrung der Korinthierinnen in den Flammen ausstehen, die Alles übertrifft, was Shakespear jemals Graunvolles, oder, im heutigen Tone zu reden, Abscheuliches, erdacht hat. Nehmen wir vollends dazu die häufigen Auswüchse der poetischen Diction, und gewisse Unbesonnenheiten der Intrigue, die ein französischer Deutscher viel delicater anlegen würde: muß man nicht erstaunen, daß so mittelmäßige Dichter, als Aeschylus, Euripides, Sophocles, jemals ihr Glück haben unter den Griechen machen können? Die Leutchen hatten ja (weis Gott!) gar kein System im Kopfe! — Freylich, mein einsichtsvoller Bibliothekmacher, deinen Batteux hatten sie gewiß nicht darinn.

Doch vielleicht ist es kühn, vor den Irrgängen der Speculation einen Denker zu warnen, der Leßingen S. 69. nicht einmal einräumen will, daß manches in der Theorie unwidersprechlich scheinen würde, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Nun wahrlich, dieser Umstand trägt sich doch eben so selten nicht zu, daß der bescheidne Theoretiker nicht manchmal ein wenig furchtsam werden könnte, Sätze, die er sich als unwidersprechlich gedacht hat, gleich für Sätze der Theorie anzugeben.

S. 109. fängt der Verf. endlich mit Herrn Leßing die große Untersuchung von den Gränzen der Malerey und Poesie an, wo wir ungemein glückliche Anmerkungen gefunden haben. Sein Hauptsatz ist dieser. „Soll die „Kunst nichts Transitorisches zu ihrem Anblicke wählen, „so verliehrt sie ihr Leben. Soll sie für jeden wieder„hohlten Anblick arbeiten, so verliehrt sie ihr Wesen.“ Herr Leßing hingegen urtheilte so. „Erhält der einzige Augenblick“, (den der Künstler zur Vorstellung seines Gegenstandes wählt), „durch die Kunst eine unveränderliche Dauer: so muß der Künstler nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt“, (d. i. dessen unterscheidende Eigenschaft eben darinn besteht, daß es sich nicht anders als in einer Zeitfolge äußern kann). „La Mettrie, der sich als einen zweyten Demokrit mahlen und stechen lassen, lacht nur die erstenmale, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreyen 2c.“ — Hierauf antwortet unser Verfasser. „Jeder Zustand in der Welt ist so mehr oder minder transitorisch. Sulzer hat sich mit gesenktem Haupte, mit einem vom Finger unterstützten Kinne, und mit tiefer philosophischer Mine stechen lassen. Nach Herrn L. Grundsatze müßte man ihn im Bilde anreden: Philosoph, wirst du bald deine Aesthetik ausgedacht haben? stirbt dir nicht dein gesenkter Kopf und dein erhabner Finger? Seufzender Laokoon, wie lange wirst du seufzen? So oft ich dich sehe, ist dir noch die Brust beklemmt, der Unterleib eingezogen? ein transitorischer Augenblick, ein Seufzer, ist bey dir widernatürlich verlängert. Der Donnerwerfende Jupiter, und die schreitende Diana, der den Atlas tragende Herkules, und jede Figur in der mindesten Handlung und Bewegung, ja auch nur in jedem Zustande des Körpers, ist alsdann widernatürlich verlängert: denn keins derselben dauert ja ewig.“

Wenn er aber nun hinzusetzt: „So wird also, wenn die vorstehende Meynung Grundsatz würde, das Wesen der Kunst zerstöhrt;“ so geht auch er zu weit. Denn das

Wesen der Kunst besteht ja nicht im Ausdruck des Transitorischen, weil es transitorisch ist: sondern es ist eine Einschränkung, die der Kunst von außen kömmt, daß, metaphysisch betrachtet, eigentlich kein Zustand anders als in einer Zeitfolge gedacht werden kann.

61. Stück. Dienstag, den 18. April, 1769.

Auch da scheint er uns die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspuncte angesehen zu haben, wo er S. 112. meynt, daß es Gegenstände der Kunst giebt, die nur für den ersten Anblick gebildet sein wollen. „Wiederholte Erblickung!“ spottet er S. 111. „wer wird auf diese rechnen? Wer wird sich in seiner Jugend ein Vergnügen versagen, weil es endlich mit jedem wiederholtem Genusse schwächer werden müsse? wer mit sich selbst hadern, mit seiner Empfindung zanken, statt sich ungestöhrt dem angenehmen Jetzt zu überlassen, ohne an die Zukunft zu denken? ohne aus dieser sich selbst Schatten hervorzurufen, die die Freuden von uns scheuchen? Alle sinnliche Freuden sind bloß für den ersten Anblick, und für ihn allein sind auch die Erscheinungen der schönen Kunst.“ — Zu hart für die armen sinnlichen Freuden! zu hart für die Erscheinungen der schönen Kunst! Wenn er hernach wieder damit einlenken will, daß dieser Anblick zwar nur ein einziger sey, aber daß er ewig daure, wem wird dieß nicht gespielt dünken? Zwar was für ein andrer Ausweg blieb demjenigen, der der Phantasie Gränzen vorzeichnen wollte, die sie nicht dafür erkennt. Ist denn ein wiederholter Anblick immer unverändert der vorige? Einbildungskraft weis nichts davon. Für sie ist ein jeder Anblick eines bewunderten Gegenstandes allemal ein neuer; neue vorher unbemerkte Seiten, neue Aussichten; und wenn auch diese erschöpft sind, so betrachtet sie den Gegenstand unter neuen Verbindungen und Zusammensetzungen, die sie aus sich selbst hernimmt. Wer will die Tausendkünstlerinn fesseln? wer will bestimmen, was sie kann, was nicht kann? Wer wird auf eine so unsichre Vermuthung ein System gründen,

worinn der Künstler die ewigen und unwandelbaren Gesetze seiner Kunst finden soll? Das ist der große Fehler fast aller Theoretiker, daß sie aus der Natur der Seele beweisen wollen, ohne die Natur der Seele hinlänglich zu kennen. O gewiß, es ist noch allzufrüh, unsre Beobachter haben noch allzuviele Schritte zurückzulegen, als daß wir nun schon so synthetisch verfahren könnten. Hätte der Verf. dieß bedacht, so würde er vielleicht S. 118. nicht behauptet haben, daß Virgils clamores horrendos ad sidera tollit eine Grimasse für die Phantasie, ein schiefes schreyendes Maul, ein häßlicher Anblick wird. Kann sich denn die Phantasie nicht einen Schrey denken, ohne sich jene Verzerrungen des Gesichts vorzumahlen? ist es nicht gerade ein Hauptvortheil für die Poesie, daß sie mit ihren Zeichen, besser als irgend eine andre Kunst, das Widrige eines Bildes in Schatten zu verhüllen weiß?

Ueber das Urtheil S. 184. „von Meinhards vorzüglicher Gabe des Ausdrucks, die Poesie einer fremden Sprache in die unsrige zu prosaisiren, oder wenn man lieber will, die Prosa unsrer Sprache so geschickt zum einfältigen Adel der Poesie eines fremden Ausdrucks zu erheben, daß ihn die Muse unsers Vaterlandes bestimmt zu haben schien, der Mund fremder Nationen unter uns zu werden," hätten wir noch etwas zu erinnern, wenn es uns nicht zu weit führte: nach einer sorgfältigen Vergleichung seiner Shakespearischen Tiraden mit dem Original wären wir weit entfernt gewesen, eine Uebersetzung Homers von ihm zu wünschen. Man schadet der Achtung für einen ruhmwürdigen Scribenten, wenn man sie zu weit treibt. Was übrigens der Verf. von Homers Bildern anführt, ist sehr gut: so wie auch S. 98. die Vermuthung, daß Virgil seine Episode von Laokoon der Schlangenscene im zweyten Buche der Ilias nachgeahmt habe, S. 87. die Erklärung des Plinius von Agamemnons Verhüllung beym Opfer seiner Tochter, und S. 88. das Exempel einer ähnlichen Verhüllung beym Euripides viele Aufmerksamkeit verdient. Wir erwähnen dieß nur beyläufig: denn alle vor-

treffliche Stellen dieser Schrift anführen können wir doch nicht.

Nicht so richtig scheint uns S. 199. der Satz zu seyn, daß Malerey ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge wirke; wiewohl dieß der Gründlichkeit seines Einwurfs wider Herrn L. nichts benimmt. In der Zeitfolge wirkt die Musik, im Raume die Malerey: daher viele merkliche Unterschiede der beyden Künste. Aber daß jene *durch* die Zeitfolge, diese *durch* den Raum wirke, wer kann das zugeben. Nicht durch die Coexistenz, nicht durch die Succeßion wird unser Wohlgefallen erregt, sondern durch das, was der Künstler und der Virtuose in dieselben hineinschafft. Und so fallen auch viele Sätze weg, die der Verf. auf die Poesie anzuwenden sucht.

Wider S. 207. merken wir an, daß der Einwurf, eine Beschreibung durch Worte gebe kein vollständiges Bild von dem beschriebnen Gegenstande, nichts beweise. Weder eine Beschreibung noch eine wirkliche Abbildung giebt ein ganz vollständiges Bild. Wer den Gegenstand genau kennen will, wie er ist, muß nicht die Copie sondern ihn selbst ansehen. Wenn aber gleich *in dieser Absicht* eine jede Nachahmung mangelhaft bleibt, ist darum das Bild, was sie in der Seele zurückläßt, gar Nichts? Wär es nicht besser uns zu lehren, worinn die sonderbaren Resultate bestehen, die aus der succeßiven Vorstellung eines Ganzen in unsrer Seele zurückbleiben, und uns auf diese Art vielleicht neue Blicke in uns selbst zu eröffnen, als daß man alle solche Resultate verbiethet, und eine ganze Gegend unsrer Ideen zur Wüsteney macht? Ueberdem wie lassen sich mit einer so kühnen Regel die häufigen Beschreibungen in den Idyllendichtern, im Theokrit selbst, vereinigen? Müssen wir auf einmal um unsern Thomson kommen, weil sich Schildrer unter seinen Nachahmern finden, die man nicht ohne Eckel lesen kann? Ist Spenser tadelhaft? Ist Milton ein Schwätzer?

Doch vielleicht war es überhaupt noch zu früh, Herrn Leßings Laokoon gleich nach dem ersten Theile zu be-

urtheilen. Wenn es wahr ist, was unser Verf. sagt, daß man einen Leßingischen Satz nie ganz weiß, ehe man ihm durch alle seine Einsprünge und Episoden nachgegangen ist, so könnt es leicht seyn, daß wir bisher nur noch mit Laokoons Schatten gefochten hätten.

Nächstens werden wir das zweyte Wäldchen durchgehen, wo der Verf. es mit Herrn Klotz zu thun hat.

* *
*

In den mehresten gelehrten Zeitungen werden die kritischen Wälder auf die Rechnung des Herrn Herders gesetzt; es erklährt aber derselbe, daß er an diesem Buche keinen Theil, und es in seiner Entfernung noch nicht gesehn habe.

---

68. Stück. Montag, den 1. May, 1769.

52 **Kritische Wälder. Oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen. Zweytes Wäldchen über einige Klotzische Schriften. 1769. (17 B. in 8.)**

Herr Klotz wird hier vornämlich als Verfasser der homerischen Briefe, einer kleinen Abhandlung de verecundia Virgilii, und der Vindiciarum Horatii Flacci beleuchtet; und, es thut uns leid zu sagen, er besteht nach dem alten Sprüchworte, wie — —. Wem wird nicht folgendes Urtheil über die homerischen Briefe hart dünken: aber wer wird nicht zugleich Herrn Klotz bedauern, wenn er die Schrift unsers Ungenannten selbst liest, und es von einem Ende zum andern durch die unwidersprechlichsten Argumente bestätigt findet? S. 121. „Herr Klotz bekennet, er habe geschrieben, was ihm in die Gedanken und in die Feder gekommen, daß er ein gutes Gewissen dem Ruhme gelehrter Verdienste vorziehe, daß ein andrer Ausleger Homers freylich auch andre Dinge

über denselben sagen könne: Ego vero quid habeo, quod me extollam? Voluntas atque ardor nunquam defuit, sed defuero alia (p. 282.) — — Nur wie? wenn Hr. Klotz homerische Briefe schreiben wollte, warum, daß er nichts würdigers schrieb? wenn er das Andenken Homers erneuern wollte, warum that er nicht, wie jener Thersagoras bey Lucian, an Homer ein Gebeth, ihn würdig schreiben zu lassen? Warum übergab er der Welt seine Scherbensammlung von Meynungen für homerische Briefe?"

„Als homerische Briefe hat sein Buch, dem Inhalt nach, der eines Theils nicht tief genug überdacht, andern Theils gar zu gemein und auf allen Scheidewegen bekannt ist, und dem Vortrage nach, der aus einer Parenthese von Materie, leuissimus transfuga! in eine andre fällt und keine erschöpft: in beyden haben die homerischen Briefe vielleicht nur den sicheren Nutzen, Homer durch eine feine Figur, die man Ironie nennt, zu loben. Sie klagen ihn als einen unzeitigen Lacher an, damit man es desto tiefer bey ihm fühle, alles sey bey ihm an seinem Orte. Sie beschuldigen ihn der Ungeschliffenheit der Sitten seiner Zeit, damit man in diesen die edle Einfalt so mehr bewundre, lieben und kennen lerne. Sie fodern ihn vor, daß er dem Leser manchmal beschwerlich falle: und um so fleißiger übe ich mich, die Musik in ihm zu empfinden, die eine Empfindung wie eine Welle aus der andern hebt und in eine dritte fortwälzet. Sie loben nur παρεργα an Homer, daß ich das eigentliche Wesen seiner Muse desto inniger verehren lerne. Sie scheinen ihn nur aus Parallelen fühlen zu wollen: ich liebe die Schönheiten in ihm, die sich nicht plenis buccis vergleichen, die sich kaum in Augenschein setzen, kaum in Worte einfassen, aber desto mehr, an ihrem Orte, homerisch empfinden lassen. Sie nehmen seinetwegen Gelegenheit, die Mythologie zu verbannen und zu verkleinern: ich, die Schönheit und poetische Congruität der homerischen Mythologie zu beherzigen. Sie halten es für die schönste Nachläßigkeit, vom Hundertsten aufs Tausendste zu kommen: mein Homer, immer bey der

Stange zu bleiben. — So will ich sie zuerst; alsdann den Griechen selbst lesen, und ihm nachher jedesmal ein Stück dieser homerischen Briefe opfern!

— — — — — animamque poetae
His ſaltem accumulem donis, & fungar inani
Munere — —“

Nicht besser kömmt Herr Klotz mit den beiden andern Schriftchen weg; und wir können nun begreifen, warum wir in den hällischen Zeitungen, ehe wir diese kritische Wälder gesehen hatten, so viele artige epitheta auf Herrn Herder lesen mußten: denn ihn hält Herr Klotz, (sehr irrig, wie man uns versichert hat, und wie wir auch ohne diese Versicherung schon aus dem Buche selbst würden vermuthet haben), für den Verfasser. Viele solche Exempel sollten doch wohl endlich den gutherzigsten Leser auf die Gedanken bringen, daß einige Kunstrichter sich alsdann am meisten in der Enge fühlen, wenn sie, wie eine gewisse andre Gattung von Menschen, am ärgsten mit Schimpfnamen um sich werfen, und durch Beywörter zu verwunden suchen, die weder gehauen noch gestochen sind. So drohten die Herren Donner und Blitz im Rehearsal:

I'll thunder you together,
I'll give you daſh for daſh.
I'll give you flaſh for flaſh.

Aber I' gad, heißt es weiter, 'twas but a flaſh of a — Droll; z. E. wenn Herr Klotz unsre Zeitung, um sie recht arg abzuführen, — wie meynt man wohl? — gelb nennt. Gelb! Ey, müssen wir uns nicht ins Herz schämen!

Es kommen in diesem zweyten Wäldchen, wie in dem ersten, vortreffliche Untersuchungen vor, Untersuchungen, die auch außer ihrer Beziehung auf Hrn. Klotz, vortrefflich bleiben. Was uns vornämlich an unserm Verf. gefällt, sind seine Bemerkungen über die Dichter, die aus eigner mit eignem Nachdenken verbundner Empfindung, und nicht

aus dem Lehrbuch, nicht nach Herrn Riedels weisem Vorschlage aus den Aussprüchen der Journalisten, nicht aus Sagen, Meynungen, und kritischen Kunstbegriffen hergenommen worden. Einige derselben sind so practisch, fast möchten wir sagen, so poetisch anschauend, daß man sich wundert, wie sie in die Seele eines Kriticus gekommen. In dieser Betrachtung stellen wir ihn in unsrer Rangordnung der Kunstrichter sehr weit oben an.

70. Stück. Donnerstag, den 4. May, 1769.

So unterscheidet sich z. E. gleich die erste Untersuchung S. 27. über das vermeynte Lächerliche des Schmiedegotts im ersten Buche der Ilias, die so recht in Homers Sinne gedacht ist, daß wir sie als ein Muster einer gesunden Kritik anpreisen können. Bloße Kunstrichter vom Handwerk, die ihr Gedächtniß mit lauter erlernten Abstractionsregeln und Modesätzen angefüllt haben, wissen natürlicher Weise auf keine andre Art zu urtheilen, als daß sie Allem, was sie lesen, ihre verworrnen Begriffe unterschieben, und dann rechts oder links tadeln, wie es ihnen aufstößt, ohne zu merken, daß es das Fratzenbild ihres eignen Kopfs ist, was sie lächerlich finden. Aber sich, wie unser Verfasser, in die Seele eines großen Dichters hineindenken: die Umstände erforschen, warum sein Werk diese und keine andre Farbe, diesen Ton, diese Wendung, diesen Gang, diese Wirkung hat; sich so von allen Erscheinungen und Eindrücken die Ursachen angeben; so den Dichter aus sich selbst erklären, und ihn aufs neue mit dem wahren Urbilde seiner Schönheit in Uebereinstimmung bringen: dazu werden Talente erfordert, das sind Erfordnisse, nach denen sich unsre verfeinerten Gottschede denn freylich nicht gerne prüfen lassen.

Die folgende Untersuchung über das Lächerliche und Belachenswerthe S. 35. bey Gelegenheit des von Herrn Kloß getadelten Thersites, hätten wir etwas kürzer gewünscht. Es brauchte da unsers Erachtens nicht so vieler Beweise, den ausgeschriebnen Machtspruch zu widerlegen, daß ein

lachbarer Character, wie Thersites, unter der feyerlichen Würde der Epopöe sey. Herr Leßing hat es mit zwey Worten gesagt: die feyerliche Würde der Epopöe (nämlich der homerischen) ist eine Grille —; eben so eine Grille, als wenn Herr Kloß an einem andern Orte die niedriger gestimmte Sprache des vertrauten Dialogen, (und wie vielmehr also noch die niedriger gestimmten Charactere?), vermuthlich aus eben der Ursache, weil irgend ein französischer Kunstlehrer so was behauptet hat, aus dem Trauerspiele verbannen will. Uebrigens ist die Anmerkung unsers Verf. sehr gut, daß Thersites nicht als ein lächerlicher, sondern als ein schlechter Character, eingeführt werde; und was er über den Gebrauch der Mythologie sagt, gefällt uns besser, als was wir sonst über diese Materie gelesen haben.

Die zweyte Untersuchung über die Schamhaftigkeit Virgils hat als Widerlegung der Klotzischen Dissertation, und als Ehrenrettung des Dichters, ihren Werth. Wir wollen bloß den analytischen Inhalt davon anzeigen.

„Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der poetische Zweck desselben? Muß man die bona fama eines Poeten nach seinen Versen beurtheilen? Ungereimtheiten hieraus, und ein Wink auf die wahre Gränzscheidung darüber. Grund der Schamhaftigkeit in der menschlichen Natur. Daß das *κακοφατον* ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der homerischen Episode des Paris. Untersuchung der mancherley Schambegriffe, bey der Liebe, bey dem Nackenden, bey gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen, und moralischen Schamhaftigkeit.“ (Dieser und der folgende Abschnitt sind vortrefflich.) „Unterschied dieser Empfindungen bey verschiednen Nationen, Morgenländern, Griechen, und Römern gezeiget: Rettung der griechischen Freyheiten hierinn. Darlegung des Plans im ganzen Klotzischen **libello**. Voll Allgemeinörter, ohne philosophische Bestimmung, ohne nationelle Unterscheidung. Und ohne characteristische Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Herr Kloß rette,

und wie unpassend mit Homer vergleiche. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne. Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der heinischen Ausgabe Virgils."

Drittens. Ueber Herrn Klotzens Vindiciae Horatii Flacci. Das Urtheil, welches unser Verf. über dieses Buch fällt, ist so richtig, so nützlich, und so glücklich ausgedruckt, daß wir es für unsre Pflicht halten, es hier ganz anzuführen.

S. 198. „Wisse, mein lieber lesender Freund, daß ich mich eben, dem großen Apollo sey Dank! durch ein Buch, oder vielmehr durch ein Gewimmel von Citationen durchgearbeitet, das auf 280. Seiten, s. zweyhundert und achtzig Seiten, mit einem Schatten aus Swifts Monde, mit einem Narren ficht, und nichts beweiset, als daß Horaz Horaz gewesen — dieß aber mit so vielen Citationen rück- und vorwärts beweiset, daß wenn ich die Hälfte davon lesen müßte, mich vielleicht der jüngste Tag mit allen heiligen Engeln überraschen könnte. Gott Lob also, daß ich durch bin, und kaum will ich wieder zurück."

„Bedächtlich schreibe ichs nieder: kaum wieder zurück. Denn so gerne ich in vortrefflichen Schriften die zweyte Reise thue; so sehr ichs mir zum Gesetz gemacht, kein vortreffliches Buch nur einmal hinzulesen: so erfreulich mir der erste beste Wink ist, die Schriften unsrer Winkelmanns und Leßings, Hagedorne und Mendelssohne noch und nochmals zu durchwandern: so schwer wird mir die Rückkehr hier; und ich glaube, meinen Lesern einen wahren Liebesdienst zu thun, wenn ich sie durch Vorzeigung meines Reisejournals auf den sandigen, morästigen, und immer ausschweifenden Weg vorbereite."

72. Stück. Montag, den 8. May, 1769.

Unser Verfasser fährt fort. „Man kennt Harduin und seine, es sey nun aberwitzigen oder leichtsinnigen Behauptungen, daß das meiste Alterthum kein Alterthum sey. Mag aber hinter seinen gelehrten Narrheiten auch

so viel Jesuiterey stecken, als da will — ich glaube, man hätte nur immer summarisch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe sich dann nur einlassen dürfen, wo diese durch Sonderbarkeit und falschen Anstrich blenden könnten. Viele von ihnen sind völlig unter einer Widerlegung, keiner Aufmerksamkeit, keiner Antwort werth. Viele sind Bäche, die sich von selbst im Sande verlieren, wenn man die Quelle verstopft. Viele fallen auf die Erde, wenn man nur den statum caussae, den Punkt der Frage nicht aus der Acht läßt; und das Letzte muß keiner, der einigermaßen gegen einen Harduin würdig schreiben will. Bey einem lebenden, noch schreyenden Autor kann man es nöthig haben, auf einzelne nugas sich kritisch herablassen zu müssen, wenn er nämlich eine Zunft hat, die solche nugas anbetet: aber über Harduin ist schon gerichtet. Die Nachwelt, so viele würdige Männer, die über einen unsinnigen Todten urtheilen, haben schon gegen ihn gesprochen; das Urtheil ist allgemein angenommen; der Zustand unsrer Litteratur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, aufschösse, eine lange formelle Widerlegung in allen Nichtswürdigkeiten, langweilig, nichtswürdig, ekelhaft. Ich sehe ein kleines kindisches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, sich hintennach damit abgiebt, in einem Winkel unnützen Staub abzuwischen, und glaubt, sie habe den Saal aufgeräumt. — Ich kann nicht verhelen, daß bey den Vindiciis, die vor mir liegen, dieß mehr als einmal mir eingefallen. Harduins Behauptungen in ihrer Quelle kaum angesehen: jede seiner einzelnen Verdrehungen und widersinnigen Einfälle langsam mitgenommen, mit gelehrten Citationen bis zum Ueberdruß widerlegt: dabey immer so entfernte Umschweife, so schöne Auswege, daß man oft nicht weiß, wo man sey? wie das hieher komme? — Denke man sich einmal solche Vindicias, und urtheile. Oft ists zum Lachen, wenn ein thörigter Einfall, ein Einwurf der Unwissenheit oder Kühnheit, so ernsthaft, so gelehrt, so gründlich widerlegt wird, ohne

daß man dabey etwas als citirte Büchertitel lerne. Noch öfters aber ists zum Aergern, wenn man, alles Nothwendige und Nutzbare vorbey, so weit abgeführt wird, daß man den aus dem lieben Collectaneentröster ausgeschütteten locus communis wohl überall anders, nur nicht hier, suchen und finden wollte."

Hierauf geht der Verfasser einige Oden von Horaz durch, und wir würden unserm Vaterlande Glück wünschen, wenn es viele Commentatoren hätte, die einen Dichter so lesen könnten, wie er. Seine Anmerkungen S. 232. über die abgebrochnen Eingänge der Horazischen Oden, S. 235. über die lyrischen Digreßionen, besonders beym Pindar, S. 255. über die beste Art Horazen zu lesen, sind mehr werth, als der ganze Batteux. Den fünften Abschnitt S. 245. über die seltsame Erklärungsmethode aus den Gemmen empfehlen wir zum eignen Nachlesen. Eine einzige kleine Stelle wollen wir daraus anführen. „Ich lobe die stillen, die edlen Verdienste eines Lipperts um den Geschmack an den Antiken in Deutschland: aber Herr Kloz sollte kaum der Lobredner desselben seyn; durch das Beyspiel seines eignen Gebrauchs lobt er ihn schwerlich."

Der Verfasser schließt seine Schrift mit folgender Erklärung. S. 261. „Wie ich aber an dieß Urtheil komme? Nicht anders, als auf einem sehr erlaubten Wege. Ich habe nicht die Ehre Herrn Kloz von Person zu kennen, oder mit ihm in einiger Verbindung zu stehen: aber seine Schriftchen habe ich gelesen, überdacht, seicht gefunden, und endlich mich gewundert, daß Jemand sie anders finden können. Zwar warum mich gewundert? mich selbst hat beym ersten Lesen die lateinische Sprache, und die leichte und doch so vornehme Mine blenden können." (Und hier wundern wir uns, mit Erlaubniß, über den Verfasser, daß er sich dadurch blenden lassen. Ohne den Verdacht irgend einer Partheylichkeit auf uns zu laden, und ohne dem übrigen Ruhme des Herrn Kloz irgend etwas entziehen zu wollen, glauben wir gestehen zu dürfen, daß diese Schreibart uns nichts weniger als blendend, daß sie

uns unrömisch und französirt vorkomme: französirt in der gezierten Lebhaftigkeit, die sich durch nichts als Fragen und Ausrufungen äußert; unrömisch durch den merklichen Mangel einer periodischen Verkettung und jener weisen Sparsamkeit in den Verzierungen, die so sehr von den neuern Scribenten verkannt wird, unrömisch in der Anordnung und dem Zusammenhange der Gedanken und unrömisch endlich durch eine nicht kleine Anzahl von Barbarismen und Solöcismen. Wenn Herr Kloß ein ächter Lateiner ist, so muß es der sogenannte Nicius Erythräus noch viel mehr seyn; und womit wollen wir undankbaren Enkel alsdann unsre offenbare Vernachläßigung jener weit würdigern Scribenten, eines Muretus, Stephanus Pighius, Sarbievius, Palearius, und wie sie alle heißen, entschuldigen?) „Aber beym zweyten Lesen war der Duft verflogen, und eben die Mine, mit der er seine Schrift über das Studium des Alterthums, seine Münzenschmeckereygeschichte u. s. w. schreiben, die gute deutsche Ehrlichkeit, mit der so viele diese Mine haben ansehen können," (daher ist die deutsche Redensart, eine ansehnliche Mine, ein sehr bedeutender Idiotismus): „Freylich! die, und nichts mehr, hat mich zu einem kritischen Spaziergange in seinen Schriften lüstern gemacht, mit dem ich fortzufahren gedenke."

„Ich habe eigentlich nicht für, auch nicht gegen Herrn Kloß geschrieben. Ist aber Jemand, der meinen Gründen Gegengründe, und meinen Zweifeln Beweise entgegensetzen will: wohl! mein Name ist keine Sünde, ihn wolle man also nicht errathen oder weißagen; wenn aber meine Schrift Sünde seyn soll, so bin ich der Erste, sie auf den Ersten Wink zu prüfen; zu verdammen oder zu vertheidigen. Nimmt aber Jemand zu dem elenden Mittel seine Zuflucht, die Sache in Personellvermuthungen, in leere Allgemeinsätze, in Nebensachen, oder gar in die Gegend des Lächerlichen, oder der Pöbelschimpfe zu spielen: so erkläre ich mich, daß ich dieß als das sicherste Kennzeichen vom Treffenden meines Urtheils ansehen, und

ruhig fortfahren werde.“ (Er ist dieses Glücks schon theilhaftig geworden: er d a r f fortfahren.) „Und überhaupt habe ich zu viel Achtung gegen mich selbst, als daß ich mit dem Verfasser des Anti-Burmannus des Funus Petri Burmanni secundi, der Rede des Milphio ad Compotatores, und des Schulmeistergedichts auf den Tod Burmanns, einen gelehrten Streit führen wollte; vielleicht wird das Publicum“, (der beste Theil desselben? ganz gewiß!) „auch Etwas von der Achtung gegen mich haben, mir einen solchen Streit zu erlassen.“

Wir wünschten, daß der Verf. uns nun auch mit einem Wäldchen der herderschen Fragmente beschenken wollte: denn so nützlich es ist, einen Kunstrichter, wie Herr Klotz, zu prüfen, so halten wir doch eine genaue Untersuchung der F r a g m e n t e für viel nützlicher, weil sie eben durch den Reiz ihrer neuen Aussichten am leichtesten verführerisch werden.

---

74. Stück. Donnerstag, den 11. May, 1769.

Ramlers Oden aus dem Horaz. Berlin bey Voß. 1769. (5 B. in 8.) 53

Keinem unsrer Leser wird unbekannt seyn, zu welchen großen Erwartungen eine Ramlerische Uebersetzung Horazischer Oden berechtige. Schwerlich hat je eine andre Nation einen Uebersetzer dieser Oden aufzuweisen, dessen Geist mit dem Geiste des römischen Dichters verwandter wäre, der mit einem gelehrtern Studium, und (seltner Lobspruch!) mit einem treuern sympathetischern Gefühle seines Originals eine größere Sorgfalt für seine Muttersprache, ihren wahren Nachdruck und Kern, ihre schönste Kürze, ihren lieblichsten Wohlklang verbunden hätte. Einen Vorzug haben wir gewiß, den uns keine andre Sprache streitig machen soll. Herr Ramler hat, zur nicht geringen Ehre für unsre Sprache, eben die Sylbenmaaße gewählt, in denen Horaz gedichtet hat, und, zur noch größern Ehre für unsre Sprache,

selbst die römische Kürze im deutschen Ausdruck so glücklich zu treffen gewußt, daß keine einzige Ode in seiner Uebersetzung mehr Verse hat, als das Original, ohne auf der einen Seite zu romanisiren, und ohne auf der andern irgend einen Hauptgedanken oder eine Hauptwendung einzubüßen. Wir zweifeln sehr, ob eine der neuern Sprachen, die italienische oder die englische selbst, nämlich mit eben der Beobachtung des römischen Sylbenmaaßes, ihr es darinn zuvorthun könnte. Wenn wir von einer Nachahmung der horazischen Versarten reden, so versteht sichs, daß wir diejenigen Ausnahmen hinzudenken, die, zum Theil der Natur unsrer Sprache wegen, schon nicht mehr als Ausnahmen angesehen werden. So hat z. E. das alcäische Sylbenmaaß, welches beym Horaz so lautet:

– – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
– – ⏑ – – – ⏑ – –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Bey Ramlern diesen Gang:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Ferner versteht sichs, daß wir ihm diejenigen Füße nachsehen, die, weil wir noch keine deutsche Prosodie haben, gewissermaßen als streitig beobachtet werden können. Herr R. braucht z. E. folgenden Fuß, den wir für einen Creticus (- ⏑ -) halten, als einen Dactylus: Afterwelt — Ohren bockfüßige — gaukelt scheut — jede jetzt — nicht die Flucht — lebt und nimmt — Sonne meerunter — Ehrenkranz — keine wetteifernden — weder Sturm — Priester willfahrig — Sonnenbrand — dieser geht — jenen mißlautenden — standen trinkt — Wollenvieh — Mondenstrahl — gleichem Fuß — Folgender scheint uns ein

Antibaccheus (- - ˘) zu seyn: Herr R. braucht ihn gleichfalls als einen Dactylus: Tollkühn bestürmete — Rückkehr erhobnen — unwerth forthin — Beystand und — sinnlos zurück — Sehnsucht und — heim hält sein — glorreich zum — hier ruft das — ausleert und — Oelzweig den — Unmuth o — Weinstock ob — — Umsturz ist Herrn Ramler ein Trochäus, uns ein Spondeus — der verwegne ihm ein Ditrochäus, uns, weil der Artikel immer kurz ist, der dritte Päon (˘ ˘ - ˘) — Leichtsinn der mit ein Choriambus (- ˘ ˘ -), uns der große Jonicus (- - ˘ ˘) oder wenn das Pronomen den Accent hat, der vierte Epitritus (- - - ˘) . . . wagt er sich auf den ein Dactylus und Trochäus, uns, weil auf er der Nachdruck liegt, ein Spondeus und Tribrachys (- - ˘ ˘ ˘) — seit ich von Inachien ein Ditrochäus und Dactylus, uns ein Trochäus, Anapäst, und Pyrrhichius (- ˘ ˘ ˘ - - ˘) — das von der nackten ein Dijambus (˘ - ˘ -), uns der vierte Päon (˘ ˘ ˘ -) oder ein Choriambus (- ˘ ˘ -) je nachdem die Declamation oder das Schema entscheidet — Wünsche zu gebähren ein Ditrochäus (- ˘ - ˘), uns der erste Päon (- ˘ ˘ ˘) — dem ermüdeten ein Trochäus und Creticus, (- ˘ - ˘ -), uns ein Anapäst und Pyrrhichius (˘ ˘ - ˘ ˘) — Lust erlauben steht anstatt des kleinen Jonicus (˘ ˘ - -) und ist eigentlich, wie Herr R. selbst anmerkt, ein Ditrochäus (- ˘ - ˘) so auch Saft der Traube, Sohn Cytherens, Korb und Spindel, Kunst Minervens, nie bezwungen, Hirsch im Felde. — Aber Dir schlägt Hebrus ist uns der vierte Epitritus (- - - ˘), und Strohm hinabsteigt, der zweyte Epitritus (- ˘ - -).

Aus allen diesen Stellen sehen wir, daß Herr R. die einsylbigen Nomina und Verba für gleichgültig hält. Man wird aber bald aus einer prosodischen Abhandlung unsers größten Verskenners, die zu den innersten Grundsätzen der deutschen Sprache eindringt, erfahren, daß sie nichts weniger als willkührlich sind. Da Herr R. ein Verzeichniß

der nachgeahmten lyrischen Syllbenmaaße angehängt hat, so hätten wir gewünscht, daß er wenigstens die wichtigsten Abweichungen selbst angezeigt hätte, welches besonders von dem Jambus quaternarius und senarius gilt, der mit dem deutschen einfachrhytmischen Jamben gar keine Aehnlichkeit hat. Noch müssen wir einiger Leser wegen ein Paar Anmerkungen über dieß Verzeichniß machen. Herr R. spricht unsrer Sprache den Pyrrhichius ab, vermuthlich weil wir keine zweysylbige Wörter haben, die reine Pyrrhichien wären. Aber wir haben kurze Einsylben die sowohl unter sich, als durch Hülfe der kurzen Vorsylben, sehr gute Pyrrhichien geben. Zweytens. Die alcäische Strophe hat nicht unter allen lyrischen Sylbenmaaßen die meiste Majestät: unter den Horazischen wohl, allein es giebt Sylbenmaaße, die das alcäische an Majestät weit übertreffen. Drittens. Herr R. sagt von dem sapphischen Sylbenmaaße, daß Horaz ihm durch einen männlichen Abschnitt nach der fünften Sylbe mehr Stärke und Lebhaftigkeit zu geben gesucht. Ueberhaupt ist es wahr: Horaz macht den männlichen Abschnitt oft, vielleicht zu oft. Allein wenn unter sechs und zwanzig sapphischen Oden zwey und dreißig Ausnahmen vorkommen, die gewiß nicht des weichern Inhalts wegen dastehen, so sollte dieß doch erinnert werden.

77. Stück. Donnerstag, den 18. May, 1769.

Viertens. Horaz verdient eben kein Lob, daß er das weiche sapphische Sylbenmaaß ohne Unterschied zu allerley Arten des Inhalts braucht, kein Lob, daß er unter einer nicht großen Anzahl von Oden mit so wenigen und überdem nicht immer angemessenen Versarten abwechselt. Herr Ramler hat übrigens von allen horazischen Sylbenmaaßen eine Probe in seiner Uebersetzung gegeben. Das schwerste unter allen, außer dem Jonischen, das größere Asklepiadeische (Nullam Vare sacra vite prius severis arborem) ist ihm, nach dem Urtheile unsrer Prosodie, eine einzige Stelle ausgenommen, gerade am besten gelungen.

Sehr wohl hat es uns gefallen, daß er die Oden Horrida tempestas coelum contraxit, und Pecti nihil me sicut antea iuvat, die man immer als Dicola gedruckt findet, als Tricola versificirt hat. Eine tadelhafte Nachahmung hingegen scheint uns, wo er den Vers mit kleinen Bindewörtern schließt, und (zwar wie schon in seinen Originaloden) so oft schließt, als wenn eine Schönheit darinn läge, z. E. mit der, ein, in, mit, und, sein, du wo zu Anfange des folgenden Verses das dazu gehörige Hauptwort folgt. Ein Vers ist ein rhythmischer Theil, der ein Ganzes ausmacht: ihn so gewaltsam an seinen Nachbar anknüpfen, kann manchmal aus Nothwendigkeit gelten, muß aber nie als eine besondre Geschicklichkeit gesucht werden. So viel von der Versification unsers deutschen Horaz.

Wer sich in eine umständliche Untersuchung des innern Werths einlassen wollte, der müßte auf der einen Seite die vorzügliche Treue der Copie schätzen, ohne jedoch dabey stehen zu bleiben, wie die meisten Kunstrichter thun, die von keiner höhern Schönheit wissen, als daß der Uebersetzer sein Original philologisch gelehrt begriffen, und in den richtigsten deutschen Ausdruck zur Befriedigung beydes des Verstandes und eines nicht zu spröden Ohres gekleidet habe. Auf der andern Seite aber müßte er sich von seiner Bewunderung des Uebersetzers nicht so hinreißen lassen, daß er bloß darum, weil er selbst nicht einsieht, wie Dieses oder Jenes besser hätte gegeben werden können, das Siegel des Vollendeten darauf drückte, oder es gar auf Kosten des Originals anpriese. Wir müssen gestehen, daß wir fast in dem letzten Falle sind. Der Ton, die Farben, die Wirkung des Ganzen, die sich so sehr vor den meisten deutschen Originaloden ausnehmen, (wir haben hier drey Hauptverdienste einer guten Uebersetzung genannt), und hienächst die große Treue des Uebersetzers: alles schien uns zum Vortheil unsers Ramler so entscheidend zu seyn, daß wir eine Vergleichung mit dem Original beynahe für tadelsüchtig hielten. Gleichwohl ist es gut und nützlich,

sich von seinem Vergnügen Rechenschaft zu geben, und das Verhältniß zu bestimmen, worinn eine so merkwürdige Uebersetzung zu ihrem Originale steht: nicht um den vortrefflichen Uebersetzer, dessen feinen Geschmack und Geist man schon ohne diese Vergleichung empfunden, wieder ein Paar Stufen herunterzusetzen, sondern um den Forschern einige Materialien zu liefern, nach denen sie die Natur beyder Sprachen noch genauer prüfen, und die Ursachen aufsuchen können, warum das Urbild hin und wieder Vorzüge habe, welche die Copie, entweder unter diesen Umständen, oder überhaupt, nicht hat erreichen können. Auf solche Art arbeitet ein Jeder in seinem Fache mit einer gewissen Rücksicht auf die Erweiterung der allgemeinen Erkenntniß, und läßt die Schwätzer unter den Kunstrichtern fortplaudern, die rechts und links lossprechen und verurtheilen, ohne ihre Leser im geringsten klüger zu machen, als sie zuvor waren. Wir machen, des eingeschränkten Raums wegen, bloß einen Versuch über die ersten vier Oden, den einige Anmerkungen über das Ganze beschließen sollen.

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem (credite posteri)
Nymphasque discentes, & aures
Capripedum Satyrorum acutas.

Ich sah den Bacchus (Afterwelt sag es nach!)
Geheime Felsen hörten sein hohes Lied;
Dryaden sah ich, und mit spitzen
Ohren bockfüßige Faunen lauschen.

Bacchum vidi docentem. Ich sah den Bacchus: geheime Felsen hörten sein hohes Lied. Das Deutsche hat hier eine falsche Antithese. Der Dichter sah, und die Felsen hörten. Hohes Lied ist einigermaßen außer dem Tone des Stücks. Der Satz des römischen Dichters ist simpler, kürzer, und anschauender. Im Deutschen stehen die Dryaden unbezeichnet, im Lateinischen sind sie discentes. Horaz sah die Nymphen, aber nicht die Faunen, sondern aures capripedum Satyrorum acutas,

welches das Bild verändert und lachend macht. R. hat dieß dadurch zu ersetzen gesucht, daß er die spitzen Ohren, und zwar die spitzen zu Ende des dritten und die Ohren zu Anfange des vierten Verses vor den Faunen vorausschickt. Sag es nach. Horaz verlangt nur, daß sie es glauben soll. Etwas nachsagen, ist prosaisch, und sogar zweydeutig. Afterwelt ist verwerflich, da wir Nachwelt haben.

Evoe! recenti mens trepidat metu,
Plenoque Bacchi pectore turbidum
Laetatur. Evoe! parce Liber,
Parce, graui metuende thyrſo.

Oh weh! mir bebt die schaudernde Seele noch!
Ich fühle noch voll seliger Trunkenheit
Den Gott im Busen! — Schone, Liber!
Schone, du schrecklicher Thyrsusschwinger!

O Weh! giebt den Schall, aber nicht die Bedeutung des Bacchischen Evoe! zurück. Mit schaudernder Seele und schrecklicher Thyrsusschwinger zusammengenommen, macht es überdem das Gemälde zu dunkel, wider Horazens Absicht. Man empfindet den gemilderten dithyrambischen Enthusiasmus dieser Ode nicht ganz recht, wenn man ihn gar zu ernsthaft aufnimmt. Schaudernd ist nicht so ausdrückend, als metu; und gar recenti mens trepidat metu; ist viel etwas anders, als eine schaudernde Seele, welche noch bebt: denn dort sehen wir, wovon sie bebt, hier ist es nur ein Beywort mit einem angehängten Adverbium. Turbidum bezieht sich besser auf metu, als selige Trunkenheit. Im Original gehört laetatur noch zum vorigen Satze, und macht die Strophe anschließender. In der Uebersetzung macht Ich fühle einen neuen Satz, und einen kleinlichen Abstand des Dichters von seiner Seele. Das zweyte Evoe! hätte billig nicht wegfallen sollen. Du schrecklicher Thyrsusschwinger ist mehr im Ton Pindars, als Horazens. Daß die Seele recenti metu trepidat plenoque Bacchi pectore turbidum laetatur: wer

fühlt das nicht weit lebhafter, als wenn er die deutsche Strophe liest?

Fas pernicaces eſt mihi Thyadas,
Viniqne fontem, lactis & uberes
Cantare riuos, atque truncis
Lapſa cauis iterare mella.

Ja! singen will ich, wie die Thyade rast,
Und wie der Wein von Klippen herunterrinnt,
Die Milch in Bächen fleußt, und Honig
Aus der gespaltenen Eiche strömet.

Fas eſt: der Dichter fühlt sich vom Gott erfüllt, er darf singen. Dieß ist deutlich! Nicht so einleuchtend ist es, warum der deutsche Dichter Ja! sagt. Horaz will nicht singen, wie die Thyade rast, sondern peruicaces Thyadae sollen der Inhalt seines Gesänges seyn: vielleicht singt er also noch etwas anders von ihnen. Iterare ist gar zu schön: Der Honig soll noch einmal durch seinen Gesang herabrinnen.

Fas & beatae coniugis additum
Stellis honorem, tectaque Penthei
Diſiecta non leui ruina,
Thracis et exitium Lycurgi.

Mit deiner Gattin Glorie soll mein Lied
Bis an die Sterne fliegen, und Pentheus Wuth
Durch seiner Kerker Umsturz höhnen,
Und ihn zerhaun, Lykurg, den Frevler.

Das zweyte Fas steht hier nicht ohne Ursache. Der Dichter fühlt sich berechtigt, von noch höhern Gegenständen zu singen. Die Materie wächst. Das Lied soll mit der Glorie bis an die Sterne fliegen. Eine moderne Wendung. Und wenn es nun da ist? Wird die Glorie dadurch ein ſtellis additus honor? Beym Horaz ist alles bestimmt, coniux ist beata, und ihr honor ist ſtellis additus. Glorie ist auch schon darum tadelhaft, weil es ein Kunstwort ist. Aber nicht genug daß das Lied fliegt;

es soll auch *höhnen*, und sogar *zerhaun*. Höhnen soll es Pentheus Wuth durch seiner Kerker Umsturz; es soll also aus Spott die Kerker umstürzen. Horaz will nur die tecta disiecta singen. Das schöne horazische non leui vermissen wir ungerne. Horaz will ferner nur exitum Thracis Lycurgi singen: Ramler will durch sein Lied den Frevler Lykurg zerhaun. Wie ungestühm! wie entfernt von der antiken Einfalt!

80. Stück. Dienstag, den 23. May, 1769.

Tu flectis amnes, tu mare barbarum:
Tu separatis uvidus in iugis
Nodo coërces viperino
Bistonidum sine fraude crines.

Dir weichen Ströhme, Meere gehorchen dir,
Dir ist die Natter giftlos, mit welcher du
Das Haar der Bistoniden bändigst,
Wenn sie dir nach von den Bergen taumeln.

Flectis durch *weichen* ist gut erklärt, aber nicht gut übersetzt. Mare barbarum ist auch außer seinem Klange besser, als Meere überhaupt. Der erste Vers ist also nicht bestimmt genug, und weitschweifig wird er dadurch, daß flectis in zwey Begriffe, *weichen* und *gehorchen*, zertheilt wird. *Dir ist die Natter giftlos.* So wie das hier steht, wird es der Hauptgedanke, da es hingegen beym Horaz nur ein Nebenbegriff ist, welcher zu coërces Bistonidum crines gehört. Es drückt auch die Sache nicht einmal aus: denn daraus, daß die Natter dem Gott giftlos ist, folgt nicht, daß sie es auch den Mänaden sey, wenn es nicht, wie im Original, ausdrücklich gesagt wird. Jenes war nichts wunderbares: dieses aber schon anmerkenswürdig. Man sieht, wie vortrefflich beym Horaz die feinsten Züge verbunden sind. Aber weiter: *wenn sie dir nach von den Bergen taumeln.* Bändigt Bacchus die Haare der Bistoniden, wenn sie ihm nachtaumeln? Im Original ist das Bild ganz anders. Auf

abgelegnen Gebirgen, — wenn Bacchus trunken ist, — knotet er das Haar der Bistoniden mit Nattern, — die ihr Gift verliehren. Nicht so knotet er sie, indem sie ihm nachtaumeln, gleichsam zurückstolpernd. Nicht dann nur knotet er sie, wenn sie ihm nachtaumeln. Ob bändigen hier zugleich in seiner eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung ein gutes Wort sey, scheint uns zweifelhaft.

Tu cum parentis regna per arduum
Cohors gigantum ſcanderet impia,
Rhoecum retorſiſti leonis
Unguibus horribilique mala.

Du warfst den Rökus, der mit rebellischen
Giganten Zevs Burg tollkühn bestürmete,
Mit Löwenklauen durch den Aether
Und mit entsetzlichem Löwenrachen.

1. Im Original ist das Bestürmen malerisch: **cum per arduum cohors gigantum ſcanderet impia.** In der Copie ist das ganze Bild in ein Wort zusammengefaßt: wir hören bestürmen, und sehen nichts davon. **Impia** vollendet das Gemälde sehr gut. 2. **Parentis regna,** interessanter, als Zevs Burg. Zevs war dem Weingott nicht bloß Zevs, er war ihm **parens.** Und Zevs Burg! 3. Mit rebellischen Giganten. Waren ihrer viele oder wenige? **Cohors gigantum.** 4. Tollkühn, das wie ein Adverbium geschleppt kömmt, ist an sich ein schlechtes Wort. 5. Du warfst den Rökus mit Löwenklauen durch den Aether und mit entsetzlichem Löwenrachen. Das **arduum,** welches der Dichter im Hauptbilde ausgelassen hatte, nimmt er hier im Gegenbilde wieder auf, warfst durch den Aether, ein wenig modern. Horazens Ordnung ist natürlicher. Wir haben sie nicht durch den Aether hinaufsteigen sehn: wie sehn wir sie nun zurückgeworfen? **Retorſiſti** paßt sowohl zu **unguibus** als zu **mala:** werfen paßt nur schlecht zu den Löwenklauen, und gar nicht zum Löwenrachen; mit dem Rachen wirft man nicht.

Entsetzlich hat im Deutschen von seiner Kraft verlohren.

> Quanquam choreis aptior & iocis
> Ludoque dictus, non ſat idoneus
> Pugnae ferebaris: ſed idem
> Pacis eras mediusque belli.

> Zwar wähnten dich die Götter zum Reihentanz,
> Zum Scherz und Spiele williger, als zum Kampf:
> Allein du wiesest dich im Frieden
> Und im Getümmel der Schlacht gleich rüstig.

Williger. Es kam nicht bloß darauf an, ob man ihn für willig zum Kampf hielte, sondern ob man ihm die Stärke, die Tapferkeit zutraute. Rüstig im Frieden sagt zu viel, und rüstig im Kriege zu wenig. Medius drückt beydes vortrefflich aus. Du wiesest dich, will uns nicht gefallen.

> Te vidit inſons Cerberus aureo
> Cornu decorum leniter atterens
> Caudam, & recendentis trilingui
> Ore pedes tetigitque crura.

> Dich sah in goldnen Hörnern der Höllenhund:
> Unschädlich spielend lief er mit regem Schweif
> Dich an, und leckte mit drey Zungen
> Deinen zur Rückkehr erhobnen Schenkel.

In goldnen Hörnern: wenigstens mit, wenn decorum wegfallen soll. Man weiß auch nicht, ob die goldnen Hörner dem Gott oder dem Höllenhunde gehören. Spielend lief er mit regem Schweif dich an. Atterens sagt mehr. Leckte mit drey Zungen. Er hätte also auch wohl mit mehr oder weniger Zungen lecken können? Ore trilingui klingt nicht so arithmetisch. Deinen zur Rückkehr erhobnen Schenkel. Diese Art von Beywörtern sollte dem Kanzleystyl gelassen werden. Ein zur Rückkehr erhobner Schenkel giebt einen widrigen marschmäßigen Begriff. Pedes ist weggefallen.

Bey den folgenden drey Oden wollen wir uns kürzer fassen.

> **Mercuri (nam te docilis magiſtro**
> **Monit Amphion lapides canendo)**
> O Merkur, du Meister Amphions! (Steine
> Fühlten seine Lieder)

Die horazische Parenthese enthält den Grund von der Anrede an Merkur, und leitet das ganze Sujet ein. Amphion würde die Steine nicht bewegt haben, wäre er nicht **te docilis magiſtro** gewesen. Bey Ramlern muß man sich das hinzudenken.

> **– reſonare ſeptem**
> **Callida neruis**
> – unterwiesen auf siebenfacher
> Saite zu tönen.

Callida ist schön: nicht so schön *unterwiesen*.

> **— ſtetit urna paulum**
> **Sicca, dum grato Danai puellas**
> **Carmine mulces.**
> — — dein süßes Vorspiel
> Ließ die Danaiden auf kurze Zeit der
> Urne vergessen.

Ließ vergessen — *auf kurze Zeit*: **ſtetit paulum ſicca.** Freylich vergaßen sich die Danaiden: aber beym Horaz ists, als stünde die Urne von selbst. **Dum grato carmine mulces** ist Handlung; und daß die Urne stillstand, *unterdessen* dieß geschah, ist meisterhaft gedacht.

> **— — inane lymphae**
> **Dolium fundo pereuntis imo.**
> — — lechzende Fässer, ewig
> Angefüllt, und ewig geleert.

Das ist nur die Epigraphe des horazischen Gemäldes.

> **ſplendide mendax**
> täuschte glorreich,

glorreich ist ein verwerfliches Zwitterwort, und drückt hier den Sinn nicht recht aus. — Surge ne longus tibi somnus, unde non times detur. Verlaß dein Lager, ehe dich ein Schlaf, den du nicht befahrest, überfällt. Longus hätte nicht wegbleiben sollen. Befahrest ist zweydeutig. — Ego illis mollior. Ich zu sanft. Warum zu sanft? Sie selbst nannte ihre Schwestern scelestas; — Me vel extremos Numidarum in agros classe releget. Mag er doch mich ans Land der wilden Lybier werfen. Werfen ist zu überspannt für den Character dieser Danaide.

87. Stück. Montag, den 5. Junius, 1769.

Donarem pateras. Auch ich spendete Becher aus. Ausspenden sagt man nur von Allmosen. Man merkt erst beym vierten Verse, daß spendete das Imperfectum Coniunctivi ist.

Hic saxo, liquidis ille coloribus
Sollers, nunc hominem ponere, nunc Deum.
Dieser glücklich in Stein, jener mit Farbe bald
Menschenkinder, und bald Götter zu konterfeyn.

Sollers, glücklich: hominem, Menschenkinder: ponere, konterfeyn. Corrige sodes. Es ist zur Wiederherstellung eines alten Worts nicht genug, daß Opitz und Logau es gebraucht haben; es muß an sich gut seyn, und vornämlich am rechten Orte gebraucht werden.

Pretium dicere muneris. Für den Werth seines Geschenkes stehn. Obgleich die gegenwärtige Ode auch im Original eine ziemlich familiäre und unlyrische Sprache redet, so sinkt sie doch, wie man sieht, nicht so tief herab, als in der Uebersetzung.

— — — neque
Si chartae sileant quod bene feceris
Mercedem tuleris.
— — Wer zollt, wenn sie kein Blatt bekennt
Deiner Tugend ihr Lob?

Zollt und Blatt bekennt muß die schönste Ode verunzieren. Einen Satz, der im Original ohne Frage ausgedrückt ist, in der Uebersetzung fragweise vorzutragen, ist fast niemals gut. Es zeigt gemeiniglich an, daß man den eigentlichen Gang und Ausdruck nicht lebhaft genug zu treffen gewußt hat. Der Uebersetzer muß untersuchen, ob sein Dichter hier wohl selbst eine Frage gesetzt haben würde, wenn man ihm die Wahl gelassen hätte. Horaz hätte sie dießmal vermuthlich als frostig verworfen.

Taciturnitas inuida. Der stumme Neid. Ein neidisches Stillschweigen ist schöner und zugleich ausdrückender, als ein stummer Neid.

Consecrat. Giebt ihm Recht und Gericht. Der Sinn ist ausgedrückt, aber so hat ihn Horaz nicht ausdrücken wollen.

Clarum Tyndaridae sidus ab infimis
Quassas eripiunt aequoribus rates.
— — Söhne des Tyndarus,
Euer helles Gestirn reißt den zerschellten Kiel
Aus den Schlünden des Meers.

Zuerst missfällt uns, daß der Satz in eine Anrede verwandelt ist. Dann der Kiel, und noch mehr der zerschellte Kiel. Drittens ist die Schönheit verlohren gegangen, da Horaz zu dem Zwillingsgestirn das Verbum im Plurali setzt. Viertens bedeutet clarum hier, wo von der Macht der Dichter die Rede ist, noch etwas mehr als hell.

Et soles melius nitent. Und die Stunden verjüngen sich. Das sagt Horaz nicht.

Votis omnibusque & precibus vocat. Mit Gelübden erfleht, träumend ihn kommen sieht. Was man erfleht, das erhält man. Die zweyte Hälfte ist ein Zusatz. Träumend thut keine gute Wirkung.

Curuo nec faciem littore dimouet. Wachend immer den Blick nach dem Gestade lenkt. Den Blick lenkt ist kaum in Prose zu brauchen. Nec

faciem dimouet, und curuo littore sagt mehr und sagt es lebendiger, als was Herr R. dafür setzt.

Sic desideriis icta fidelibus. So voll Sehnsucht, und so suchet voll Zärtlichkeit. Der deutsche Vers ist schön wegen seiner neuen Construction, und würde noch schöner seyn, wenn Zärtlichkeit nach Sehnsucht den Gedanken genug höbe, und Sehnsucht kein Spondeus wäre. Der lateinische Vers ist vortrefflich.

Tutus bos etenim rura perambulat. Durch ihn trabet der Stier sicher die Fluren durch. Durch ihn giebt eine unangenehme Zweydeutigkeit, ist nicht recht deutsch, und könnte ohne Verlust des Inhalts wegbleiben. Etenim ist das rechte Wort. Perambulat, besser als trabet.

91. Stück. Montag, den 12. Junius, 1769.

Nutrit rura Ceres almaque Faustitas. Ceres segnet die Flur, Ueberfluß krönt das Jahr. Ueberfluß ist nicht völlig so gut, als alma Faustitas. Das Jahr krönen klingt uns an dieser Stelle zu allegorisch.

Pacatum volitant per mare nauitae. Friedlich flieget im Meer Segel bey Segel hin. Sie fliegen nicht nur friedlich, sondern das Meer ist pacatum durch August.

Culpari metuit fides. Unverbrüchliche Treue gilt. In dem horazischen Verse liegt viel mehr, obgleich der deutsche Vers sich viel stärker ausdrückt.

Nullis polluitur casta domus stupris. Kein Zerstöhrer der Zucht schändet ein edles Haus. Casta ist hier besser als edel. Auch das Paßivum polluitur, welches das Bild einigermaßen in Schatten hüllt, gefällt uns besser, als das gar zu helle kein Zerstöhrer der Zucht schändet.

Mos & lex maculosum edomuit nefas. Nicht leicht wird Jemand diesen Vers gegen folgenden vertauschen. Weder Sitte noch Recht duldet den Frevel.

Laudantur simili prole puerperae. Kein ungleichartiges Kind schimpft die Gebährerinn. Zu wenig gesagt: Laudantur. Die Gebährerinn ist ein zu starkes

Wort für diese Stelle. Wenn artig nicht theils zweydeutig wäre, theils in der eigentlichen Bedeutung zu botanisch klänge, so würde es die Sache ausdrücken.

Culpam poena premit comes. Schnelle Strafe verfolgt die Schuld. Comes verliehren wir ungerne. Wir erinnern uns dabey der schönen Fabel von Lichtwehr. Comes premit ist auch ganz was Anders, als schnell verfolgt.

Quis Parthum paueat? quis gelidum Scythen?
Quis Germania quos horrida parturit
Foetus, incolumi Caesare? quis ferae
Bellum curet Iberiae?

Ha! wen kümmert wohl noch Parther und Scythe, nun
Cäsar lebet? wen schreckt, wildes Germanien,
Deine rasende Wuth? oder Iberiens
Unersättliche Kriegessucht?

Horaz stellt Parther und Scythe nicht so ohne Unterschied zusammen. Foetus bezieht sich auf horrida, welche Deutschland in ihren fürchterlichen Wäldern gebiehrt. Rasende Brut könnten wir Horazen eher verzeihen, als Ramlern: Jener sagt nichts dergleichen. Incolumi Caesare, welches hier nicht ohne Bedeutung bey Deutschland steht, zieht Herr R. zu Parthern und Scythen hinüber, und übersetzt es, nicht ganz glücklich, durch nun Cäsar lebet? Ueberhaupt hat im Deutschen der ganze Gedanke eine andre Wendung genommen. Zu Parthern, Scythen, und Deutschen setzt der Römer quis paueat? Zu den Iberiern nur quis curet? Ramler braucht kümmert von den Parthern und Scythen, schreckt von den Deutschen und Iberiern, und legt überdem durch unersättliche Kriegessucht den vornehmsten Nachdruck auf die letztern.

Condit quisque diem collibus in suis. Seine Tage verlebt jeder im eigenen Berge. Vermuthlich auf oder am eigenen Berge. Condit ist ein starkes Wort.

Et vitem viduas ducit ad arbores. Bindet den

Wein an den verlaßnen Ulm. Im lateinischen Verse vermählet sich ducit gar zu schön mit viduas.

> Hinc ad vina redit laetus, & alteris
> Te menſis adhibet deum.
> Kehret heim, hält sein Mahl fröhlich, und bringet sein
> Abendopfer dem neuen Gott.

Die Libation an den Kayser beym Nachtische ist nicht recht gut, in ein völliges Abendopfer dem neuen Gott verwandelt worden: denn nun kann der Gedanke nicht mehr steigen, wie beym Horaz.

Te proſequitur mero. Dir geußt er den ersten Most. Erster Most ist ein Pleonasmus.

Dux bone. Unvergleichlicher Fürst. Unvergleichlich geht nur noch in Prose an, und heißt heutiges Tages wenig oder gar nichts.

97. Stück. Donnerstag, den 22. Junius, 1769.

Weiter können wir dießmal nicht gehen. Um nun schließlich noch über das Ganze ein Paar Worte zu sagen: es sind, nächst einigen Originaloden, die unsre Sprache besitzt, die schönsten Oden, die wir bisher im Deutschen gelesen haben, und sie werden sehr viel beytragen, einem schätzbaren Theile des Publicums einen weit feinern Tact der lyrischen Dichtkunst beyzubringen, als derselbe zur Zeit noch gehabt hat. Für denjenigen aber, der das lateinische Original recht kennt, und sich über den Nutzen einer Uebersetzung, oder über die Frage, wie die gegenwärtige übertroffen werden könne, hinwegsetzt, ist der deutsche Horaz nicht völlig der römische. Des Römers Ausdruck ist noch gewählter, sein Sylbenmaaß noch correcter, sein Rhythmus noch schöner, sein Periode geschloßner und nachdrücklicher, der Gang leichter, die Farbe noch frischer und lebhafter, der Ton noch gleicher, noch gestimmter, und ungleich wärmer die Wirkung. Wir sagten oben, Herr Ramler habe die römische Kürze unserm deutschen Ausdruck so glücklich anzumessen gewußt, daß er bey einer

gleichen Anzahl Verse keinen einzigen Hauptgedanken eingebüßt habe. Das ist wahr; und wir bewundern unsre edle Sprache dieser Gabe wegen noch mehr. Allein wenn wir davon abrechnen, was an denjenigen Schönheiten im Detail verlohren gegangen, die sich wie ein feines Blüthendüftchen unter einer Menge gemeiner Gerüche ausnehmen, und oft desto unschätzbarer sind, je unmerklicher den Meisten sie vorüberschlüpfen: so sind wir geneigt zu wünschen, daß Herr R. sich weniger strenge an die Anzahl der Strophen und Verse gebunden, und uns, wo möglich, zur Vergeltung etwas mehr von jenen lieblichen Kleinigkeiten geschenkt hätte.

Herr Ramler scheint bey der Wahl seiner Oden, außer dem Syllbenmaaße, vorzüglich auf ihre lyrische Composition gesehn zu haben. Alle funfzehn haben in einem sehr hohen Grade, was man die schöne Unordnung nennt, und eigentlich in solchen Ausweichungen der Empfindung besteht, die für den Verstand, der an eine andre Reihe von Ideen gebunden ist, ein sonderbares Ganze ausmachen. Wir haben wider die Wahl an sich nichts zu erinnern: nur so nahe zusammengestellt, scheinen sie uns selbst durch die Aehnlichkeit ihrer Unordnung, wenn wir so sagen dürfen, zu einförmig, und könnten überdem leicht das Vorurtheil veranlassen, daß diese Art von Composition unter allen in der Lyrik die einzige beste sey: wie es gemeiniglich die Folge von Kunstbegriffen ist, bey denen die Empfindung nicht genug zu Rathe gezogen wird. Wir kennen wahre hohe Oden von einem einzigen unabgeänderten Gedanken, denen wir vor den künstlichsten Ausweichungen ohne Bedenken den Vorzug geben. Ein andermal werden wir Gelegenheit haben, uns näher darüber zu erklären.

Herr Ramler hat einige veraltete Wörter wieder herzustellen, und einigen andern ihre Bedeutung wieder anzupassen gesucht. Ob dazu bey einer Uebersetzung horazischer Oden, wo es auf die feinsten Eindrücke ankam, der Ort war, wollen wir nicht untersuchen. Einige er-

neuerte Archaismen haben uns gefallen: vor anstatt zuvor, weder weder anstatt weder noch, ob anstatt obgleich, wandeln anstatt verwandeln, darben mit dem Genitiv, (an syntactischen Archaismen ist sehr viel bey Luthern zu lernen), ewiglich anstatt ewig, wenn es ein Adverbium seyn soll, bestehen anstatt aushalten, Biedervolk: lauter Wörter und Redarten, die in verschiednen Gattungen der Poesie und Prose gut zu brauchen sind. Wenn er aber aus bloßer Ueppigkeit des Geschmacks auch die schlechtesten Wörter aufnimmt, nur weil sie alt sind, oder nur im Epigramm und auf der Bühne gelten, oder von ihrer Bedeutung verlohren haben, wie soll man das nennen? Hieher gehört das oben angeführte konterfeyn, welches in jeder Absicht ein lächerliches Wort ist.

Zwey zusammengestellte Substantiven geben im Deutschen selten mehr als einen Begriff, oder sind höchstens nur als ein Hauptwort mit seinem Beywort anzusehen: ein Ding, das im gemeinen Umgange nur zur Ausfüllung der Rede dient, und von den Prosaisten sehr unrecht in den Styl aufgenommen worden. Sie vollends in der Ode brauchen, heißt, bey vieler Delicatesse zugleich auch Mangel an Delicatesse verrathen. Ist Gift und Geifer, Nebel und Nacht, Recht und Gericht wohl im geringsten besser, als Mord und Todschlag, oder Hurerey und Unzucht?

Herr R. sucht, wie man weis, einigen Wörtern durch ein eingeschobnes E ihre Rauhigkeit zu benehmen. Wenn er aber hältest anstatt hältst sagt, so ist das einem deutschen Ohre anstößiger, als das härteste Wort.

98. Stück. Freytag, den 23. Junius, 1769.

Als einen Anhang hat Herr R. eine Uebersetzung des catullischen Sperlings beygefügt. Ein kühner Versuch, wenn man die Schwürigkeiten kennt, mit denen unsre Sprache ringt, um die äußerste Naivität des Ausdrucks zu treffen, ohne in das nah angränzende Platte zu fallen.

Nur eins anzuführen: wir haben keine reizenden deminutiven Adjectiva: wie sollen wir folgende Verse ausdrücken?

O factum male! o miselle passer!
Cuja nunc opera meae puellae
Flendo turgiduli rubent ocelli!

Besser ersetzen kann man diese Schönheiten schwerlich, als Herr R. gethan hat:

Welch ein Jammer! O Sperling! armer Sperling!
Hast gemacht, daß mein trautes Mädchen ihre
Lieben Aeugelchen sich ganz roth geweint hat.

Hast ohne du, mein trautes Mädchen, lieben Aeugelchen, ganz roth geweint sind Worte von großem Werthe: ein Hiatus nach Art des catullischen male! o würde den ersten Vers noch weicher gemacht haben.

Wenn inzwischen Ramler dennoch unter Catull bleibt, wie sehr ist nicht der Franzos de la Monnoye, unter Ramlern!

O Parque injuste! o rigueur sans seconde!
Pauvre moineau! cause de nos douleurs!
C'est par ta mort que Lesbie est en pleurs,
Et qu'il en cuit aux plus beaux yeux du monde!

Niemand hätte vielleicht Ramlern in dieser Uebersetzung übertreffen können, als — der alte Logau, der mehr als irgend ein andrer deutscher Dichter, den wir kennen, den catullischen Ausdruck besessen hat.

Da wir der Uebersetzung des la Monnoye erwähnt haben, so wird es einigen Lesern wohl nicht unangenehm seyn, wenn wir sie zur Vergleichung hier hersetzen. Sie ist von einem Franzosen nicht schlecht.

Tendre Venus, tendres Amours, & Vous
Hommes galants, qui servez belle amie:
En noir atour aujourd'hui venez tous
Pleurer la mort du moineau de Lesbie.

Las! il étoit ſon état le plus doux;
Elle l'aimoit plus que ſa propre vie.
Poſé tantôt ſur ſon ſein, ſur ſon bras,
Jamais enfant ne connût mieux ſa mère,
En quelque lieu qu'elle tournât ſes pas
On le voyoit qui d' une aile légère
Deçà, delà, ſe hâtant de voler,
Par ſes pipis ſembloit la rappeller.
Or, vole-t-il dans ces manoirs funébres,
Où, dès qu'on entre, on demeure toûjours.
Que maudit ſoit ce païs de ténèbres,
Qui nous ravit nos plaiſirs, nos amours.
O Parque injuſte! o rigueur ſans ſeconde.
Pauvre moineau! cauſe de nos douleurs!
C'eſt par ta mort que Leſbie eſt en pleurs,
Et qu'il en cuit aux plus beaux yeux du monde.

Die marotſchen Wörter thun hier keine üble Wirkung! was würde nicht erſt der unnachahmliche la Fontaine daraus gemacht haben!

---

79. Stück. Montag, den 22. May, 1769.

Der Meßias. Dritter Band. (Kopenhagen 1768. 33 B. in 4. Halle bey Hemmerde 1769. 17 B. in 8.) 54

Wenn ich nicht zu ſinkend den Flug der Religion flog,
Wenn ich Empfindung ins Herz der Erlöſten ſtrömte; ſo hat mich
Gottes Leitung getragen auf Adlersflügeln! es hat mich,
Offenbarung, von deinen Höhn die Empfindung beſeligt!
Wer an den reinen kryſtallenen Strohm, der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleußt, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
Deß Beyfall erreiche, verweht vom Winde, mein Ohr nicht!
Unverweht, befleck er mein Herz nicht! Ach, unten am Staube
Müßte bleiben mein Lied, wenn jener lebende Strohm nicht
Durch die neue Jeruſalem, Gottes Stadt, ſich ergöße.
Und zu ihm mich hinauf der Vorſicht Rechte nicht führte.
Leite mich ferner, du Unſichtbare, du Führerinn, leite
Meinen bebenden Gang! Des Sohnes Erniedrigung ſang ich;
Bring mich höher hinauf, auch ſeine Wonne zu ſingen!

Und Dank, Dank dir, erhabne Sionitinn, daß wir erlebt haben, die Höhe, die du deinen Dichter führteſt, nahe ſchon erſtiegen zu ſehen.

Unser Vaterland, das Land großer, wenn gleich oft verkannter Verdienste, wird (nun keine zu entfernte Hoffnung mehr) **wird** bald auch dieses beneidenswürdige besitzen, eine Epopöe: ein Werk, das sich alle Nationen der Christenheit und alle künftige Weltalter zueignen werden, eine Epopöe von dem **Stifter unsrer Religion**, die würdigste, die heiligste!

Wir kennen die mancherley Gesichtspunkte, aus denen ein Gedicht von dieser Art beurtheilt werden muß, zu gut, als daß wir, nach der Weise einiger Kunstrichter, den Dilettanti unsrer Nation, den *καλοις κ᾽αγαθοις* zu Gefallen, in einem kurzen Aufsatze ein bischen flüchtige Kritik, weder ganz noch halb, wagen sollten, um die alte Topik abzuhandeln, daß Klopstock nicht Homer, und Homer nicht Klopstock sey, noch gewesen sey, noch seyn werde, noch seyn könne, noch seyn wolle. Immer noch wissen wir keinen einzigen Kriticus, der in den Charakter des Klopstockschen Gedichts recht eingedrungen wäre, ja der nur die Bescheidenheit gehabt hätte, zu bemerken, wie äußerst unschicklich es sey, ein Original, das sich einen so ganz eignen Pfad gebahnt hat, dessen Gegenstand von der geistigsten und mit dem Homerischen Inhalte gar nicht vergleichbaren Natur ist, das den Ursprung der christlichen Religion für Christen selbst, für heutige Christen, für eine Welt singt, deren Begriffe mit den Begriffen der Homerischen Jahrhunderte beynah in einem völligen Contrast stehen: ein solches Original mit der ekelhaftesten Schwatzhaftigkeit nach den trivialsten Folgerungen eines Kunstworts, das außer seiner Beziehung auf das Muster, von dem es abgezogen worden, in hundert Fällen gegen zehne schlechterdings nichts beweist, und nach den unverdautesten Modesätzen bald von Handlung, bald von Sitten, bald gar von orientalisch-rabbinisch-griechisch-deutscher Philologie auszumustern. O der Schulweisen! Schämen sie sich nicht, einem Klopstock so was ins Gesicht zu sagen? Haben sie kein Gefühl, daß eins der größten Genies, (sie selbst müssen es ja dafür erkennen), welches mit dreyßigjähriger Aufmerksamkeit über sein Sujet

nachgedacht hat, von dessen Wichtigkeit und Umfange es nothwendig klärere Begriffe haben muß, als alle unpoetische Kunstrichter in der Welt, sich selbst Rechenschaft werde gegeben haben, warum er Dieses thue, und Jenes nicht thue? und daß ein bloßer Kritiker, der hier mit seinem Trödel von unreifen Einfällen und Aftergedanken und *Machtsprüchen* aufgezogen kömmt, eine klägliche Figur mache?

Ein Werk, wie der Meßias, muß von Grund aus untersucht werden. Man hat angefangen, der Prüfung einzelner kritischer Schriften, statt kahler Recensionen, worinn die wichtigsten Sachen mit der schnödesten Zuversichtlichkeit abgefertigt werden, eigne Bücher, die ins Detail gehen, zu widmen. Wenn man diese bessere Untersuchungsart auch auf vorragende poetische Werke anwenden wird, alsdann, und nur alsdann, kann sich unsre Nation einmal lesenswürdige Kritiken über den Meßias versprechen, vorausgesetzt, daß sie von Männern geschrieben werden, die, bey einem sichern Gefühl der Schönheit und richtigen Kenntnissen, auch dieses erkannt haben, daß der Kunstrichter niemals mit dem Poeten in *völlig gleichem* Gesichtspuncte stehe, wenn Jener das vollendete Werk mit Einem von den Ideen desselben schon bereicherten Blicke übersieht, welches Dieser im Ganzen erschaffen, und in allen seinen größern und kleinern Theilen ausbilden mußte.

Statt einer Vorrede lesen wir dießmal ein Gespräch *vom deutschen Hexameter aus einer Abhandlung vom Sylbenmaße*, die, wenn sie ganz mit der tiefen Genauigkeit wie dieses Fragment ausgeführt ist, gewiß in keiner Sprache ihres Gleichen hat. Von den hieher gehörigen Untersuchungen unsrer Kunstrichter macht sie vollends einen wunderbaren Abstand. Wenn die sich noch streiten, ob man auch Hexameter im Deutschen machen *könne*, so zeigt uns Klopstock, daß der deutsche Hexameter vor dem griechischen sogar den Vorzug habe. Wenn Jene nach ihrer geschwinden Entscheidungskraft längst überzeugt sind, daß unsre Sprache eigentlich nur zu Jamben und

Trochäen zugeschnitten, und unser Hexameter bloß durch Hülfe gewisser plumper Licenzen ein Hexameter sey, so erfahren wir hier, daß beyde in einer viel genauern Verbindung zusammenstehen, als selbst der Opitzische Vers. Außerordentlich fruchtbar ist die Art, den Rhythmus des Hexameters vorzüglich nach den verschiednen kleinern Abschnitten der Declamation zu betrachten, die Klopstock *Wortfüße* nennt. Da wir im Lesen nicht scandiren, sondern die Rhythmen nach dem Sinn und Affect hören lassen, so gewinnt der Hexameter eben dadurch seine schönste Mannigfaltigkeit; und diejenigen, die ohne diese Beobachtung so viel artige Sachen von dem Geheimnisse des poetischen Perioden hergefaselt haben, wußten zuverläßig selbst nicht, was sie sagten.

Von den gegenwärtigen fünf Gesängen zeigen wir nur noch an, daß sie 6398 Verse enthalten, da die ersten fünfe nur aus 4500, und die zweyten fünfe nur aus 3985 Versen bestanden.

---

95. Stück. Montag, den 19. Junius, 1769.

55 **Leipzig.** Bey Weidmanns Erben und Reich ist verlegt: **Lieder für Kinder, vermehrte Auflage. Mit neuen Melodien, von J. A. Hiller.** Wie auch: **Zugabe zu den Liedern für Kinder.** Diese Zugabe von zwey Bogen, welche in der vermehrten Auflage mit enthalten ist, scheint für diejenigen besonders gedruckt zu seyn, die schon die vorige Auflage besitzen. Es ist hier nicht unsre Absicht, von den Gedichten zu reden, welche fast durchgängig ein Abdruck von dem sanften, empfindsamen Herzen ihres Verfassers sind. Wie würdig ist der Mann, die Zufriedenheit, die Wollust zu empfinden, die mehr sein Herz als seine Dichtkunst in dem Liede, *Ermahnungen an zwey Kinder*, ausdrückt! Ein Deutscher *Rousseau* würde freylich noch manche Wendung der Gedanken, manchen Ausdruck für Kinder nicht natürlich, nicht faßlich,

und hin und wieder die Moral für nicht richtig und passend genug halten; allein bey der großen Armuth an Sachen, die wir kleinen Kindern vorsagen, vorsingen, oder zum Lesen in die Hände geben könnten, darf man hoffen, daß diese Auflage bald vergriffen seyn, und Herr Weisse eine abermahlige nach seiner eignen Einsicht hier und da veränderte besorgen wird; und dieser kleinen Erinnerungen, die man bey einer oder der andern Stelle machen möchte, ungeachtet, kann Herr Weiß des angenehmsten Lohnes eines Dichters von seiner Denkungsart gewiß seyn, nemlich der, daß er Nutzen gestiftet hat.

Ein Theil dieser Lieder war schon ehmals in größrer Gestalt componirt, und zwar von einem Manne, der um die deutsche Musik unbezweifelte Verdienste hat. Worunter aber die Composition seiner Kinderlieder nicht mit gerechnet werden kann. — Herr Hiller, der Verfasser der gegenwärtigen Melodien, ist so bescheiden, keine Vergleichung zu wünschen, ob wir gleich überzeugt sind, daß er solche nicht fürchten dürfte. Er sagt, daß er das leichte und natürliche Singbare dem gekünstelten vorgezogen, und wir haben mit Vergnügen bey den meisten seine Aeusserung wahr befunden. Das, bey Liedern für Kinder besonders wesentliche Verdienst, so leicht, so natürlich, so faßlich zu seyn, daß dem Kinde, wo nicht die ganze Melodie, doch eine oder die andre Stelle daraus im Gedächtnisse hängen bleibe, und es sich dadurch der gesungnen Worte erinnere, ist nicht so gering, und nicht so leicht zu erwerben, als es beym ersten Anblicke scheinen möchte, besonders, wenn man, wie es höchst nöthig ist, um das Ohr der Kinder nicht zu verwöhnen, eine richtige Declamation beybehalten will. Herr Hiller hat dieses Verdienst, das beweiset gegenwärtige Sammlung, und überhaupt kann ihm nur der Neid einen ansehnlichen Rang unter unsern einsichtsvollesten deutschen Componisten streitig machen wollen. Um die Aufrichtigkeit dieses unsers Beyfalls zu beweisen, wollen wir auch sagen, was uns weniger gut vorgekommen ist. Ueberhaupt haben einige einen zu weiten Umfang

der Stimme so wohl für das Ohr als den Hals eines Kindes. Warum sollen nicht auch die weniger im Singen geübten Mütter diese Lieder vorsingen? Aus dieser Absicht wäre es sehr gut gewesen, wenn Herr Hiller für alle Lieder überhaupt, einen Ambitum von neun höchstens zehn Tönen hätte fest annehmen wollen. Von besondern Stellen, mögen folgende, die wir ungerne gefunden haben, unsre Aufrichtigkeit beweisen. Die Melodie auf das Lied, die Sonne, ist wohl für ungeübte Sänger zu künstlich, und die Declamation etwas aus der Acht gelassen. Der Freund. In dieser Melodie machen die vier ersten Noten im dritten und siebenden Tacte keine sehr singbare Figur. Die Wiederhohlung; „das ist ein Freund, das ist ein Freund, so „wenig er, so wenig er es scheint," ist nicht überlegt angebracht. Die Dohle und die Nachtigall sollten, was sie sagen, nicht mit einerley Tönen sagen. Der Seiltänzer, ist so schön, daß wir den 13, 14, 15ten und 16ten Tact herauswünschen möchten. Im, der Mond, scheinen der 5, 6, 7 und 8te Tact mahlen zu sollen, sonst wäre Herr Hiller wohl nicht auf die harte Tonfolge vom 4. bis zum 5ten Tacte gerathen. An die Lerchen. Hier hat der Componist dem Dichter eine Figur richtig nachgeahmt. Der Dichter läßt den Knaben die Lerchen sehr beklagen, und sich entschliessen, nie so grausam gegen sie zu seyn, und sie zu würgen; aber für ein Kind unterbricht er sich epigrammatisch genug, und sagt: „Doch bald hätt' ichs vergessen, daß wir heute Lerchen essen." Der Componist fängt seine Melodie in G moll an, führt sie durch C moll, B dur ins dur F durch — man soll schwören, er wolle uns nun wieder in B dur führen, aber sagt er . . . bald hätt' ichs vergessen, ich muß im G moll schliessen. In dem Liede, die Lieblings-Leidenschaft, schickt sich der Schluß gewiß nicht für das sanftre Mädchen, wenn er sich auch für den trommelnden Knaben paßte. Die Rosenknospe wünschten wir anders vom Herrn Hiller componirt zu sehn. Die Melodie dieses so süssen Liedes hat uns, besonders des beleidigten Rhythmus wegen, nicht gefallen

wollen. Das Lied, Auf das Bildniß einer geliebten Mutter, hätten wir beyde Strophen besonders componirt zu sehn gewünscht; alsdann würden gewiß daß Wort Natur, eine natürlichere Scansion, und die beyden letzten Verse der zwoten Strophe, eine richtigere Declamation erhalten haben. Beym Liede die Spinne haben wir besonders gefunden, warum Herr Hiller im Vorbericht sagt: „Ein paar Künsteleyen, zu denen unter einer Anzahl „von ein und siebzig Melodien auch der gesetzteste Componist „verleitet werden konnte, wird man mir zu gute halten; „der Kinder wegen durften sie freylich nicht da seyn.“ Nein! der Kinder wegen sollten sie nicht da seyn. Aber Herr Hiller hat solche gegen seine bessere Einsicht stehen lassen. Er hatte sich durch die kunstvolle Weberin, und das künstliche Gewinde dahin bringen lassen, ein kunstvolles Lied und einen künstlichen Canon zu weben. Wer ein wenig schalkhaft seyn wollte, könnte auf diese Melodie die beyden ersten Strophen des Liedes anwenden, und dann die sechs J aus dem Verse: „WJe rJchtJg sJe sJch schlJeßen,“ darhinter her hören lassen. Aber im Ernste! Die Spinne handelt natürlich und ihrem Zwecke gemäß, wenn sie ihren Canon webt, darüber sollte man sie nicht tadeln — Aber wozu denn das Mißfallen über das musicalische Gewebe und über das Ausschelten der Spinne? — Wenn ein Apelles sein Gemählde ausstellet, so ists ihm nicht zuwider, daß ein Schuster den Schuh tadelt. Be.

---

103. Stück. Montag, den 3. Julii, 1769.

Geistliche Cantaten von D. Balthasar Münter, Pastor 56
an der deutschen Petri Kirche zu Copenhagen. Göttingen und Gotha, 1769. bey J. Chr. Dietrich (7 B. in 8).

Zu den sonderbaren Dingen, von denen sich schwerlich eine vernünftige Ursache angeben läßt, gehört auch dieses, daß einige große Musici lieber einen schlechten Text

componiren, als einen guten. Selbst der sel. Telemann war oft in dem nämlichen Falle. Fürchtet sich etwa der Musikus, daß er die Schönheiten eines vortrefflichen Textes nicht erreichen möchte? Wer darf das von den Telemanns voraussetzen? Fehlt es ihnen an Geschmack, einen guten Text von einem schlechten zu unterscheiden? Telemann wußte sehr wohl selbst, daß seine Sonntags-Texte schlecht waren; und in unsern Zeiten wär es doch seltsam, wenn nur die Musici noch in einer Barbarey steckten, aus der glücklicher Weise fast Jedermann längst heraus ist. Sucht etwa der Musikus den Vorwurf, daß er flüchtig gearbeitet, dadurch von sich abzulehnen, daß der schlechte Text keiner guten Bearbeitung fähig war? Nicht selten haben die erbärmlichsten Reime die entzückendste Musik. Oder hat er die üble Meynung von seinen Zuhörern, daß sie die Fehler des Textes, auch wenn sie Geschmack besitzen, vor den Reizungen der Musik nicht bemerken werden? Auch nicht. Ein großer Musikus muß ja nothwendig einsehen können, daß wenn ein paar Künste, wie Musik und Poesie, sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, eine gemeinschaftliche Wirkung unter beyden seyn, und nicht die eine den Eindruck der andern schwächen oder zerstöhren müsse. Oder verlanget er endlich, daß der Zuhörer die Singstimmen nicht des Textes wegen, sondern bloß als musicalische Instrumente anhören soll? So muß er nicht wissen, wie groß der Vortheil für die Musik sey, wenn die Empfindungen, die sie ausdrückt, durch angemeßne Worte bestimmt werden.

Wie aber, möchte man fragen, wenn der Musikus keine Wahl hat, sondern die schlechten Texte aus Mangel besserer nehmen muß? Wie? wenn der gute Text, aber in Ansehung der musicalischen Bearbeitung dem schlechten nachstehen muß?

Dann freylich ist der Musicus entschuldigt, und wir müssen wünschen, daß er bey der allgemeinen Verbesserung des Geschmacks in Deutschland, und vornämlich bey der lobenswürdigen Aufmerksamkeit, die man itzt auf andre

Theile der gottesdienstlichen Poesie wendet, dieser Entschuldigung nie mehr bedürfen möge. Wir haben daher alle Ursache, dem Herrn Verfasser gegenwärtiger Cantaten verbunden zu seyn, daß er angefangen hat, dem Mangel in einem Fache abzuhelfen, wo er allerdings sehr groß war, und bitten ihn eine so nützliche Arbeit ja fortzusetzen. Daß dieß wirklich zum Theil von ihm geleistet worden, mag folgende Cantate bewähren.

Des Christen Ruhm in seiner Schwachheit.

Chor.

Du bist im Staube gebohren,
Hast Leben und Unschuld verlohren:
Was rühmst du dich vor Gott?
Wird er den Stolz nicht rächen?
Der Sünden=Rächer, Gott?
  Vor ihm sind Engel selbst nicht rein
Von Fehlen und Gebrechen:
Wie mags ein Mensch, der Sünder, seyn?

B. A.

Gott siehet dich, und alle deine Werke,
Kennt deine Schwäche, deine Stärke,
Und weis, was gut und was verwerflich
  An dir und deinem Wandel ist.
Der du von Gott gewichen bist,
Von deiner Unschuld tief gesunken ins Verderben,
Du mußt durch deine Sünden sterben.
Nicht mehr sein Kind, nicht mehr sein Eigenthum,
Ein Knecht des Todes und der Sünden,
Kannst du noch Gnade vor ihm finden.
Doch deine Schwachheit nur und Christus sey dein Ruhm.

Mühselig bist du und beladen,
  Darum erbarmt Gott deiner sich:
  Nur seiner Wohlthat, seiner Gnaden,
  Und deiner Schwachheit rühme dich.

Daß dein Erbarmer deiner schonet,
  Daß Christi Stärke bey dir wohnet,
  Daß du aus Gnaden selig bist:
  Sprich, ob ein Ruhm erhabner ist?

B. A.

Was ist der Mensch, Gott, daß du sein gedenkst,
Dich seiner annimmst, deinen Himmel
Und seine Seligkeit ihm schenkst.
Was ist des Weibes Sohn,
Daß du ihm deinen Sohn zum Opfer seiner Sünden
Dahingiebst? ihn, den Sünder, nicht verfluchst,
Ihn auf dem Wege des Verderbens suchst,
Und göttlich dich erfreuest ihn zu finden?

Erd und Himmel sind vor dir
Wie ein Scherflein auf der Wage:
O was sind denn Menschen? wir? —
Nichts vor dir, der Alles ist,
Der du warst und der du bist!

Dennoch groß durch Jesum Christ
Werden wir an deinem Tage
Deine Gesegneten ewig seyn,
Ewig deiner Huld uns freun.

V. A.

Choral.

Mel. Ach was soll ich Sünder machen.

Sonst kein Ruhm soll mich entzünden
Als der Ruhm, daß Jesus Christ
Mein Erlöser worden ist,
Daß er alle meine Sünden
Ausgelöscht durch seinen Tod
Und geendigt meine Noth.

Lerne deinen Werth erkennen,
Seele, dem kein Werth sonst gleicht,
Den allein der Christ erreicht:
Gottes Kind darfst du dich nennen,
Bist mit ihm versöhnt, bist sein,
Sollst es ewig, ewig seyn.

---

108. Stück. Dienstag, den 11. Julii, 1769.

57 **Musarion, oder die Philosophie der Grazien. Ein Gedicht, in drey Büchern. (Neue Auflage) Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1769. (9 B. in kl. 8.)**

Es ist zufälliger Weise geschehen, daß wir bisher noch nichts von einem der anmuthigsten Gedichte gesagt haben,

das vielleicht je geschrieben ist. Wir sollten nun den Fehler, werden einige denken, dadurch wieder gut machen, daß wir dießmal recht viel Gutes davon sagten. Aber würden wir dadurch nicht zu verstehen geben, daß wir selbst glaubten, unser Stillschweigen sey irgend einer Misdeutung fähig gewesen? Wer kennt die scharfsinnigste der Grazien solutis zonis, wer kennt Musarion nicht? Wer hat ein Herz, und muß sie nicht lieben? Wir reden also hier nur von der neuen Ausgabe dieses allerliebsten kleinen Gedichts, die nicht allein wegen ihrer äußern Schönheit, sondern noch besonders durch eine Zuschrift an Herrn Weiße merkwürdig ist.

Folgende authentische Erklärung des Dichters wird Vielen unerwartet seyn. „Weil ich nun einmal im Bekennen bin, so gestehe ich Ihnen auch, daß dasjenige, was man sonst von allen Schriftstellern sagt, „daß sie sich „selbst, sogar wider ihren Willen, in ihren Werken ab„bilden", in diesem Gedichte eine meiner Absichten war. Ich wollte, daß eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes, (die von einigen, theils aus Blödigkeit ihres eignen, theils aus zufälligen Ursachen, vielleicht auch aus Vorsatz und Absichten, mißkannt worden ist) vorhanden seyn sollte, und ich bemühete mich, Musarion zu einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es neben meinen übrigen Absichten nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe; ihre Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen. Das milde Licht, worinn sie die menschlichen Dinge ansieht; dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, worein sie ihr Gemüth gesetzt zu haben scheint; dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Unschickliche, chimärische, (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerey, und Betrug, beynahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten, mehr oder weniger verfälscht haben,) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom wahren abzuscheiden weiß; diese Sokratische Ironie,

welche mehr das allzustrenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern, als andern die Schärfe ihres Witzes zu fühlen zu geben sucht; diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur — welche (lassen Sie es uns ohne Scheu gestehen, mein Freund,) mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen. — Alle diese Züge, wodurch Musarion einigen modernen Sophisten und Hierophanten, Leuten, welche den Grazien nie geopfert haben, zu ihrem Vortheile so unähnlich wird — diese Züge — ja mein liebster Freund, sind die Lineamenten meines eignen Geistes und Herzens, und ich wage es, um so dreister es zu sagen, da sich unter unsern Zeitgenossen, und in der That unter den Menschen aller Zeiten, keine geringe Anzahl befindet, denen ein moralisches Gesichte, das dem ihrigen so wenig gleicht, nothwendig häßlich vorkommen muß. Von Herzen gern sey ihnen das Recht zugestanden, davon zu urtheilen, wie sie können: genug für mich, wenn Musarion und ihr Verfasser allen denen lieb ist, und es immer bleiben wird, welche in diesen Zügen ihre eignen erkennen. Weiter wird mein stolzester Wunsch niemals gehen; und so wünsche ich, wie Sie sehen, nichts als was ich gewiß bin, zu erhalten, oder Helvetius und die Erfahrung müssen Unrecht haben.“ Zur Erläuterung dieser Stelle wird es nicht undienlich seyn, den Beschluß des Gedichts anzuführen.

Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht;
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zevs aus Huld in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie findt,

Und sich dazu — sie drum nicht minder liebet;
Den Irrenden bedaurt, und nur den Gleißner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Wir gehören weder zu den modernen Sophisten noch zu den Hierophanten, von denen Herr Wieland redet: aber dieß wenige halten wir uns, bey der Wichtigkeit der Veranlassung, um so viel mehr verbunden zu sagen, je weniger unsre Hochachtung für seine Talente verdächtig seyn kann. — Es ist uns sehr begreiflich, daß ein Mann von lebhafter Einbildungskraft ganz entgegengesetzte Grundsätze wählen könne, ohne sich irgend einer tadelhaften Richtung seines Willens dabey bewußt zu seyn. Nur sehen wir nicht ein, wie ein Schriftsteller, der offenbar streitige Lehren der Moral mit gleichem Grade des Enthusiasmus öffentlich vorträgt, sich erlauben könne, in einem so bittern Tone, wie hier geschieht, von denjenigen zu urtheilen, die, vielleicht eben durch seine vorigen Schriften noch mehr berechtigt, die plötzliche Veränderung seiner Gesinnungen wenigstens sonderbar finden, und es nicht für gleichgültig halten dürfen, was ein berühmter Scribent, in der heiligen Sache der Tugend, für Eindrücke auf den Verstand seiner Leser macht. — Wir bitten Herrn Wieland, diese Anmerkung, die in Wahrheit aus keiner hierophantischen Seele kömmt, mit Billigkeit zu prüfen.

109. Stück. Donnerstag, den 13. Julii, 1769.

Was in der nämlichen Zuschrift von der pöbelhaften Ungezogenheit einiger unsrer Kunstrichter gesagt wird, ist seinem Character so rühmlich, und so sehr unsern eignen schon oft geäußerten Wünschen gemäß, daß wir es hier ganz einrücken müssen. „Möchten doch die Männer, die

ihr Leben, oder wenigstens, (wenn ihnen nicht mehr erlaubet ist), die angenehmsten Stunden ihres Lebens den Musen und der Philosophie gewidmet haben, möchten sie die ganze Würde ihrer Bestimmung, und die Größe der Vortheile, die in ihrer Gewalt sind, empfinden! Wie glücklich, wie groß, wie unabhängig würden sie seyn, wie wenig der Gunst der Könige nöthig haben, und wie ehrwürdig selbst in den Augen der Großen der Welt könnten sie sich machen, wenn ihr Herz eben so gut, als ihr Kopf wäre: wenn der Einfluß der Musen und Grazien, auch ihr sittliches Gefühl, wenn ihr Geschmack auch ihre Gesinnungen verfeinert und verschönert hätte; wenn sie durch einen edlen Stolz sich zu groß dünkten, zu den niederträchtigen Leidenschaften des Pöbels und ihren verächtlichen Ausbrüchen herabzusinken, und indem sie einander selbst auf alle mögliche Art verkleinern, bey dem großen Haufen der Unwissenden und Narren, der den Erdboden bedeckt, die Wissenschaften und die liebenswürdigen wohlthätigen Künste der Musen verächtlich zu machen. Wie viel würden sie, wie viel würde die Gesellschaft, und in der Folge die menschliche Natur selbst, die von dem höchsten Grade der Verschönerung, deren sie fähig ist, noch so weit entfernt scheint, durch die Erfüllung dieses Wunsches gewinnen, wenn alle Leute von Genie und Talenten, alle Gelehrte, alle Schriftsteller, wenigstens alle gute, ohne Eifersucht und niedrige Privatabsichten in einem tugendhaften und freundschaftlichen Wetteifer auf ihrer gemeinschaftlichen Laufbahn neben einander fortliefen, einander allezeit Gerechtigkeit widerfahren ließen, jedes neu aufkeimende Talent mit Vergnügen willkommen hießen, und anstatt es zu schrecken und niederzuschlagen, es auf alle mögliche Weise aufzumuntern bedacht wären — Kurz! wenn sie einander so liebten, wie alle Leute, welche selbst Verdienste haben, und daher auch Verdienste sollen schätzen können, zu thun schuldig sind, und wie gewiß alle wahrhaftig schöne Seelen durch eine Art von innerlicher Nothwendigkeit zu thun angetrieben werden."

---

117. Stück. Donnerstag, den 27. Julii, 1769.

Dr. Brown's Betrachtungen über die Poesie und 58 Musik nach ihrem Ursprunge, ihrer Vereinigung, Gewalt, Wachsthum, Trennung, und Verderbniß. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und zween Anhängen begleitet, von J. J. Eschenburg. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1769. (32 B. in 8.)

Ein neuerer Philosoph, ein Engländer, ein Kenner der heutigen Musik und Poesie, der sich, in Ansehung dieser beyden Künste, mit rousseauschem Enthusiasmus ganz in den Character, die Sitten, und die Denkungsart der Griechen gestimmt hat, ist keine gemeine Erscheinung. Auch fehlte es ihm in seinem Vaterlande nicht an Gegnern, die ihn mit der äußersten Strenge und Bitterkeit beurtheilten. Der Uebersetzer hat, außer seinen eignen Anmerkungen, eine von diesen Streitschriften im Anhange beygefügt. Da aber der eine und der andre nur bey der Gültigkeit der historischen Beweise stehen bleiben; so kann es nicht fehlen, daß der beredte, scharfsinnige, und wohlmeynende Brown nicht immer noch das Uebergewicht für denjenigen Leser behalte, dem sein Raisonnement richtig vorkömmt, und der den Irrthum nicht in der Quelle aufsucht. Es wird daher nicht überflüßig seyn, wenn wir uns etwas umständlich in das brownische System einlassen.

Sein Zweck ist zu beweisen, daß die Trennung der Musik von der Poesie und der Geberdensprache (Tanzkunst) nicht nur eine Abweichung von der Natur, sondern insbesondre, politisch betrachtet, eine schädliche Abweichung sey.

Dazu hat er einen Weg gewählt, der zwar wirklich der gewöhnliche Weg der meisten Systematiker ist, den aber, da er kein Geheimniß daraus macht, die Unerfahrenheit sehr fremde gefunden hat. Er stellt nämlich den Satz, den er gern für wahr halten und von andern gehalten wissen möchte, als ein voraus dazu bestimmtes Resultat vor sich hin, sucht dann unter verschiednen Erfahrungen und Beobachtungen diejenigen auf, die in einem vortheilhaften Lichte

vorgetragen ihn am ungezweifeltsten zu bestätigen scheinen, zieht aus ihnen zwey oder drey allgemeine Grundsätze, denen er eine lange Reihe von sogenannten unmittelbaren Folgerungen anknüpft, und prägt endlich einer jeden derselben durch seine vorsichtig zurückbehaltnen historischen Beweise, nach denen doch schon vorher beydes die Grundsätze und die Folgerungen zugeschnitten waren, das Siegel einer unumstößlichen Wahrheit auf.

Zuerst also wird gelehrt, daß man bey einer Untersuchung solcher Dinge, die ihren Grund in Leidenschaften und Triebfedern haben, welche dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein sind, vornämlich seine Aufmerksamkeit auf den Menschen in seiner wilden oder ungesitteten Lebensart richten müsse, weil Erziehung und Kunst seiner Seele noch keine schiefe Wendung gegeben haben; und daß manche wichtige und erhebliche Dinge eben daher für uns in Finsterniß verhüllt geblieben sind, weil wir in unsern Untersuchungen nicht bis zu jener frühzeitigen Periode, die man gemeiniglich nicht achtet, zurückzugehen pflegen, sondern den Menschen bloß in seinem gesitteten Zustande betrachten. Dieser Voraussetzung zufolge, rückt nun der Verfasser eine Beschreibung aus dem Lafiteau von den Tänzen und Gesängen der nordlichen Americaner bey ihren feyerlichen Zusammenkünften ein, welches sogleich ein treffliches Postulat giebt, wovon er nicht ermangelt, einen sehr sinnreichen Gebrauch zu machen. Sie giebt ihm nämlich nicht weniger als sechs und dreyßig unmittelbare Folgerungen an die Hand, die der Leser nothwendig für ein Werk der tieffinnigsten Speculation halten muß, wenn er nicht etwa dem Verfasser zeitig genug auf die Spur kömmt, der im Grunde nichts weiter thut, als daß er die Geschichte der ältesten Griechen Schritt vor Schritt verfolgt, und dabey, mit einer künstlichen Anwendung der Zeugnisse, so viel von der Geschichte ihrer Nachkommen zu Hülfe nimmt, als zu seinem Zwecke dienen will. Das System

wäre also fertig, er berufe sich itzt kühn auf die Aussprüche der klaßischen Schriftsteller, setze den Leser in Erstaunen, wie genau, wie pünktlich sie mit jeder Folgerung dieses Systems übereinstimmen, und bediene sich, wo es angeht, nachher seiner eignen Entdeckungen, um einige historische Probleme auf eine ungewöhnliche Art daraus zu erklären: da haben wir sogar neue Aussichten! eine reiche Erndte für zehn deutsche Theorieschreiber!

Gleich Anfangs merken wir wider Herrn Brown an, daß er Kunst, Erziehung, und jede gesellschaftliche Abwandlung der ursprünglichen rohen Natur unrecht für eine Abweichung von der Natur halte. Wenn es überhaupt keine menschliche Kunst giebt, die mit der Natur eigentlich im Widerspruch stünde, weil auch diejenige Kunst, die sich am höchsten versteigt, doch immer die Kräfte, den Gang, und die Wirkungen der Natur nehmen muß, wie sie sind, und man eben so viel Grund hat zu glauben, daß ihre unbestimmten Eigenschaften gewisse Modificationen von dem Menschen, mit dessen thätigem Geiste sie nicht umsonst in Verbindung stehen, erwarteten, als daß dieser bey jeder Veränderung, die er vornimmt, einen zu kühnen Eingriff in die Rechte derselben gewagt habe: so muß das noch viel mehr vom Menschen selbst gelten, der nicht gemacht ist, ein isolirtes und auf einerley Stuffe stillstehendes Geschöpf zu seyn, sondern der eben in seinen wunderbarsten Fortschreitungen, wo er sich selbst am unähnlichsten scheinen könnte, das Gepräge seiner Natur am meisten bewährt. Der Mensch ist mit Verhältnissen erschaffen, die erst durch Zusammenwirkung ein Resultat hervorbringen. Verstand, Urtheil, Witz, Erfindung &c. sind lauter Zusammensetzungen aus den einzelnen Kräften nicht nur vieler Menschen, sondern vieler Folgezeiten, und müssen sich gerade so ruckweise gegen das Ziel ihrer Vollkommenheit fortbewegen, als der verborgne Reichthum der Materialien, an den die menschliche Natur ihre Kräfte übt, durch den wiederhohlten Gebrauch ergiebiger wird, und das Gebiet erweitert.

123. Stück. Montag, den 7. August, 1769.

Es heißt also eigentlich nichts gesagt, wenn Herr Brown behauptet, daß man von den Künsten, die ihren Grund in solchen Triebfedern haben, welche dem ganzen menschlichen Geschlecht eigen sind, am leichtesten aus der Betrachtung des Menschen in seiner wilden oder ungesitteten Lebensart urtheilen könne. Der Mensch ist da noch nicht, was er seyn soll: wie kann denn der Grad seines Vermögens oder Unvermögens in jenen Künsten irgend etwas für den Grad beweisen, dessen sie an sich selbst fähig sind? Wie sehr Herr Brown sich hierinn widerspreche, und nothwendig widersprechen müsse, kann man schon aus folgender Stelle abnehmen. S. 9. „Unter den Wilden, welche auf der niedrigsten Stuffe des menschlichen Geschlechts stehen, sind die verschiednen Arten ihre Leidenschaften auszudrücken, (Handlung, Stimme, und artikulirte Töne), ihrem elenden Zustande gemäß. Ihre Geberden sind seltsam und wild; ihre Stimme dringt mit Heulen und Brüllen hervor; ihre Sprache ist dem Schnattern der Gänse gleich. Wenn wir aber eine oder zwo Stuffen höher auf der Leiter des wilden Lebens steigen, so werden wir finden, daß dieß Chaos der Geberde, Stimme und Sprache in eine angenehme Ordnung übergeht. Die natürliche Liebe einer abgemeßnen Melodie, welche Zeit und Erfahrung erregen, weckt die Stimme zum Gesange, die Geberden zum Tanz, die Sprache zu Versen oder zur abgemeßnen Rede. Der Gebrauch menschlicher Instrumente kömmt von selbst hinzu u. s. w.“ Wie? muß man hier fragen, die Regel der Künste soll aus der Natur des wilden Menschen hergehohlt werden, und Hr. Brown entfernt sich um zwo Stuffen von dieser Natur, um sie zu finden? Wenn aber zwo Stuffen, warum nicht hundert Stuffen? Zeit und Erfahrung erregen die natürliche Liebe einer angenehmen Melodie, und doch sollen beyde um so viel weniger gelten, je älter, je berichtigter, je weiser sie werden? Ist alles das eine Abweichung von der

menschlichen Natur, was von der Natur des wilden Menschen abweicht, warum behauptet Hr. Br. nicht lieber geradzu, daß keine Geberdensprache natürlich sey, als die uns seltsam und wild vorkömmt, keine Stimme natürlich, als die mit Heulen und Brüllen hervordringt, keine Sprache natürlich, als die dem Schnattern der Gänse gleicht? Was hilft es uns zu erfahren, daß Tanz, Musik und Poesie in den ersten Zeiten natürlich verbunden gewesen, wenn wir ihre Trennung in den spätern Zeiten für nicht minder natürlich halten müssen? Immerhin beweise man uns, (welches doch schwerlich geschehen wird), daß wir durch diese Trennung verlohren haben: man wird uns wenigstens nicht vorwerfen können, darinn der Natur untreu geworden zu seyn. Und noch eins: sind denn Tanz, Musik, und Poesie deßwegen getrennt, weil sie heutiges Tages gemeiniglich jede ihren eignen Meister erfordern? Sind sie vollkommner, ist ihre Verbindung vollkommner, wenn der Tänzer zugleich auch der Dichter und Musicus ist? Werden sie heutiges Tages niemals zu ihrem Vortheile unter einen gemeinschaftlichen Plan gebracht?

Aber, sagt Hr. Br., sie waren in den ersten Zeiten heilsamen politischen Endzwecken untergeordnet; der Gesetzgeber, der sie alle drey in seiner Person vereinigte, bediente sich ihrer nur als eines wichtigen Staatsmittels, sein Volk zu kriegrischen Absichten zu lenken; Sparta — Ja Sparta! — Hätte Hr. Br., der die Griechen mit rühmlichem Fleiße gelesen hat, sich erinnert, was schon Aristoteles im siebenten Buche von der Republik an dieser spartanischen Gesetzgebung aussetzt, so würde, das läßt sich von seiner Einsicht erwarten, sein Urtheil vermuthlich eine andre Wendung genommen haben. Ein Mann, wie er, hätte doch billig auch die Unschicklichkeit bemerken sollen, dasjenige auf unsre Zeiten anzuwenden, was in den Gährungen der ersten Welt nur aus Noth nützlich war, als eine Menge kleiner Staaten beynah ein beständiges bellum omnium contra omnes vorstellte. Die edle Hoffnung eines Staatsweisen muß seyn, daß das

menschliche Geschlecht nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, in denen es vielleicht ausbrausen mußte, ehe es sich setzen konnte, durch den Geist des Christenthums und einer ausgebreiteten Philosophie der hohen Staffel der Glückseligkeit immer näher gekommen sey, sich in eine einzige große Nation zu gesellen. Bey dieser Aussicht kann man schwerlich umhin zu wünschen, daß einige neuere Politiker ihren sonst löblichen Eifer für die Gesetzgebung nicht manchmal bis zur Pedanterey trieben. Der Mangel an zweckmäßigen Gesetzen ist übrigens, deucht uns, doch so gar groß nicht, daß wir die Ungeschicklichkeit unsrer Musiker, Sänger, und Tänzer in der Kunst der Gesetzgebung nothwendig bedauern müßten. Was uns heutiges Tages fehlt, möchten nicht sowohl Gesetze seyn, als — etwas anders.

Ein zweyter Irrthum dünkt uns der, daß Hr. Br. die sehr verschiednen Epochen der Künste bey den Griechen alle unter einen Gesichtspunct bringt; und daß er für Wirkung der wilden Natur ansieht, was wahre und hohe Verfeinerung der Gesellschaft ist. Wir halten uns aber dabey nicht auf, weil der Ungrund dieser Hypothese am leichtesten in die Augen fällt, und zum Theil auch im Anhange aufgedeckt worden.

Was er über den Punct von einigen andern Völkern anmerkt, könnten wir ihm kaum verzeihen, wenn wir nicht wüßten, daß die bestgesinnten Philosophen sich aus Achtung für ihr System mit unter wohl einer kleinen Wortverdrehung schuldig machen. Er glaubt nämlich einen Beweis in dem Umstande zu finden, daß Snorre Sturleson zugleich ein Gesetzgeber und der größte Barde seiner Zeit in Island gewesen. Mit ebenso gutem Fug hätte er Addisons Staatssecretariat für sich anführen können; und was würde nicht vollends aus den Sagen eines Regner Lodbrogs herzuleiten seyn?

Seine Betrachtungen über die Möglichkeit, die neuere Musik nutzbarer zu machen, sind lobenswürdig, aber einseitig. Eine Beredsamkeit, wie die Brownische, welche die

Vertheidigung der heutigen Musik übernähme, würde Allerley zu ihrem Vortheile zu sagen wissen, selbst da, wo sie nicht eigentlich nutzen will. Wir wünschten wohl, eine solche Vertheidigung derselben von einem Manne zu lesen, der, wie Herr Leßing, Litteratur und Philosophie verbände, um die entzückendste unter allen Künsten nach den verschiednen Zeitaltern ihrer Vollkommenheit, nach ihrer innern Natur, und nach dem eigentlichen Gegenstande ihrer Wirkungen zu beurtheilen.

In der angehängten Ode, the Cure of Saul, zeigt sich Herr Brown als einen glücklichen Nachahmer von Drydens Alexanderfest. Das Sujet ist nicht allein nach seiner Absicht, sondern auch in jeder andern Absicht vortrefflich. (Herr Eschenburg hat sie recht gut in gereimte Verse übersetzt.) Wir wünschten nur, statt der brittischen Allegorieen etwas mehr Orientalismus: ein Urtheil, was viele Nachbeter des deutschen Lowth nicht wenig befremden wird.

---

125. Stück. Donnerstag, den 10. August, 1769.

La Meſſie, Poëme en dix Chants; traduit de 59
l'Allemand de M. Klopſtock. Premiere Partie à Paris chez Vincent 1769. (13 B. in gr. 12.)

Eine Uebersetzung des Meßias in irgend eine der berühmten Sprachen ist etwas, woran unsre Nation selbst Theil nimmt, der es, schon blos ihrer Ehre wegen, nicht gleichgültig seyn kann, ob sie gut oder schlecht ausgefallen ist. Es kömmt aber bey dieser Frage nicht darauf allein an, ob das Original sorgfältig ausgedrückt sey, sondern insbesondre auch, ob sie auf diejenigen, für die sie veranstaltet ist, ohngefehr eben den Eindruck machen werde, den jenes auf die einheimischen Leser gemacht hat. Und in der Absicht haben wir Ursache mit der gegenwärtigen Französischen Uebersetzung sehr viel besser zufrieden zu seyn, als mit der englischen Misgeburt, von der sich kaum sagen

läßt, ob sie mehr den Deutschen oder den Engländern zur Schande gereiche. Ganz vollkommen kann weder eine prosaische noch eine poetische Uebersetzung eines Gedichts seyn; noch weniger eines Originalgedichts, wie der Meßias, für Franzosen. Die Uebersetzer dieser Nation sind theils durch das Geschrey ihrer Journalisten, theils durch den Geschmack der Damen, und der Halbmänner, die sich in jede Weiblichkeit hineingemodelt haben, so schüchtern geworden, daß sie bey einem nur etwas ungewöhnlichen Zuge, (und gemeiniglich betrifft es die großen Züge des Genies am ersten), gleich die Frage im Munde führen: **Mais qu'en dira la Nation?** Ein ächter Ausländer, wär es auch ein Grieche, und wüßte man auch solches vorher, daß er, wie es bey den Pariser Schönheiten nicht selten der Fall seyn soll, durch seine natürlich einnehmende Gestalt alle Franzosen eifersüchtig machen würde, muß erst **à la** françoise herabgeputzt, fein manierirt werden, wenn man es wagen will, ihn in ihre Societés einzuführen. Es wäre erstaunlich, wenn Jemand sich einfallen ließe, vorläufig zu untersuchen, ob nicht hie und da eine unverwöhnte Seele steckte, der gerade daran am meisten gelegen wäre, den Fremdling so mit allen seinen Sonderbarkeiten kennen zu lernen, wie er wirklich ist.

Zwar wenn man auf der andern Seite erwägt, was es für Schwierigkeiten haben würde, Originalideen in eine so unoriginale Sprache, als die Französische ist, zu legen, was für ein Mann der seyn müßte, der sich getrauen wollte, ihr eine so große Gewalt anzuthun, und dadurch alle Stimmen und Mäuler der Nation wider sich aufzubringen, wie sehr er, nach dem itzigen Zustande der Französischen Litteratur Gefahr laufen würde, selbst bey den besten Köpfen Frankreichs seines Zwecks und Eindrucks zu verfehlen: so wissen wir kaum, ob wir bey dieser Gelegenheit eine solche Kühnheit hätten wünschen dürfen. Sprachen sind ein Medium, durch welche die Gedanken sich in mehr oder weniger mannigfaltige Farben brechen. Ein Franzos, der lange genug in Deutschland gelebt hätte,

um deutsche Dichter in ihrer eignen Sprache mit deutschem Geiste zu lesen, würde eine Idee in ihrer ganzen Klarheit und Richtigkeit empfinden, die sich, sobald er sie unverändert in seine Muttersprache übertrüge, in ein Meteor verwandeln würde, woran ihm alles ungewöhnlich und sonderbar dünken müßte. Eine Erfahrung, die ein jeder Kenner anstellen kann, der z. E. Schäkespearn mit einem seiner treuesten und ehrlichsten Französischen Uebersetzer vergleicht.

Schon genug also, wenn der große Hause Französischer Leser nur im Ganzen durch die gegenwärtige Uebersetzung günstiger als jemals von dem deutschen Geiste denken lernt; ob wir uns gleich noch wichtigere Vortheile von ihr versprechen, falls man uns recht berichtet hat, daß einige aufgeklärte Franzosen bereits durch die wenigen Tiraden, die vor fünf Jahren ins Journal des Scavans eingerückt wurden, begierig gemacht worden, den Meßias in seiner Grundsprache zu lesen.

Die Veranlassung dieser Uebersetzung, und vielleicht auch den vornehmsten Theil der Ausführung, haben wir einem würdigen Deutschen, Herrn Professor Junker in Paris, zu danken. Einige nähere Umstände, die uns davon bekannt geworden, sind ihm zu rühmlich, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten.

Herr Junker hatte gleich Anfangs, da er als Professor der deutschen Sprache in die Ecole militaire berufen ward, den Entschluß gefaßt, die Franzosen mit der deutschen Litteratur, und insbesondre mit der Meßiade, bekannter zu machen. Weil er aber fühlte, daß ohne den vereinigten Fleiß eines Deutschen und eines Franzosen diese Arbeit nimmermehr mit gutem Erfolg unternommen werden könnte, so warf er zuerst seine Augen auf den Herrn d'Antelmy, einen seiner Collegen, der eine gute Kenntniß der schönen Wissenschaften besitzt.

Dieser fand gleich an seinem Vorschlage Geschmack: allein er mußte erst Deutsch lernen. Das geschah: sie lasen Herrn Leßings Fabeln und Abhandlungen über die

Fabel mit so gutem Fortgange, daß er bereits 1764 die Uebersetzung derselben ans Licht stellen konnte. Schon ehe er diese herausgab, hatte er eine sehr wörtliche Uebersetzung aller zehn Gesänge des Meßias gemacht, und einige mit Fleiß ausgearbeitete Stellen, nämlich die Reden Satans, Adramelechs, und Abadonas aus dem zweyten Gesange, und die Unterredung Mariens mit Porzia, zur Probe in das Journal des Scavans einrücken lassen. Was Herrn d'Antelmy plötzlich verhindert habe, eine ihm selbst so erwünschte Arbeit fortzusetzen, können wir nicht sagen; gewiß aber ist es, daß alle gute Absichten unsers Compatrioten vereitelt gewesen wären, wenn es ihm nicht vor einem Jahre gelungen wäre, einen andern seiner Freunde, einen Mann von vielem Geschmack und sehr lebhafter Empfindung, Herrn Liebault, den Verfasser der gegenwärtigen Uebersetzung, zur Vollendung derselben zu vermögen. So viel haben wir für nöthig gehalten, von ihrer Geschichte den Lesern mitzutheilen. Wie es möglich sey, daß sie bey der gänzlichen Unwissenheit des Uebersetzers in der deutschen Sprache einen so vorzüglichen Werth habe erreichen können, müssen wir ihrer eignen Vermuthung überlassen, die ohne Zweifel nicht anstehen wird, Herrn Junkers großem Eifer und Talente das vornehmste Verdienst dabey zuzueignen.

127. Stück. Montag, den 14. August, 1769.

Wir enthalten uns einer umständlichen Anzeige derjenigen Stellen, die entweder geschwächt oder nicht recht ausgedrückt sind, weil es uns zu weit abführen würde, wenn wir unsre Absicht dabey auf den Französischen Uebersetzer richten wollten, und für deutsche Leser eine solche Untersuchung unnütz ist.

In Leidenschaften ist der Uebersetzer am glücklichsten gewesen, die Bilder der Imagination sind ihm am wenigsten geraten, und der uns Deutschen so wichtige Originalausdruck ist ganz verlohren gegangen. Aber dieser Mängel ungeachtet bleibt noch genug übrig, was

die Franzoſen in Stand ſetzen kann, den hohen Character des Gedichts zu empfinden.

Intereſſanter wird es verſchiednen unſrer Leſer ſeyn, wenn wir einige Stellen aus der Franzöſiſchen und Engliſchen Ueberſetzung zur Vergleichung gegen das Original halten.

Nature recoils; my fleſh trembles; but heavenly Father, thy will be done. J give myſelf a willing ſacrifice for the ſins of men. Accept, o my God! of my ſincere obedience, and when J ſhall have ſeal'd my miſſion with my blood, receive me again to thy boſom. O my father, J know that thou wilt reward my ready ſubmiſſion to thy will, and that miriads of applauding angels will witneſs and hail my triumph before the eternal throne. p. 10.

Mais je veux ſouffrir, & ſouffrir ce qu'aucun ſeraphin n'eſt en état de concevoir; je veux ſouffrir ce qu'aucun chérubin ne peut même entrevoir dans ſes meditations les plus profondes. Je ſubirai, ô mon Pere! oui je ſubirai la mort la plus terrible. Je leve ma tête vers le ciel: j'étends ma main dans les nuës, & je te le jure par moi, qui ſuis Dieu comme toi: je veux racheter les hommes. p. 11.

Aber ich will leiden, was keine Seraphim faſſen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einſieht;
Ich will leiden, den furchtbarſten Tod will ich, Ewiger, leiden.
Weiter ſagt er und ſprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bey mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menſchen erlöſen!

Häll. zweyte Auflage S. 8.

Man wird glauben, daß wir aus Verſehen eine unrechte Stelle der Engliſchen Ueberſetzung angezogen haben, von der weder im Original noch in der Franzöſiſchen Ueberſetzung kein Wort ſteht. Aber ſo kennt man den guten Collyer noch nicht. In den berliniſchen Litteraturbriefen iſt (Th. 17. S. 22.) ſehr richtig angemerkt worden, daß der Engländer nicht nur die Eitelkeit gehabt habe, ſein Original bereichern und verſchönern zu wollen, ſondern ſogar den unzeitigen Religionseifer, aus dem poetiſchen Syſtem ſeines Originals die Züge, die ſich in ſeine Dogmatik nicht paſſen wollten, wegzulaſſen, und andre aus

seinem Glauben hinzuzusetzen. — Als ein Beyspiel der collyerschen Verschönerung wollen wir gleich die folgende Stelle abschreiben.

J raise my head above the highest heavens, and stretch my hand through the immensity of space, and swear to thee, my beloved son, that J will forgive the sins of the repentant children of men. For thy sake and trough thy meditation, J will accept of their sincere, though imperfect, obedience, and reward those, who, like thee, are distinguish'd by a patient continuance in well-doing, with glory, and honour, and immortality. p. 10.

J'étends ma tête à travers les cieux, & mon bras dans l'immensité, & je dis: Je suis éternel; je dis, & je te jure, ô mon Fils! que je pardonnerai aux hommes. Il dit & se tût. p. 12.

— Jch breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag: Jch bin ewig!
Sag und schwöre dir, Sohn: Jch will die Sünde vergeben. S. 9.

Wenn man die letzten Worte der Französischen Uebersetzung: Il dit, & se tut, ansieht, so sollte man fast denken, sie gingen auf den Schwätzer Collyer, der niemals schweigt, wo er schweigen sollte, und immer schweigt, wo er nicht schweigen sollte — wie es die Schwätzer alle machen. Uebrigens wird man schon aus diesen beyden Stellen sehen, daß die letzte in Ansehung der Treue und Würdigkeit weit über alle Vergleichung mit der ersten erhaben ist, daß sie sich aber doch kleine Abweichungen erlaube, (wie in der biblischen Redensart: Weiter sagt er und sprach, die im Original eine sehr nachdrückliche Suspension giebt).

128. Stück. Dienstag, den 15. August, 1769.

While the Eternal thus spake, all nature shock: souls just emerging, which had not yet begun to think, trembled, and first caught sensation. Unusual awe overwhealm'd the heart of the seraph; he was agitated like the earth, when she expects an approaching tempest. p. 11.

Tandis que les Eternels parloient, un tremblement, plein de respect, se fit sentir dans toute la nature: les ames, qui

dans ce moment recevoient l'exiſtence, & qui n'avoient encore éprouvé aucun ſentiment, éprouverent celui de l'effroi. Le ſeraphin ſe trouble & ſ'égare; le globe confié à ſes ſoins, reſte dans l'inaction & le ſilence, comme la terre interdite à l'approche de l'orage. p. 13.

— — — — Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen, die itzt wurden, die noch nicht zu denken begannen,
Zitterten, und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
S. 9.

Das plein de reſpect, das hier eine so wunderliche Figur macht, bestätigt unsre obige Anmerkung, wie unähnlich einerley Idee sich selbst werden könne, wenn sie aus einer Sprache in die andre verpflanzt wird. Collyer faßt sich ganz kurz, ohne daß seine Sprache ihn gehindert hätte, das Bild genauer nachzumalen. Wie vortrefflich ist das Gehen des ehrfurchtvollen Erbebens durch die ganze Natur! Wie matt, wie links dagegen un tremblement, plein de reſpect, ſe fit ſentir dans toute la nature! Wie schön ist die Ordnung der Begriffe in dem deutschen Gemählde der Seelen, die wurden, die noch nicht zu denken begannen, die zitterten, die zuerst empfanden! Der Franzos ist hier nicht allein weitschweifig und verworren, sondern unrichtig. Der Engländer ist treuer, aber wie lange? He was agitated like the earth, when ſhe expects an approaching tempeſt. Um ihn lag wartend, wie vorm nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis. Erstlich hat er das Original nicht verstanden, das von dem Schutzgeist eines Weltkreises spricht, und zweytens zieht er durch ein Gleichniß auf den Seraph, was Klopstock von einer ganzen Welt sagt. Wer weis, wie das ſe trouble im Französischen gemisbraucht wird, der wird es in Vergleichung mit dem so starken Ein gewaltiger Schauer faßte den Seraph sowohl schwach als unschicklich gewählt finden. Ueberhaupt hat das Original hier einige mächtige

Ausdrücke, gegen welche aller Schimmer der beyden Ueberſetzungen ein bloßes Nichts iſt.

129. Stück. Donnerſtag, den 17. Auguſt, 1769.

Hail ſacred land, where the moſt High diſplays his majeſty and grace! Here our dazzled eyes behold him unveil'd and ſhining in unclouded light, diffuſing joy and rapture through all the bleſſ'd. — — O Eternal, thou alone art perfect! Thou alone, from the eſſential excellence of thy nature, wert ever ſublimely happy: nor can our homage add to thine underiv'd felicity. p. 16.

Nous te ſaluons, ſéjour auguſte & ſaint, que Dieu remplit de ſa préſence! Jci nous voyons le Très-Haut, tel qu'il a été, qu'il eſt, & qu'il ſera. Nous voyons le Très-Heureux, ſans voile: l'univers, où il ſ'eſt peint, ne donne qu'une idée imparfaite de ſa magnificence. — — O Eternel! l'idée de ta perfection n'exiſte que dans toi-même. La moindre reflexion que tu fais ſur ton être admirable, eſt plus élévée, plus ſublime & plus ſainte que la contemplation que tu laiſſes tomber ſur les ouvrages de tes mains. p. 19.

Sey uns gegrüßt, du heiliges Land der Erſcheinungen Gottes!
Hier erblicken wir Gott, wie er iſt, wie er war, wie er ſeyn wird,
Siehe, den Seligen ohne Verhüllung, ohne die Dämmrung
Fern nachahmender Welten — —
Ewiger, du biſt allein in deiner Größe vollkommen!
Jeder Gedanke, mit dem du dein herrliches Weſen durchſchaueſt,
Jſt viel erhabner und heiliger, als die ſtille Betrachtung,
Auf erſchaffne Dinge von dir herniedergelaſſen.
S. 13.

Was das Original hier durch den Unverſtand des einen, und durch die paraphraſtiſche Aengſtlichkeit des andern verlohren habe, wird ein jeder ſelbſt fühlen. Nur noch eine einzige Stelle.

Firſt born of the material creation, what was thine appearance, when, after an eternity of ages, God deſcended and conſecrated thee the manſion of his glory? Thine immenſe circle call'd to exiſtence, was ſtretch'd out, and aſſum'd its glorious form. The creative voice went forth, and join'd the firſt murmur of the cryſtalline waters. They heard the awfull ſound, and raiſ'd mountain on mountain,

like terreſtrial worlds. There, big with thought, didſt thou, Creator omnipotent, ſit on thy new exalted throne. p. 17.

Premier ouvrage de la création, réponds, ô ciel! Qu'éprouvas-tu, lorſque tu ſortis du néant? Lorſqu' après toute une éternité, Dieu ſ'abaiſſa juſqu' à toi, & te conſacra pour être la réſidence de ſa Majeſté? Ton globe immenſe n'avoit pas encore achevé de prendre ſa forme: la voix créatrice ſe mêloit encore au bruit des mers cryſtallines: leurs rivages entaſſés les uns ſur les autres, comme des mondes, entendirent cette voix; mais aucun immortel ne l'entendit encore. Seul, & plein de gravité, alors, ô Créateur, tu te contemplas quelque tems ſur ce thrône ſublime, que tu venois de t'elever. p. 20.

Erſtgebohrner der Schöpfung, wie war dir bey deinem Hervorgehn?
Da, nach undenkbarer Ewigkeit, Gott zu dir ſich herabließ,
Und dich zum heiligen Wohnplatz von ſeiner Herrlichkeit weihte.
Dein unermeßlicher Kreis, zum neuen Daseyn gerufen,
Formte ſich noch in ſeine Geſtalt; die ſchaffende Stimme
Wandelte noch mit dem erſten Getöſe kryſtallener Meere;
Ihre Geſtade, die ſich wie Welten, zuſammengebirgten,
Hörte hier noch kein Unſterblicher nicht! Da ſtandeſt du, Schöpfer,
Auf dem neuen erhabenen Throne dich ſelber betrachtend,
Einſam und ernſt. S. 13.

Dieß iſt eine der wenigen Stellen, die von dem Engländer noch am erträglichſten überſetzt worden, der hier nicht völlig ſo proſaiſch iſt, als der Franzos: aber wie weit ſind beyde hinter ihrem Originale zurück!

Es iſt uns Hoffnung zu einer neuen prächtigen Ausgabe dieſer Ueberſetzung, mit Kupfern, gemacht worden. Wir zweifeln nicht, daß Herr Junker ſich bemühen werde, vorher die Urtheile der Kenner ſorgfältig einzuziehen, und mit eben dem lobenswürdigen Eifer, der ihn bey dem ganzen Unternehmen beſeelt hat, die innere Vollkommenheit der neuen Ausgabe mit ihrer äußern Schönheit in Uebereinſtimmung zu bringen.

131. Stück. Montag, den 21. August, 1769.

60 [Klotzens fehlerhafter Abdruck eines Fragments, aus dem 20. Gesange der Meßiade.]

Es geschieht gänzlich wider unsre Neigung, daß wir unsre Leser heute schon wieder von den Vergehungen eines Kunstrichters unterhalten, den wir gerne hochachten möchten, der sich aber, bey mittelmäßigen Einsichten und Talenten, eine Menge Sachen erlaubt, die einem jeden Menschen von bessern Grundsätzen nothwendig sehr anstößig seyn müssen. Herr Kloß hatte sich vor einiger Zeit die Freyheit genommen, ein Stück aus dem achtzehnten Gesange des Meßias, welches der Dichter kaum einigen seiner besten Freunde in Mspt. hatte mittheilen wollen, in seiner Bibliothek gemein zu machen. Es ist freylich bekannt, daß gewinnsüchtige Buchhändler, Leute, die das Schicksal der Curls verdienen, sich kein Gewissen machen, von solchen Handschriften, bey denen sie ihre Rechnung zu finden glauben, selbst die fehlerhaftesten Copien zu erschleichen, und im Verborgnen ans Licht zu stellen. Allein daß ein Mann von einem öffentlichen Character kein Bedenken trägt, eben dieß in einem Journal zu thun, das unter seinem Namen herauskömmt, ist bisher ohne Beyspiel gewesen. Dazu kam, daß dieß Fragment, wie Herr Kloß es abdrucken ließ, wegen der abscheulichen, und fast möchten wir sagen, muthwilligen Schreib- oder Druckfehler schlechterdings nicht zu brauchen war. Herr Klopstock that inzwischen weiter nichts dabey, als daß er den unächten Druck durch eine richtige Abschrift, die er uns zu dem Ende mittheilte, stillschweigend zu vernichten suchte. Wir haben sie den Lesern im 202. und folg. St. der N. Zeitung vom vorigen Jahre geliefert.

Wie unrecht Herr Kloß dieses Stillschweigen erklärt haben müsse, ja wie wenig er der geringsten Selbsterkenntniß fähig sey, sehen wir mit Verwunderung aus dem zehnten Stücke seiner Bibliothek, wo er seinem Publico abermals ein Fragment aus dem zwanzigsten

Gesange auf Kosten des Dichters feil biethet: der Druck ist, wo möglich, noch unverzeihlich fehlerhafter, als der erste, und läßt sich um so viel weniger entschuldigen, da das Fragment schon als Manuscript für Freunde äußerst correct gedruckt worden. Herr Kloß muß folglich entweder einen sehr nichts nichtswürdigen Abschreiber haben, oder von der Sorgfalt, die doch wohl ein solches Stück verdient hätte, nicht das mindeste empfinden.

Man weiß, daß Herr Kloß es nicht gerne sieht, wenn sich Jemand unter seinen Sächelchen bey dem aufhält, was er Druckfehler nennt. Er kann oder will nicht begreifen, daß es auch Druckfehler gebe, bey denen die Nachsicht sebst stutzen muß. Wir wollen uns bemühen, es ihm heute begreiflich zu machen. — Unter allen den Schriftstellern, von denen er verfälschte Stellen anführt, über die er nachher vel quasi erstaunt oder spottet, ist fast keiner ärger gemishandelt worden, als Klopstock. Nur Ein Beyspiel, das statt unzählicher dienen kann. Die Elegie über Rothschilds Gräber war gedruckt. Herr Kloß giebt uns folgenden Vers, als ob er ihn so gefunden hätte, zu lesen, und nennt ihn mit der Mine seiner hohen kritischen Weisheit unverständlich.

Wenn er den engeren Kreis dieser Unsterblichkeit mißt.

Sowohl in dem Kopenhagenschen als Holsteinischen Abdruck steht Vergänglichkeit. Wie nun dieses sehr verständliche Wort in das gerade entgegengesetzte Unsterblichkeit, welches allerdings als ein kleiner Widerspruch in adiecto ziemlich unverständlich, habe verwandelt werden können, bleibt uns ein Räthsel. Druckfehler pflegen doch so nicht beschaffen zu seyn. Was soll man denken?

Größtenteils von eben der Gattung sind diejenigen, die wir itzt zur Berichtigung des nachgedruckten Fragments anzeigen wollen, da es uns zu viel Raum wegnehmen würde, wenn wir es den Lesern hier ganz umgedruckt vorlegen wollten. Zuerst die gröbsten, die einen gewissen Sinn oder vielmehr Unsinn verstatten.

S. 275. Z. 12. — — — den Gefallnen Versöhnung, lies: der. S. 279. Z. 11. 12. Also! und mit dem Dank, und mit dem Preislohn Jesu Führung, Dulder, euch! lies: mit dem Preis lohnt. S. 280. Z. 12. — — — in den Hainen der Ehre versammelt, lies: Aehre. S. 287. Z. 14. Dann hieß ichs kommen! lies: heiß. S. 288. Z. 8. Noch schall Sions Hügel herab, lies: scholl. S. 289. Z. 16. Ihr Wasser des Mond, lies: der Mond'! S. 290. Z. 14. 15. — und mit der Wonne der preisenden Freude überschwenglich belohnt. Lies: Und mit Wonne der Preisenden Freude ꝛc. Eb. das. Z. 16. 17. — — — wurde von Ausgesöhnten, lies: vom. S. 291. Z. 1. 2. — Seele, die der Sohn zu des Lichts Erbe dich erschuf, lies: sich. S. 292. Z. 8. O erhörts, Gott, und mein verstummt Flehn auch! lies: erhörs. S. 293. Z. 11. Er, er bot zum Triumph auf! Die Drommel hallt, lies: die Drommet' hallt. Eb. das. Z. 16. 17. Die That schri es noch mit mehr Grimm! Dich erhöht Rom! Heerführer! lies: Die That schrie's noch mit mehr Grimm. Dich erhört Roms Heerführer! S. 297. Z. 23. 24. Schwebet herauf, setzet euch mit dem Sohn Richten, lies: Richter. S. 298. Z. 8. 9. — den Harfen entschall bald ꝛc. lies: entscholl. Eb. das. Z. 19. 20. Ihr saht nicht, daß furchtbar die Entschlafnen Er hinnahm, lies: Es. Eb. das. Z. 26. — bey den Trümmern der Verwesung lägt, lies: Verwesenden. S. 299. Z. 4. — — Todt erwacht! lies: Todt', erwacht! Eb. das. Z. 15. 16. Nacht noch wars. Das Entsetzen trat einher im dunkeln Gefild, Hain, des Gebirgs Haupt versank. Lies: Nacht noch wars. Das Entsetzen trat einher in Dunkelm Gefild, Hain ꝛc. S. 300. Z. 2. 3. Sie sinds ach! die wehndrohn'd der Aufruhr schreckt! Sie erstehn auch von dem Tod auf! O verschloß Nacht ꝛc. lies: Sie sinds ach! die wehdroh'nd der Aufruf schreckt! Sie erstehn auch von dem Tod auf! O verschlöß ꝛc. S. 301. Z. 22. — — — vor dem Rächer mit Gewalt, lies: mit Gewölk. S. 302. Z. 10. Wie der Strahleil, schwebten wie schnell ꝛc. lies: Wie der Strahl eilt, schwebten wir ꝛc. Eb. das. Z. 18. Erstling, schwebt strahlend empor, lies: Erstlinge. S. 303. Z. 1. — daß der Gerichtstag es vernahm ꝛc. lies: — daß des Gerichts Tag es vernähm ꝛc. Eb. das. Z. 5. 6. — Es zeug einst, was lebend des Staubs Sohn trat. Das Gerichtsbuch, lies: that — des Gerichts Buch. Eb das. Z. 15. — Und die Glanzschrift erschreckt, sprach es! lies: erschreckt fernher! Eb. das. Z. 27. Wandelt umher froh am Labyrinthe, lies: im. S. 304. Z. 1. — — Ein Jahr flog schon, lies: floh. Eb. das. Z. 19. Noch verklärt sich Labyrinth weg lies: Labyrinthweg. S. 306. Z. 11. Und des Allerheiligsten Macht an des Ewigen Thronen, lies: Nacht — Throne. Eb. das. Z. 15. — Ein Chor Er-

staunender bebte, lies: Erstandener. Eb. das. Z. 19. Begleit zum Thron auf, o Lichtheer! lies: Begleit ihn zum ꝛc. S. 307. Z. 17. 18. — — Ewiger, wie wirst Du hingehn! des Herrn Sohn durch den Herrn schaun, lies: des Herrn Sohn den Herrn ꝛc. S. 308. Z. 23. 24. — — — Wir erbeben, Selig dadurch ꝛc. lies: erheben. S. 310. Z. 5. O ihr Chör allein dem Lichtheer! lies: all' in. Eb. das. Z. 6. 7. — Dulder! du steigst, Todter zur Rechte des Herrn ꝛc. lies: Todter!

132. Stück. Dienstag, den 22. August, 1769.

Man stelle sich vor, was ein Gedicht, das schon seiner Natur nach die kühnste abgebrochenste lyrische Sprache redet, im Ganzen für eine Wirkung thun müsse, wenn es von solchen Druckfehlern wimmelt. Nicht weniger nachtheilig sind aber demselben die häufigen Druckfehler im Syllbenmaaße, die Auslassungsfehler, und die Fehler in der Interpunction, die wir nun nach der Reihe durchgehen wollen.

Wo ertönete so sanft, lies: ertönte S. 282. Z. 25. Bis zu dem Tage, da in der Hütte Bethlems er weinte. Dieß soll wohl gar eine Verbesserung seyn? Lies: Bis zu dem Tage, da er in der Hütte Bethlehems wein'te. S. 283. Z. 11. Todesengel erhuben die ernste Stimm, sie sangen, lies: Stimme. S. 284. Z. 1. Und mit weggewandten Blicken, lies: weggewendeten. S. 286. Z. 7. Der Erhobenen zu des Herren Thron lies: Erhobnen — Herrn: so auch Z. 11. Eb. das. Z. 16. — — vertieft in Gedanken vom Weltenbeherrscher, lies: Weltbeherrscher. S. 288. Z. 12. — da lag leichnamvoll, lies: leichnamevoll. S. 290. Z. 6. — ist ein Flug auch zu dem Lichte, lies: Licht. S. 294. Z. 4. — Die Verkündung des Posaunenrufs, lies: Posaunrufs. S. 295. Z. 19. — des Triumphes Heerschaar, lies: Triumphs. Eb. das. Z. 24. — feyerlichen Ernst, lies: feyrlichen. S. 298. Z. 3. — Blut des Altares, lies: Altars. S. 299. Z. 22. Donner ruft von des Throns Höhe, lies: Höh. S. 301. Z. 6. — die Angst des Todes, lies: Tods. S. 305. Z. 28. — der Erschafnen Glück, lies: Erschaffenen. S. 306. Z. 13. — das Angesichte, lies: Angesicht. S. 307. Z. 14. — ein andres Chor Erstandne, lies: anderes. S. 309. Z. 7. Preiß, daß er uns vergönnt hat, lies: Preise. Eb. das. Z. 18. Der zu der Höh, Meßias, zu der Höhe Höh ꝛc. lies: Der zu der Höh, o Meßias, zu der Höhn Höh ꝛc. S. 281. Z. 6. — die es ganz aussprach ꝛc. lies: die es je ganz ꝛc. S. 292. letzte Z. In Kriegsschreyn! Rauchdampf!

lies: in Rauchdampf! S. 275. Z. 14. 15. Heisblutend, todt sahst du, Heiliger, dich. Ewig her. Der Punkt muß weg. S. 277. Z. 9. Ihm vom Kreuz himmlisches Heil, ewiges herab: Statt des Kolon ein Ausrufungszeichen. So auch S. 278. Z. 13. nach Kreislauf! S. 281. Z. 15. — und ihr Erben des Lichts! lies: und, ihr Erben 2c S. 307. Z. 3. Jesu, Sohn, du bist König der Welt! lies: Jesu! Sohn, du bist 2c.

Noch ist eine Anzahl Druckfehler von geringerer Erheblichkeit übrig, die aber in einem Gedichte, wie das gegenwärtige, am wenigsten gleichgültig seyn können.

S. 283. Z. 18. Amramos, lies Amramas. S. 284. letzte Z. Um die Kriegsachs, lies Kriegsachs'. S. 285. Z. 2. Das Heer Judas, lies Judahs. Eb. das. Z. 20. erklungen, lies erklangen. S. 292. Z. 19. wandernden, lies wandelnden. Eb. das. Z. 22. ernsterm, lies ernstem. S. 295. Z. 2. feyret, lies feyrtet. Eb. das. Z. 5. ausdultende, lies ausduldende. S. 297. Z. 13. Ausruf, lies Aufruf. S. 301. Z. 2. Gehennens, lies Gehenna's. S. 304. Z. 15. von Gerichtsthron, lies vom Gerichtsthron. S. 299. Z. 5. der Meers Grund, lies: des Meers Grund.

Wir sehen endlich mit einem langen Ohe! zurück, und fragen Herrn Klotz: ist es ihm nicht genug, daß er sich an gedruckten Werken versündige, muß er sich auch noch an ungedruckten vergreifen? Was hatte ihm der Triumphgesang gethan, daß er ihn in seiner Maculatur zur Schau stellte? **Ni.**

---

133. Stück. Donnerstag, den 24. August, 1769.

61 **Historische Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken. Zürich bey Orell, Geßner und Comp. 1769. (18 B. in 8.)**

Unter den Alten werden hier die alten Schweizer verstanden. Der Verfasser hat kleine Denkwürdigkeiten für seine Nation gesammelt: manchmal zwar Apophthegmata mehr in Zinkgräfs als Plutarchs Geschmack; gleichwohl haben wir sie, so wie sie da sind, mit Vergnügen gelesen, und wir möchten wohl ein solches Buch nach einem etwas bestimmtern Plane aus unsrer Historie besitzen. Der Ver-

fasser fängt mit dem zwölften Jahrhundert an, und endigt mit dem sechszehnten. Es findet sich in der Simplicität dieser alten Helvetier oft etwas so Ehrwürdiges, so Großes, so Wahres, mit einem Worte so Deutsches, daß es den gleichgültigsten Leser rühren muß. Die eingestreuten witzigen Einfälle sind nicht außerordentlich gewürzt, das ist wahr, aber Herz und Character ist gewiß darinn. Verschiedne Züge sind mehr als national, sie intereßiren die Menschlichkeit. Von dieser Art ist S. 191. die Erzählung von vierzig Bauerkindern, die sich nach der Verwüstung ihres Dorfes von den Kräutern des Feldes ernähren mußten. Man wird begierig seyn, hier einige Stellen davon zu lesen. „Der Kayser Maximilian befohl mir, (Birkheimer redet), mit einigen Truppen bis zu den Wurzeln des Berges Braja vorzurücken. Der Weg dahin führte mich durch ein großes abgebranntes Dorf. An dem Ende desselben begegneten mir zwey alte Weiber, welche bey vierzig Kinder, Knaben und Mädchen, wie eine Heerde Schafe vor sich hertrieben. Sie waren alle so sehr ausgehungert und entfleischt, daß man sie ohne Schauder nicht ansehen konnte. Ich fragte die Alten, wohin sie mit dieser elenden Schaar gedächten. Sie hatten kaum die Kraft zu antworten, ich würde es bald sehen. Ich sah auch, daß sie in eine Matte hineingingen, wo sie auf die Kniee niederfielen, und wie das Vieh das Gras abmähten. — Sie hatten schon die Art der Kräuter kennen gelernt, und wußten, welche bitter und unschmackhaft, oder angenehm und süße waren. Sie lasen vorzüglich diejenigen aus, welche etwas Säuerliches hatten. Ich stand erstarrt, der Anblick hatte mich aus mir selbst gesetzt, als eine von den Alten wieder das Wort nahm. Ihr sehet, warum ich diese Armseligen hierher geführt habe. Besser wäre für sie gewesen, daß sie niemals wären gebohren worden. — Ihre Väter sind durch das Schwert gefallen, die Mütter hat der Hunger getödtet, ihre Habe ward eine Beute des Feindes, ihre Häuser sind von der Flamme verzehrt. Unser beyder Alten Gerippe sind

übrig geblieben, damit wir die armen Verweisten, wie eine Heerde, auf die Weide von Grase trieben. Wir hoffen doch, sie und wir werden bald von diesem Jammer erlöset werden; denn da ihrer noch einmal so viel gewesen waren, so sind sie bis auf die Hälfte vermindert worden, täglich kommen etliche vor Hunger und Mangel um; am glücklichsten sind die, welche zuerst sterben, und durch einen geschwinden Tod dem Elende entfliehen." — Wie würde manchem ehrlichen Zeitungsleser, der bey seinem Caffee keine angenehmere Neuigkeit, als eine recht blutige Schlacht kennt, wie würde ihm zu Muthe werden, wenn ihm die schönen Folgen des Kriegs immer so im Detail vorgemalt würden? Allein die Geschichte streift über dergleichen Kleinigkeiten, als ihrer nicht würdig, hinweg; das Drama könnte sie sich am ersten zueignen, nur Schade, daß die Nachahmung gemeiniglich eben so flach ausfällt.

Einige Fragmente der alten schweizerischen Poeten geben dieser Sammlung keine geringe Zierde: wir wünschten, daß ihrer mehr wären. Die lateinische Beschreibung des bekannten Pogghi von den Sitten der Deutschen ist lesenswürdig, nur hätte der Verfasser sie wohl mit einer deutschen Uebersetzung begleiten können: denn bey einem Buche von der Art muß man sein Augenmerk am wenigsten auf Gelehrte richten.

Aus der Vorrede hätten einige Grillen wegbleiben sollen, die hier ohnedieß nicht hergehörten: z. E. daß die Fabeln für Kinder ohne Nutzen sind, „weil sie ihnen eine Decke über die Wahrheit ziehen, und ihnen dadurch schwer und dunkel sind." Nichts ist irriger: die Schuld liegt nicht an der Fabel, sondern an dem Erzähler, wenn er sich die Fälle, in denen das Kind sich befinden kann, nicht zu rechter Zeit zu Nutze zu machen, und nach dem Begriffe desselben vorzutragen weiß. Die beste Erläuterung einer Fabel ist ihre Aehnlichkeit mit dem wirklichen Falle. — Wie falsch ist es nicht, wenn er hinzusetzt, „die Fabel brauche keine Anmuth für Kinder, die an der nackten

ungeschmückten Wahrheit schon genug zu kauen haben." Eben darum ist die Anmuth des Vortrags gerade für Kinder weit nöthiger als für Erwachsene. Wie lange wird man die verschiednen Stuffen und Erkenntnißarten des menschlichen Geistes mit einander verwechseln! — „Ueberhaupt, fährt er fort, wenn es seine Richtigkeit hat, daß man Kindern nichts Falsches vorsagen muß, wofür werden sie den Lehrer ansehen, der zuerst ihnen sagt, daß der Fuchs und der Rabe geredet haben?" Für keinen Lügner! Eine gute Fabel hat Wahrheit zum Grunde, ihre falsche Seite ist keinem Kinde anstößig, sobald man sich darüber erklärt hat, und wird ihm künftig am wenigsten anstößig werden, wenn es den Unterschied der Erfindung, eines der wichtigsten Mittel der menschlichen Erkenntniß in so vielen andern Fällen, von der Lüge begreifen lernt. „Was sind jetzt hundert unäsopische Fabeln, die man Jungen und selbst Kindern in die Hände giebt, anders als offenbare Streiche auf die wirkliche Natur der Dinge? Das Schwein grunzt Gedanken; der Wolf bereuet seine Sünden; der Eichbaum fordert Dank — —" Die Natur bleibt was sie ist, und sie ist für uns, was sie seyn soll, wenn wir sie nach guten Zwecken aus abgeänderten Gesichtspuncten betrachten. Warum aber unäsopisch? Wie klein, wie unwürdig eines Bodmers ist dieser Spott! Aesop selbst hat ja diese Vorstellungen geliebt. — „Der Geist des Salomo, die Feyen, die eherne Bildsäule, die Springer im Schach, die Furien sind unnatürlich, falsch, abenteuerlich." — Da wollten Sie also hinaus? Nun ja! wenn der Wolf, das Schwein, der Eichbaum in der Fabel unnatürlich, falsch, und abenteuerlich sind, so mögen es diese immerhin gleichfalls seyn. Doch das Alter hat seinen Eigensinn: wüßte es nur seiner Würde zu schonen, daß es sich nicht durch hämische Angriffe erniedrigte!

136. Stück. Dienſtag, den 29. Auguſt, 1769.

62 Super Odyſſea Homerica. Scripſit Dav. Chriſt. Seybold. Halae ad Salam ap. J. J. Curt. 1769. (5 B. in 8.)

Herr Seybold hat, wie es ſcheint, einen umſtändlichen Commentar über eine Stelle in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur, die er anführt, ſchreiben, und der Ilias ihren Rang über die Odyſſee, doch ohne Nachtheil der letztern, beſtätigen wollen. Daß er dieß in Halle habe wagen, und ſeine Abhandlung ſogar Herrn Klotzen zuſchreiben dürfen, iſt wunderlich genug; es gereicht inzwiſchen dem guten Herzen des Herrn Geheimraths zur nicht geringen Ehre, daß er eben die Stelle, die ihm in den fatalen Briefen ſo anſtößig geweſen, in der lateiniſchen Diſputation ſeines guten Freundes alles Lobes würdig gefunden. (S. das 103. St. der Häll. gel. Zeit. 1768.)

Ein Umſtand, den wir ſchon mehrmals zu beobachten Gelegenheit gefunden, hat uns gefallen, daß nämlich ſeit der Erſcheinung des Leßingiſchen Laokoons unſre Kritik der Alten eine ihr eigne Wendung genommen, die uns dem wahren antiken Geſchmacke näher bringen wird, als wir demſelben größtentheils noch geweſen ſind. Herr Seybold ſchüttelt den Kopf, tritt wie gezwungen vom clariſſimus Leſſing zum illuſtris Klotz über; bald hat ihn Riedel, bald Boden de umbra poëtica überzeugt: allein was auch immer ihm unbewußt in dieſem ſeinem Kopfe vorgehen mag, ſo viel können wir ihn verſichern, daß der Leßingiſche Einfluß, den er nicht verläugnen kann, das ſchätzbarſte Phänomenon in ſeiner Schrift ſey. Dieß auf eine Menge junger und alter Schriftſteller unſrer Zeit angewandt, haben wir hier eine Seite des Laokoon angegeben, die man unſers Wiſſens noch nicht genug erkannt hat, die man aber einmal erkennen wird, wenn alle Klotziſche und Murriſche Plackereyen längſt vergeſſen ſind.

137. Stück. Donnerstag, den 31. August, 1769.

Sieben kleine Gedichte, der Venus Erycina, dem Scherz 63 und der Freude gesungen. Berlin bey A. Mylius 1769. (7 B. in 8.)

Wer den vielbedeutenden Titel, die lateinischen Lettern, den saubern Druck, das schöne Papier, und den Verlagsort ansieht, könnte sich leicht einfallen lassen, auf einen unsrer berühmtesten Dichter zu rathen. Was muß man nicht erst erwarten, wenn man den Inhalt liest? Amymone, eine komische Cantate; über Winkelmanns Tod: eine Elegie an Chloen; Nänien beym Sarge eines jungen Helden, der Venus Libitina gesungen; Milon und Chloe, ein Carmen amoebaeum zwoer Verliebten, dem Eros und dem Anteros im Mondschein gesungen; Hymnus auf den Pan; Dithyrambe zum Lobe des Bacchus und der Ceres, von den Initiaten zu Eleusis gesungen; Einladung aufs Fest an eine junge Wittwe. — Ein wenig bedenklich zwar: dennoch, was sollte man nicht erwarten? — Gewiß nicht die abscheulichen Reime, die plumpen Scherze, den Unsinn, den man auf jeder Seite findet. Eine wahre Venus Cloacina! Man betrachte doch den artigen Maler der Schönheit.

Ein niedlich Kinn, das von den **W a n g e n f l i e s t**,
Und **i n d e r M i t t' e i n T e m p e** in sich schliest,
Und mehr als das, ein paar der schönsten Wangen,
An den' **e i n H e e r g e p f e i l t e r A m o r n** hangen,
Und **d e r e n R o t h a m B u s e n w i e d e r g l ü h t**,
W i e e i n e S o m m e r l a n d s c h a f t s i e h t,
W e n n P h ö b u s sich bey **G a d e s n i e d e r t a u c h t**,
Und Purpurroth den Horizont **b e h a u c h t**,
Wie mußte das den armen Gott nicht reizen,
N a c h m e h r G e n u ß a l s b l o ß e s S c h a u n z u g e i z e n.
Sie fingen an der Liebe Glück zu fühlen,
Und auf dem Gras mit Küssen vorzuspielen,
Bis nach und nach — —

Weg mit der häßlichen Buhldirne und ihrem Satyr! Und Sie, Venus-Sänger, gehn Sie hin, und schämen sich.

Er ist in jeder Absicht ein außerordentlicher Mann. Sollte mans glauben? Zu seinen sieben kleinen Gedichten hat er nicht weniger als drey und dreyßig Vorder- und Hinter-Mottos, aus allen Zungen und Sprachen, griechische, lateinische, portugiesische, italienische, französische, deutsche, ja sogar holländische herbeyzuziehen gewußt: als da sind eilf von Horaz, zwey von Aristophanes, eins von Callimachus, zwey von Tibull, zwey vom Portugiesen Lobo, eins von Dante, fünf von Catull, eins von Virgil, eins von la Motte, eins aus dem zweyten Buche Samuelis (welches er, der Anmerkung nach, gerne hebräisch geliefert hätte, wäre er nicht durch den Ausspruch des Herrn Hofrath Michaelis daran verhindert worden, daß viele Leute das ihnen so verhaßte Hebräische mit der Poesie in einem Buche nicht zusammen leiden könnten: wie satyrisch!) wir sind noch nicht fertig — eins von Tyrtäus, eins von Uz, eins von Mimnermus, eins von Rolli, — o Mottos und kein Ende! — eins von Tasso, eins von einem ungenannten Holländer, welches so lautet:

De Tyt heeft nimmer wegghenomen
De naem en overschot der vroomen
Want na dat zy zyn overleen,
Blinkt hunne deugd vor yder een.

Das Motto auf Hans Sachs zu einer Strophe im Geschmack dieses Dichters verdient auch noch angeführt zu werden. So singt ein Verliebter im Carmine amoebaeo dem Eros und Anteros im Mondschein: S. 69.

Wenn an des Bacchus Rändern dei-
Nen Mund benetzt sein Naß,
Versucht des Wassers Rieseln oft
Sein Gott zu halten auf.

Und so scherzt das Motto:

Hans Sachse war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Wir wollen denn auch mit einem Motto über diese Venus schließen, welches dem Motto-Sammler um so viel angenehmer seyn wird, da es zwey Sprachen zugleich redet.

Ain sana puella defututa?
Non est sana puella, nec rogate
Qualis sit. Solet εκμαγειον οζειν.

---

143. Stück. Montag, den 11. September, 1769.

Fröliche Gedichte. Castum esse decet pium poëtam Ipsum, versiculos nihil necesse est. Cat. Halberstadt 1769. (4 B. in 8.) 64

Seitdem sich Scapin hat einfallen lassen, in das Briefchenarchiv einzubrechen, kömmt ein Jacobitchen über das andre zum Vorschein: da ist des süßen Lallens kein Ende. Und was das Schlimmste ist, Gleim muß die Herren alle unter seine Flügel genommen haben. So versichert uns der Verfasser dieser fröhlichen und aberfröhlichen Gedichte, daß er nichts weniger gedacht habe, als seine Handschriften zum Druck zu befördern. (Die gewöhnliche Entschuldigung der Scribentchen und der Poetchen: sie haben sie mit gewissen jungen Mädchen gemein, die auch nichts weniger gedacht haben, als — —) Aber — aber ein großer Dichter unsers Zeitalters (ein großer Name! die Versuchung war freylich nicht geringe) habe einige davon gesehen, und (und was? sey etwa ganz bezaubert worden?) habe nicht ganz unzufrieden damit zu seyn geschienen. Lächerlich! Was konnte der große Dichter wohl Niederschlagenders für eine so unzeitige Begierde sich haben verlauten lassen? Kein Tadel kann empfindlicher seyn, als die nicht gänzliche Unzufriedenheit eines Kenners. Man sehe aber, welchen Schluß unser Virtuose daraus zu ziehen wußte. „Sogleich, sagt er, wurde der Schluß gemacht, daß vielleicht auch das Publicum sie mit einiger Nachsicht aufnehmen würde, und die

Folge davon war der Entschluß, sie drucken zu lassen." Welcher Schluß! welche Folge!

Doch wir sind sehr dreist, einen Autor zu tadeln, der einen sichrern Weg zur Unsterblichkeit gefunden hat, als die Nachsicht und den Beyfall des Publicums. Denn mit Erstaunen vernehmen wir S. 14. folgende wundervolle Geschichte. Der Verfasser las eben Jacobis Briefe bey einem Glase Wein; da kömmt der Tod, ruft, bestelle dein Haus, und zieht seinen Pfeil aus dem Köcher. Was zu thun? Glücklich der erfindungsreiche Kopf, der sich wie unser Verfasser aus der Schlinge zu ziehen weis. Ich aber, spricht er mit lachendem Munde,

Ich aber trat an seinen Köcher,
Und nahm ihm seinen Pfeil,
Und warf ihn in den vollen Becher
Voll Angst und großer Eil.

Da löst der Pfeil im Augenblicke
In meinem Wein sich auf.
Lyäus Freunde, wünscht mir Glücke!
Mein Wein löst Eisen auf.

So, also hatten Sie einem chymischen Experiment einen Erfolg zu danken, den wir Ihnen von Ihren Versen kaum versprochen hätten! — Im Ernst, wenn dieser Einfall ein Capriccio ist, so scheint er uns wenigstens von ganz andrer Natur zu seyn, als der Leßingische.

Unter den verschiedenen Gattungen der poetischen Schreibart, die Martin Scriblerus entdeckte, fand sich auch eine, die er die kindische nannte, und die nach seiner Beschreibung entsteht, wenn der Dichter so ungemein simpel wird, daß er wie ein kleiner Knabe denkt und spricht. Von dieser Art möchte unsers Wissens folgende seyn.

Schreibts, ihr kleinen Liebesgötter,
Schreibts mit Silber hin
Auf die jüngsten Rosenblätter,
Daß ich Doris Schäfer bin.

Lispelt, süße Wiesenbäche
Zwischen Veilchen hin,
Süß, als Doris ihr Gespräche,
Deren Schäfer ich nun bin.

Manchmal erhebt sich ein liebliches lispelndes philosophisches Lallen, wie in dem Liebesliede an Lallelia.

Lallelia! seit meine Ruh entwich,
Ist diese Grundkraft, welche mich belebet,
Ein langer einziger Gedank an dich,
Der alles andre Denken untergräbet:
So schlaf ich ein, so steh ich wieder auf,
Dich denken ist mein ganzer Lebenslauf.

Lächl' in die Seele, die so stürmisch ist,
Lallelia, und laß es helle werden!
Sey halb so gütig, als du reizend bist,
Dann hab ich ein Elysium auf Erden,
Dann, Wolf! dann glaub ich deine beste Welt,
Die mein Verstand jetzt für ein Unding hält.

O Wolf! o Lallelia! — Wieder ein andermal ein arkadisches Witzgefecht, daß man seine Lust daran sieht.

Thyrsis.

Die Heerd ist munter, wenn ihr Hirt
Bey einer Hirtinn ist;
Wiß, Phyllis, daß sie spröde wird,
Wenn du so spröde bist.

Wohl ersonnen. Was wird Phyllis dazu sagen?

Phyllis.

Die Heerd ist treu, wofern ihr Hirt
Getreu und redlich ist.
Wiß, Thyrsis, daß sie treulos wird,
Wenn dich Dorinde küßt.

Das war eingetrieben! Doch Thyrsis stellt sich, als hörte ers nicht, und macht eine Consequenz.

Thyrsis.

Drum laß der Liebe freyen Lauf,
So springt die Heerde frisch,
Und ziehet junge Lämmer auf
Für mehr als einen Tisch.

Einen ökonomischern Grund, warum Phyllis ihn lieben müsse, hätte er unmöglich erfinden können. Nun Phyllis?

Phyllis.

Der Liebe, Thyrsis, läßt man nie
Für Falsche freyen Lauf.
Ein zugeschloßner Quell ist sie:
Ein Treurer schließ ihn auf.

So, Miß Pert? Das heißt wohl gar der Venus Erycina gesungen!

144. Stück. Dienstag, den 12. September, 1769.

Was wir aus dem Gärtner machen sollen, der ein Grenadierlied an seine Nachbarn singt, die Raupen zu tödten, wissen wir nicht recht. Poßirlich genug zum wenigsten.

Wollt ihr noch zaudern? Brüder, wie?
Seht ihr die Nester da
Auf unsern Bäumen? seht ihr sie?
Voll Feinde sind sie! Ha!

Schlagt es herab, das Räuberchor,
Sonst ist, wenn Frühling kömmt,
Der Gärten allgemeiner Flor
Mit Raupen überschwemmt.

Frisch nehmt die Eisen in die Hand!
Die Leitern an den Baum!

Wie wirds euch itzt gehen, ihr Raupen? Ein hitziger Gärtner! Ha! Beyläufig lernt man aber daraus, daß der Verfasser gemeinnützig zu seyn wisse, ohne der Fröhlichkeit etwas zu vergeben. Wie lebhaft und anschauend hat er den didaktischen Satz zu machen gewußt, daß man im Herbst die Raupennester tödten müsse, damit sie im Frühling nicht überhand nehmen! wie fromm und zugleich wie charakteristisch ist die Folge, die er seinen Gärtner daraus ziehen läßt!

Dann brechen, wenn der Himmel will,
Gesunde Knospen auf,
Und fröhlich guck ich im April
Zum weißen Baum herauf.

Recht sehr artig ist die Bitte eines Fröhlichen an seinen Arzt, daß er die schwarzen Grabesänger auf einmal aus der Welt schaffen soll. Mich aber, setzt er wohlbedächtig hinzu,

— der sich glücklich dünket,
Der Gleime liest, und küßt, und trinket,
Erhalt in dieser besten Welt.

Gleim hatte die kleine Grille gehabt, daß er dem bewundernswürdigen Young kein Denkmaal setzen wolle: allein unser allerfröhlichster Sänger schlägt sich lieber auf die Seite gewisser Hochrichter (Hyperkritiker), die ihn als einen Verbrecher wider die Gesetze der Fröhlichkeit gar abthun wollen.

So viel haben wir nöthig gefunden, von einem Dichter zu erwähnen, den wir für würdig halten, von seinem Freunde, dem einzigen Manne, der nicht weniger am rechten Orte zu loben als zu tadeln weiß, (quibus illa ingenii artisque luminibus distincta! quanta ubique venustas, elegantia, immo quanta veritas ex ipsa rerum natura expressa!) den größten Dichtern des Jahrhunderts an die Seite gesetzt zu werden. Er ist dann belohnt, oder sollen wir, wie es ehmals von Gottsched hieß, sagen? bestraft genug.

---

147. Stück. Montag, den 18. September, 1769.

Erklärung des goldnen Horns aus der Nordischen 65
Theologie bey müßigen Stunden entworfen von Carl Ferdinand Hommeln. Leipzig verlegts C. Fritsch 1769. (4 B. in 8.)

Wir haben seit einiger Zeit unter unsern einheimischen Gelehrten eine rühmliche Neigung wahrgenommen, sich ein-

mal wieder um die Alterthümer ihres Vaterlandes zu bekümmern. Man scheint einzusehen, daß auch wir nördlichere Völker uns aller Aufmerksamkeit würdig achten können, und daß es eben keine Ehre für uns sey, wenn wir selbst durch die Vernachläßigung oder Verkleinerung unsrer Vorzüge den Ausländern ein Recht geben, mit einer eingebildeten Größe auf uns herabzusehen. Wir sind ein Originalvolk, wir haben eine Originalsprache, wir haben originale Gegenstände vor uns in der Geschichte, in der Mythologie, in den Sitten, in der localen Natur und dem Klima unsrer Vorfahren, wir haben von jeher wichtige Einflüße auf die größten Nationen Europens gehabt: welche Schande für unsre Gelehrten, wenn nur sie ohne Empfindung des deutschen Werthes blieben, und sich um nichts als fremde Gelehrsamkeit, fremden Witz, und fremde Denkart bekümmerten. Zwar wird es an Schreyern nicht fehlen, (es fehlt schon itzt nicht daran,) die bey dieser Neuerung, wie sie es nennen, sich kläglich gebehrden, und den Verfall der griechischen und römischen Litteratur weissagen. Allein man lasse sich dadurch nicht irre machen. Wir Deutsche sind ein nur allzugerechtes Volk, als daß wir in unsrer Achtung für fremde Verdienste so leicht erkalten könnten. Was wir itzt zu wünschen haben, ist nach dem Sprüchwort bloß dieß, daß wir das Eine thun, und daß Andre nicht lassen.

So viel davon. Wir kommen nun auf Herrn Hommels Erklärung eines sehr merkwürdigen nordischen Ueberbleibsels, das, ihr zufolge, beynah die ganze Religion unsrer Väter enthält. Es ist seltsam, daß selbst die nordischen Gelehrten, welche die auf diesem tonderischen Horne, (es ist von dem ältesten 1639 gefundenen die Rede), befindliche Gestalten erklären wollen, des rechten Weges durchgängig verfehlt haben, da ihnen doch, wie Herr Hommel mit Recht anmerkt, die heidnischen Gebräuche ihrer Vorfahren bekannter als einem Obersachsen hätten seyn sollen. Worm sieht lauter Lebensregeln und Moral darauf. Nicht besser macht es Winstrup. Eggard sucht eine

heidnische Prophezeyung von Christo. Randulf geht in seiner Verblendung so weit, daß er dieses Horn und die Offenbahrung Johannis fast neben einander stellt, indem er überall Vorbilder von Christo, Wunder und Gleichnisse erblickt. Arnkiel ist zwar der Sache näher gekommen, aber er menget nordische, ägyptische, römische, griechische, und amerikanische Alterthümer unter einander. „Weil er auf dem Horne viele Schlangen sieht, so zeigt er zuförderst, daß bey den Babyloniern, Phöniciern, Americanern, und Chinesern, diesen kriechenden Geschöpfen göttliche Ehre angethan worden. Recht gut. Aber wie kommen die Phönicier und Americaner nach Schleswig?“

Wenn Simplicität, einleuchtende gute gesunde Vernunft, und Enthaltung eines unnöthigen Aufwandes von Belesenheit in der Deutung eines unbekannten Gegenstandes ein gutes Vorurtheil für ihre Richtigkeit giebt, so hat es Herr Hommel ohne Zweifel besser getroffen, als seine itztgenannten Vorgänger. Nichts ist ungezwungner als seine Erklärung. Er legt die Edda vor sich hin, geht nach ihr die Figuren auf dem Horne stückweise durch, und findet beyde in der genauesten Uebereinstimmung. Es wird nicht nöthig seyn, daß wir etwas davon anführen: man muß sie selbst lesen, um davon zu urtheilen.

Herr Hommel hält das Horn für ein Kriegs- oder Jagd-Horn, und glaubt, daß es in der Schlacht, vielleicht auf der Flucht, verlohren gegangen, und in den Koth getreten worden. Der Werth desselben, und die religiösen Figuren machen uns wahrscheinlicher, daß es ein Opferhorn gewesen, um so viel mehr, da diese auch im Kriege gebraucht wurden.

Statt einer Einleitung steht ein kurzer Auszug aus der nordischen Mythologie, der ein wenig zu égayant, oder wie man das Wort itzt misbraucht, launigt geschrieben ist, sonst aber manche gute Anmerkungen enthält. Nur zuweilen hätten wir dem Verfasser eine etwas weitläuftigere Kenntniß der alten nordischen Fabeln gewünscht;

so wie es uns lieb gewesen wäre, wenn er seine Muttersprache noch mehr in seiner Gewalt hätte, um sich allemal so gut auszudrücken, als er gut denkt.

---

148. Stück. Dienstag, den 19. September, 1769.

66 **Papilloten. Stulta eſt clementia periturae parcere chartae. Juv. Frankfurt und Leipzig bey Kochendörfern. 1769. (14 B. in 8.)**

Außer dem fruchtbaren Geschlechte der Kritikverderber breitet sich itzt über Deutschland noch eine andre Landplage aus, die unter dem Namen der Launigten bekannt zu werden anfängt. Was nur irgend der seichteste Kopf in Verbindung mit dem schlechtesten Herzen hervorzubringen vermag: Universitätsschwänke, Scurrilitäten, Personalitäten, liederliche Einfälle gehen aus dieser Pandorenbüchse des Humors, wie giftige Dämpfe aus faulen Sümpfen hervor. Fühlt ein gewisser ränkevoller Mann seine Cabalen wider den Ruhm besserer Scribenten auf immer vereitelt; fühlt er sich zu schwach und zu sehr in der Enge, um denen, die, lange und oft genug von ihm gereizt, endlich seine Blöße vor der ganzen Welt aufgedeckt haben, auf eine ehrliche Art unter die Augen zu treten; fühlt er sich dem Gelächter und der Schande nach Verdienst ausgesetzt: was thut er? Er launt — d. i. er giebt in seiner Verzweiflung alle Ansprüche auf die gute Meynung der Aufgeklärten im Publico auf, versteckt sich mit seiner Genossenschaft hinter Pasquille, hinter scurrilische Briefe, hinter geheime litterarische Correspondenzen mit dem Publico, hinter Bibliotheken elender Scribenten, und wie die abgeschmackten Beyträge zur deutschen Maculatur weiter lauten. Ein kümmerlicher Trost für ihn, daß es doch noch saubre Leute giebt, die in dieser kritischen Lage einen angenehmen Humor entdecken.

Humor in Schriften ist die Carricatur von dem Geiste des Scribenten, so wie Humor in Charactern die Carricatur von den sittlichen Handlungen eines Menschen ist. Der muß ein Mann von seltner Fähigkeit seyn, der von dieser oder jener Art der Carricatur einen glücklichen Gebrauch machen will. Bloße Schnurren und Anecdötchen, wie hämisch sie auch seyn mögen, machen noch lange keinen Humoristen. Es ist ein Unterschied zwischen Einem, der allerley Sachen guter oder böser Laune sagt, und Einem, der das besitzt, was die Engländer Humor nennen. Zu jener findet sich Jedermann aufgelegt, zu diesem in ganzen Jahrhunderten oft kaum ein Einziger.

Es thut uns um den Verfasser der Papilloten leid, daß es ihm gefallen hat, sich die Mine der gemisbrauchten Laune zu geben. Er hätte auch ohne diese Mine seine Leser auf eine angenehme und nützliche Weise unterhalten können: wir haben einen denkenden Kopf an ihm bemerkt: und, einige Stellen ausgenommen, die ungebildeten Geschmack verrathen, hat uns sein Ton, seine Art zu erzählen, und seine Art einen Gegenstand zu betrachten, viel Gnüge gethan. War es aber nöthig, sich zu einer so unanständigen Ironie herabzulassen, als die in der Zuschrift an die Herren Journalisten von Anfang bis zu Ende herrscht? Wird ein gescheidter Leser, der sich bey dem Titel ohnehin der Leipziger Fidibus erinnert, das Buch nicht aus der Hand werfen, wenn er auf so plumpe Artigkeiten stößt, als die folgende ist? „Hier bin ich — ich bin Ihr Knecht, Sie können Holz auf mir hauen, ich werde mich für Ihre Güte bedanken, nur übergehen Sie mich nicht in Ihren unsterblichen Werken. Gedenken Sie meiner — und wenn ich noch mehr bitten darf, thun Sie es auf eine Art, die sich der Mühe verlohnt: striegeln Sie mich etwas ausführlich." — Wir wissen zwar, daß die Maxime, sich durch die Striegel in Ruf zu bringen, itzt ziemlich allgemein beliebt wird: unter andern verräth Herr Schmid, der in seinen neuesten Zusätzen zur Theorie der Poesie so gern mit Leßingen und Herdern anbinden möchte,

diesen Kitzel nicht undeutlich; aber billig sollten ihn nur die schalen Kleinmeister des Witzes haben, in deren leeren Kopf ein unruhiger Dämon des Ehrgeizes gefahren ist. Unser Verf. zeigt an einem andern Orte, daß er von vielen heutigen Kunstrichtern einen gar gründlichen Begriff habe. Er hat ihnen unter der Aufschrift: Deutsche Kunstrichter, ein Papillotchen gewidmet, das vor dem Aufwickeln wohl von ihnen erwogen zu werden verdient. Wir wollen es, der Gemeinnützigkeit wegen, hier gleich beylegen.

„Wenn man die kritischen Blätter unsrer Zeit liest, in welche Verlegenheit muß man gerathen, wenn man nicht unter ihnen so bewandert ist, daß man das Gepräge der Wahrheit an seinem Orte gleich entdeckt? Ein Theil, der aber wenig Aufmerksamkeit auf sich zieht, schreibt ab, und liefert Recensionen von Werken, die er nicht versteht, und die er nicht einmal lesen kann. Andre theilen sich in besondre Rotten, machen Conföderationen, loben einander wechselsweise, berühren alles Gute, das nicht in ihrer Fabrik gemacht ist, nur ganz leicht und gehn auf die andern alle los. Alle rühmen sich der Unpartheylichkeit, sie bedenken aber nicht, daß sie auch die Werke ihrer Patronen und Gönner oder andre, vor denen sie sich fürchten, recensiren, und denen zu Gefallen auch ihre Feinde verfolgen müssen.“ — Wie praktisch ist diese Anmerkung! und sie steht auf einer Papillote! W.

---

149. Stück. Donnerstag, den 21. September, 1769.

67 Joh. Erici, in Acad. equestri Sorana Professoris Juris, Observationum ad Antiquitates Septentrionales pertinentium Specimen. Hafniae, 1769. Sumptibus Bibliopolii Mummiani (8 B. in 8.)

Herr Professor Erichsen in Soroe, ein Isländer, ist unter den Kennern der Nordischen Alterthümer einer der

gelehrtesten. Wir haben ihm schon verschiedne gute Schriften dieser Art zu danken, die vermuthlich bekannter seyn würden, wenn sie uns nicht so nahe angingen. Seine Absicht ist, mit gegenwärtigem Specimine ein Journal anzufangen, worinn allerley zu unsern Alterthümern (wir nennen sie unser, weil wir zwischen dem, was ehemals deutsch und nordisch war, wenig Unterschied machen) gehörige Materien, die alte nordische Litteratur, Sprache, Sitten, Gebräuche, Gesetze, Oeconomie, Künste, Philosophie, Mythologie u. s. w. abgehandelt werden sollen. Wir sehen das mit dem Verfasser für das einzige Mittel an, diese nöthigen Kenntnisse, sollt es auch anfangs wider Dank und Willen der Leser seyn, mit einigem Erfolge allgemeiner zu machen.

Voritzt handelt er von den Träumen und von den Genien aus dem alten Religionssysteme: etwas zu weitläuftig von jenen, und etwas zu kurz von diesen. In der ersten Abhandlung hätten wir die langen philosophischen Digreßionen von den innern und äußern Ursachen der Träume, von den Gedanken, von der Einbildungskraft, von den Leidenschaften, von den obern und untern Seelenkräften und was dergleichen mehr ist, entbehren wollen, wenn der Verf. uns dagegen einen desto reichern Vorrath von Beweisstellen aus den alten Handschriften, wozu eine solche periodische Schrift das bequemste Vehiculum ist, geliefert und mit guten Erläuterungen begleitet hätte.

Ueberhaupt ersuchen wir ihn, sein Journal so viel möglich mit einigen größern Originalen der Isländer interessant zu machen, und dabey in der Bestimmung ihres Alters und andrer Umstände, statt sich von den Vorurtheilen des vorigen Jahrhunderts hinreißen zu lassen, auf eine dem Lichte unsrer Zeiten gemäße Weise seine vorzügliche Gelehrsamkeit, Belesenheit, und philosophische Einsicht zu nutzen. Er hat ein Feld vor sich, auf dem er sich große Verdienste erwerben kann.

152. Stück. Dienstag, den 26. September, 1769.

68 **Dramatische Kinderspiele. Pectora mollescunt asperitasque fugit. Ouid. Strasburg, verlegts J. G. Bauer 1769. (7 B. in 8.)**

Die beyden ersten Kinderspiele sind, wie die Vorrede versichert, wirklich durch Kinder von sechs bis neun Jahren aufgeführt worden, und diese Vorstellungen haben den Verfasser mehr als alle andre Gründe von dem mannigfaltigen Nutzen solcher Uebungen überzeugt. — Es ist unstreitig, und Niemand zweifelt daran, daß theatralische Uebungen für Kinder allemal einen gewissen Nutzen haben: „sie lernen eine artige Leibesstellung, eine angemeßne Gebehrdensprache, und eine ungezwungne Dreistigkeit im Vortrage, die sich oft große Männer zu spät gewünscht haben. Noch ehe der Knabe die Buchstaben kennt, wird er mit einem reinen Ausdruck, und mit einer Menge von Ideen bekannt seyn, die in dem gemeinen Umgange nicht vorkommen, und kaum wird er zu lesen anfangen, so wird er auch in einem guten Tone und mit einer Art von Geschmacke lesen, die man in den Schulen so sehr vermißt." — Nur, wenn man weiter keine Absicht hat, so sehen wir die Nothwendigkeit nicht ein, warum man dazu besondre Kinderspiele schreiben müsse. Ein gutes moralisches Schauspiel, das nicht für Kinder gemacht ist, wird eben die Dienste thun. Unsers Erachtens kömmt auf den Horizont der Kinder, auf die kleine Welt ihrer Begriffe und Neigungen, vereinigt mit den höhern Zwecken des Lehrers, Alles oder doch fast Alles an. Das Kinderspiel muß ein Kinder Interesse haben, der unterrichtende Ton muß niemals vorstechen, und der Dialog muß nur eine Veredelung, höchstens eine Bereichrung, niemals eine chymische Verwandlung kindischer Begriffe seyn. Ein solches Werk erfordert einen in seiner Art ganz eignen Bemerker, einen sokratischen Philosophen, und einen Nachahmer von nicht geringer Biegsamkeit des Genies.

Da wir inzwischen verbunden sind, den Verfasser

nicht nach unsern Aussichten, sondern nach denjenigen, die er uns selbst angiebt, zu beurtheilen, so müssen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das, was er hat leisten wollen, gut geleistet habe. Die Liebe sollte kein Ingredienz seiner Sujets seyn: er hat Freundschaft an ihre Stelle gesetzt; und die Freundschaft, die er abbildet, ist ein wahres heroisches Ideal derselben geworden.

153. Stück. Donnerstag, den 28. September, 1769.

Die Sprache seiner Kinderspiele ist nicht die, die wir gewünscht haben: aber genug, einige Antithesen, die er den Franzosen, (überhaupt, wie es uns scheint, seinen Mustern), und einige Meteoren, im Geschmack der Rousseauschen Heloise, ausgenommen, ist sie leichter, dialogischer, und wahrer, als wir sie von unsern meisten prosaischen Schauspielen gewohnt sind. Anlage und Verwickelung sind äußerst einfach, und das Ganze besteht jedesmal aus wenig Auftritten.

Das erste Stück heißt Damon und Pythias. Der Verfasser setzt voraus, daß die jungen Schauspieler die Geschichte dieser beyden Freunde schon hinlänglich kennen, und hat also die Exposition für unnöthig gehalten. Wir wissen nicht, ob das so völlig recht sey: doch er hat es dafür erkannt.

Das Zweyte, welches uns vorzüglich gefallen hat, die Belagerung von Glocester, ist aus einer Anecdote gezogen, die sich in Raguenets Leben des Cromwel befindet. Capel ist der Belagerte, Fairfax der Belagerer. Da Fairfax die Festung nicht erobern kann, so sucht er Capeln von der Seite seines väterlichen Herzens anzugreifen. Er läßt dessen Sohn Arthur in Fesseln legen, und droht demselben den Tod, wenn Capel sich nicht ergiebt. Wir wollen die Scene von dem Heroismus des jungen Arthur, und von der Empfindung des Vaters zur Probe geben: vor sich betrachtet, ist sie großen Lobes würdig.

Capel, (mit einem bittern Ausruf.) O Himmel! mein Sohn.

Fairfax. Du betrügst dich nicht, er ist es; willst du ihm das Leben retten?

Capel Ja, Verräther, durch deinen Tod. (Er greift voll Wuth nach seinem Degen, um auf den Fairfax los zu gehen.)

Morgan. Rühre dich nicht, Mylord, sonst bist du und dein Kind verlohren.

Arthur. Fasse dich, mein Vater; ich fürchte den Tod nicht, ich bin dein Sohn.

Capel (steckt den halbentblößten Degen wieder ein, er läßt die Arme sinken, und sagt nach einer kurzen Pause zum Fairfax): Barbar! was hat dir dieses unschuldige Schlachtopfer gethan?

Fairfax. Vor wenig Augenblicken hat er mir eben so höhnisch getrotzt, als sein Vater

Capel. Er hat dir getrotzt; wolan! so wird er auch deinen Henkern trotzen! O mein Sohn! warum darf ich dich nicht umarmen?

Kingston (einer von Capels Begleitern ins Lager des Fairfax). Ich hoffe nicht, Mylord, daß du deinen Ruhm durch die Hinrichtung eines Kindes beflecken willst.

Fairfax. Sein Schicksal steht in der Hand seines Vaters; er übergebe mir Glocester, so soll Arthur leben, wo nicht, so muß er sterben.

Capel, (in einem pathetischen Tone zum Arthur). Mein Kind, Gott und dein König!

Surrey (einer von Fairfax Parthey, bey Seite). Ich muß die Ehre meines Feldherrn erhalten, wenn es mich auch alle mein Blut kosten sollte. (Er geht ab. — Dieß zu verstehen, muß man wissen, daß Arthur einen Sohn des Fairfax, Edmund, zum Freunde hatte, der, weil er mit Arthurn hatte entfliehen wollen, gleichfalls von Fairfax gefangen gesetzt worden. Surrey will ihn befreyen, damit er seinen Freund retten könne.)

Kingston (weint). Ach!

Capel (zum Kingston). Du weinest, mein Freund? wünsche mir vielmehr Glück zu meinem Kinde, und ermahne unsre Brüder, seine Standhaftigkeit nachzuahmen. Mein Schimpf mag ungerochen bleiben, wenn Glocester gerettet wird.

Fairfax. Du hast nur einen Augenblick Zeit, Lord Capel.

Capel. Mein Sohn, Gott und dein König!

Morgan (zum Arthur). Hast du deinem Vater nichts zu sagen?

Arthur. Nichts.

Morgan (zu den Soldaten). Rüstet euch.

Capel. Fahre wohl, mein Kind. Es lebe der König! (Er wendet sich um.)

Fairfax (für sich, knirschend). O Wuth u. s. w.

Hier kömmt Edmund gelaufen, der mit Arthurn sterben will. Fairfax wird erweicht, und das Stück schließt sich zu dem Vergnügen beyder Theile.

Schon in dem ersten Stücke hatte der Verfasser ein paar Bösewichter, Gelon und Palinur, auf die Bühne gebracht: in dem dritten wagt er, der Jugend die Verführung mit ihren schrecklichsten Folgen vor Augen zu malen. Mela ist ein Räuber, ein Vatermörder, und ein römischer Freygeist; zu allen diesen Verbrechen sucht er auch, nicht ohne Fortgang, seinen jungen Freund Ascan zu verführen. Endlich findet er seine Strafe: er wird vom Blitzstrahl getödtet. „Hoffentlich, sagt der Verf., wird sich Niemand daran stoßen, daß ich einen Bösewicht in einem Kinderspiel auftreten lasse. Der Abscheu vor dem Laster ist, wenn ich so sagen darf, ein Cherub, der das Paradies der Unschuld bewachet. Wer sich mit Bildung junger Seelen beschäftiget, muß ihnen nicht nur die reizenden Züge der Rechtschaffenheit vorzeichnen, sondern er muß sie auch mit männlicher Hand vor das Gemälde des Lasters führen. — Doch in welcher Gestalt man auch diesen Proteus der Jugend abschildert, so muß man ihn niemals von seiner Gefährtinn der Strafe entfernen, und dieses Gesetz habe ich in dem gegenwärtigen Stücke zu beobachten gesucht."

Die Vorrede enthält noch verschiedne Anmerkungen, die geprüft zu werden verdienen. Wir glauben in dem Verfasser dieser Kinderspiele einen Mann entdeckt zu haben, der sich Verdienste um das deutsche Theater erwerben kann.

---

175. Stück. Montag, den 6. November, 1769.

Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schau- 69 bühne. Hamburg und Bremen bey J. H. Cramer. 1769. (20 B. in 4.)

Mit einer andern Fassung geht der Kritikus an die Beurtheilung solcher Bücher, aus denen man, nach dem

Ausspruch eines weisen Mannes, nicht sowol lernt, was der Autor gesagt hat, als was er nicht hätte sagen sollen: mit einer andern an diejenigen schätzbaren Arbeiten, die irgend einen nützlichen oder angenehmen Zweck der Gesellschaft befördern. Aber sehr verschieden ist beydes von dem Eindrucke der Ehrerbietung, dem kaum der abgehärtetste Kunstrichter widerstehen kann, wenn er sich einem der seltnen Werke nahet, die als hohe Denkmaale von den Kräften des menschlichen Geistes das Siegel der Unsterblichkeit an sich tragen.

Haben wir je eins der letztern Art gekannt, so gehört der Bardiet von Klopstock in diese Classe; ein Original, in der würdigsten Bedeutung des Worts: voll vaterländischer großer Gesinnungen, wie es wenige sind, und in seiner Anlage ein Meisterstück der Kunst, wie noch keines gewesen.

Wir können unsre Nation nicht beschuldigen, daß sie für den Befreyer des Vaterlandes, auf den die Wahl unsers Dichters gefallen, nicht viele dankbare Aufmerksamkeit bewiesen hätte. Nicht nur errichtete sie seinem Andenken sehr früh jenes wichtige Monument, das unter dem Namen der Irmensäule bekannt ist, sondern sie ging zuletzt in ihrer Verehrung desselben so weit, daß Carl der Große, er, der die Verdienste seiner Vorfahren besser als jemand zu schätzen wußte, sich genöthigt sah, seinen Patriotismus seiner Religion aufzuopfern, und die Säule Hermanns als einen Eckstein, der den Glauben seiner Zeitgenossen aufhielte, aus dem Wege zu räumen. Auch den Enthusiasmus unsrer Dichter hat Hermann beschäftigt. Ohne Etwas von den Schätzen der alten Barden, die wenigstens itzt noch, wer weiß in welchem finstern Kloster Deutschlands, Spaniens, oder Frankreichs, für uns verborgen sind, oder von den Liedern der Minnedichter zu muthmaßen, denen Hermann gewiß nicht unbesungen bleiben konnte: nur bey den, theils guten, theils gut meynenden, Dichtern unsers Jahrhunderts zu verweilen, die als Lobdichter Hermanns vor vielen hervorzutreten verdienen; wer erinnert sich nicht mit Vergnügen

der pindarischen Ode Hermann, der ersten ihrer Art in Deutschland, von Cramer; der drey Trauerspiele von Schlegel, von Möser, (dem Verfasser der Osnabrückschen Geschichte) und von Airenhofer; der Willamowschen Dithyramben; der Kretschmannschen Gesänge Rhingulfs; und des schönen lyrischen Dialogs von Klopstock? Und wie dürfen wir, wenn wir auch den Lohensteinischen Roman übergehen, der zwar nicht in unser Jahrhundert gehört, das Schönaichsche Heldengedicht vergessen, das selbst bey Voltairen und den berühmten Reviewers von England für ein claßisches Gedicht im wahren antiken Geschmack zu gelten die Ehre hat?

Doch itzt haben wir es nur mit dem neuen Werke unsers Klopstocks zu thun, welches wir als eine zweyte dauerhaftere Irmensäule für die Nachwelt betrachten. Wir wollen nicht alles sagen, was der Kenner und der Patriot an diesem edlen Denkmaale bemerken wird; noch weniger wollen wir uns bey gewissen Urtheilen, die wir voraus sehen, bey den Urtheilen gewisser Leute mit der Valeriusmine (Bardiet S. 96) aufhalten, die der Dichter mit seinem Hermann anreden könnte: „Es ist mir nicht daran gelegen, zu wissen, wie ihr denkt.“ Wir bleiben bey einigen Beobachtungen stehen, welche das Gedicht als ein Originalwerk der dramatischen Kunst betreffen.

Unter der theatralischen Nachahmung der Natur verstanden die Alten etwas anders, als die Neuern. Ihr Zweck war niemals, die Nachahmung in dem Grade illusorisch zu machen, daß sie mit der Natur selbst hätte können verwechselt werden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob sie darin Recht oder Unrecht hatten: genug aus allen Anstalten ihrer Kunst, ihren metrischen Ausbildungen, ihrer singenden und mit Instrumenten begleiteten Recitation, ihrer Saltation, ihren Chören, erhellet augenscheinlich, daß sie niemals die Absicht gehabt, die Natur, wie sie wirklich ist, sondern eine zweyte dichtrische Natur zu treffen, die mit jener vornämlich in der Aehnlichkeit ihrer künstlichen Wirkungen übereinstimmet. Man darf nur die Chöre

ansehen, und man wird es nach unsern heutigen Begriffen sonderbar finden müssen, daß ein Haufe Volks, der an einer wichtigen Handlung Theil nehmen soll, sich nur dadurch thätig erweist, daß er von Zeit zu Zeit mit abgemeßnen Bewegungen eine Ode nach den schönsten Grundsätzen der Lyrik absingt. In der wirklichen Natur geschieht so was gar nicht: aber in der Natur des Theaters, deren Theile alle auf einen Ton gestimmt sind, wird diese Abweichung ein Hauptmittel zum Ganzen.

Ganz anders denken die Neuern. Wenn sie von einer theatralischen Nachahmung der Natur reden, so ist ihr beständiger Grundsatz, in den Bestandtheilen des Plans der wirklichen Natur so nahe zu kommen, als möglich ist; und jene zweyte Schöpfung der Alten kömmt nur als eine Freyheit in Betrachtung, die sich der Dichter nimmt, um beyläufig zu einigen Auszierungen der Poesie Gelegenheit zu finden. Wie widersinnig war es daher nicht, da einige Neuere die Wiedereinführung der Chöre wünschten, und zugleich auf derjenigen Täuschung bestanden, die um so viel gründlicher seyn soll, je besser sie dem gleicht, was wirklich geschieht.

176. Stück. Dienstag, den 7. November, 1769.

Man muß ein Genie wie Klopstock haben, um hier die einzige wahre Mitte auszufinden. Nie hat ein Dichter sich gewissenhafter an die Natur gehalten, und dabey den alten Chor vortrefflicher zu ersetzen gewußt als er. Bey ihm thut die Handlung keinen Schritt, der nicht auf das genaueste in der Geschichte gegründet wäre; bey ihm ist der Bardengesang ein nothwendiger Umstand, ohne den sogar diese Handlung ihre Wahrheit verliehren würde.

Bisher haben wir mit wenig Worten — denn eine weitläuftigere Unternehmung würde uns über unsre Gränzen führen — von dem Genie des Dichters in dem Entwurfe des Ganzen geredet: noch deutlicher zeigt es sich in der Erfindung der Umstände, in den Charaktern, in den feinern Verbindungen des Stoffes, kurz, im Detail. Von den starken Zügen des Ausdrucks sprechen wir zulezt.

Gleich die erste Scene ist ein Muster, wie sich der Dichter in die Lage seiner Fabel ganz hineinzusetzen hat: ausser bey Shakespear und den Griechen findet man dergleichen nirgends. Je leichter die kleinen Umstände einer Begebenheit unsrer Aufmerksamkeit zu entwischen pflegen, desto sichrer verrathen sie das Genie des Dichters; und je lebhafter ihre Wirkung ist, desto richtiger ist der Geschmack, der sie geordnet hat. Wenn man z. E. folgende Stellen liest, so sieht man nicht allein die Schlacht mit allen ihren Localumständen in dem Geiste des Dichters gegenwärtig, sondern wir selbst, die Leser, finden uns mitten in sie hineingerückt.

„Ist das Thal unten breiter, als die andern Thäler? Viel breiter. Ha! dort unten also wirds völlig entschieden werden.“ — „Weiter zu deiner Linken hin, wo es weniger unwegsam ist, findest du die Felseneingänge, die wir fehlten.“ — „Blick hinab, stürzt ein Quell in das Thal? Ein Schaumquell stürzt in die Kluft herab. Es ist das Thal, Horst! Nun, Wodan, und alle Götter!“ — „Eine entfernte Stimme. Horst! sag Siegmarn: drey Hauptleute gehn mit gehobner Axt! Siegmar. Sieh nach dem Ende des Thals hin. Siehst du nirgends ein Cohortenbild? oder gar einen Adler? Horst. Fünf Reuter sprengen das Thal herauf! Die Weichlinge mit dem Küssen auf dem Rosse. Sie sehn sich überall ängstlich um. Einer fällt von einem Wurfspieß aus dem Busch! Nun noch einer! noch Einer! Siegmar. Siegmar. Flog der Wurf von uns, oder von drüben her? Horst. Von drüben her ꝛc.“ — „Siegmar. Siehst du noch keine Lanze? Hörst du nichts von der Schlacht? Leg dein Ohr an den Felsen. Der Waffenklang der Sinkenden, und der Huf der Rosse schallt besser aus der Erde herauf. Horst. Ich höre dumpfes Geräusch; ich habe noch keine Schlacht in der Fern' gehört. (Welch ein naiver Zug von Heroismus.) Siegmar. Hörst du nicht etwas, das aus dem Geräusch hervortönt? Mein Sohn pflegt sehr laut in der Schlacht zu rufen! Horst. Ich höre Hermanns Stimme nicht. Siegmar. Die Römer halten irgendwo länger Stand, als vorher; sonst würdest du die Schlacht lauter hören ꝛc.“

177. Stück. Donnerstag, den 9. November, 1769.

Das sind die großen verborgnen Schönheiten einer erfindungsreichen Exposition, wodurch sie Klarheit und Leben erhält; da ist kein Flickwerk von Erzehlung und

ellenlanger Beschreibung: lauter kurze Züge, wie sie mit Nachdruck aus dem Gemälde hervorspringen, und die das Auge gerade über den Punct hinführen, auf den alles ankömmt.

Nebenher hat man gesehen, auf welche Art der Dichter einen Charakter mit einem einzigen Striche zu entwerfen weiß. Wir wollen gleich noch ein Paar Beyspiele hinter einander setzen. So spricht Siegmar, der ehrwürdige Vater Hermanns. „Wenn ich hinunter blicke, so schimmern mir Augustus Adler heller und röther wird mir das Römerblut an der Lanze meines Sohns! Wodan! und alle Götter! hab ich geweissagt, so hab ich Sieg geweissagt. Mein Leben oder mein Tod war keiner Weissagung werth." Mehr braucht es nicht, um uns den Mann so von Grund aus kenntlich zu machen, als ob er vor uns da stünde: Weisheit, Entäusserung seiner selbst, Römerhaß, Vaterlandsliebe, edler Stolz über seinen Sohn, unterscheiden ihn durch das ganze Gedicht. Noch bedeutender, wenn der Poet ihn gegen den priesterlichen Charakter des alten Brenno stellt. „Brenno. Es ist dies ein sehr ernstvoller Tag. Siegmar. Mit dem Niedergange der Sonne ists entschieden, oder ich kenne meinen Sohn Hermann nicht. Brenno. Also heute noch Sieg, oder Sklaverey? Siegmar. Oder Tod! wolltest du sagen." — Wer diese letzten Worte als eine bloße Spitze im Geschmack der Franzosen ansieht, hat ihre Schönheit nicht bemerkt. Sie sind nicht herbeygeschraubt; sie wollen nicht glänzen; sie sind der ungekünstelte Ausbruch der Empfindung, und enthüllen die Seele beyder Personen auf einmal ganz. — Noch einen meisterhaften Zug von Siegmar müssen wir anführen, der allein schon zeigt, wie sorgfältig der Dichter das Prepon in den kleinsten Dingen beobachtet. Siegmar hat Nachricht, daß die Schlacht sich zum Vortheil der Deutschen wendet. Er will nun auch hinunter. Die unruhige Freude des alten Mannes in diesem Augenblicke. — Doch wir wollen ihn selbst hören. „Horst. Ja, die Seiten schwanken, und der Helme sinken dort viele in

Blut; aber die Lebenden sehn nach den Todten nicht hin. Siegmar. Bald sollen sie noch mehr vorwärts sehen ... Die erflehte Stund ist gekommen, Wodan! ... Ha! Jüngling! Jüngling! du hast mir ein Walhallalied gesungen! Sie kommen! ... Gehab dich wohl, mein alter Freund! Brenno. So muß ich denn den bittern Abschied nehmen? Siegmar. Du scherzest alter Mann! Abschied? ein Greis von einem Greise? Laß mir die Opferknaben ... Kommen noch mehr Cohorten, Horst? Horst. Noch eine kömmt sehr blutig und langsam. Siegmar. Brenno, laß mir die Opferknaben das Lanzenspiel tanzen. Ich muß es noch einmal sehn. Es könnte ja wohl seyn, daß ich es nicht wiedersäh. Der älteste Opferknabe. Es ist niemand hier, die Lanzen zu werfen. Siegmar. Tanzt nur ohne Wurf, und singt euer Lied dazu. (Die Opferknaben singen: aber seine getheilte Seele hört sie nicht; er unterbricht sie gleich.) Siegmar. Es ist genug ... Brenno, sag meinem Sohn Hermann, daß mich Wodan endlich auch der Schlacht gewürdigt hat. Brenno. Ich soll es ihm sagen? (Ja wohl, ein sonderbarer Auftrag.) Siegmar. Nun vielleicht kann ichs ihm selbst sagen. Kommen noch mehr Cohorten, Horst? Horst. Die beyden Cohorten halten, und richten Manipeln gegen den Wald 2c." — Das ist Wahrheit des Charakters, wie nur Sophokles sie zu erhaschen verstand. Mit gleicher Stärke weiß er Segesten, Siegmund, Flavius, den Opferknaben, der eine so ansehnliche Rolle spielt, Thusnelden, die beyden Hauptleute der Katten und der Marsen, die beyden Römer, Valerius und Licinius, und den schweren Charakter Hermanns zu treffen. Aber wir können nicht alles anführen.

178. Stück. Freytag, den 10. November, 1769.

Wenn man die Anmerkungen liest, die zur Erläuterung angehängt worden, so sieht man mit Bewunderung, wie der große Dichter sich, ehe er Hand angelegt, durchaus mit allem, was irgend eine Beziehung auf seinen Gegen-

stand haben konnte, nicht bekannt, sondern vertraut gemacht. Davon hat er aber auch den Vortheil gezogen, daß selten ein Gedicht eine so treue Abbildung der Zeiten, ihrer Sitten, Gewohnheiten, Religion, Meynungen, und besonders der nähern Umstände, gewesen, als das seinige; daß Hermanns Schlacht, mit Benjamin Jonson zu reden, kein Spiel, sondern ein Werk geworden ist. Dennoch wird diese Kenntniß an vielen Stellen durch etwas übertroffen, das bey weitem mehr werth ist, als alle Kenntniß des Costume: Kenntniß der Natur. Man prüfe z. E. nur die Stelle S. 74, wo der sterbende Siegmar den Bardengesang zu leise glaubt, obgleich dieser Gesang, wie der Oberbarde sich ausdrückt, in die Schlacht hinab wüthet. Denn Siegmar ist dem Tode nah, und hört dunkler.

Die Sprache in unserm Bardiet ist, wie man sie von einem Klopstock erwarten kann, der sein Deutsch allenthalben zu einem eigenthümlichen Ideal zu erheben weiß: edler, feiner, würdiger, als in der Natur, und dennoch voll deutschen Geistes; ein reines Feuer erleuchtet und erwärmt sie von Anfang bis zu Ende; da ist kein Rauch, nichts von der Strohflamme, die jemand in dem Gesange Rhingulfs hat bemerken wollen. Die Bardengesänge haben nicht selten, wo es statt finden konnte, den wahren Ausdruck der alten nordischen Dichter. Z. E. „An der Spitze der Lanze wüthet die Flamme des gerechten Zorns.“ (So sagt Regner: „das Schwert wüthet gegen den Zügel, das Schwert, die Flamme der Leichen.“). — „Nach uns her flatterten die Mähnen,“ (um den fliehenden Feind zu bezeichnen; ohngefähr wie Eigil spricht: „das Roß stürzt rücklings von der Helmflamme des Ueberwinders.“) — Sogar einige Gleichnisse sind in demselben Geschmack, den überhaupt alle älteste Poeten der Nationen mit einander gemein haben. Regner macht folgende:

„Schöner wars, die Männer zu sehn,
Wie sie mit ihren Schwertern die Schilde zertrümmerten,
Schöner, zu hören der klirrenden Helme Getümmel,
Als zu sich ins Bett ein glänzendes Mädchen zu ziehn.“

„So die Feinde fliehen zu sehn,
Wie das Schwert sich festbiß in ihren Nacken,
Lieblicher wars, als an der Tafel edelstem Sitz
Von einer jungen Wittwe Küssen zu glühn.“

Aus eben der Classe sind folgende von Klopstock:

„Höret Thaten der Deutschen gegen die stolzen Eroberer!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, diese Thaten nicht.
Doch tönen sie eurem horchenden Ohr,
Wie die Stimme der Braut, wenn sie Blumen euch bringt.“

„Die Blum auf dem Schilde des Manns,
Auf welche Blut des Todes trof,
Ist schön, wie Hertha
Im Bade des einsamen Sees.“

„Bardengesang, verschweigs den kühnen Jünglingen nicht!
Froh werden sie hören die Götterbothschaft!
So schöpfet die labende Schattenquelle
Der Jäger, da er endlich in den Klüften sie fand.“

Die meisten Gemälde sind jedoch in den Geist und die Zeiten des Bardiets gedacht, ohne ein ander Urbild, als in dem Genie des Dichters zu haben.

„Dumpf tönt durch das Graun der Nacht daher der Wagen des Todes:
Vor ihm geht Varus! der Wagen kracht hinab
Zum Strohme Cocytus,
Walhalla vorbey.“

Man muß sich hiebey erinnern, was in den Anmerkungen gesagt wird, „daß die alten Völker auch die Götter der andern verehrten, ob sie gleich nur ihre eignen anbeteten. Die Deutschen waren zu dieser Zeit mit den Römern so bekannt, daß nicht etwa nur Hermann ihre Sprache redte, sondern daß auch die Streitigkeiten der Deutschen darinn geschildert wurden.“ Folgende zwey sind von ausnehmender Schönheit.

„Wie weheten die Mähnen! wie wölkte sich der Staub!
Wie schäumten die kleinen Heerden des Felsenwalds!
Ueber dem Strohm wieherten die andern und weideten
An des Ufers Schilfgeräusch.“

„Wodan hat den hohen Wagen gewandt
Hinüber nach Walhalla!
Wie des Wiederhalls in der Sommernacht ist seines Schildes Ton,
Wie des vollen Mondes der Glanz.“

179. Stück. Montag, den 13. November, 1769.

Aus den angeführten Strophen wird man einigermaßen die Grundsätze vermuthen, denen der Dichter in dem Plan seiner Bardenlieder gefolgt ist. Er scheint den alten Dichtern zu Hermanns Zeiten kein genau bestimmtes System der Versification einräumen zu wollen: was Pelloutier und andre behaupten, gilt offenbar nur von spätern Zeiten. Demnach ist bey ihm ein freyes dithyrambisches System entstanden, dessen vornehmste Grundregel die vierzeiligte Strophe ist, die übrigens keinen andern Rhythmus hat, als welchen, nach dem Ausspruch eines gelehrten Ohrs, der Gang der Empfindungen von selbst zu wählen scheint. In folgenden Stellen ist dies sehr einleuchtend.

„Die fliehende Legion
War uns nicht schnell genug“

Hier drücket in der ersten Zeile der Proceleusmaticus (vier kurze Sylben) die Flucht aus, und in der zweyten spottet der Jambus mit seinem trotzigen Nachschlage.

„Wir kamen dicht an ihren Rücken heran,
Und zerstreuten und tödteten sie.“

Der Jambe verfolgt anfangs die Legionen mit festem Schritt, bis an ihren Rücken heran, wo ihn der Anapäst ablöset, der plötzlich Zerstreuung und Tod mitbringt.

„Er hatte die Eile des Windes,
Der Adlerträger.“

Noch eilt der Anapäst mit dem ersten Verse, und der Jambus spottet mit dem zweyten.

„Stille war der Hinterhalt,
Wie es unter den Espen der Gräber ist.“

Die Stille kündigt sich durch einen Spondeus an, und der Anapäst des folgenden Verses vollendet mit dem

lispelnden halb fürchterlichen Getöne der Consonanten und Vocalen, woraus diese Zeile zusammen gesetzt ist, die Idee einer leisen schauernden Bewegung. Nicht immer kann sich die Empfindung durch das Gewicht und den Ton der Worte so merklich ausnehmen, und da ist es dem Dichter genug gewesen, ihr nur ein wenig nachzuhelfen. Vielen Lesern zu Gefallen, auch wol der zweifelhaften Sylben wegen, die unsre Sprache noch hat, ist der Dichter auf den glücklichen Gedanken gerathen, die langen Sylben durch ein kleines Zeichen zu unterscheiden: durch dies Mittel würde die Musik des Meisters auch dem Unempfindlichsten hörbar geworden seyn, wenn nicht eine ziemliche Anzahl Sylben, die das Zeichen verlangten, der Aufmerksamkeit des Setzers entgangen wären; welches die schlimme Wirkung hat, daß der Leser nun oft noch ungewisser ist, als wenn es beständig fehlte. Es könnte zwar wol seyn, daß der Querstrich, der dazu gewählt worden, wegen gewisser Unbequemlichkeiten der Typographie, bey einer neuen Auflage, mit irgend einem andern vertauscht werden müßte.

Im Text sind wir auf ein Paar Druckfehler gestoßen, die so zu verbessern sind:

S. 28 statt: ihr helft uns singen — ihr helft uns siegen. S. 84 statt: Noch schwebt der Tod über die — Nah schwebt der ꝛc. S. 93 statt: da die Adlercohorte schwenkte — schwankte. S. 139 Z. 14 statt: Worde — Woede.

Dieses würdige vaterländische Gedicht hat eine wichtige Zueignungsschrift an den Kaiser; sie veranlaßt uns zu großen Erwartungen, die einmal für den ganzen Umfang der deutschen Litteratur von den erheblichsten Folgen werden können. Wie sehr haben wir uns gefreut, da wir erfuhren, daß bey dieser Gelegenheit der Genius der deutschen Dichtkunst auf eine Art geehrt worden, die den Neid aller unsrer Nachbarn auffordert, indem unser Klopstock das Glück gehabt, mit dem Bildnisse des Kaisers auf einer goldnen reichbesetzten Münze — und was dies

Geſchenk jedem erkenntlichen Deutſchen unvergeßlich macht — zum Angehänge als ein öffentliches Merkmal von den Geſinnungen eines deutſchen Kaiſers, beſchenkt zu werden. Ein ſolches Gnadenzeichen, einem Dichter in keiner andern Beziehung, als auf ſein Talent, verliehen, iſt ohne Beyſpiel, und gereicht der Einſicht unſers Jahrhunderts, die den Werth des Genies und der Gelehrſamkeit ſo zu ſchätzen weiß, zum unſterblichen Ruhme.

---

183. Stück. Montag, den 20. November, 1769.

70 **Briefe, antiquariſchen Inhalts, von G. E. Leßing. Zweyter Theil. Berlin bey Fr. Nicolai 1769. (18 Bogen in 8.)**

Wir ſind weit entfernt, die litterariſche Fehde, die Hr. Leßing mit Hrn. Klotz führt, für eine bloße Zänkerey über einige mißverſtandne Stellen im Laokoon anzuſehen. Nicht der Mißverſtand dieſer Stellen kömmt hier vornämlich in Betrachtung, ſondern der mißverſtehende Herr Klotz, der den Verſtand der meiſten Dinge ſo ſonderbar, wie mit Vorſatz, verfehlt, daß er gleich jenem Mac Flecknoe beym Dryden, ein Gelübde gethan zu haben ſcheint,

— — **ne'er to have truce with Senſe.**

Wenn ſich der Tadler nur durch ſeine geringe Einſicht, ohne Bosheit des Willens, hätte verleiten laſſen, ein unrichtiges Urtheil zu fällen, wer würde die Menſchenliebe und Großmuth nicht an dem Getadelten ehren, der die Schwäche ſeines Gegners mit edlem Glimpfe zurecht gewieſen hätte? Iſt aber dieſer ſchwache Tadler zugleich ein hämiſcher Mann, der, unläugbar, nur darum tadelt, um demjenigen, deſſen Scharfſinn er fürchtet, eine unangenehme Stunde zu machen, ein Cabalenmacher, der ſich neidiſch gegen jedes Verdienſt auflehnt, und, ſelbſt wenn er ſeinen Groll verbirgt, deſto ſchlimmere Abſichten

verräth, ein Unterdrücker und Verfälscher der Wahrheit, ein Verhetzer, ein Libellist —: wer wird da noch von Gelindigkeit, Höflichkeit, Großmuth sprechen? Es hat uns daher immer befremdet, wenn vernünftige und unpartheyische Männer diesen so einleuchtenden Unterschied nur hier verkannt haben. Sollten sie nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was für Vergehungen es sind, deren Hr. Klotz sich schuldig gemacht? In beyden Fällen würden sie ihr Recht verliehren, über Hrn. Leßing zu urtheilen. Kann (um uns einer Anmerkung von ihm zu bedienen) kann ein gerechter Widerspruch wider einen solchen Mann ein Gezänke heissen? Soll es manierlicher seyn, wie Klotz zu hassen und zu verläumden, als wie Leßing das Verdienst und die Wahrheit zu rächen? O gewiß, wenn dies die allgemeine Denkungsart der feinern Welt wäre, so würde es eine Ehre seyn, für grob gehalten zu werden. „Höflichkeit, sagt Hr. Leßing, ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. — Wenn ich Kunstrichter wäre, fährt er fort (S. 273): so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen die Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher." — „Es ist nicht Hitze, erklärt er sich S. 254, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Hr. Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sey. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu

werden." — S. 262. „Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichnen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu zeigen?" — Genauer kann man die Frage wol schwerlich bestimmen.

184. Stück. Dienstag, den 21. November, 1769.

Nur einen Umstand bitten wir noch zu erwägen. Wie sehr sich auch Gottsched der Erste mit seinem langen Anhange von halb Deutschland sträubte: doch gelang dem einzelnen Bodmer, ihn vom Throne zu stoßen. Der gelehrte Staat duldet keinen Despotismus. Hr. Klotz ist Gottsched der Zweyte. Welche Schande für unsre klügern Zeiten, wenn jenes lächerliche Geschlecht, wovon der Dichter weissagt:

Loud thunder to its bottom ſhook the bog,
And the hoarſe nation croak'd, God ſave King log!

nun noch immer fortschreyen dürfte.

Wir sagten vorher, daß wir weit entfernt wären, den Leßingschen Zwist bloß als einen Streit über den Laokoon anzusehen. Aber man glaube nicht, daß wir auch nur in dieser Beziehung weniger damit zufrieden seyn würden. Jede gelehrte Streitigkeit giebt einen Ruck gegen die Wahrheit, obgleich zum Nachtheile dessen, der darunter erliegt. Wer erinnert sich z. E. itzt noch, daß einmal vor nicht gar langer Zeit ein Herr Hamberger den Hallerischen Satz vom Athemholen mit ganzen Quartbänden voll Billingsgate angefochten hat? Wie richtig aber urtheilt

selbst der beleidigte Haller von dem Nutzen eines so hartnäckigten Widerspruchs. „Wäre Boerhaves und meine Meynung vom Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, so hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen begnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehrt. Der Umfang der Wissenschaften ist unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehrt uns einen Theil dieses Ackers wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wenn man ihn uns streitig macht, mit Ernst umzäunen. Ich wurde genöthigt, neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, sondern ich fand neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben konnte, warum man an einer Lehre zweifeln solle, deren Richtigkeit ich mit Augen an funfzig und mehr Thieren gesehn hatte. Streitende Secten sind wie Stahl und Feuersteine, sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.“ (S. Hallers Leben von Zimmermann S. 238.)

Eben so philosophisch urtheilt Leßing in der Vorrede zu einer vor kurzem herausgekommenen vortrefflichen Schrift, Untersuchung, wie die Alten den Tod gebildet, die wir unsern Lesern bald näher anzeigen werden. „Nicht zwar, als ob ich unser itziges Publicum gegen alles, was Streitschrift heißt, und ihr ähnlich sieht, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es scheinet vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig seyn würden, wenn sie über nichts in der Welt gezankt hätten. — Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnt dabey so selten. So selten? Es sey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheile und Ansehen in einer beständigen

Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen. — Auch kann ich nicht der Meynung seyn, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigen Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unsrer Erkenntniß ist dazu eine Wahrheit so wichtig, als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebet."

Wir kommen nun auf eine umständlichere Nachricht von diesem zweyten Theile der antiquarischen Briefe. Fürs erste, insofern er Herrn Kloß betrift.

Man wird sich auf einen gewissen Privatbrief von Hrn. Leßing an Hrn. Kloß besinnen, den dieser in seiner deutschen Bibliothek abdrucken lassen, um durch denselben das Publicum zu überreden, daß Leßing ihn um sein Urtheil über den Laokoon gebeten habe. Wir erstaunten über Hrn. Kloß, als wir nun lasen, wie ganz anders (um uns höflich auszudrücken) sich die Sache verhalte. Hr. Leßing hat sich für verbunden geachtet, den Kloßischen ersten Brief, als den Anlaß der Leßingischen Antwort, der Länge nach einzurücken; da findet sichs denn, daß Herr Leßing ihn so wenig um sein Urtheil gebeten, daß er Hrn. Leßing vielmehr dieses Urtheil auf die abgeschmackteste Art selbst aufgedrungen. Und so kömmt Hr. Kloß mit seiner saubern Correspondenz noch einmal sehr schlecht weg. Dieß ist nun schon sein zweyter Versuch, den Inhalt eines Privatbriefes zu verdrehen, um, nach des grossen Gottscheds Beyspiele, seine Kriegs-Manifeste desto besser zu beschönigen. Er sollte billig doch klüger werden.

185. Stück. Donnerstag, den 23. November, 1769.

Hr. Kloß wollte uns ferner glauben machen, daß der Hr. Magister Leßing die Feder aus keiner andern Ursache

wider ihn, den Hrn. Geheimenrath, ergriffen habe, als um des Hrn. Buchhändlers Nicolai Allgemeine Bibliothek in seinen Schutz zu nehmen. Als ob es so vieler geheimen Bewegungsgründe bedürfe, um wider Klotzen aufzutreten! „Ich kann mich rühmen, erwiedert Hr. Leßing hierauf S. 245, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt habe: aber so eine grobe aus der Luft gegriffene, hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische. — Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allg. Bibl. habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!"

Nach dieser Vorbereitung schreitet er zu einer sorgfältigen und unterhaltenden Zergliederung der Klotzischen Gaben, Verdienste, u. s. w. fort; und wir müssen zu seiner Ehre sagen, daß er sich keine Mühe verdriessen lassen, seine anatomische Untersuchung so lehrreich zu machen, als sie nur je hat werden können. „Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal seyn? Was ist er?" So bestimmt er die drey Hauptgesichtspuncte, aus denen er sein psychisches Cadaver nun näher betrachten will. Wir müssen aber unsre Leser einladen, die Section bey Hrn. Leßing selber anzusehen: denn wir haben uns noch etwas bey den übrigen Materien der antiquarischen Briefe zu verweilen.

Gleich anfangs läßt sich Hr. Leßing mit den Göttingischen Anzeigen in eine Untersuchung über seine bekannte Erklärung des Borghesischen Fechters ein. Der Recensent, der ihm Schuld gab, daß er diesen Fechter mit dem Miles Veles im Museo Florentino verwechselt hätte, wiederrief seine Beschuldigung bald nachher; was Herr Klotz erinnert hatte, verdiente keine Antwort: was könnte ihn nun wol

abhalten, den guten Chabrias in dem Besitz der Ehre zu lassen, worein er ihn einmal gesetzt hattte? Doch dazu war unser Leßing zu ehrlich. Schon im ersten Theil der Antiquarischen Briefe (S. 103.) ließ er sich verlauten, „man hätte ihm etwas ganz anders einwenden können, und, die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte er, um sodann entweder das letzte Siegel auf seine Muthmaßung zu drücken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.“ Herr Leßing wartete vergebens: Niemand machte sie ihm, diese Einwendung, (denn die neuen Einwürfe der Gött. Anz. treffen den wahren Punct nicht); wenn sie gemacht werden sollte, so muste er sie wohl selbst machen. Und das thut er denn itzt auch mit der gleichen Stärke, dem gleichen Nachdrucke, dem gleichen Scharfsinn, als wenn sie nicht wieder ihn, sondern für ihn wäre. Wir haben nicht leicht etwas interessanters gelesen, als diese gewissenhafte Prüfung, die ein Autor zum Schaden seiner eigenen Entdeckung, und zwar, wie er sie selbst öffentlich genannt hat, seiner Lieblings-Entdeckung, anstellt. Der Fall ist wohl äußerst selten, da es dem Gelehrten mehr Ehre macht, wenn er Unrecht, als wenn er Recht hat: ein solches ist der gegenwärtige. Wir reden hier nicht sowol von der Aufrichtigkeit des Geständnisses, sich geirrt zu haben, die einem Schriftsteller natürlicher Weise schwerer fallen muß, als einem Privat-Manne: als von der Schwierigkeit, einen so versteckten Irrthum ausfindig zu machen. Herr Leßing hatte die Winkelmannische Beschreibung des Fechters zum Grunde gelegt; alle Folgerungen, die er daraus herleitete, hatten ihre ungezweifelte Richtigkeit: wie konnte er sich geirrt haben? Und doch hatte er sich geirrt. Die Schuld lag, mit einem Worte, an Winkelmann, von dem Leßing unmöglich voraussetzen konnte, daß er in Beschreibung eines Kunstwerkes, welches er unzählichemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich versehen, geschweige auf so mannigfaltige Art versehen würde. Winkelmann verleitete ihn nicht nur, die angreifende Stellung des Borghesischen Fechters mit der vertheidigenden zu verwechseln,

sondern auch die Worte beym Nepos, obnixo genu scuto, die allerdings einer bisher unbekannten Bedeutung fähig waren, anders zu lesen, als sie nun gelesen werden müssen. Diodor und Polyän waren es, die ihn wieder auf den rechten Pfad zurück führten.

Hr. Leßing nimmt also seine Muthmassung, die offenbar nur in Absicht auf seinen Gewährsmann unrichtig ist, gänzlich zurück. „Der Borghesische Fechter, sagt er (S. 39.) mag meinetwegen nun immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden. In der künftigen Auflage des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrift, weg: so wie mehrere Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tiefgelehrte Kunstrichter für das Hauptwerck des Buches gehalten hat.“ — Warum zwar mehrere Digreßionen darunter leiden sollen, weil Hr. Leßing sich in dieser einen betrogen gefunden hat, sehen wir nicht ein; was jene tiefgelehrte Kunstrichter davon halten, oder nicht halten, kann ihm ja wohl sehr gleichgültig seyn; Auswuchs in einem Buche, wie der Laokoon, „das mehr nach der Folge accessorischer Begriffe, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze entstanden,“ scheint uns keine einzige; und wenn die Meinung der Leser, die nicht Tiefgelehrt, nicht Kunstrichter seyn wollen, etwas gelten kann, wir und viele Unparteyische, die wir hier nicht zu nennen brauchen, haben längst begriffen, daß der Genius dieses Buchs in etwas ganz anderm zu suchen sey, als in den antiquarischen Erörterungen, so sehr wir ihm auch die, als ein Eigenthum seines denkenden Geistes, anrechnen. (S. d. 136. St. d. N. Z. v. d. J.)

186. Stück. Freytag, den 24. November, 1769.

„Und nun wieder zu Hrn. Klotzen. Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.“ (S. 58.)

„Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewust haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weis, haben wir gesehen. Doch will er noch ‚zwey Anmerkungen beyfügen, die beyde das Mechanische der Kunst betreffen.'"

Hier kommen denn gleich einige artige Bemerkungen vor. Herr Klotz, der so vieles nicht weis, und doch alles wissen will, hat unter andern auch nicht gewußt, daß die alten besondre Politores, besondre Scalptores, besondre Compositores gemmarum hatten: er schmelzt sie alle drey in einen Mann zusammen, den er kurzweg Künstler nennt. (S. 59.) Weiter. Herr Klotz meint, die alten Künstler hätten die schildförmigen Steine deswegen gewählt, um größere und mehrere Gegenstände darauf zu schneiden; welches unmöglich ist. (S 68.) Herr Klotz meynet ferner, die schildförmigen Steine wären zur Abwechselung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem: als ob die flachen Steine dazu nicht eben so bequem wären! (S. 72.) Zu allen diesen Meynungen seiner belehrungsvollen Unwissenheit, hat ihn der unschuldige Hr. Lippert verführt, den er abgeschrieben hat, ohne ihn zu verstehen. (S. 74.) Welch ein Kunst-Kenner!

Im drey und vierzigsten bis sechs und vierzigsten Briefe werden einige Anmerkungen über Hrn. Lipperts Vorrede, besonders über seine Behauptung von den Vergrößerungsgläsern der alten Künstler, gemacht.

Die zweyte Klotzische Beobachtung über das Mechanische der Steinschneiderkunst, (von der er, wie wir gesehen haben, nichts weiß), hat schon Hr. Raspe vorgehabt. Sie lautet so: „Die natürlichen Adern und Flecken eines Steins dienten den Alten bey erhaben geschnittenen Werken oft zur Erreichung ihres Endzwecks, die jedem Dinge eignen Farben zu geben, und die schönste Malerey zuwege zu bringen. Sie wußten hiedurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der Natur näherte, und machten dem Maler seinen Vorzug

zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine andre zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden." — „Welch schielendes Wortgepränge! ruft Hr. Leßing hier mit Recht aus. Welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwanigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändeley! Die schönste Malerey! Eine Malerey, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten seidnen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen. — Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meyne ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus einem Steine bestehen, dessen Stufe von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedne Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardoniches, sagt Plinius XXXVII. 75, e ternis glutinantur gemmis, ita vt deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis. — Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein seyn. Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen." (S. 142.)

Wir haben diese Stelle ganz angeführt, weil sie mit einem Blicke lehrt, wie es noch in dem Kopfe des Mannes aussehen müsse, der sich anmaaßt, mit der Einsicht und dem Tone eines Winkelmanns, über die Kunst der Alten schreiben zu wollen.

Herr Leßing geht dann zu den Cameen über, deren Gebrauch und etymologische Bedeutung er sehr glücklich aus einander setzt. Die übrigen damit verwandten Untersuchungen sind einer kurzen Anzeige nicht wol fähig: man

wird sie aber, wie das ganze Buch, mit dem wahren Vergnügen lesen, mit dem man alles liest, was von Leßing kömmt, welcher in der Ründung, Präcision, Klarheit, meisterhaften Verbindung, und feinen Lebhaftigkeit seiner Schreibart, (lauter Dinge, von denen sich bey Klotzen auch nicht einmal die Spur findet) selbst alle seine andern Eigenschaften eines großen Scribenten bey Seite gesetzt, ganz bewundernswürdig ist.

---

189. Stück. Donnerstag, den 30. November, 1769.

71 **Schweizerlieder von J. C. Lavater. Dritte Auflage. Bern bey Walthard. (19 B. in 12.)**

Unter den wenigen guten Köpfen, die sich seit einigen Jahren bekannt gemacht haben, ist Herr Lavater einer der besten; hat daher auch die Ehre, dem einsichtsvollen Herrn Kloß nicht sehr zu gefallen. Daß dieser Kunstrichter die Schweizerlieder aus einem ganz falschen Standpuncte angesehen, wie sich der Verfasser in der neuen Vorrede beschwert, wen wird das befremden? Nicht uns! Wir unsers Orts haben uns schon lange ausgewundert, daß er auf ein richtiges Urtheil so selten trifft: wir wundern uns nur noch cum risu, wenn er wirklich einmal darauf hintappt; doch davon nächstens ein wenig umständlicher.

„Wer beym ersten Aufschlagen dieser Lieder, und insonderheit auf einer jeden Seite des zweyten Buchs, nicht empfindet, daß ihr Hauptendzweck sey, häusliche und bürgerliche Tugenden unter den Eidsgenossen wiederherzustellen und fortzupflanzen; für den, sagt Herr Lavater, habe ich nicht geschrieben. Wer einen Dichter, dem sein Vaterland aufträgt, Nationallieder zu singen, nach jeden andern Regeln, nur nicht nach der untadelhaften Absicht des Dichters, (die, setzen wir hinzu, in dem gegenwärtigen Falle fast allein entscheiden muß,) beurtheilet, dem fehlt, wie mich deucht, eine wesentliche Eigenschaft des Kunst-

richters; und wem, bey der Beurtheilung eines Gedichts, das die erste und fast einzige Frage ist: hat der Dichter die Manier eines andern glücklich nachgeahmt? wer das ganze zweyte Buch meiner Lieder verwirft, weil es überall nicht nachgeahmt ist; wer ganz und gar nicht daran denkt, Nationallieder als solche zu beurtheilen: dessen Urtheil könnte mir unter anderm auch darum sehr gleichgültig seyn, weil es mich nicht trifft." —

Die ganze Kritik in der Hällischen Bibliothek läuft darauf hinaus, daß Herr Lavater nicht original werden kann, weil Gleim vortreffliche Kriegslieder vor ihm gesungen hat. Mit eben so gutem Fug ließe sich das von Gleimen behaupten, weil schon Klopstock ähnliche Lieder vor ihm gesungen hatte, (S. d. Samml. vermischt. Schriften von den Verf. der Brem. Beytr.); und sogar von Klopstock, weil er sie ausdrücklich zur Nachahmung des bekannten Chevy-chase-song im Spectator gesungen hatte: denn der Ton, der Geist, und sogar die Stanze, sind in allen die nämlichen. — O der tiefsinnigen Kritik, die noch nicht weiß, wodurch sich originale Nachahmung von knechtischer Nachahmung unterscheidet!

„So viel ist richtig, antwortet Herr Lavater seinem Tadler, daß ich nicht mehr der erste Kriegsliederdichter in Deutschland seyn kann, weil der fürstliche Gleim unsterbliche Kriegslieder vor mir gesungen hat. Ob diese letzten aber ein richtiger Maaßstab der meinigen, oder ob nicht vielmehr der Charakter seiner und meiner Lieder so verschieden seyn müsse, als die Natur des Clima und der Regierungsform, unter welcher wir leben; so verschieden, als der Enthusiasmus für die Freyheit, und die Liebe für einen König; oder die Geschichte des letzten Krieges, und die Geschichte der Eidsgenossen in ihren schönsten Zeiten, sind: dies ist eine andre Frage." — Die wir allerdings bejahen: nur daß wir zweifeln, ob Jemand die Verschiedenheit empfinden könne, der die Sache selbst nie empfunden hat. Es ist hier der Ort nicht, uns darauf einzulassen; dies Einzige müssen und wollen wir sagen, daß wir Hrn. Lavater seines edlen

Enthusiasmus wegen längst geliebt haben, — längst geliebt, noch ehe wir denselben aus seinen Schriften kannten. Der Mann, der Bürger ist uns ehrwürdig: Schande wärs, ihn vor dem Schriftsteller zu übersehen.

„Der zweyte Theil, fuhr die H. Bibl. fort, muß bey einer neuen Ausgabe ganz wegbleiben. Die Poesie ist so matt, kraftlos, gedehnt, und der Poesie des ersten Theils so unähnlich, daß man wirklich zweifeln sollte, ob auch beyde einerley Verfasser haben."

Wie nun? hat der Dictator alles Gefühl verlohren? Muß! wegbleiben! ganz wegbleiben! Welche unverschämte Sprache von einem Manne, der, wie Leßing bewiesen hat, nach dem Maaße seiner Einsichten noch ein fleißiger bescheidner Student seyn sollte. — Und gar das Urtheil selbst. Die Poesie des zweyten Theils ist der Poesie des ersten so unähnlich, daß — Wie? will er den Ton und die Kraft eines Bürgerliedes nach Kriegsliedern beurtheilen? Soll es zweifelhaft seyn, ob beyde einerley Verfasser haben, weil Dinge, die nicht ähnlich seyn konnten noch sollten, auch wirklich nicht ähnlich sind? — „Ich will hier unterdrücken, sagt Herr Lavater, was ich bey diesem befremdenden Urtheile gedacht habe. Gewiß ist, wenn ich mir den Beyfall des Vaterlandes wegen eines Theiles meiner Lieder versprechen darf, so ist es unstreitig wegen des zweyten. Der erste ist eigentlich um des zweyten willen da, und enthält gleichsam die Beweisstellen von der Wahrheit und Möglichkeit der Ausübung dessen, was ich in den patriotischen Liedern gelehrt habe."

190. Stück. Freytag, den 1. December, 1769.

Jedoch lohnt es wohl die Mühe, diesen Kritikastern ihre schiefen Urtheile nachzuberichtigen? Das Buch liegt vor uns: laßt uns selbst zusehen, ob auch wir, wären wir Schweizer, dem Dichter unsre Stimme gegeben hätten, unser Tyrtäus, und noch etwas bessers, zu seyn. Wer es von der Seite nicht untersuchen mag, der untersuche

es lieber gar nicht: der Bücher, woran man sich zum Geschmackkünstler meistern kann, giebt es schon noch andre.

Hr. Lavater selbst stellt uns in den Gesichtspunkt, woraus er seine Lieder beurtheilt wissen will. „Ein Schweitzerliederdichter wird sich sorgfältig auf folgende Fragen antworten. Versteht mich der Eidsgenosse, der Schinznacher, das Mitglied der glücklichen Republik, der Demokrate an der Landsgemeine, der Bauer am Pfluge, die Jugend, für die ich itzt vorzüglicher Weise und unmittelbar dichten will? was begeistert, was bessert die Eidsgenossen? was könnte noch tiefern Eindruck auf sie machen? welche Lieder sind für sie schön, treffend, oder matt? u. s. w. Auf diese Wage muß er das Ganze, jedes einzele Stück, jede Strophe, jeden Ausdruck legen, und der Frage bey weitem nicht zu viel Ansehn über sich geben: was werden fremde (nicht bloß dem Lande, sondern dem Geiste nach fremde) Kunstrichter dazu sagen? Für die schreibt er ja ganz und gar nicht: sonst müßte er überall keine Schweizerlieder machen."

Ein Mann, der so denkt, schreibe was und wie er will; für uns nicht umsonst soll er geschrieben haben, und wenn ihn Beyfall unbekannter Leser aus der Ferne belohnen kann, so belohne ihn auch der unsrige.

Die gegenwärtige Auflage unterscheidet sich von den vorigen beyden durch viele neue Verbesserungen, durch einige neue Lieder, die theils dem Verfasser die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach aufgetragen hat, theils sonst seinem Plane und seinen Absichten angemessen waren. Der Abdruck ist schön, mit artigen Zeichnungen eines Füsli, Gesners, Grims geziert, und sehr correct. Auf den Vorbericht folgt ein Zueignungsschreiben an die Helvetische Gesellschaft in Schinznach, und das Lied dieser Gesellschaft, voll einer liebenswürdigen Schwärmerey, die von Tugend und Vaterland glüht. Das erste Buch enthält funfzehn historische Lieder, die, wie in der zweyten

Ausgabe mit kurzen Einleitungen aus Tscharners Geschichte der Eidsgenossen versehen sind: Albrecht von Zürich; Wilhelm Tell; der Schweizerbund; die Schlacht bey Morgarten; der zweyte Sieg an demselben Tag; die großmüthigen Belagerten; die Schlacht bey Laupen; die Schlacht bey Sempach; die Schlacht bey Näffels; die Schlacht bey Basel; die Schlacht bey Grandson; die Schlacht bey Murten; die Schlacht bey Nanci; Nicolaus von der Flüe; und der Schwabenkrieg. Im zweyten Buche liest man itzt folgende patriotische Lieder: Der Schweizer; gemeineidsgenößiges Lied; Loblied auf Helvetische Eintracht; Lied einer Schweizerischen Obrigkeit; Lied einer glücklichen Republik; Lied für Schweizerbauren; Lied für Schweizer, die sich in den Waffen üben; Lied für Schweizerknaben, die sich in den Waffen üben; Lied für Schweizermädchen; Lied auf den Meistertag zu Zürich; Republikanisches Trinklied für Bürger zu Zürich; Lied der demokratischen Kantone bey ihrer jährlichen Landsgemeine; Lied eines Schweizerischen Geistlichen; Abschiedslied an einen Schweizer, der auf Reisen geht; zwey Kriegslieder; ein Schlachtlied; zwey Siegeslieder; Gebethlied eines Schweizers; und Lied des Schweizerliederdichters. Auch diese haben hin und wieder eine kurze Einleitung, wo irgend ein Mißverstand zu besorgen war. Als ein Anhang ist beygefügt: I. Erklärung einiger Stellen und Ausdrücke aus den Schweizerliedern für ungelehrte und ausländische Leser. II. Verzeichniß einiger noch wünschbarer Schweizerlieder, von denen verschiedne schon fertig sind, die aber hier noch nicht bekannt gemacht werden. Der Inhalt ist von allen sehr wohl gewählt, und, mit Rücksicht auf den vaterländischen Zweck, einer interessanten Bearbeitung fähig. Zuletzt folgt ein Verzeichniß derer, die auf die dritte vollständige Ausgabe der Schweizerlieder pränumerirt haben.

Wir wollen nun noch schließlich der Ursache ein wenig nachforschen, warum der tiefsehende Kunstrichter in der H. Bibl. die Poesie des zweyten Buchs so matt, kraftlos, und gedehnt gefunden hat. Wenn der Dichter, der mit

seinem Gegenstande vertraut ist, da eine Klippe, und dort eine Klippe bemerkt, der er ausweichen muß, und oft nur mit vieler Schwierigkeit ausweichen kann: so sieht der kecke Kunstrichter, der sich bloß an dem Ausfalle zu belustigen kömmt, nichts von dem Allem. Ohne zu wissen, oder sich viel darum zu bekümmern, daß der Weg des Verfassers ein Ausweg, und als solcher ein sehr glücklicher, war, ruft er ihm zu: guter Freund, wie, wenn du nach jener Seite gefahren wärst? — Da war aber die Klippe! — Wie, wenn nach jener gegenüber? — Da? da war eine andre Klippe! — Du hättest also lieber gar nicht ausfahren müssen! — Sehr wohl! Wer aber war hier der Blinde, der dem Sehenden den Weg weisen wollte? Dies ist die Geschichte der meisten Kritiken, wovon wir in vielen unsrer periodischen Schriften nur wenige, die wenigsten in der H. Bibliothek ausnehmen können. Ein treffendes Beyspiel giebt uns die angeführte wider Hrn. Lavaters Bürgerlieder an die Hand. Der Dichter bemerkte zwey Abwege, die er vermeiden mußte. (S. 287.) Was für den mittelmäßig belesenen Mann nicht die geringste Undeutlichkeit hat, ist oft für den Bauern ein Räthsel. Dadurch sind dem Dichter die Hände sehr gebunden: entweder schreibt er matte Prose, oder er wird unverständlich. Was zu thun? Gesetzt, sagt sich der Dichter, ich wähle eine naive Sprache, die ohne Figuren und Bilder stärker malt, und herzlicher spricht, als alle Bilder; in einem Dialect, den alle Menschenseelen verstehen sollten! — Vortrefflich! sagt der Kenner: und noch vortrefflicher der Ausweg, als ohne jene Klippen selbst der gerade Weg seyn würde. — So auch der undenkende Kunstrichter mit seiner vielwissenden Mine? O nichts weniger! Ihm ist diese naive Sprache matt, kraftlos, gedehnt; er hat seinen Kopf voller Grenadierlieder; und wie in aller Welt stimmt der Ton des naiven Bürgerliedes mit dem Tone des Grenadierliedes zusammen? wie der Ton folgender Strophen in dem Liede für Schweizerbauern?

Wer ist so vergnügt, ihr Brüder?
Wer ist glücklicher, als wir?
Lauft die Erde auf und nieder;
Keinen, keinen findet ihr!
In den Dörfern, in den Städten;
Keiner ist so frey und reich;
Uns, wir könnten, Brüder! wetten,
Ist kein Baur auf Erden gleich. —

Andre Bauern, was sie pflanzen,
Was sie auf und angebracht,
Das verschmausen, das vertanzen
Fürsten oft in einer Nacht:
Fürsten, die sich Väter nennen,
Väter, die noch lachen können,
Sehn sie Bauern nackt und arm;
Väter, daß sich Gott erbarm! —

Gott im Himmel sey gepriesen!
Er ists, der uns glücklich macht;
Macht, daß uns in Feld und Wiesen
Alles blühet, alles lacht!
Er vermehrt uns unsre Heerden!
Er, er ließ uns Schweizer werden!
Er, er macht von Tyranney
Uns und unsre Kinder frey. —

Stünden diese vortrefflichen Strophen in irgend einem currenten Gassenliede, und auch wir hätten unsre Dorsets, Drydens, und Addisons: mit welcher rühmlichen Sorgfalt würden sie von ihnen aufgehoben, und den glänzendsten Tiraden vieler neuen Dichter an die Seite gesetzt worden seyn. Wer das sechs und achtzigste Stück des Zuschauers gelesen hat, wird wissen, worauf wir zielen. Doch was man itzt noch verschmähet, wird die klügere Nachwelt schon noch schätzen. Desto besser für den Dichter, desto schlimmer für den Kunstrichter.

193. Stück. Donnerstag, den 7. December, 1769.

Versuch über den großen Mann, von C. C. L. Hirsch- 72 feld. Erster Band. Leipzig bey Crusius. 1768. (17 Bogen in 8.)

Unsre Leser werden sagen, daß wir etwas spät von einem Buche reden, von dem sie schon allenthalben genug gehört haben, und das vielleicht Mancher schon zu vergessen anfängt. Aber eben weil wir wissen, daß es das unglückliche Schicksal vieler Autoren ist, bloß darum eher als sonst vergessen zu werden, weil sie in gewissen Journalen gelobt worden, und Hr. Hirschfeld doch unsers Erachtens dies unglückliche Schicksal nicht verdient; so wird es wenigstens sein Andenken einigermaßen erneuern, wenn wir nun, so spät hinten nach, auch ein Wort von ihm sagen. Wir müssen sogar gestehn, daß wir diese Anmerkung aus eigner Erfahrung machen. Wir hatten seine Lobpreisungen in den erwähnten Journalen gelesen; wir hielten uns der Pflicht überhoben, sein Buch selbst zu lesen; und es ist ganz zufällig geschehen, daß wir unsern Vorsatz geändert haben.

Herr Hirschfeld hat von dem großen Manne wie ein junger Mann geschrieben: er hat sich an ein großes Thema gemacht, aber wie einen Locus communis hat er es abgehandelt. Herr Hirschfeld hat ganz gewiß Anlage zu einem guten Prosaisten; wenn er sich aber nicht zeitig über das Zujauchzen schlechter Kunstrichter hinwegsetzt, wenn er sein Ziel nicht viel herausrückt, als es da steht, wo er ihr Zujauchzen hat verdienen können: so — Mehr brauchen wir ihm nicht zu sagen.

Zwey Dinge hat er in seiner Gewalt, die als Ingredienzen eines guten Prosaisten von Wichtigkeit sind: eine leichte, und eine blühende Schreibart. Aber allein machen sie den guten Prosaisten bey weitem nicht aus. Fülle der Gedanken; Achtung fürs Publicum, nur das Beste daraus niederzuschreiben; Enthaltsamkeit wenigstens an Worten, wo es an Sachen fehlt; eigne und tiefe Be-

merkungen, statt Schulgründlichkeit: kurz nicht Schönheit allein, auch nicht Stärke allein, sondern beyde in einem freundschaftlichen Bunde sind der Ruhm eines guten Prosaisten. Herr Leßing, der diesen Namen in seinem ganzen Umfange verdient, hat in seiner Dramaturgie hierüber eine vortreffliche Stelle, die wir unsern Verfasser sehr zu erwägen bitten: wir können ihm keine größere Idee von unsrer Achtung geben, als wenn wir ihm den Ehrgeitz zutrauen, sich lieber den Beyfall eines Leßings zu wünschen, als derer, die ihn bisher mit so weniger Einsicht so unumschränkt gelobt haben.

194. Stück. Freytag, den 8. December, 1769.

„Das meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Litteratur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bey uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studia, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. — So bald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt, und dergleichen.“

„Daher kömmt es denn auch, daß unsere schöne Litteratur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar gegen fast aller neuern polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gerne zur Hand nimmt, wenn er, zu seiner Erhohlung und Stärkung, einmal ausser dem ein-

förmigen eckeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will!" —

So weit also sind wir mit aller unsrer geprieſenen Neigung zum Denken, (und wir besitzen sie unstreitig, sogar in einem vorzüglichen Grade), gekommen, daß ein Mann, wie Leßing, uns noch sagen muß, es fehle uns an Werken, die ein Leser, der im Denken geübt ist, zur Hand nehmen könne! — Und daß er Recht hat! — —

---

195. Stück. Montag, den 11. December, 1769.

Yoriks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Englischen übersetzt. Dritter Band (9 B. in 8.) Vierter Band (12 B.) Hamburg und Bremen bey J. H. Cramer. 1769. 73

Wenn der Fortsetzer des Sentimental Journey uns mit einer falschen Nachricht hintergangen hat, daß diese beyden letzten Theile sich auf Handschriften und mündliche Ueberlieferungen des Verfassers gründen: so hat er uns wenigstens als ein Mann von Geschicklichkeit hintergangen; er muß kein schlechtrer Betrüger seyn, als der berühmte Bourke, der sich ausser seinen andern Gaben auch das Lob eines großen Meisters in der posticcien Schreibart erworben hat. Einem sehr mißtrauischen Leser zwar, (und wer ist es nicht, wenn die Rede von der Fortsetzung eines Yorikschen Buchs ist?) würde noch manches im Wege seyn. Scheint es nicht, würde er sagen, den Nachahmer zu verrathen, daß der Verfasser so sehr im Detail manierirt, d. i. einzelne Züge der beyden ersten Theile, die dort ein zufälliges Ansehen hatten, durch ihren wiederholten Gebrauch von der Mannigfaltigkeit entkräftet, die unsern Yorik charakterisirt? — Ist Yorik in den episodischen Erzehlungen noch Yorik? sind sie nicht ein wenig des gebahnten Weges? steif? romanhaft? — — Haben die Betrachtungen alle die naive und uner-

wartete Singularität, wie in den ersten Theilen? Glaubt man nicht manchmal zu fühlen, daß der Verfasser hier sie sucht, anstatt daß sie dort ihn zu suchen schien? — Würde nicht Yorik einige zu starke Farben mehr verwischt; würde er nicht einige Umstände besser ausgemalt haben? — Sollte Yorik wol in den letzten Theilen seine Reise nach Italien so ganz vergessen haben? — Ist es nicht endlich, als ob er den Sentiments bloß seinen Kunstrichtern zu Gefallen, mehr als vorher, nachginge?

Wir unsers Orts müssen gestehen, daß uns nicht wenige Stellen so Yorikisch original vorkommen, daß wir uns ziemlich wundern würden, wenn sie sich ganz so in dem Kopfe eines Nachahmers hätten bilden können. Von dieser Art sind im dritten Theile S. 79. der Hinterraum im Laden, S. 142. die Akademie, im vierten, S. 10. das Bon Mot, S. 19. der Rathmann und die Schildkröte, S. 38. das Fragment aus Herrn Walther Shandy's Cyropädie, S. 95. die Thuillerie, S. 103. Cul de Sac de l'Oratoire &c. S. 126. der Einwurf, S. 160. die Entwickelung der Geschichte, und vielleicht noch andre. Sind alle diese Ideen wirklich nichts weiter als Nachahmung, so wird man wenigstens dem Fortsetzer das Lob einräumen müssen, daß der ein Meisterstück von Nachahmung geliefert habe und wir können alle Monthly Reviewers in England aufbieten, uns ein bessers zu liefern.

Die Fähigkeit des Uebersetzers ist schon aus den beyden ersten Theilen, sehr zu seinem Vortheile, bekannt: er hat auch hier die Sprache und den Ton seines Originals glücklich getroffen: besonders danken wir ihm für einige populäre Wörter und Redensarten, woran es unserm Dialogstile, und was dahin gehört, noch immer fehlt. Nur einen Uebersetzer können wir ihm darinn an die Seite setzen; und dieser Eine ist überdem ein von der Klotzischen Kunstrichterey weidlich ausgepfiffener Uebersetzer. Man muß Muth haben, wenn man der Menge vorgehn will.

197. Stück. Donnerstag, den 14. Dezember, 1769.

Der Vater, Nebenbuhler seines Sohns; und Magdalis, die eine Stiftsdame ward. Zwey Gedichte nach dem Französischen des Ranchin und des Moncrif. (2 B. in 8.) Sinngedichte. Zu Berlin 1769. (4 B. in 8.) 74

Wie diese Poesien, die als Manuscript für Freunde gedruckt sind, in die Buchläden kommen, können wir nicht sagen. Da sie aber einmal da sind; so erwarten unsre Leser mit Recht eine kleine Nachricht von ihrer Beschaffenheit. Der Verfasser — es würde Affection seyn, Ihn nicht zu nennen; wer ihn liest, kennt ihn doch — der vortreffliche Gleim besitzt eine ihm eigne Wendung der Gedanken und des Ausdrucks; durch alle seine Gedichte, denen er, wie er sich irgendwo ausdrückt, einen Personal-Charakter hat geben wollen, läuft eine ihm eigne feine Ader des Witzes; nichts ist treffender und zugleich lachender, als seine Bilder, und seine Art sie zu stellen, wo er z. E. einen Character nachahmen will; nichts simpler, als seine Simplicität, nichts naiver als seine Naivität, nichts schöner nachläßig, als seine Nachläßigkeiten.

Daß so ein Mann, ausser verschiednen andern Herablassungen, deren er nicht bedurfte, sich herablassen konnte, in einem freundschaftlichen Streite, „wo man die deutsche Sprache in dem Ausdrucke des Witzes, gegen die französische verglichen, geradezu und so gar in Gegenwart eines Gleims für untauglich auszugeben wagte,“ den Gegenbeweis, nicht etwa durch eigne Originale, sondern durch zwey Uebersetzungen aus dem Französischen, zu führen: das läßt sich schwer begreifen. Der Streit war ja wahrlich schon längst entschieden: wenn Gleim selbst sie zum Ausdruck seiner Grazien, seiner Scherze, seiner Liebesgötter nicht ungeschickt gefunden hatte; so sollte man ihr ganz natürlich gerade das Gegentheil, nämlich einen sehr vorzüglichen Grad der Biegsamkeit zu lachenden Ideen, zusprechen. Denn, ohne Uebertreibung, wie viel Franzosen kann man uns wol nennen, die das aus ihrer Sprache

zu machen gewußt haben, was Gleim aus der seinigen? Sie haben der Ranchins, der Moncrife mehr als Einen: wie viele haben sie der Catulle? Wie gesagt, der Streit war schon entschieden: ihn nun noch durch eine Uebersetzung, und wenn sie das Meisterstück aller Uebersetzungen wäre, entscheiden zu wollen, dünkt uns sonderbar. Dennoch ist dies die Absicht der erst angezeigten zwey kleinen Bogen, und Gleim fordert die Freunde deutscher und gallischer Musen in allem Ernst auf, darnach zu richten, ob der Beweis seines Widerspruchs gelungen sey. In allem Ernst, er ist gar nicht gelungen; er konnte nicht gelingen: nnd wir haben nichts dabey verlohren. Gleim war zu bescheiden, daß er sich darauf einließ: es wäre Schade, wenn ihn die deutsche Muse nicht ein wenig dafür gestraft hätte.

Inzwischen, diese Streitfrage, und diese Entscheidung der Streitfrage, bey Seite gesetzt, wollen wir es ihm allerdings Dank wissen, daß er uns mit ein paar artigen Kleinigkeiten beschenkt hat. Zwar ist die Antithese die Seele von beyden: aber das sollte sie seyn; und wenn sie es seyn soll, und mit Witz ist, kann auch die Antithese gefallen. Im Französischen schneiden sich die Gegensätze, wegen der kürzern Versart, etwas zu krall gegeneinander ab: im Deutschen haben sie, eben wegen der weitschweifigern Versart, ein ungezwungneres Gleimisches Ansehen.

Unter den Sinngedichten sind viele vortreffliche: eigne, übersetzte, in Catulls Geschmack, und in Martials Geschmack. Der Enthusiasmus des Dichters für seinen König gehört unter seine characterisirenden Eigenschaften. Ein paar Uebersetzungen gründen sich auf Wortspiele, die jedoch der Geschmack duldet.

198. Stück. Freytag, den 15. December, 1769.

Der Winter, von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig bey Hilscher. 1769. (21 B. in 8.) 75

Wenn Herr Hirschfeld nichts, als diese Wochenblätter, geschrieben hätte, so würde die Erwartung, die wir von seinen Fähigkeiten geäussert haben, um ein Vieles mäßiger seyn: aber tadeln würden wir ihn nicht. Er hat, würden wir etwa sagen, für Leipziger Studenten und Demoiselles geschrieben; wenns ihrer dort viele von dem feinen Geschmacke, den kräftigen Kenntnissen, und dem artigen Witze jenes jungen Gelehrten giebt, der uns mit der Leipziger Theorie der Poesie beschenkt hat; so hat er seine Blätter für seine Polhöhe recht gut calculirt. Es ist unmöglich, daß er nicht ein recht sehr artiges Buch voller schönen Gedanken und in einem angenehmen fliessenden Stil sollte geschrieben haben.

Allein Hr. Hirschfeld verdient etwas bessers, als ein schales Lob zu hören; und so sagen wir ihm jetzt, daß es ein undankbares Geschäft ist, sich an einer ganz gemeinen Topik von moralischen Sprüchen zum Schönsprecher zu künsteln. Er hat uns lauter längst bekannte Sachen geliefert: auf einen kleinen Bogen zusammen gedrängt, würde man sie doch wol noch einmal ansehen: aber sie durch das dünn amplifizirte Gespinnst von ein und zwanzigen durchzumessen, wer kann das aushalten?

Folgende Betrachtung z. E. über die Vortheile des Studirens im Winter, mögen wir uns kaum in einer Tageszeit von Zachariä gefallen lassen; und hier servirt sie uns Herr Hirschfeld zum hundertsten male, noch dazu mit der unleidlichen Süßigkeit eines jungen akademischen Kathederredners. — „Fern von den ruhelosen Entwürfen der Sterblichen, fern von ihren stürmischen Begierden, von den sorgevollen Bemühungen des Ehrgeizes und der Gewinnsucht, fühlt der weise Freund der Wissenschaften den Werth des Lebens, den Reiz der Musse, dem Lesen und Nachdenken geheiliget, und die süßen Entzückungen der

Einsamkeit. Seine, ihrer Freyheit und den edelsten Beschäftigungen, mit sich selbst überlassene Seele verliehrt sich auf eine angenehme Art in nützliche Betrachtungen und in erhabene Empfindungen. Wie mannichfaltig sind nicht die Unterhaltungen, die er in sich selbst, und in den Schriften der Weisen findet, die seine Wohnung zieren, und wie vortheilhaft ist es nicht für sein Vergnügen, als Herr seiner Zeit sie nach seinem Geschmack wählen zu können. (Wem sagt Hr. H. das alles? Welcher Freund des Lesens weiß nicht, daß es ihm angenehm sey, nach seinem Geschmack lesen zu können? und welcher Unfreund des Lesens wird sich darum bekümmern? Noch ist der alte Gedanke ihm nicht genug: er muß ihn uns durch eine Reihe bald und oder noch durchsichtiger, durchsichtig wie das klare Wasser, machen.) Bald unterredet er sich mit Socrates über die Freyheit, den Adel, und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele; bald unterrichtet ihn Seneca von der Mäßigung und der Wohlthätigkeit, oder Plato führt ihn zu der Quelle alles Guten, und erhebt seine begeisterte Seele in himmlische Gegenden; bald ziehen Xenophon und Livius den Vorhang der vergangnen Jahrhunderte vor ihm auf, und lehren ihn die Thaten und die Schwachheiten, die Tugenden und die Fehler des Menschen kennen; bald erblickt er im Homer den Streit der Helden, und die Sitten des Alterthums, oder er schwebt auf den kühnen Flügeln des Pindars, oder lächelt mit Horaz in der ruhigen Weisheit, oder eifert mit dem Juvenal wider das Verderben. (Sind sie schon alle, die Schriften der Weisen? Wirklich!) Aber nicht bloß die großen Männer des Alterthums, auch die, welche in ihrem Geiste in den neuen Zeiten unter uns und unsern Nachbarn geschrieben haben, (schon wird uns bange: doch glücklicher Weise sind ihrer zu viele,) gewähren ihm eine lehrreiche Unterhaltung; und wer kann sie alle nennen, die Weltweisen, die Geschichtschreiber, und Dichter, die seine Lehrer und seine Freunde sind? (Ja wol, wer kann eine ganze Bibliothek herrechnen?) In ihrer holden

Gesellschaft verfliessen ihm die melancholischen Wintertage, wie ein junger Frühlingsmorgen, den Heiterkeit und laue Weste umgeben, (daran zweifeln wir doch,) und jeder Abend wird ihm ein neues Fest der Freude. Oft wagt er, (oft wagt auch Hr. H.), von dem Geist der Männer, die er liest, angefeuert, sich selbst in das Gebiete der Schrifsteller, und schreibt, von Einsicht, Scharfsinn, Geschmack und patriotischen Gesinnungen erfüllt, (currente rota), Werke, die der Vergänglichkeit trotzen, die Licht und Tugend unter seinen Zeitgenossen ausbreiten, und noch von der Nachwelt gelesen und bewundert werden;" (manchmal auch wol nur ein Wochenblatt, das weder die Vorwelt noch die Nachwelt bewundert: cur vrceus exit?)

Vielleicht findet Mancher unsre Kritik zu strenge. Strenge soll sie seyn, zu strenge ist sie nicht. Wenn Hr. Hirschfeld, als Moralist, keine höhere Absicht hat, als eine sehr mittelmäßige Classe von Lesern und Leserinnen zu unterhalten; als Prosaist, keine höhere, als einigen seichten Kunstrichtern zu gefallen, die vom Stil nur darnach zu urtheilen wissen, ob sich fremde Wörter einschleichen, und ob er gut fließt; so bitten wir um Vergebung, so ist unsre Kritik nicht strenge, sondern unbedachtsam.

---

203. Stück. Dienstag, den 26. December, 1769.

Evangelische Nachahmungen der Psalmen Davids, und 76
andre geistliche Lieder, von Dr. Johann Andreas Cramer, der Gottesgelahrtheit ordentlichen Professor, und Königl. Hofprediger. Copenhagen 1769 bey J. G. Rothe (20 B. in 8.)

Es ist sonderbar, daß noch, so viel wir wissen, kein Kirchenliederdichter, weder unter uns, noch bey einer andern Nation, auf den Gedanken gerathen ist, den der berühmte Cramer hier ausgeführt hat, die davidischen Psalmen, deren Eindruck auf das Herz eines Christen so mächtig ist, für christliche Gemeinen noch näher und dergestalt zu nutzen,

daß die Individualbeziehungen, die nur ein historisches Interesse haben, nach christlichen Zwecken geändert würden, und der lyrische Geist des Dichters, in sofern er die ersten Epochen eines Volks bezeichnet, für uns eine neue Consistenz annehme. Nichts scheint natürlicher, als dieser Gedanke, wenn man überlegt, daß die reformirten Gemeinen die Psalmen so singen, wie sie sind, und also schon längst aus dem bloßen Bedürfniß hätte angemerkt werden können, daß ihre Wirkung ganz anders seyn müßte, wenn man nicht so oft auf Umstände und Betrachtungen anstieße, die mit der Lage einer singenden christlichen Gemeine nichts gemein haben. So wahr ist es, daß die simpelsten Entdeckungen, zu denen kaum noch ein halber Schritt fehlte, oft am längsten zurück bleiben: aber es gereicht unserm Vaterlande zur Ehre, daß wir auch hierin zuerst eine Bahn eröffnet haben, die andre nach uns mit mannichfaltigem Nutzen betreten können, und gewiß genug betreten werden.

204. Stück. Donnerstag, den 28. December, 1769.

Cramer hat überhaupt um unsre Sprache, unsre Poesie, und unsre Religion keine geringe Verdienste. Er ist vielleicht der erste Scribent, der in der gottschedischen Periode Luthers Sprache recht studirte, und sich jenes fremden Mißwachses enthielte, der bey einem völlig deutschen Ansehen seine ausländische Herkunft nicht verläugnen kann. Seine Aufsätze in den bremischen Beyträgen unterscheiden sich darin sehr merklich von den übrigen. — Mit wahrem lyrischen Affect hat kein Dichter vor ihm, in Deutschland, so edel gesungen: seine Ode auf die Auferstehung ist noch immer ein Muster eines schönen Enthusiasmus. Cramer war genöthigt, sich selbst zu bilden, und er machte in der lyrischen Dichtkunst Epoche. In der Religion haben wir ihm eine Menge vortrefflicher Schrifften zu danken, die man vielleicht erst dann richtig beurtheilen wird, wenn man das ganze Feld, das er durchwandelt hat, mit allen den Nebenpfaden und Abwegen,

die von andern betreten worden, unpartheyisch und prüfend übersehen wird. Von ihrem Einflusse auf die Talente so vieler geistlichen Redner wollen wir hier nicht einmal erwähnen.

Man kann seine gegenwärtigen Lieder von einer zwiefachen Seite betrachten: nach ihrer Entstehungsart, und als Kirchenlieder. Von jener sind sie, wie wir vorher erinnerten, eine neue Erscheinung; von dieser eignen wir ihnen, die Klopstockischen ausgenommen, die allein stehen, den ersten Rang zu. Wir sagen es dreist: Niemand hat nach Luthern Kirchenlieder mit so lutherschem Geiste gemacht, als Cramer; wer unter allen wird es aber wagen, sich über Luthern zu setzen? Kraft und Nachdruck herrschen in jeder Zeile; der Dichter ist, wie Luther, gleich mitten in seiner Materie; seine Reden sind stark, lichtvoll, der Religion würdig, hinreissend; und was wir nicht für den kleinsten Vorzug halten, der Kirchenton ist getroffen. Mit diesem Feuer der Andacht, dieser lutherschen Begeisterung dringt er selbst in den klagenden Affect einer Gemeine ein, welche Gott die Trübsale ihrer Kirche vorträgt.

Hilf, Herr, wenn sich die kleine Zahl
Der Gläubigen vermindert;
Wenn Sinnlichkeit, Spott, oder Quaal,
Der Kirche Wachsthum hindert,
Wenn deiner Frommen wenig sind,
Die deine Wege wallen;
Wenn zu fallen
Auch mancher nun beginnt,
Der eifrig dir gehorchte.

Vor Alters, eh dein Sohn erschien,
Da waren auch der Frommen
Nur wenig! Wenig haben ihn
Erkannt und angenommen.
Viel waren auch der Heuchler da,
Die dein Gesetz verkehrten;
Schriftgelehrten,
Von denen keiner sah,
Noch that, was du gebothest.

Da machtest du durch deinen Sohn
Die Gleißnerey zu schanden:
Schnell wuchs der Glaube, trotz dem Drohn
Der Höll, in allen Landen.
Es sprach der Götzendiener Heer
Entflammt von Stolz und Geize,
Der am Kreuze,
Der sey verworfen! Er
Soll über uns nicht herrschen!

Weil dann die Jünger meines Sohns
Bedrängt sind, ohne Retter,
Ein Opfer ihres Grimms und Hohns,
Ein Opfer eitler Götter:
So will ich, sprachst du, auf, und nun
Auf Erden Hülfe schaffen;
Nicht durch Waffen:
Doch will ich Wunder thun,
Und ihre Götzen stürzen 2c.

Nichts kann lyrischer seyn, und nichts zugleich dem veränderten Gesichtspunct angemessener. Ohne sein großes Vorbild je aus den Augen zu verlieren, singt der Dichter dennoch aus der Fülle seines eignen Herzens; nur dadurch konnte er seinen würdigen Zweck erreichen, wie er ihn in der Vorrede beschreibt, „in sich solche Folgen der Empfindungen und Gesinnungen zu erwecken und auszudrücken, als David durch den Genuß, das Bedürfniß, oder die Erwartung andrer oder gleicher Wohlthaten Gottes empfunden und ausgedrückt hat.“ Wer ihm so in der Bearbeitung seiner Lieder nachgeht, wird überall Ursache finden, ihn zu bewundern.

Die übrigen angehängten Lieder sind größtentheils schon bekannt. Wir wünschen nun, daß die Sammler der Gesangbücher allen Gebrauch davon machen, den sie so vorzüglich verdienen. Ausser diesem Nutzen aber wünschen wir ihnen noch einen andern: gleich den Gellertschen Liedern, mit Melodien unsers unnachahmlichen Bachs, auch die häusliche Erbauung zu befördern. Es thut uns Leid, daß seine Psalmen nicht schon längst diesen wichtigen Vortheil gehabt haben.

1770.

1. Stück. Dienstag, den 2. Januar, 1770.

Musikalische Gedichte von S.* Hamburg verlegts 77 M. Ch. Bock. 1770. (14 Bogen in 8 vo.)**

Aus der Mannigfaltigkeit von Sachen, die in diesem kleinen Buche vorkommen, und aus der Mine des Unvollendeten, die einigen gelassen worden, können wir nicht anders schliessen, als daß Herr Schiebler bey dem Publico habe hören wollen, ob es ihm in andern Gattungen der musikalischen Poesie eben so gelingen könne, als in der komischen Romanze. Je mannigfaltiger das Probebuch, desto leichter dem Liebhaber die Wahl. Wenn wir uns nach unserm Geschmacke etwas aussuchen sollten, so würden es hauptsächlich Lisuart und Dariolette, Basilio und Quiteria, die vermischten Lieder und die Romanzen seyn. Wir stimmen also nicht ganz in den Wunsch ein, den Herr Schiebler in der Zuschrift an seine Freundin äußert, „daß seine Sammlung mehr von dem Rührenden und Ernsthaften enthalten möchte, für welches Herzen von ihrer Art geschaffen sind;“ er hat, deucht uns, keine Ursache, sich über sein Schicksal zu beklagen, „daß ihm die spaßhafte Muse günstiger ist, als die erhabne.“ Was wird die spaßhafte Muse dazu sagen? Wird es ihren Stolz nicht empören?

— — allein
Er ist auch undankbar!

Ernsthaft zu reden, die geistlichen Gedichte sind uns in dergleichen Sammlungen immer anstößig gewesen, weil es

einen widrigen Eindruck auf uns macht, wenn unsre guten scherzhaften Dichter anfangen, die geistliche Poesie als ein blosses Sortiment zu dem übrigen Meßgut zu bearbeiten; wenigstens hat sie unter lauter Scherzen und verliebten Seufzern kein bessres Ansehen; daß man ehmals in Deutschland solche heterogene Sammlungen machte, giebt keine Autorität, so wenig, als wenn geschmacklose oder leichtsinnige Ausländer es noch thun. —

Unstreitig besitzt Herr Schiebler zur scherzhaften Oper vorzügliche Talente; besonders ist sein Lisuart ein merkwürdiges Stück. Er hat sich aus den Werken der Franzosen und Italiäner ein richtiges Gefühl von der Structur, den Situationen, dem Arienbau, und der Sprache dieser Dichtungsart zu formiren gewußt. Sollte gleich hin und wieder ein Character nicht völlig getroffen seyn, wie z. E. Sancho in der Oper Basilio, so weiß man, daß darin seine Muster selbst vieler Nachsicht bedürfen.

Die Romanzen sind mit einigen neuen vermehrt, die den vorigen nichts nachgeben. Unter den vermischten Liedern haben uns einige sehr gefallen; wir kennen nach Hagedornen nicht viele Liederdichter, die wir, in diesem Fache, so gerne hören, als ihn. Zur Probe sey folgendes:

Hier hat sie getanzt, und dort gesungen,
Tief mit ihrem Blick mich hier durchdrungen,
Wie die Grazien gelacht.
Dort erblickt ich sie in Gold und Seide,
Hier im häuslichen nachläßgen Kleide
Schöner als in aller Pracht.

Hier sprach sie, von feinem Witz beseelet,
Dort hat sie mein zärtlich Herz gequälet,
Voll von stolzem Eigensinn.
Hier sah ich das spröde Mädchen wanken.
Ach in diesem Taumel der Gedanken
Bring ich meine Tage hin.

18. Stück. Mittwoch, den 31. Januar, 1770.

An den Hrn. Canonicus Jacobi, als ein Criticus 78 wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte. Zu Berlin 1769. (1 B. in 8.)

Gleim Anakreon findet es mit Recht lächerlich, daß Hr. Canonicus Jacobi aus seinen Gedichten den Amor herauslassen soll. Der Gedanke empört ihn; er erhebt sich, seinen geliebten Amor zu verfechten; er plaidirt, er ironisirt, er argumentirt. Und zwar wider wen? Das ist eben das Wunderbare an der Sache, daß

Ein kleiner Meister Lobesan,
Der alle Stern' am Himmel zählen,
Und in den Sternen alle Seelen,
Und Sonnenstäubchen spalten kann,

daß sich der untersteht, den Amor aus den Gedichten des Hrn. Canonicus Jacobi herauszuwünschen. Was wäre ein Jacobitisches Gedicht ohne einen Gemmen-Amor? Und noch mehr! was that dem Manne dieser Gemmen-Amor des Hrn. Canonicus Jacobi, „daß er ihn mit Zirkel und Winkelmaaß immer, immer noch verfolgt, den schönen, kleinen, guten Gott?“

Noch immer seh ich seine Seele
Voll Groll; in seiner Timons Höle
Laurt er auf ihn! Sein Auge glüht,
Wie eines Mörders, der den Degen
Mit Vorsatz, einen zu erlegen,
Auf Bruder und auf Vater zieht,
Wenn es in Predigt oder Lied,
Auf Rosen, Wangen, oder Busen
Der Nymphen, Grazien, und Musen
Ihn wachen oder schlafen sieht.

Doch Amor? Schier sollte man glauben, er sey fühllos, wie die Steine, woraus ihn Hr. Jacobi in seine Gedichte herübergebannt hat! er rührt sich nicht!

Gepriesen sey er, weil er sich
Nicht rächt, wie Wüthriche sich rächen,
Die ihren Feinden ritterlich
Aufsitzen und die Hälse brechen.

Rächt er sich denn gar nicht? Ja doch! aber nur so ein wenig; fast wie die Elfenkönigin Mab beym Shakespear: er macht

Daß Dichter Weisheit demonstriren,
Und Weise — den Verstand verliehren.

Und welch ein Geck, dieser Meister Lobesan! Er hats darauf angelegt, den Hrn. Canonicus Jacobi den geraden Weg hinab ins Land der Philosophen zu führen,

In das berühmte dürre Land,
In welchem deutlicher Verstand,
Der kalte Vorzug vor den Thieren,
Und Entelechien regieren!

Eine wahre Winterreise! Nicht doch, Meister Lobesan! Laßt dem Hrn. Can. Jacobi vor allen Dingen seine kleinen Verse, und seinen kleinen Gemmen=Amor! sonst geht es nicht gut. Was? er soll es mit Amorn verderben?

O Bosheit, in der Höll erdacht!
Verleugnen sollst du seine Macht?
Du sollst nicht seine Thaten wissen?
Nicht daß sein kleiner leichter Scherz
Ein Reich erobert und ein Herz?
Daß Götter ihm gehorchen müssen?
Daß er vor einer Hirtinn Füßen
Demüthig hingekrümmet liegt,
Sich ihr bequemt, sich schmiegt und biegt,
Ihr sanftes Herze zu gewinnen?
Und über stolze Königinnen
Gewaltig herrscht, gewaltig siegt?

Ist der Mann gescheid? Hat er vergessen,

— — daß aus einem Kleist,
Aus einem Krieger voller Muth,
Geschmolzen in gelinder Glut,
Ein Dichter ward und großer Geist?

Und daß, wenn Pope Wieland singet,
Durch Amor und Musarion
Ihm Idris und Endymion
Und Phanias und Agathon
Und ein erhabnes Werk gelinget,
In welchem er sich einst so hoch,
Wie Klopstock, Young, und höher noch,
Auf einen Blick Elisens schwinget. — —

Doch wir brechen ab. Wir möchten in allem Ernst mit unserm süßtönenden Gleim ein wenig in Affect gerathen; — und wir wollten bloß lächeln!

---

31. Stück. Freytag, den 23. Februar, 1770.

Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette, vom Hrn. Noverre. Aus dem Französischen übersetzt. Hamburg und Bremen, 1769. Bey J. H. Cramer. (1 Alph. in 8.) 79

Wir müssen offenherzig gestehen, daß wir uns weder in der Zusammensetzung eines Ballets, noch in der Choreographie geübt haben, und in einem theatralischen Pas de deux sehr schlecht bestehen würden. Nur an Zuneigung für den schönen mimischen Tanz getrauen wir uns niemanden zu weichen, und glauben überdem, genug davon gesehen zu haben, um wenigstens über die Theorie desselben einigermaßen mit urtheilen zu können.

Wir fragen also, ob nicht der einsichtvolle Noverre in seiner Verschwisterung der Tanzkunst mit der Mahlerey ein wenig zu weit gehe? ob es richtig sey, S. 3. das Ballet ein Gemälde, die Bühne das Tuch, die mechanischen Bewegungen der Figuranten die Farben, ihre Physiognomie den Pinsel, die Verknüpfung und die Lebhaftigkeit der Scenen, die Wahl der Musik, die Auszierung und das Costume, das Kolorit zu nennen? ob Servandoni S. 18. deßwegen Tadel verdiene, „weil sich in ganzen anderthalb Stunden voller Bewegungen und Gebehrden kaum ein

einziger Augenblick äußerte, den ein Maler hätte nutzen können“?

Man denke ja nicht, daß wir im geringsten zweifeln, ob ein malerisches Auge, vornämlich das Auge des Geschichtmalers, nicht verschiedne Theile des Ballets einer großen Verschönerung fähig finden könne, wenn sie unter eine pittoreske Ordonnanz gebracht würden. Aber daran zweifeln wir, ob dieser Umstand, der von mehrern Künsten gilt, und im Grunde mit dem allgemeinen Geschmack einerley ist, zureiche, folgende Sätze darauf zu bauen. S. 54. Ein Kompositeur, der sich über den gemeinen Haufen erheben will, muß die Maler studiren, und ihnen, in *allen* ihren verschiednen Arten anzuordnen und auszuführen, *folgen*. Seine Kunst hat mit der ihrigen einerley *Absicht* und *Vorwurf*, (welche Behauptung!) beyde kommen in Ansehung der Aehnlichkeit, der Farbenmischung, des Helldunkeln, der Art zu gruppiren und die Figuren zu bekleiden, sie in die zierlichsten Stellungen zu bringen, ihnen Charakter und Feuer und Ausdruck zu geben, überein. Wie kann der Balletmeister also etwas besonders zu leisten hoffen, wenn er nicht alle Gaben und Eigenschaften, die zu einem großen Maler erforderlich sind, in sich vereinigt? — Nun sage uns doch Hr. Noverre, ob der Tanz keine andre *Absicht* habe, als Farben zu mischen, Gruppen zu ordnen, und Figuren zu bekleiden? Ob sich der *Vorwurf* des Tanzes auf zierliche Stellungen, ja, ob er sich selbst auf Charakter, Feuer und Nachdruck, einschränke? Uns deucht, der Tanz sey die Gebehrdensprache der Empfindungen und Leidenschaften; was nicht unmittelbar zur Wahrheit dieser Sprache beyträgt, könne zwar wol als Hülfskunst, aber niemals als Grundsatz, betrachtet werden. Der Maler wählt unter den Gegenständen nach ihrer Schönheit: Ausdruck der Leidenschaft ist ihm nur die zweyte Absicht, oft auch gar keine. Der Tänzer hingegen wohnt in dem Felde der Leidenschaft: Schönheit gilt ihm nur, was sie dem Dichter, dem Musikus gilt; das heist, er nimmt sie, wenn sie sich darbeut; er liebt sie, aber den Ausdruck

opfert er ihr nur in den seltnen Fällen auf, wo Ausdruck eine unverdorbene Seele beleidigen würde. Hr. Noverre selbst läugnet nicht, daß Leidenschaft die Grundlage des Tanzes sey. „Kaum, sagt er S. 26, können heftige Leidenschaften der Tragödie nothwendiger seyn, als sie der Pantomime sind.“ Die ganze Unterscheidung, die wir ihm hier machen, läuft also bloß darauf hinaus, daß der Tanz den Grundsätzen der Malerey nicht untergeordnet sey, daß er sie aber nutzen könne, wenn die eigenthümliche Absicht und der Vorwurf des Tanzes nicht dawider streitet: da hingegen Hr. Noverre die Sache umkehrt, und S. 19. geradezu behauptet, „ein Ballet könne nur alsdann schön werden, wenn der Kompositeur die Kunst versteht, alles aus dem Stoffe herauszuschneiden, was dem Maler nicht dienlich ist.“ Wir wünschten, mit einem Worte, daß er seine Regeln des Tanzes aus der Natur des Tanzes, und nicht aus der Natur der Malerey, genommen hätte, die wir für zwey sehr verschiedne Dinge halten.

32. Stück. Sonnabend, den 24. Februar, 1770.

Wenn wir ihm inzwischen diesen Einwurf wider seine Theorie machen, so sind wir keinesweges der Meynung, seinen Verdiensten um die Verbesserung der Tanzbühne irgend etwas zu entziehen; wir unterschreiben vielmehr das Lob, das ihm Dorat in dem Gedichte über die Declamation beylegt, ohne Bedenken, ob wir uns gleich nicht rühmen können, für das Raffinement, mit dem die Franzosen alle Künste zu bereichern wissen, völlig so viel Ehrerbietung zu haben, als sie. Wir haben Ballets gesehen, deren einzelne Entreen bloß dadurch einen gewissen Grad des Beyfalls verdienten, weil sie nach noverrischer Art gemalt waren: hätten sie diese Eigenschaft nicht gehabt, so wären sie unerträglich gewesen. Zwar waren sie nicht, was sie seyn sollten; sie waren nicht Tanz; sie redeten nicht an die Seele; unser Herz blieb kalt: aber sie waren etwas anders, und gefielen wenigstens dem Auge; sie waren schöne Gruppen, zierliche Stellungen, richtiges Helldunkel u. s. w.

Sein Vorschlag, S. 63, die Meisterstücke der theatralischen Dichter noch näher fürs Tanzdrama zu nutzen, gefällt uns ausnehmend. Wir haben Gelegenheit gehabt, ein komisches und ein tragisches Ballet von dieser Gattung, das eine nach einem Stücke von Moliere, das andre nach einem englischen Trauerspiele, aufführen zu sehen; und wir können nicht bergen, daß uns gewisse Erfindungen der Balletmeister seitdem schaler als jemals vorgekommen sind. Da vielleicht einige Leser ungewiß seyn werden, wovon hier die Rede sey, und die Sache Aufmerksamkeit verdient: so wollen wir Hrn. Noverres eigne Worte anführen. Nachdem er von verschiednen Gegenständen des Tanzes seine Gedanken gesagt hat, fährt er so fort. — „Und können nicht auch die Meisterstücke eines Racine, eines Corneille, eines Crebillon, eines Voltaire, Vorbilder zu Tänzen von der edlern Gattung gewähren? Haben die Werke eines Regnard, eines Moliere, und andrer berühmten Dichter, nicht Gemälde, die man zu Tänzen von der mittlern Gatttung brauchen kann? Ich sehe es voraus, welches Geschrey der gemeine Hause von Tänzern über diesen Vorschlag erheben wird: sie werden mich für nicht klug halten, daß ich Tragödien und Komödien in Tänze bringen will! Welcher Unsinn! werden sie rufen; wie wäre das wol möglich! Gar wohl ist es möglich. Presset, zum Exempel, die Handlung des Geizigen zusammen, lasset alle ruhigen Unterredungen weg, rücket die Begebenheiten näher an einander, verbindet die Gemälde, die durch das ganze Stück gestreut sind, (nur daß man nicht, setzen wir hinzu, mit Diderots Augen alles für Gemälde ansehe, was niemals Gemälde hat seyn sollen, ohne deßwegen irgend schlechter zu seyn): und es wird gehen."

„Die Scene mit dem Ringe, die Scene, wo der Geizige den Bedienten visitiret, die Scene, wo Euphrosine ihn von seiner Geliebten unterhält, alle diese Scenen lassen sich sehr deutlich ausdrücken; und zu der wüthenden Verzweiflung werdet ihr eben so wahre und lebhafte Farben finden, als die sind, mit welchen sie Moliere geschildert

hat, wenn ihr anders nicht ganz ohne Geist und Gefühl seyd. Was der Maler nützen kann, muß auch der Tänzer brauchen können. Man beweise mir erst, daß die Stücke der Verfasser, welche ich genannt habe, ohne Interesse, ohne starke Situationen sind; man beweise mir, (es bedarf dieses Beweises nicht), daß ein Boucher und ein Vanloo nichts als frostige und unangenehme Gemälde nach diesen Meisterstücken machen könnte; und dann will ich es zugeben, daß es nichts wie Grillen sind, auf die ich verfallen bin. Wenn aber aus diesen Stücken eine Menge vortrefflicher Gemälde können gezogen werden: so habe ich meine Sache gewonnen. (Man sieht, daß Hr. Noverre seinem Lieblingssatze von der Nachahmung der Malerey auch da treu bleibt, wo er ein viel besseres Principium hat, von dem er gleich Anfangs hätte ausgehen können, wenn ja ein solcher Parallelismus nöthig gewesen wäre: nämlich, das Principium von der Nachahmung der theatralischen Poesie.) Und es ist nicht meine Schuld, wenn es uns an malerischen Pantomimen fehlt, und unsere Tänzer ohne Genie sind."

„Traten nicht Bathyllus, Pylades, Hylas, in die Stelle der Komödianten, als diese von Rom vertrieben wurden? Fingen sie nicht an, die schönsten Scenen der besten Stücke damaliger Zeit durch bloße Gebehrden auszudrücken? Als sie sahen, daß ihnen das gelang, so versuchten sie es mit einzelnen Akten; und als sie auch damit glücklich waren, so wagten sie es endlich, ganze Stücke auf diese Art vorzustellen, welche mit dem allgemeinsten Beyfall aufgenommen wurden."

„Alle diese Stücke, wird man sagen, waren durchaus bekannt, sie dienten den Zuschauern, so zu reden, anstatt der Programmen, die wir von unsern Balletten austheilen: der Zuschauer wußte sie auswendig, und konnte also dem Schauspieler ohne Mühe folgen, ja ihn schon errathen, ehe er sich noch ausdrückte. Werden wir diesen Vortheil nicht auch haben, wenn wir die berühmtesten Stücke unsers Theaters in Tänze bringen? Und sollten wir wol schlechter organisirt seyn, als die Tänzer in Rom? Sollte das

heut zu Tage nicht mehr möglich seyn, was es zu den Zeiten des Augustus war? So etwas zu glauben, würde den Menschen sehr erniedrigen, und den Geschmack und den Geist unsers Jahrhunderts sehr gering schätzen heißen.“

Man wird aus dieser Probe zugleich von der Uebersetzung urtheilen können; aber nicht ganz: man muß die Schwürigkeiten des Originals kennen, um sie vollkommen zu übersehen.

---

35. Stück. Freytag, den 2. Merz, 1770.

80 Die Winterreise von Jacobi. Düsseldorf, 1769. (6 Bogen in 8.)

Man kann diese Winterreise von einer zwiefachen Seite ansehen. Wem es um ein paar artige Reime zu thun ist, um ein paar empfindsame Schnörchel, bey denen es wenig darauf ankömmt, ob ein Gedanke dahinter steckt, oder nicht: dem rathen wir, wie überhaupt Alles, was von Hrn. Jacobi kömmt, frisch von der Hand wegzulesen, so auch seine Winterreise ja nicht zu vergessen. Wer aber in der Wahl seines Lesens einigermassen spröde ist, wer seinen Yorik lieb hat, und sich den sentimentalen Geschmack durch das altweibische Gewinsel eines Nachahmers, der allenthalben empfindsam zu scheinen arbeitet, nicht gerne verderben will: dem rathen wir, sich weder an die Winterreise, noch an die Sommerreise zu wagen; beyde werden ihm ein Aergerniß seyn.

Wahrlich es ist unbegreiflich, wie ein Mann von Einsicht nicht wissen sollte, daß ein Original, wie Yorik, niemals nachgeahmt werden müsse. Wenn die Manier und Composition eines Werks sich in einem so hohen Grade auf den eigenen Character des Scribenten bezieht: so ist das Bestreben ihm diese Manier abzuborgen, nicht mehr Nachahmung, sondern Nachäffung. Der Originalautor gefiel uns durch den besondern Zuschnitt, den die Natur an ihn gewandt hat. Nun kömmt ein

Anderer, den wir längst als einen Mann vo
lichem Schlage gekannt haben, merkt sich sor,
Jener sich so eigentlich hat, verbrämt sein
Behänge mit französischen Flittern, um es
unkenntlicher zu machen, faselt und ziert sich: o
Wie konnte Jacobi darauf verfallen? —

Fals es damit nicht etwa auf folgende Art
ist. — Er, der bisher seine meisten Ideen au
des einen oder andern Franzosen geborgt ha
ganz allerliebst, da er doch einmal von Hal
Düsseldorf reisen sollte, diese an sich nicht sehr
Reise in eine dichtrische zu verwandeln, und
Deutschen ein zweyter Bachaumont und Chapel
— Auf einmal aber wird ihm dieser allerlie
durch ein dunkles Gefühl verleidet, daß die
bey alledem auf eine blosse Nachahmung d
hinauslaufe! und Hr. Jacobi ist schon so o
der Franzosen gewesen! was zu thun? —
Weise hat ein Kunstrichter das gemeinn
erfunden, daß man sich, durch eine gute Dose v
Sublimat mit französischem Esprit vermischt,
machen könne: geschwind Freund Yorik in d
Freund Chapelle in die andre Hand genom
Kloß, dem es eine Kleinigkeit ist, Original in
und Nachahmung in Original zu verwandel
für das übrige sorgen.

36. Stück. Sonnabend, den 3. M

Um unsern Lesern auf die kürzeste Art
machen, wie die Männerchen einer empfi
bey Hrn. Jacobi aussehen, wählen wir seine
ein wichtiges Stück dieser Winterreise, wobe
viel zu erinnern hat. „Das ... Kapitel
ist schlechtweg Kapitel üb
Vorrede, der ich aber einen
(Vorrede in einem Originale
heiße?) damit sie von solchen,

senheit
n das
ringen.
che ein
egeben,
n, und
, als:
hätte
nehmen
allemal
ange-
Gegend
für den
, wenn
utungen
rsprüng-
r wider
nützlich
nehmen.
n. Und
igt; wie
sonen rc.
rlich.)
e Sylbe
Was für
immlisch,

1770.

aterie an,
mals in:
Gold, in

gesprochen
. aber daß
sition in

samkeit in seiner Familie das Gesetz gemacht, daß seine Tauben nicht dürfen geschlachtet werden. „Denn wie wär es möglich, davon zu essen?“ Wie so? glaubt der Bauer etwa die Seelenwanderung? — Wir reissen uns nach einigen erbaulichen Versen von diesem Bauer, seinen Nachtigallen, und seinem Taubenschlage loß, und, welches Glück! siehe da! Hr. Jacobi hat sich ganz unvermuthet eines Reisegefährten zu erfreuen, als ob ihn Yorik eigentlich für ihn bestellt hätte: eines empfindsamen Jesuiten, eines zweyten Pater Lorenzo, und mehr als das, eines Philosophen, der von der Unsterblichkeit der Seele allerley Sachen aus den Litteraturbriefen empfindet, und dessen Uebersetzer, Hr. Jacobi, hurtig in der Reisekutsche wird: wo wir die tiefsinnige Abhandlung nach einem Selbstgespräche, und einer Randglosse (so lauten die Ueberschriften) gleichfalls lesen können. Dann folgt: „Die Eiche“ (voll rhingulfischen Enthusiasmus). „Die kleinen Bäume. Der Wald. Das Heiligenhaus. Der Fluß, und Meierik, ein Dorf unweit Duisburg, wo die empfindsame Reise ein Ende hat. In einem Appendix von Kloster lernen wir noch den Bruder des Hrn. Jacobi kennen: das brüderliche Herz!

Zu dem Geziere in dieser kleinen Schrift gehört auch die wunderliche lateinisch deutsche Orthographie, die kein andres Verdienst hat, als daß sie ohngefähr zu den lateinischen Lettern passen soll. Wir wünschen, daß die jungen Leute unter unsern Autoren sie für sich behalten mögen: ihnen allein ist sie angemessen.

---

38. Stück. Mittwoch, den 7. Merz, 1770.

Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Hrn. Batteux, mit Zusätzen vermehret von K. W. Ramler. Dritter und vierter Band. Dritte und verbesserte Auflage. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. 1769. 81

Die wichtigste Zugabe ist diesmal, am Ende des vierten Bandes, eine kleine Abhandlung von den Endsylben der

deutschen Beywörter, wo Hr. Ramler eine feine Belesenheit im Schilter und Wachter zeigt. Wir wollen das Erheblichste davon in einige kurze Anmerkungen bringen.

„Die uralte Endsylbe isch, ehemals isk, welche ein Entstehen anzeigen soll, wird allen Beywörtern gegeben, die von den Namen der Oerter und der Personen, und von allen fremden Nennwörtern gemacht werden, als: europäisch, dichterisch, malerisch." (Herr Ramler hätte schon aus den Exempeln dichterisch und malerisch abnehmen können, daß die Endung isch itzt weder überhaupt allemal ein Entstehen anzeigt, noch insbesondre unter der angeführten Einschränkung allein gilt. Eine malerische Gegend heißt nicht, eine Gegend, die ein Gegenstand für den Maler wird, sondern die diese Eigenschaft behält, wenn sie auch nie gemalt wird. Die ursprünglichen Bedeutungen der Endungen beweisen also so wenig, als die ursprünglichen Bedeutungen der Wörter, etwas für oder wider den heutigen Gebrauch derselben, wenn es gleich nützlich ist, in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht dazu zu nehmen. So wills das Schicksal aller lebenden Sprachen. Und dies ist eine Anmerkung, die uns Hr. R. verschweigt; wie auch die, daß es Beywörter von Namen der Personen rc. ohne die Endung isch gebe: z. E. königlich, kaiserlich.)

„Bey den übrigen Beywörtern zeigt diese Sylbe allemal etwas fehlerhaftes an." (Nicht allezeit. Was für Fehlerhaftes liegt wol in den Beywörtern, himmlisch, einheimisch, thierisch?)

39. Stück. Freytag, den 9. Merz, 1770.

„Die Endsilbe en (n, ern), zeigt die Materie an, woraus ein Ding besteht. Dieses en hieß ehemals in: seidin, güldin, silberin, gleichsam: in Seide, in Gold, in Silber."

(Daß man ehemals seidin, güldin rc. ausgesprochen und geschrieben habe, wollen wir nicht läugnen: aber daß die Endung in hier das Suffix der Präposition in seyn sollte, läugnen wir geradezu. Wenn das richtig

wäre, so hätten wir ein Monstrum in unsrer Sprache: wir möchten wol den Beweis davon sehen.)

„Die Endsylbe icht wird gebraucht, wenn Dinge von Einer Art einem andern in Menge zugeschrieben werden: z. E. sandicht, felsicht etc. Unter diesen beyden Endungen wird allemal ein Unterschied beobachtet. Ich sage: dieses Fell ist haaricht, das heißt, es hat Haare; dieses Sieb ist hären, das heist, es besteht ganz aus Haaren etc."

„Von diesen drey Gattungen der Beywörter in isch, en, und icht läßt sich kein Nennwort in heit oder keit bilden, weil der Begriff desselben sich nicht füglich in eine Person bringen läßt."

(Unphilosophischer, aber vielleicht natürlicher: — weil heit oder keit auf isch und icht nicht gut klingt: von der Endsylbe en gilt weder das eine noch das andre; man sagt Seltenheit, Eigenheit, Verdrossenheit, und warum sollte ein Metaphysicus nicht auch Eisernheit, Hölzernheit etc. sagen dürfen, wenn er diese allgemeinen Begriffe nöthig hat?)

„Auch läßt sich von diesen drey Gattungen der Beywörter, theils des Wohllauts wegen, theils wegen des Begriffs der Sache selbst, kein Superlativus machen." (Hier giebt es so viel Ausnahmen, daß Hr. Ramler schon daraus auf die Unbestimmtheit seiner Erklärungen hätte schliessen sollen. Der attischeste Scherz, der argwöhnischeste Mensch, die eisernste Stirne, Hudibras, der drollichste und höckerichste unter den Helden etc.: lauter Superlativen, die zwar schlecht klingen, aber gewiß nicht darum zu verwerfen sind, weil sie, wie Hr. R. meynt, theils keine Vergrößerung leiden, theils einen Widerspruch enthalten sollen, indem man in der Endung icht, die ursprünglich etwas heißt, nicht sagen könne, daß ein Ding am meisten etwas sey, welches folglich auch alle andre Superlativen widersprechend machen würde. — Noch ein anderer Grund, warum die Superlativen in isch mit dem eingeschobenen e, z. E. am argwöhnischesten, unbrauchbar seyn sollen, nämlich weil drey kurze Sylben unsrer Prosodie zuwider sind, kömmt uns sonderbar vor. So dictatorisch zu sagen, drey

kurze Sylben sind unsrer Prosodie zuwider! da doch Hr. R. wol weiß, *wer* (um Ansehen gegen Ansehen zu setzen) das Gegentheil behauptet. Und wie hat er sich je überreden können, daß der Mißbrauch des Opitzischen Verses etwas wider die Natur unsrer Sprache beweisen könne? Unsre Prosodie duldet nicht allein drey, sondern vier, fünf, und mehr kurze Sylben hinter einander. Man scandire einmal folgenden Fuß, nicht nach dem ungebildeten Ohre des vorigen Jahrhunderts, sondern nach der natürlichen Beschaffenheit der deutschen Sylben: gläubiges Gebeth; er heiliget das Gesetz; sie heiligeten das Gesetz. Hier hat man drey, vier und fünf kurze Sylben hinter einander. Wenn wir erst eine Prosodie besitzen, wie wir sie nun bald erwarten können, so werden sich viele Schwürigkeiten auflösen lassen, die so manchen Unkundigen bisher unauflöslich gewesen sind.)

„Die Endsylbe *lich* bedeutet ihrem Ursprunge nach

1. so viel als *gleich*; und in diesem Verstande wird sie allein an die Nennwörter gehängt, brüderlich, röthlich ꝛc.
2. Wenn die Sylbe *lich* an die Zeitwörter gehängt wird, so bedeutet sie so viel als *leicht*, platdeutsch licht, facilis, possibilis, und bildet alsdann Beywörter, die anzeigen, daß etwas möglich ist, daß etwas geschehen oder gethan werden kann. Sie wird an die Paßiva und an die Neutra, und die hiezu gehörenden Reciproka und Impersonalia gehängt. — Zu diesen aus Zeitwörtern gemachten Beywörtern gehören noch einige, die aus Nennwörtern gemacht werden, aber allein aus solchen, die eine Zeit anzeigen, als augenblicklich, monatlich ꝛc.“

41. Stück. Dienstag, den 13. Merz, 1770.

(Daß Hr. Ramler hat glauben können, ein Wort, wie *leicht* oder *licht*, lasse sich mit Wegwerfung eines *Stammbuchstaben* zu einer gemeinen Endsylbe brauchen! Es ist freylich ganz artig und bequem, die Sprache in allerley Classen zusammen zu reihen, wenn man zu solchen

Dingen seine Zuflucht nehmen will; sogar der verdienstvolle Wachter hat sich oft auf dieselbe Art zu helfen gesucht. Aber! — Die Sache verhält sich unsers Bedünkens so. Verfeinerte Sprachen werden von zweyerley Menschen gesprochen, die beyde ihren eigenthümlichen Einfluß haben: dem großen Haufen, und den Sprachphilosophen. Das beständige Geschäft der letztern ist, zusammengeflossene Begriffe von einander abzusondern, den Wörtern ihren gehörigen Platz im System anzuweisen, und scheinbare Analogien unter wahre zu bringen. Die erstern hingegen bekümmern sich wenig oder gar nicht um die Fächer, und nehmen jede Analogie, scheinbare oder wahre, begierig an, welche die Anzahl ihrer Sprachregeln, und folglich ihre Schwürigkeiten vermindert. In diesem beständigen Conflict von vermischten und wiedergeschiednen Grundsätzen lebt eine Sprache. Wenn also einmal eine Hülfsendung, wie z. E. lich, in der Sprache ist: wie wird sie von beyden gebraucht werden? Jene werden, so oft sie Gelegenheit dazu haben, einen fremden Begriff unter den allgemeinsten Begriff dieser Endung bringen, um sich geschwind und leicht auszudrücken; und diese werden, wenn der Mißbrauch verjährt ist, sich Mühe geben, einen neuen Zweig von Hülfsendungen ausfindig zu machen, der sich dazu bequeme. Ob das nicht der Fall mit der vermeynten Endigung leicht oder licht sey, mögen andre beurtheilen.

„Die Endsylbe ig, welche die Kraft des Worts eigen hat, giebt den Wörtern die Bedeutung von haben, besitzen, in sich begreifen, als: zornig, unschuldig ꝛc. Wegen dieser Bedeutung des Besitzes, des Eigenthums, sind dergleichen Beywörter ursprünglich aus Nennwörtern gemacht worden.“ (Man hüte sich, den spätern Gebrauch der Endsylbe ig aus dieser Erklärung abzuleiten. Wir werden gleich mehr davon sagen.)

„Hieraus kann manches in unsrer Beschreibung berichtiget werden, z. E. ausbündig, nicht von ausbinden, sondern von Ausbund, spitzfündig, stätig ꝛc.“

„Ig und icht sind nahe verwandt, weil beyde ein

Haben, ein Besitzen, in sich schliessen: beyde werden daher auch oft mit einander verwechselt. Indessen darf man nur untersuchen, ob ein Wort allezeit und durchgehends eine Menge von Theilen bezeichnet, oder ob es auch ein einzelnes Ding anzuzeigen dient; findet der letztere Fall statt, so wird die Endsylbe ig, welche zugleich wohlklingender ist, billig vorgezogen: z. E. dreysylbig, einsylbig; doppelzüngig, süßzüngig, hundertäugig, starräugig; vielköpfig, grauköpfig ꝛc." (Wie willkührlich!)

„Die Endsylbe sam war ursprünglich eine Vergleichungspartikel, und bedeutete gleich als." (Daher ist gleichsam ein lächerliches tautologisches Wort.) „Der Beywörter, die auf sam ausgehen, sind wenige an der Zahl. Man sieht leicht die Ursache: die Endsylbe sam kömmt mit der Endsylbe lich überein." — (Für sich betrachtet, aber nicht in der Zusammensetzung. Was ist verschiedner, als fürchterlich und furchtsam, empfindlich und empfindsam, bildlich und bildsam, grämlich und grausam?)

„Die Endsylbe haft schließt den Begriff von Haben in sich, und kömmt also mit der Endsylbe ig überein." (So ist denn habhaft ein eben so seltsames Wort, als gleichsam. Haft hat in der Zusammensetzung oft eine merkliche Nebenbedeutung, die es von ig unterscheidet.)

„Um aus den Beywörtern in haft wohlklingende Nennwörter in keit zu bilden, bedient man sich der Endsylbe ig, als: Standhaftigkeit, Lebhaftigkeit ꝛc." (Nicht der Endsylbe ig, sondern des ursprünglich eingeschobenen e oder i, woraus in der Folge ig geworden ist. Hr. Ramler führt selbst die Wörter Hertigkeit (Härtigkeit), Süßigkeit, aus der Fabel eines alten Dichters an. Wenn man hiebey zu Hülfe nimmt, was wir vorher von dem Mißbrauche der Analogie unter dem Volke erwähnten, so kann man sich die Erscheinung von Wörtern mit zwey Endsylben erklären; standhaftig, lebhaftig kömmt vermuthlich von Standhaftigkeit, Lebhaftigkeit her, worin man das ig mit der Endsylbe verwechselt hat. Aus eben der falschen Analogie ist sogar das dreyendigte Wort des gemeinen Lebens, stand-

haftiglich, entstanden; ja vielleicht auch ewiglich, gemeiniglich u. s. w.)

„Die Endsylbe bar kömmt von dem alten bären, tragen, her: fruchtbar, lastbar, zinsbar ꝛc. Wenn bar aber von dem alten Zeitworte baren, thun, verrichten, herkömmt, so vertritt es die Stelle der Endsylbe lich im zweyten Verstande; es bedeutet nämlich so viel als facilis, possibilis, was zu thun ist, was möglich ist: unheilbar, unbrauchbar, unzählbar, unschätzbar ꝛc." (Lich von leicht haben wir schon erwogen. Bären und baren scheint uns unter einen gemeinschaftlichen Hauptbegriff zu gehören. Man irrt sich oft unbeschreiblich, wenn man den alten Vorfahren, die in der Kindheit der Sprache lebten, die feinen Unterschiede andichtet, die wir in spätern Zeiten erst selbst hineingelegt haben. Daß ein rohes Volk sich von sinnlichen Gegenständen einen Reichthum an nüancirten Wörtern verschaffen könne, ist begreiflich: denn es drückt alles aus, was ihm in die Sinne fällt, und drückt also auch einerley mit verschiednen Wörtern aus, was ihm unter verschiednen Umständen und von verschiednen Seiten in die Sinne fällt. — Ganz anders aber verhält es sich mit den Verstandesbegriffen, wovon hier die Rede ist. Eben das rohe Volk, das vorzüglich reich an sinnlichen Unterscheidungen ist, kann ausserordentlich arm an abstracten Unterscheidungen seyn. — Jedoch, alles das zugegeben, was Hr. R. hier behauptet, den ganzen Unterschied zwischen bären und baren, und sogar den noch weit feinern Unterschied der Sylbe bar, die von bären, und der Sylbe bar, die von baren herkömmt: so giebt es noch genug Wörter mit der Endung bar im zweyten Verstande, die (welch eine Menge von irrigen Behauptungen, eine auf die andre gepfropft!) wieder mit der Endung lich im zweyten Verstande nichts gemein haben: empfindlich, empfindbar; unbeträchtlich, unbetrachtbar; ehrlich, ehrbar ꝛc. Man merke zugleich, daß Hr. R. diese und andre Wörter selbst anführt, ohne zu gestehen, daß Ausnahmen von solcher Wichtigkeit seine Regel zur Grübeley machen.)

Nun noch ein paar Worte von dieser dritten Auflage überhaupt. Hr. Ramler nennt sie verbessert: richtiger wäre es gewesen, sie vermehrt zu nennen. Hätte Batteux innres Verdienst genug, sich auf unsern deutschen Schulen lange zu behaupten, so würde die seltne Sorgfalt seines deutschen Herausgebers, an den Grundsätzen seines Autors nichts zu berichtigen, uns noch viel angenehmer seyn, als sie schon itzt ist. In einem Buche, woraus der junge Kopf seine ersten Begriffe von einer Wissenschaft empfängt, die so leicht seichte Köpfe machen kann, sollte nichts stehen, als was mit der größten Genauigkeit und Wahrheitsliebe geprüft worden. Kaum findet sich in dem ganzen Buche ein einziger Artikel, wider den sich nicht wichtige Einwürfe machen liessen: und wie viele sind nicht seit der ersten Ausgabe wirklich gemacht worden, die Hr. Ramler gar nicht genutzt hat. Noch mehr. Wenn man den Abt Batteux auch nur schlechtweg als einen Franzosen von Geschmack betrachtet: so muß man sich schon verwundern, wie er so geschmacklose Urtheile fällen, und Hr. Ramler ihm darin folgen konnte. Sollte itzt noch jemand folgenden Versen von Boileau nicht ihren Unwitz ansehen?

> **Un clerc pour quinze sols, sans craindre le holà,**
> **Peut aller au parterre attaquer Attila,**
> **Et si le Roi des Huns ne lui charme l'oreille,**
> **Traiter de Visigots tous les vers de Corneille.**

Kann etwas gezwungner, gespielter und armseliger seyn, als Verse für Westgothen zu schimpfen, weil Attila ein König der Hunnen ist? Und doch, was sagt der Lehrer des guten Geschmacks, Hrn. Ramlers Batteux, davon? Wie viel Anmuth (faselt er III. S. 167.) bekommen nicht diese vier Verse durch das Gleichniß von einem Advocatenschreiber, der sich mit dem Attila mißt, (ein verrückter Mensch!) und Versen, die ihm mißfallen, Injurien sagt! (Wenn das Anmuth ist! —) Wo findet man Verse, die ein kräftiger Colorit haben! (Und wo findet man Kunstrichter, die einen schalern Geschmack haben?) — Ein einziges

solches Urthel ist allein zureichend, den Mann verdächtig zu machen, der so was sagen kann.

Wir würden aber viele von gleichem Nachdruck anführen können, wenn wir nicht mit Vergnügen bemerkt hätten, daß ohnehin schon einigen Lehrern auf deutschen Schulen über seinen wahren Werth die Augen aufgehen. Der verdeutschte Batteux kann unstreitig guten Nutzen haben, wenn er in die Hände eines Lehrers fällt, der seine Lücken zu ergänzen, seine Mängel zu verbessern weiß: er kann aber ein großer Verführer junger Leute werden, wenn er sein Ansehen lange so behält, als bisher, und wir übertreiben wol nichts, wenn wir großentheils seiner Schule die Landplage von Witzlingen und Kritikastern zuschreiben, mit denen unser gutes Vaterland in den letzten drey Jahren heimgesucht worden.

---

46. Stück. Mittwoch, den 21. Merz, 1770.

Abschied an den Amor. Halle, 1769. (3 B. in 8.) 82

Wir wollen unsre Meynung ohne Umschweife sagen. Wir sind mit unserm deutschen Gresset, Chaulieu, la Fare, Chapelle, und wie Hr. Jacobi weiter heißt, itzt bey weitem so zufrieden nicht mehr, als wir ehedem waren. Es ist Hrn. Jacobi nicht genug, daß er seine Ideen aus französischem Boden verpflanzt, und diesen Produkten zugleich den eigenthümlichen Geschmack der Verpflanzung fehlen läßt, der sie allenfalls piquant machen könnte: er wiederhohlt sich bis zum Ekel; ist längst erschöpft, ohne es zu merken; unermüdet, um — seine Leser zu ermüden.

Kaum hat ihm Gleim zu verstehen gegeben, daß die Moral, die uns Mösers Harlekin lehrt, keine bloße Harlekinade sey: gleich setzt er sich hin in die Positur eines launichten Chapelle, der bey seinem Weinglase mit Molieren über die Eitelkeit des menschlichen Lebens epikurisirt: wir lesen von Stund an nichts als kahle Declamationen von dem

Schaden, den Young durch seine Nachtgemälde anrichtet, und von dem Verdienste der Dichter, welche in diesem Jammerthale hienieden ein bischen Freude ausbreiten. Gleim übersetzt ferner ein kleines Lobgedichtchen auf die kleinen Verse: auf einmal wimmelts in allen Buchläden von kleinen Verswürmern — wie nach einem warmen Regen aus den Eyern gekrochen. Wieder ein andermal eröffnet ihm die Lippertsche Dactyliothek eine weite Aussicht von neuen steinernen Liebesgöttern: und nun sieht Gresset-Jacobi nichts als schnitzelnde, reitende, citharschlagende, Weisheithorchende Amoretten, daß dem standhaftesten Leser ein Grauen ankömmt, und der Dichter selbst sich durch das allgemeine Mißvergnügen genöthigt sieht, den guten Amor förmlich zu beurlauben.

Das letzte, und nebenher auch das erste und zweyte, ist der Fall mit den gegenwärtigen drey Bogen. Ja, liebster Amor, seufzt er in der Vorrede, die Zeiten sind vorbey, da die griechischen Künstler dich in allerley Gestalt auf den Becher gruben, welcher Jünglingen und Mädchen, Matronen und Greisen, Kriegern und Philosophen gefallen sollte. — Die Zeiten sind vorbey! Der große Hause zankt mit dir, will deinen Bogen und deinen Köcher dir aus der Hand reissen, um ihn auf dem Heerde zu verbrennen, der, bey frostigen Systemen, ihn erwärmt. Ists möglich? dieses frostige faux brillant von Jacobi?

Doch es kommen in dem Abschiede an Amor überhaupt sonderbare Sachen vor. Eine gewisse Belinde, von der wir viel lesen müssen, was vielleicht den Dichter, aber nicht uns intereßirt, hört

— — an den Bächen
Die Blümchen unter sich
Vom kleinen Amor sprechen.

Sieht sie nicht auch Gras wachsen? Eben diese Belinde erscheint ihm mit einem Körbchen: ein böses Omen. Aber der Witz weiß sich immer zu helfen.

Amor! ihr das Körbchen rauben
Sollst du: dann verfolgt sie dich,
Amor! dann verirrt sie sich
Her zu mir in diese Lauben.

Schöne Pointe! Eine Pfeilspitze auf Amors Bogen! — Im Vorbeygehen, was sollen wir zu der neuen Inversion sagen, die auf allen Blättern vorkömmt, und die wir nicht gerne mit einem neuen Namen die Gleimische nennen möchten: ihr das Körbchen rauben sollst du. Wenn dergleichen Hülfsmittel einer Sprache nicht sehr sparsam und behutsam gebraucht werden, so verlieren sie, anstatt sich Eingang zu verschaffen, alle ihre Wirkung. Die Inversion soll dienen, den Ausdruck mannigfaltiger zu machen: kömmt sie aber alle Augenblick wieder, so thut sie gerade das Gegentheil, sie macht ihn monotonisch.

Auch mit Galanteriewaaren hat uns Hr. Jacobi beschenken wollen: so püre von Galanteriewaaren strotzend, als ob sie aus dem le Pays übersetzt wären. „Sehen Sie, meine gnädige Gräfin, lauter lose Sachen (oder vielmehr lauter lose seyn sollende Sachen) denkt man sich bey ihrem Heiligen, und mir, als einem Ketzer, ist dieses am wenigsten erlaubt. Ernsthaft von dergleichen Sachen zu reden, wollen wir denen hochwürdigen Matronen überlassen, die sich bey einem Heiligen deßwegen erbauen, weil niemand sonst, als ein Heiliger, sie anhören mag. Diese mögen einmal im Grabe Wunder thun, indeß daß Sie, meine gnädige Gräfin, mit Ihren im Leben gethanen Wundern sich begnügen.“ Ey! das war artig gegeben! Aber doch nur eine Kleinigkeit gegen die sehr galante Chrie über die Handschuhe einer gnädigen Frau, wo durch alle Fächer bewiesen wird, daß die gnädige Frau Unrecht hat, ihre weissen Hände in ein paar Handschuhe zu stecken. Besonders empfehlen wir den charmanten Locus, daß die Göttinnen keine Handschuhe getragen haben, zum fleißigen Nachlesen. Wer daran keinen Geschmack findet, der ist zu den vertrauten Mahlzeiten der witzigen Köpfe, wozu Hr. Jacobi S. 32 Anstalten macht, so gut als verdorben.

---

52. Stück. Sonnabend, den 31. Merz, 1770.

83 Riedels philosophische Bibliothek. Drittes und viertes Stück.

Wir zeigen die Fortsetzung dieses Journals aus keiner andern Ursache an, als weil die Billigkeit erfordert, unsern Lesern zu sagen, daß sie in diesen beyden Stücken eine Antwort auf unsre Einwürfe wider Hrn. Riedels Theorie von der Schönheit, und zugleich eine Vertheidigung seiner Bibliothek, finden.

Von der letztern ist nichts weiter zu sagen, als daß Hr. R. sich bemühen möge, der Fehler, die er itzt selbst gesteht, in seiner Bibliothek immer weniger zu begehen, — wenn er kann. Seine Nebenbetrachtungen über unsre Kritik wollen wir ihm schenken: wir haben darüber von seiner Seite nie etwas Erhebliches erwartet.

In Ansehung der erstern sey es, um kurz davon abzukommen, seiner Receptivität ein für allemal unverwehrt, sich — jungen Krätzer besser schmecken zu lassen, als Rheinwein. „Einerley Ursachen (S. 80) bringen einerley Wirkungen nur unter einerley Umständen hervor; es wäre also zu untersuchen, ob die wesentliche Receptivität zur Empfindung der Schönheit bey allen Menschen einerley, oder nach der Verschiedenheit der Umstände selbst verschieden ist.“ Er untersuche also mit seinen Akustikern (so heissen ihm S. 43 die Studenten, die ein Collegium hören) ob die wesentliche Receptivität, den jungen Krätzer dem Rheinwein vorzuziehen, bey ihnen allen einerley, oder nach der Verschiedenheit der Umstände, wenn nämlich ein Glas Rheinwein daneben steht, selbst verschieden seyn könne; und wenn er dies untersucht hat, so untersuche er, ob sich etwa der Fall auch umkehren lasse; und wenn er nun, wie sehr zu vermuthen ist, aus einem Skeptiker ein Dogmatiker, das Wort im urbanen Verstande genommen, (S. 76) wird geworden seyn: o wohl ihm! Er, der bisher so vieles schon in den Tag hinein geschrieben hat, wird vielleicht gar mit der Zeit das Vergnügen haben,

einen ganz neuen Cameralnutzen des wohlschmeckenden Krätzers ins Land hineinzuschreiben (S. 35.) Eine frappante, wiewol nicht unmittelbare, Folge seines tiefsinnigen Systems von der Schönheit, (daß man über den Geschmack nicht disputiren könne) wozu wir ihm Glück wünschen.

Uebrigens sehen wir aus allen Umständen, daß Herr Riedel besser thäte, philosophische Schulcompendien zu recensiren, als sich um Leßings antiquarischen Geschmack, um seine Philosophie im Laokoon, und um Homers Philosophie in der Epopee, zu bekümmern. Wenn man frais émoulu du collège kommt (S. 74); so spricht man von solchen Sachen, Hr. R. glaube es, oder glaube es nicht, genau wie — Herr Riedel! Daß er es nicht glauben werde, ist freylich am wahrscheinlichsten. Und, ohne Schmeicheley, so viel wir bisher haben bemerken können, hat es das Ansehen, daß er sich über die meisten andern Dinge, beydes in Philosophie und in Litteratur, schon viel zu früh entschieden habe, als daß er zu dem Gefühl seiner engen Schranken jemals recht reif werden sollte.

---

56. Stück. Sonnabend, den 7. April, 1770.

Dionysius Longinus de Sublimitate. Ex recensione Z. Pearcii. Animadversiones interpretum excerpsit, suas, & nouam versionem adiecit S. F. N. Morus, Phil. Prof. Lips. 1769. (22 B. in 8.) 84

Die Weidmannische Handlung in Leipzig, die sich itzt durch so viele schöne Ausgaben deutscher Schriftsteller bekannt macht, hat uns diesmal eine Ausgabe eines griechischen Buchs geliefert, der wir an schönem Druck und prunkloser Zierlichkeit keine der besten englischen oder holländischen vorziehen dürfen. Und das Aeussere ist nicht ihr einziges Verdienst. Wir haben den Herausgeber als einen Mann von Einsicht und Geschmack kennen gelernt,

der seinen Autor durchgedacht, geprüft, mit den Aeltern und Neuern verglichen, und durch eine sehr elegante lateinische Uebersetzung auch für diejenigen, die nicht so glücklich sind, die Griechen in ihrer eignen Sprache zu lesen, brauchbar gemacht hat. Seine Anmerkungen sind etwas Bessers, als ein bloßes Gepränge von Philologie und Belesenheit: sie gehen auf das Ganze, bringen den Schriftsteller allenthalben, wo ein Mißverstand zu besorgen war, mit seinen Grundsätzen in Uebereinstimmung, forschen seiner eigenthümlichen Denk- und Schreibart nach, und verschweigen nicht, was in seinen Urtheilen noch verbesserlich seyn könnte.

Nun käme es noch darauf an, ob nicht Hrn. Morus Erklärungen selbst noch hin und wieder verbesserlich sind. Wir wollen sehen.

Im funfzehnten Abschnitte erklärt Longin, was Phantasie im allereigentlichsten Verstande, und was es als ein poetisches und oratorisches Kunstwort bedeute. Als ein poetisches, sagt er, *ὁταν, ἁ λεγης, ὑπ᾽ ενθουσιασμου και παθους βλεπειν δοκῃς, και ὑπ᾽ οψιν τιθῃς τοις ακουουσιν*, mit andern Worten, — wenn man sich die Sache so gegenwärtig denkt, als ob man sie sähe, und sie mit so vieler Lebhaftigkeit auszudrücken weiß, daß auch der Zuhörer sie als gegenwärtig denken muß: (die beyden großen Merkmaale des poetischen Genies.) Die oratorische Phantasie unterscheidet er bald darauf von der poetischen nach der Verschiedenheit ihrer Zwecke, indem diese den Zuhörer zu täuschen, (*εκπληξις*), jene ihn nur zu überreden strebt, (*εναργεια*); wovon er ein sehr gewähltes Beyspiel aus dem Demosthenes anführt. — Was bleibt also nun noch für die Phantasie in der ersten Bedeutung übrig? Longins Worte dünken uns gar nicht zweydeutig zu seyn. *Καλειται μεν γαρ κοινως* (der künstlichen Bedeutung entgegengesetzt) *φαντασια παν εννοημα, λογου γεννητικον, ὁπωσουν παριστανενον*: ohne Unterschied ein jeder Gedanke, der sich uns durch Worte mittheilt (der ein Phänomenon für uns wird, nach der

urſprünglichen Bedeutung des Worts *φανταζειν*). Sogar die Variante, die Hr. M. anführt, *παν το ὁπωσουν εννοημα γεννητικον. λογου παρισταμενον,* würde die Richtigkeit unſer Erklärung beſtätigen. Hr. M. hingegen verſteht dies ſo, daß Longin vom Phantaſiren rede, de ein motus vehemens deſcribitur, qualis eſſe debet in ſomno, contentione animi, blandae iucundaeque rei cogitatione vt ea phantaſia dici poſſit. Dies zu behaupten, ſieht er ſich genöthigt, Longins Worten durch ein eingeſchobnes poteſt oder ſolet einen andern Sinn zu geben, welches er auf folgende Art thut. *Λογου γεννητικον*, quod verba gignere poteſt aut ſolet, erumpere in verba ſolet. Si quis enim vertat, quod in verba erumpit, (warum überhaupt erumpit?) is haud dubie a vero aberrat, nec communem omnibus exemplis notam viſionum tradit (und gerade dieſe communis nota beſtehet darin, daß ein Gedanke in der Seele iſt, der durch Worte eine Erſcheinung wird) quam tamen definitio promittit: neque enim viſio ſemper erumpit in verba (woraus folglich erhellt, daß Longin gar nicht von der ſubjectiven, ſondern von der objectiven Viſion rede). Sed ſi ille motus animi erumpere in verba poſſe aut ſolere dicatur &c. — So? die Viſion würde alſo aufhören, eine Viſion zu ſeyn, wenn ſie nicht durch Worte ausgedrückt würde, hätte aber alsdann erſt das rechte Gepräge der Viſion, (man ſieht wol, daß wir hier mit Hrn. M. von der ſubjectiven Viſion reden), wenn ſie nur durch Worte ausgedrückt werden könnte, auch wenn ſie wirklich nicht dadurch ausgedrückt würde? — Darf man Longin ſo was ſagen laſſen?

Wir bitten unſre Leſer wegen dieſer langen Anmerkung über ein Wort um Verzeihung: die Phantaſie iſt ein Ding, das in unſern neueſten Theorien allzuviel herumſpuckt, als daß es nicht eine genauere Beſtimmung nach dem Sinne der Griechen verdienen ſollte. Noch eine ähnliche Stelle, und vielleicht von nicht geringerer Erheblichkeit. Die Freyheit, ſagt Longin, oder vielmehr der Philoſoph,

den er redend einführt, ist die wahre Mutter der Beredsamkeit; uns heutigen Sklaven fehlt es an Erhabenheit der Seele, um Redner zu seyn; sind wir ja etwas, so sind wir erhabne Schmeichler: διοπερ ουδεν ὁτι μη κολακες εκβαινομεν μεγαλοφυεις. Wer sich erinnert, daß Longin die μεγαλοφυιαν beständig als ein Synonymon vom ὑψος braucht, der wird nicht leicht errathen, wie Hr. M. zu folgender Note komme: κολακες μεγαλοφυεις, qui magna quidem in aliquo genere spectant, vt diuitias, honores, & fauorem aulae, sed adulando ea consequi student (als ob die Art von μεγαλοφυια nicht auch in Republiken statt fände!) Nicht so. Longin sagt hier etwas, was viel genauer zur Sache gehört: nämlich, daß ein Redner wie Demosthenes, und ein Redner, wie z. E. Plinius, zweyerley sind: er spürt dem Unterschiede der Beredsamkeit in der Republik und in der Monarchie bis zu ihrer Quelle nach; und wie wahr ist seine Bemerkung! —

Eine zweyte Betrachtung ist, daß Hr. M. Lesarten, die offenbar falsch sind, aus gar zu ängstlicher Anhänglichkeit an diesem oder jenem Codex, dennoch im Text stehen läßt; welches Lesern, die sich nicht gerne bey den kleinen Nötchen aufhalten mögen, eine verdrüßliche Lectüre macht. Die Bentleye, Pauwe ꝛc. gehn zu weit; wir geben es zu: aber wenn Hr. M. von dem vortrefflichen Ernesti die Maxime angenommen hat, lieber einen falschen Sinn im Text zu behalten, als ihn durch eine bessere Lesart aus einem schlechten Codex, oder bloß aus der gesunden Vernunft, zu berichtigen; so geht er mit seinem Lehrer, auf der andern Seite, nicht weit genug: das eine scheint uns so fehlerhaft, wie das andre zu seyn. Μηποτε S. 16 sagt, wie Hr. M. selbst zeigt, gerade das Gegentheil von dem, was der Text erfordert; es muß nothwendig δηποτε heissen: warum denn nicht gleich hingesetzt? Ῥοπικον S. 18 ist Unsinn: aber ῥωπικον ist das rechte Wort; und doch steht im Text ῥοπικον. Allenthalben stößt man bey dieser Art kritischer Genauigkeit an, die der Bosheit der Engländer schon so lange zum Sprichwort geworden ist!

57. Stück. Dienstag, den 10. April, 1770.

Die Codices, die bey der Originalausgabe von Pearce zu Rathe gezogen worden, sind sonst zahlreich genug. Ein Pariser-Codex, sechshundert Jahre alt; ein venetianischer; ein canterburyscher; drey aus dem Vatican; einer, den ein Italiener, Andreas Dudithius, besessen hat; noch ein Codex, aus der Ambrosianischen Bibliothek, der aber, wie einige der vorgenannten, ziemlich neu ist.

Die Ausgaben theilt Hr. M. in fünf Classen ein, wovon wir, damit man ohngefähr sehen könne, durch was für Schicksale und Gefahren die alten Schriftsteller in unsre Hände zu kommen pflegen, einige der merkwürdigsten hier anführen wollen. In der ersten Classe ist die erste und älteste Editio Francisci Robortelli, prodiit Basileae a. 1554. 4. ap. Jo. Oporinum, typis luculentis. Hr. M., dem sie Hr. Reiske mitgetheilt hat, glaubt, daß sie nach dem Ambrosianischen Codex abgedruckt worden. Wo der Herausgeber anstieß, setzte er ein Sternchen, wo er eine Lücke fand, füllte er mit vielen Sternchen einen leeren Platz aus. Er sagt, daß er die Ode der Sappho, die Longin anführt, in Verse abgetheilt habe, ohne irgend etwas aus seinem eignen Kopfe hinzu zu setzen, damit das Metrum heraus komme. Aber es fehlt ein ganzer Vers; das Sylbenmaaß ist oft unrichtig; den Anfang *φαινεται μοι* hängt er an Longins Worte an, und *θαυμαζεις*, womit Longin fortfährt, steht hier, als ob es noch zur Ode gehörte. Gemeiniglich sind seine Lesarten gut, und stimmen mit dem Pariser-Codex überein. Zweyte Classe. Editio Manutiana, Venetiis a P. Manutio a. 1555. 4. curata, & minutissimis typis expressa. Die Stellen aus den Poeten sind abgesetzt, aber die Abhandlung selbst geht ohne Abschnitte fort. Was für ein Codex zum Grunde gelegt worden, wird nicht gesagt, ausser daß er von Motten zernagt gewesen. Manutius hat seinem Autor viel Schaden gethan: denn alle die Stellen, die Longin von den alten Schriftstellern aus dem Kopfe, und fast immer mit seinen

eignen Worten anführt, hat Manutius nach den Ausgaben dieser Schriftsteller berichtigen wollen, und darüber Longins wahre Lesart ganz unkenntlich gemacht. Vieles scheint er, ohne dem Leser etwas davon zu sagen, nach bloßen Vermuthungen geändert zu haben, und wo ein Wort fehlte, da hat er ohne viel Umstände eins hin erfunden. Dritte Classe. **Editio Francisci Porti, Cretensis, quae Geneuae a. 1570. 8. ap. Jo. Crispinum vna cum Hermogene & Aphthonio prodiit.** Hier sind zuerst Abschnitte gemacht, doch ohne Ueberschriften. Die am Rande angemerkten Lesarten sollen, wie man glaubt, aus dem Dudithischen Codex seyn. Nach dieser Ausgabe sind alle folgende, bis auf Pearce, abgedruckt worden. Im Grunde ist sie weiter nichts, als eine Copie der Ausgaben von Manutius, mit einigen Veränderungen. — An eigenmächtigen Zusätzen und Muthmaßungen ist niemand reicher, als Jacobus Tollius. Pearce hingegen, dem unser Hr. Morus gefolgt ist, suchte sich dadurch um Longin verdient zu machen, daß er ihn von allen dergleichen Zusätzen säuberte u. s. w. Von der Heinekschen Uebersetzung urtheilt Hr. M. mit Recht, daß man die Stärke des Longinschen Ausdrucks an ihr schwerlich erkennen könne.

Von der Vortrefflichkeit des Originals noch schließlich etwas hinzuzufügen, halten wir für überflüßig. Longin setzt philosophische Leser voraus, die ihm in allen seinen Eintheilungen, und sogar in den verschiednen Begriffen, die er mit dem Worte ὕψος verbindet, nachzugehen wissen: wer ihn aber recht gelesen hat, dem wird er nützlicher seyn, als hundert Theorien nach den neuesten Grundsätzen, die von dem tiefsinnigen Riedel nicht ausgenommen, der in Hrn. M. Anmerkungen oft sehr zur Unzeit gegen den armen Longin paradiren muß.

Damit aber wollen wir nicht sagen, daß man ihm allemal blindlings folgen müsse, vornämlich, wo er den Kunstrichter spielt. Das Pröbchen auf der 24. S. ist allein zureichend, uns darin behutsam zu machen. Wir wollen doch, der Seltenheit wegen, und weil Longin eben

darin so viele Nachschreiber gehabt, etwas davon erwähnen: es betrifft nichts geringers, als eine der größten Ungereimtheiten, worein je ein Schriftsteller gefallen ist, und die Longin kein Bedenken trägt, dem wortkeuschen — man rathe, wem — Xenophon selbst Schuld zu geben. Xenophon soll nämlich von den Spartanern gesagt haben, daß sie sittsamer wären, als — die Mädchen der Augen: *αιδημονεστερους αυτων των εν τοις οφθαλμοις παρθενων.* Mädchen der Augen? wie konnte Xenophon auf eine so nonsensikalische Vergleichung gerathen? Das soll so zugegangen seyn. *Κορη* heißt ein Augenlied und auch Mädchen. *Παρθενος* heißt gleichfalls ein Mädchen, aber kein Augenlied. Hätte nun Xenophon anstatt *παρθενος* das Wort *κορη* gebraucht, so würde man zwar immer noch aus dem *αιδεμονεστερους* gemerkt haben, daß es hier auf ein Wortspiel angelegt sey; aber das Wortspiel wäre doch noch zu versteckt gewesen: darum machte er es ein wenig plumper, und verwandelte *κορη* in *παρθενος*, daß also die Augenlieder nun mit Gewalt Mädchen seyn müssen! Ey ja! ruft Longin aus, wenn Amphikrates eine solche Thorheit gesagt hätte, so dürfte man sich nicht wundern: aber Xenophon! Freylich! was ist wol seltsamer, als, Xenophon, und dies unbegreifliche Wortspiel, zusammen zu denken! — Nur, daß noch ein Umstand in Betrachtung kömmt, der von einiger Erheblichkeit zu seyn scheint; und der besteht darinn, daß in keiner einzigen Ausgabe des Xenophon etwas von Augen vorkömmt, sondern daß sie alle einstimmig, statt *οφθαλμοις, θαλαμοις* lesen, welches auch viel vernünftiger lautet; denn nun wäre der Sinn dieser: das Betragen der Lacedämonier ist äusserst sittsam; keine Jungfer, die sich in ihrem Schlafgemach ganz allein weiß, kann sich sittsamer und schamhafter betragen. — Es ist doch schlimm, daß der ehrliche Longin gerade einen Codex in Händen haben mußte, worinn eine Lesart zu finden war, die sonst nirgend zu finden ist! noch schlimmer, daß es ihm nicht einfallen wollte, irgend einen bessern Codex zu Rathe zu ziehen!

60. Stück. Sonnabend, den 14. April, 1770.

85 Klopstocks geistliche Lieder. Zweyter Theil. Copenhagen und Leipzig bey Pelt. 1769. (7 B. in 8.)

Es ist ein falscher Gedanke, daß der große Haufe einen Kirchengesang nicht verstehen könne, der die Sprache der Empfindung redet, d. i. der sich durch solche Wendungen, Inversionen, Worte, und Bilder ausdrückt, durch welche sich der Ausdruck der Empfindungen von dem Ausdruck des kalten Verstandes allemal, mehr oder weniger, unterscheidet. Sagte man dies von Leuten, die durch die Art ihrer gewöhnlichen Lectüre ihre Seele in eine gewisse logische Falte zusammen gezogen, und die Sprache der Empfindung, die in ihren Büchern nie vorkömmt, gar verlernt haben: so wäre nichts dagegen zu erinnern. Leuten von dieser Form ist vieles dunkel und unbegreiflich, was der gesunden Vernunft, die mit der natürlichen Empfindung des Herzens in keiner Fehde steht, wie der helle Tag einleuchtet. Das Volk hingegen denkt und redet vorzüglich durch Bilder, Gleichnisse, kühne Sprachwendungen, lyrische Sprünge: und seine eigenthümliche Sprache sollte ihm gleichwol bey den Dichtern fremde dünken? Es giebt mehr als eine gute Bauersfrau, die sehr verlegen seyn würde, auch den leichtesten Paragraphen in einer Dogmatik, der nach allen Regeln der logischen Deutlichkeit ohne Ausnahme abgefaßt wäre, zu verstehen, und der es nicht die geringste Schwierigkeit macht, den Meßias zu lesen. Wem dies unglaublich vorkömmt, der zeigt, daß ihm selbst noch sehr undeutliche Begriffe von der Deutlichkeit beywohnen. Deutlichkeit ist bloß relativ: Empfindung kann núr durch Empfindung begriffen werden. Wir sind versichert, daß wenigen die Klopstockschen Kirchengesänge, so wenig als ehmals und itzt den Juden die Psalmen, die wol unstreitig viel kühner sind, dunkel scheinen würden, wenn sie sich nicht mit dem Inhalte und dem Tone desselben in ein widersinniges Verhältniß setzen,

und da prosaische Rede erwarten, wo sie sich nur der simpeln Sprache ihres Herzens überlassen dürften, um ein jedes Wort an seiner Stelle zu finden. Wie wäre es auch möglich, daß ein Dichter unverständlich seyn sollte, der den Gang der Empfindungen richtiger und mit mehr Sympathie, als fast irgend ein andrer Dichter, beobachtet hat: wenn es nicht Leser gäbe, die sich von den Eindrücken dieser Empfindung überall wegzukünsteln gelernt hätten? Einige Kunstrichter haben sich weise genug gedünkt, ihm zu rathen, daß er sich mehr zu den Fähigkeiten einer Gemeine herablassen, als sie zu sich heraufheben möchte. Wenn in diesem Rathe auch wirklich ein Gedanke steckte: (wie lassen sich die Fähigkeiten einer Gemeine, wie der Grad der Herablassung bestimmen? welches Maaß der Fähigkeiten braucht man, um zu empfinden?) so würden wir es doch noch immer für sichrer halten, daß ein Dichter, der sich auf dem rechten Pfade der Natur fühlt, sein eignes Gefühl treulich ausdrückt, als daß er, um sich in einen fremden Horizont zu versetzen, sich Zwang anthut, und darüber das einzige Mittel einbüßt, wodurch er sich überzeugen konnte, der Empfindung treu geblieben zu seyn. Anders verhält es sich mit den Dichtern, die nicht sowol Empfindungen, als Sitten nachzuahmen, nicht sowol für das Herz, als für den Verstand zu dichten haben. Es fehlt übrigens nicht an Beyspielen verschiedner, sonst guter, Verfasser von Kirchenliedern, die sich durch jenen Rath haben irre führen lassen: da sie doch im Stande gewesen wären, etwas Ausnehmendes zu leisten, wenn sie sich lieber bemüht hätten, den Ausdruck ihrer Andacht zu treffen, als sich, durch eine gezwungene Nachahmung, in die ungewisse Andacht der Handwerksleute und Krämer zu verliehren.

Nachdem wir uns so erklärt haben, brauchen wir nicht hinzuzusetzen, wie sehr wir den Verfasser des Meßias auch als Verfasser gegenwärtiger Lieder bewundern. Wir zählen sie unter die vortrefflichsten seiner

Werke, und tragen kein Bedenken zu sagen, daß wir lieber einen einzigen solchen Gesang, als alle Recensionen der Herren, die den Kopf schütteln, möchten geschrieben haben.

Die Melodien sind unter den bekannten Kirchenmelodien mit großem Geschmack ausgesucht, und sie haben auch diesmal das Eigene, daß in einem Liede zuweilen zwey Melodien, wie mit abwechselnden Chören, auf einander folgen. Einige andre sind ohne Melodien. Eins geht nach der vortrefflichen Kammermelodie, die unser Herr Bach im Anhange zu Gellerts Liedern auf das Lied der Frau Karschinn: Der junge Tag zurückgekommen ꝛc. gesetzt hat; wir wünschten, daß mehrere so gesungen werden könnten.

Die Vorrede ist von einem Inhalte, daß wir sie hier ganz einrücken wollen.

„Es ist schon lange her, daß ich mir habe vorgenommen gehabt, einmal ein Gesangbuch herauszugeben; und ich hoffe jetzt, nicht allzuentfernt mehr von der Ausführung zu seyn. Die Vollständigkeit dieser Sammlung wird vornämlich in der mannigfaltigen Wiederholung der Hauptmaterien der Religion bestehen. Mehr Vollständigkeit würde man zwar für die Hausandacht; allein für den öffentlichen Gottesdienst kann man sie nicht fodern.

Das neue protestantische Gesangbuch, auf dessen Ausgabe ich mich so sehr freue, (vielleicht wird es auch den Katholicken, unsern Brüdern als Deutschen, und, obwol dieses nach itzt noch unausgebreiteten Gesinnungen, als Christen, nicht ganz unbrauchbar seyn) es wird enthalten: Cramers Lieder, seine christlichen Psalmen, und einige seiner übersetzten; Funcks Lieder; die meisten von Gellerts und Schlegels; wenigere von Basedow, etliche aus den neuern Gesangbüchern, und meine. Mein Freund Giesecke ist mir, auch in Absicht auf den Wunsch, Lieder von ihm zu haben, zu früh gestorben. Aber vielleicht bleibt ein anderer nicht unerfüllt, mit dem ich mich hierdurch an Utz, und an die Karschin wende, und Sie um Ihre Beyträge bitte. Sollten auch noch mir unbekannte Verehrer des Christenthums

seyn, welche diesen Wunsch, als an sich gerichtet, ansehen wollen, und dürfen; so brauche ich ihnen kaum zu sagen, daß sie in einem guten Acker und zu reicher Erndte säen. Wie entfernt ich auch davon bin, ihre Wahl im geringsten einzuschränken; so verschweige ich doch nicht, daß es unter andern auch Lieder des Preises, Danksagungen und Fürbitten sind, die ich von ihnen erwarte. Ich halte es nicht für überflüßig, noch hinzuzusetzen, daß ob ich ihnen gleich, wenn sie es verlangen, meine Anmerkungen offen mittheilen, ich doch nie etwas, ohne ihre Erlaubniß ändern werde. Zu der Vorbehaltung einer gleichen Erlaubniß dürften auch wol dann, wenn das Gesangbuch nun herausgegeben ist, die Verfasser desselben nicht unberechtigt seyn, und, nach ihrem Tode, vielleicht Freunde haben, die durch ein eignes richtiges Urtheil von der Religion, der Herablassung, und der Dichtkunst sich bevollmächtigt genug glaubten, ihre Stelle in so fern zu vertreten, daß sie in neuen Ausgaben der alten folgten."

---

61. Stück. Dienstag, den 17. April, 1770.

[Chaumonts neue Manier das Toupet der Perücken zu bearbeiten].

Der Plan unsers gelehrten Artikels ist zwar hauptsächlich für diejenigen eingerichtet, die keine Gelehrte von Profeßion sind: man würde uns aber Unrecht thun, wenn man uns vorwürfe, daß wir auf die Befriedigung ernsthafter Leser, denen es mehr um Nachrichten aus der Region der höhern Wissenschaften zu thun ist, gar nicht bedacht wären. Es ist unsre Schuld nicht, wenn wir es nur selten können. Wir freuen uns so gut, wie die Kunstrichter irgend einer andern Zeitung, wenn wir neue Erweiterungen der Wissenschaften, neue Beförderungen der mit Recht sogenannten Arts utiles anzukündigen haben; und besonders freuen wir uns heute, da wir eine wichtige Neuigkeit von der Academie Royale des Sciences zu Paris mittheilen, welche

über die natürliche Verschwisterung der höhern Wissenschaften (sciences) und der höhern Künste (arts utiles) in Frankreich, einen anmuthigen Glanz verbreitet. Sie steht in No. 24 des Avant-Coureur v. J., und lautet, wie folgt.

„Der Perükenmacher, Sieur Chaumont, hat eine neue Manier erfunden, das Toupet der Perüken zu bearbeiten, welche sehr ingeniös ist, und bey der Academie Royale des Sciences vielen Beyfall gefunden hat. Diese Gesellschaft, die gewohnt ist, jeden durchgedachten Versuch (tentative raisonnée), welcher die Vollkommenheit der höhern Künste — (Ein Wort zur Erläuterung. Das Parlement zu Paris entschied vor einiger Zeit, zum großen Mißvergnügen der Männer-Peruquiers, daß nur die Friseurs des Dames Künstler der Arts liberaux wären. Wie wenig dachten wir damals, daß die Männer-Peruquiers Genies unter sich hätten, die im Stande wären, ihre Scharte so auszuwetzen! Denn es ist offenbar, daß Arts utiles nach dem Sinne einer Akademie der höhern Wissenschaften hier auf nichts geringers, als auf höhere Künste anspielen müssen.) „Diese Gesellschaft, sagen wir, die gewohnt ist, jeden durchgedachten Versuch, welcher die Vollkommenheit der höhern Künste zum Gegenstande hat, zu encouragiren, hat den Ausspruch gethan, daß die Pratique des Sieur Chaumont, durch welche es ihm gelungen ist, die Dicke der Perüken zu vermindern, den Rand derselben ganz nahe an die Haut zu bringen, und das Haar so auf der Stirne aufzustellen, wie es dem Schnitte des Gesichts am vortheilhaftesten ist, gar sehr zur größern Vollkommenheit seiner Kunst gereiche, und ein Beweis seiner Talente und seiner Einsicht (intelligence) sey."

„Diese Approbation der Akademie ist schon vom März 1767. Viele und mannigfaltige Erfahrungen haben seitdem die Versuche des Sieur Chaumont noch einleuchtender gemacht, und die Vorzüge seiner Erfindung noch mehr bestätigt. Ein zweyter Nutzen von dem Fortgange seines

Fleisses ist, daß er durch das Maaß nach der Form des Gesichts, welches er bey seinen Perücken beobachtet, die Zeichnung des Umrisses so richtig anzudeuten, und die wirkliche Ausführung der Frisur mit so vielem Geschmack darnach einzurichten weiß, daß auch der bedenklichste Liebhaber, der von seiner Kunst Gebrauch machen will, sich dadurch befriedigt finden muß."

Wir hoffen, daß die hier mitgetheilte Nachricht nicht nur den Gelehrten Deutschlandes überhaupt, sondern den feinern Gelehrten insbesondre, die ihre Perüken aus Paris verschreiben, höchst interessant seyn werde. Man adreßirt sich an den Artisten Peruquier, Sieur Chaumont, rue des Poulies St. Honoré, à Paris.

---

62. Stück. Mittwoch, den 18. April, 1770.

Geschichte der Könige von Dännemark aus dem Oldenburgischen Stamme, durch J. H. Schlegel, mit ihren Bildnissen nach dem Originale gestochen von J. M. Preisler. Erster Theil. Copenhagen 1769. (75 Bogen in Folio.)

Wenn diese Biographie auch weiter keine Verdienste hätte, als daß sie die erste gutgeschriebene deutsche Biographie in ihrer Art ist, welche die Probe der Uebersetzung aushalten kann: so wäre es schon viel. Ein deutscher Dichter des Dänischen Theaters! sagte Leßing mit Verwunderung von dem ältern Schlegel. Ein deutscher Geschichtschreiber der Dänen! sagen wir mit gleicher Verwunderung von dem jüngern Schlegel: zu einer Zeit, da, einige einzelne Lebensbeschreibungen ausgenommen, unsre eigne Geschichte ein ungebautes Feld ist, das mit mehr Schätzen, als vielleicht eine Geschichte in der Welt darbietet, noch immer keinen Arbeiter finden kann.

Allein sie hat noch andre Vorzüge, die von nicht geringerer Wichtigkeit sind. Dännemark ist seit langer Zeit

so glücklich gewesen, fleißige und patriotische Geschichtschreiber in nicht geringer Anzahl hervorzubringen, denen ihr Vaterland viel zu danken hat, aber noch mehr danken würde, wenn sie theils die Quellen besser hätten nutzen können, theils eine strenge kritische Sorgfalt, besonders in der Chronologie, gekannt hätten. Hr. Schlegel hat die Menge seiner Vorgänger nicht nur durchgehends verbessert, sondern es ist ihm sogar gelungen, durch den Zugang zu den Archiven, den ihm der große Staatsminister, Kenner und Beförderer der Gelehrsamkeit in Dännemark verschafft hat, und durch eine Menge andrer gedruckter und ungedruckter Beylagen, die ihm von gelehrten Männern in Copenhagen mitgetheilt worden, sein Buch selbst zu einer Hauptquelle der Dänischen Geschichte, in so fern sie das Leben der Könige vom Oldenburgischen Stamme angeht, zu machen. Wie er sich dieser Vortheile mit dem Geiste der Griechischen und Römischen Geschichtschreiber zu bedienen gesucht, wird man am besten aus seinen eignen Worten beurtheilen können.

„Bey den weitläuftigen und mühsamen Untersuchungen, die ich über die Geschichte jedes Königs, und bey den zum Theil wenig bekannten oder bisher unbekannten Nachrichten, die ich gesammelt, ohne sie alle, weil ich einem festgesetzten Plane folgte, zu brauchen, wäre es weit leichter gewesen, dieses Werk zu einem großen Umfang auszudehnen, als es in den gegenwärtigen engen Raum zu bringen. Da man die denkwürdige Geschichte von zwölf Königen und von mehr als drey Jahrhunderten auf einmal zu beschreiben vorgenommen, schien es genug, dasjenige auszuwählen, wodurch die Personen der Könige, ein jeder vom Anfange seines Lebens bis an seinen Tod, und der Zustand, die Sitten, und die Denkungsart ihrer Zeiten kenntlich würden; und dabey nur ihre merkwürdigsten Thaten und Begebenheiten, diese aber so ausführlich, mit ihren Gründen, Umständen und Folgen, zu erzehlen, daß die Kenntniß davon fruchtbar und angenehm würde. Anführungen und Widerlegungen, die man leicht fast bey

jeder Zeile hätte anbringen können, würden also nur, den Leser sowol, als den Verfasser, zerstreut und von diesem Zwecke abgezogen haben. Aber es ist ein anders, keine Beweise anzuführen, und keine Beweise zu haben. Das erste thaten die Alten nur selten, und sie haben es insgemein für dienlicher geachtet, sich durch ihre Denkungsart und ihren kenntlichen Fleiß eine allgemeine Glaubwürdigkeit zu erwerben. Ich werde mich daher auch nicht für widerlegt halten, wenn man gleich darthut, daß bey einem angesehnen, ja selbst einem gleichzeitigen Schriftsteller, eine Sache weit anders als hier erzehlt sey. Ich bin bereit, Beweise zu führen, so bald sie von solchen, denen es ernstlich um Wahrheit zu thun ist, gefodert werden. Wenn ich mich hingegen von kleinen oder großen Irrthümern überzeugt finde, (und wie könnte es möglich seyn, daß ich allen entgangen wäre?) will ich sie gern gestehen und bessern."

Mehr brauchen wir nicht von einem Buche zu sagen, das kein Freund der Geschichte entbehren kann. Uns bey einigen Kleinigkeiten des Ausdrucks, einigen Danismen u. d. gl. aufzuhalten, wäre eine undankbare Mühe. Einen neuen und seltnen Werth geben demselben die Bildnisse von dem vortrefflichen Preisler gestochen, die um so viel mehr Lob verdienen, je schlechter, wie wir von guter Hand wissen, die Originalgemälde größtentheils gewesen sind, die ihm zum Muster gedient haben.

Bey dieser Gelegenheit wird es unsern Lesern angenehm seyn zu erfahren, daß vor kurzem von eben dem berühmten Künstler, Luthers Bildniß nach Lucas Cranach, in klein Folio, vor einem Gedichte auf Luthern, dessen Verfasser Hr. Hofprediger Cramer ist, erschienen.

---

63. Stück. Freytag, den 20. April, 1770.

Oden nach dem Horaz. Berlin, 1769. (6 B. in 8.)

In eben der Manier, worinn Gleim Lieder nach dem Anakreon gesungen hat, ahmt er diesmal Horazen

nach. Bey jenen war sein Zweck nicht, (obgleich die Kunstrichter nach ihrer Gewohnheit es so mißverstanden haben), Anakreons Geist, sondern seinen eignen, durch Anakreontische Gegenstände, auszudrücken. Es ist etwas anders, als Nachahmung, und doch kein Wettstreit.

Et vitula tu dignus, & hic.

Um so nachzuahmen, muß man noch ein anderes Talent haben, als sich in den Charakter und den Geist eines andern zu schmiegen: man muß fühlen, daß man beydes selbst besitze.

Gleichwol ist nicht zu läugnen, daß die Lieder nach dem Anakreon, (die schönsten Lieder, die wir im Deutschen haben), in ihrer Art eines Gleims viel würdiger sind, als die Oden nach dem Horaz. Woher das? Gleim und Anakreon sind verwandtere Seelen, als Gleim und Horaz. Dort standen beyde Dichter ohngefähr auf einer Stufe: hier steht der eine manchmal höher, und der andre muß ihm nachstreben.

„Wenn der Kenner findet, heißt es in der Vorrede, daß sie (diese Nachahmungen) nur mit Etwas Eigenthümlichen sich unterscheiden, so sang der Verfasser nicht zu seinem Mißvergnügen. Das stolze: Nach dem Horaz: höret auf stolz zu seyn, so bald man bedenkt, daß der Maler nach einem großen Muster gearbeitet hat, an dessen Werken man nur einige Züge des großen Musters entdecket." — Aber wenn der Maler nun lieber seiner eignen Idee gefolgt wäre, und sich um das große Muster gar nicht bekümmert hätte: so hätte er sich unnöthigen Zwang erspart, und, was gilts? um nichts schlechter gearbeitet. Wir müßten Gleimen nicht kennen, wenn wir einen Augenblick zweifeln wollten, daß z. E. die Ode an das Schiff, welches Klopstock nach Copenhagen überbrachte, weit inniger aus Gleims Herzen gekommen seyn würde, wenn der Dichter seiner eignen Empfindung ganz überlassen gewesen wäre, als itzt, da er sich nach den Empfindungen eines andern zu bequemen sucht. Wie

viel verliert nicht die deutsche naive Simplicität unsers Dichters, wenn wir bemerken, daß nur darum so wenig von Klopstock, und so viel von andern Dingen, auch wol von der Tollkühnheit,

— mit schwachem Holz
— Weltmeere zu beschiffen,

gesungen wird, weil Horaz sich durch eine Digreßion von dem Gedanken an seinen Freund weglyrisiren ließ? So wichtig ist es, sich, auch bey den besten eignen Talenten, von aller ungleichen Nachahmung loszumachen.

Angemessener ist die Ode auf den deutschen Horaz, deren Feinheit eben darinn besteht, daß sie Nachahmung des Horaz ist, und so ein desto indirecteres Lob erhält. Dazu hätte sie aber ganz im Horazischen Tone bleiben sollen: das Ringen und Reiten und Springen in der ersten Strophe klingt allzu Gleimisch. In der Ode an die Deutschen wird die Vermischung des Horazischen und Gleimischen Tones noch mißtönender. Am vortheilhaftesten nehmen sich, und dies bestätigt unsre Anmerkung, diejenigen Nachahmungen aus, die in Gleims eignen poetischen Charakter gestimmt sind: die sechste, siebende, achte, eilfte, zwölfte, dreyzehnte, und drey und zwanzigste Ode. Mit diesen allein würden die eingemischten Originale eine vortreffliche Gesellschaft gemacht haben. Auch das kleinste eigne Lied dieses Dichters hat ein bestimmtes Ideal, wodurch es sich von seinen Nachahmern auszeichnet. Composition, Ton und Farbe, alles an ihm ist charakteristisch. Welch ein Unterschied auch hierinn zwischen Gleim, und so viel kleinen Poetchen, die man ihm itzt, bald aus Partheylichkeit, bald aus Mangel an Geschmack, an die Seite setzen will.

64. Stück. Sonnabend, den 21. April, 1770.

89 Musenalmanach für das Jahr 1770. Göttingen bey Dietrich. 12.

Der Einfall, Musenkalender zu machen, gehört zwar, wie billig, einem Franzosen, aber es kann nicht schaden, daß ein Deutscher, wie gewöhnlich, ihn nachahmt; es kann nicht schaden, daß der Witz in Deutschland etwas mehr in Umlauf gebracht wird, (wenn es erlaubt ist, einen so reellen Tropus hier anzuwenden.) Ein Hauptnutzen wird seyn, daß gelegentlich viel artige Chapeaux (S. 94.) männlichen und weiblichen Geschlechts Witz kennen, auch wol gelegentlich brauchen lernen. Wiewol wir, ernsthaft zu reden, in mehr als einer Absicht wünschen möchten, daß der Herausgeber seinen freundschaftlichen Musen nicht alles hätte für Witz durchgehen lassen, was sie dafür ausgeben, damit die erwähnten Hüte sich nicht etwa wundern, wie ihre eignen alten Bekannten, der Doppelsinn, der Frost, und der Gernwitz, in die Gesellschaft der Musen gerathen sind. Wir glauben in unsrer Forderung um so viel strenger seyn zu können, da der Herausgeber in seiner Wahl sonst viel Geschmack zeigt, und vermuthlich noch mehr zeigen würde, wenn er sich weniger bemüht hätte, neue, als gute Stücke zu liefern. In Deutschland, wo die guten Verse, auch wenn sie schon gedruckt sind, dem größten Theile der Kalenderleser noch lange neu scheinen werden, ist es kaum nöthig, sich die ohnedies schwere Wahl durch die Begierde nach neuesten Neuigkeiten noch schwerer zu machen. Eine Sammlung, worinn Gedichte von Klopstock, Gleim, der Karschinn ꝛc. stehen, duldet nichts Mittelmäßiges, so neu es auch seyn möge.

Der typographische Theil dieses Kalenders giebt dem Gothaischen Hofkalender nichts nach. Anstatt der Kupfer aber würden wir uns lieber mehr Liedercompositionen von den besten Meistern ausbitten.

Da man also jetzt anfängt, die Kalender zu Vehikeln

der Wissenschaft und des Witzes für Hofleute u. d. gl. zu nutzen: so wäre es auch vielleicht Zeit, auf Kalender für den gemeinen Mann zu denken, woraus er für seinen Stüber etwas bessers, als Lebensprognostika und Türkengeschichte lernen könnte. Wir wissen wol, daß man hin und wieder etwas von der Art bereits versucht hat: aber es fehlt unter den Kalendermachern noch sehr an Männern, die zu einer so wichtigen, obgleich gering scheinenden, Arbeit die gehörige Einsicht besitzen. Wie viel Verdienst hat nicht der berühmte Rosenstein um sein Vaterland, der seinen vortrefflichen Unterricht von Kinderkrankheiten zuerst in den gemeinen schwedischen Kalendern bekannt machte. Zur Aufklärung eines so schätzbaren Theils des menschlichen Geschlechts, als der gemeine Mann ist, wäre nichts bequemer, als diejenigen Bücher, die er täglich in Händen hat, seine Kalender, seine Evangelienbücher, und seine Gesangbücher, noch ausser der Religion, für ihn nützlich zu machen.

---

65. Stück. Dienstag, den 24. April, 1770.

Σωκρατης μαινομενος. **Oder, die Dialogen des** 90
Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift. Insani sapiens, aequus ferat nomen iniqui Vltra quam satis est virtutem si petat ipsam. Leipzig, bey Weidmanns Erben u. Reich. 1770. (20 B. in 8 mit Kupfern.)

Alexander der Held beneidete Diogenes den Hund. Die Erscheinung war so wunderbar nicht: Diogenes ist schwerlich der einzige Hund, den ein Eroberer beneidet hat. Wie aber Alexander würde gedacht haben, wenn er einen so zierlichen phantasiereichen Halb-Aristipp vor sich gesehen hätte, als der Cyniker itzt in der schönen Natur unsers Wielands geworden ist? — Ohne Zweifel wäre er, nach der Mode unsrer neuesten jungen Kenner, vor entzückungsvoller Bewunderung gar in Ohnmacht gefallen!

O Diogenes! würde er geseufzt haben, du bist wahrhaftig ein Sohn Jupiters! ein himmlischer Hund! — wie schon jener Concettist beym Laertius geseufzt hat:

— ην γαρ αληθεως
Διογενης Ζανος γονος, ουρανιος τε κυων.

Was Schuld daran sey, können wir nicht sagen, — (was anders, wird man uns zurufen, als kritischer Callus?) — aber wahr ist es, daß wir von allen dergleichen Anwandlungen einer Kenner-Ohnmacht nichts empfunden haben. Daß Diogenes viel und oft vom Begatten spricht, ist zwar angenehm genug: doch scheint es uns, daß diese Materie, so reich sie auch seyn mag, in den komischen Erzehlungen, im Don Silvio, Agathon, Musarion, Idris u. s. w. fast abgenutzt worden, und Diogenes uns wenig darüber zu sagen wisse, was nicht Hr. Wieland eben so gründlich und besser gesagt hätte. Auch die übrige Philosophie der Grazien, welche der Cyniker vorträgt, war uns von einem Ende zum andern so bekannt, daß wir, kaum können wir uns selbst verzeihen! bey den charmantesten Grundsätzen mehr als einmal haben gähnen müssen. So wäre es denn die Einkleidung, die uns hätte bezaubern sollen. — Bezaubert hat sie uns nicht: allein sie hat uns in gewisser Absicht gefallen, in gewisser Absicht auch nicht gefallen. Wir wollen gleich Rechenschaft davon geben.

„Ich erinnerte mich aus dem Diogenes Laertius, sagt Hr. Wieland, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter andern auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun brauchte ich nichts weiter, als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß diese Dialogen ohne allen Zweifel unter den griechischen Handschriften gewesen, welche der berühmte Caliph Al-Mamoun zu Bagdad mit großen Kosten zusammen suchen, und ins Arabische übersetzen lassen, daß ein Exemplar der Arabischen Uebersetzung in der Folge in die prächtige

Bibliothek gekommen sey, welche unter der Regierung des Maurischen Sultans Al-Mansur errichtet worden seyn soll, und daß dieses Exemplar das nämliche gewesen, aus welchem mein Anonymus seine Uebersetzung verfertigt habe."

So scheinbar diese Vermuthung ist, und so gelehrt sie vorgetragen wird: so haben wir doch einen Hauptzweifel dawider; und der besteht darinn, daß die Dialogen des Diogenes von Sinope, die uns Herr Wieland hier mittheilt, — keine Dialogen sind. Aus dem ganzen Alterthume erinnern wir uns keiner Dialogen, die, wie die gegenwärtigen, bloß einseitig abgefaßt wären, ohne daß jemand darauf antwortete: man müßte denn des Kaisers Marcus Antoninus Selbstbetrachtungen, oder die Horazischen Sermones rc. gleichfalls Dialogen nennen; oder behaupten, daß Diogenes den Inhalt seiner beschriebenen Tonne und seiner Schreibtafel nach den zwey oder drey episodischen Gesprächen benannt hätte, die darinn vorkommen. Wahrscheinlicher wäre uns, daß der Arabische Uebersetzer einzele Stücke aus dem Eroticon, der Ethik, und den Dialogen des Cynikers in seinen Excerpten unter einander geworfen, die nachher als ein Ganzes zusammen geschrieben, und zur Erbauung des Maurischen Sultans Al-Mansur in die prächtige Bibliothek verkauft worden, woraus sie ein günstiges Schicksal zur Erbauung des gesammten deutschen Reiches erlöst hat. Doch bescheiden wir uns gerne, daß ein so originaler Mann, als Diogenes von Sinope, allerdings befugt seyn könne, etwas Dialog zu nennen, was sonst niemand so nennt. Titel sind zufällig, bey den Büchern, wie bey den Menschen. Gesetzt, Hr. Wieland hätte beliebt, das nämliche Buch eine empfindsame Tonne, oder mes Pensées, oder, griechischer, εις ἑαυτον zu nennen: wer wollte es ihm wehren? Sie haben wirklich von allem diesem etwas: sie sind empfindsam, theils durch die Abtheilung in Numern, theils durch die unerwarteten Sprünge von einer Sache auf die andre, theils durch den Ton, theils durch die Manier; sie sind

Pensées, denn sie enthalten das, was Yorick irgendwo eine heilsame Diarrhee der Seele nennt; und sie sind *εις ἑαυτον* geschrieben, wie der Augenschein lehrt.

66. Stück. Mittwoch, den 25. April, 1770.

Damit wir uns jedoch nicht zu lange bey dem Titel aufhalten, so wollen wir nun umständlicher sagen was uns an der Einkleidung gefallen, und was uns nicht daran gefallen hat.

Hr. Wieland gesteht offenherzig, „daß er selbst eben sowol, als die beyden Uebersetzer, seine Vorgänger, vielleicht mehr aus Nothwendigkeit, als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn diese Dialogen der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollten, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dollmetscher fordert. Ohne Umschweife, (setzt er unmittelbar hinzu), ich besorge, sie haben beynahe das nämliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzehlung seines französischen Herausgebers, betroffen haben soll.“ Weiter unten heißt es: „Ich gab mir also die Mühe, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, ihn ganz umzuschmelzen, und nach meinem besten Können und Wissen, so deutsch reden zu lassen, wie ich mir einbildete, daß ihn wenigstens ein erträglicher griechischer Sophist aus Alciphrons Zeiten möchte haben Griechisch reden lassen.“

So hat ihn Hr. Wieland wollen Deutsch reden lassen, wie ihn ein griechischer Sophist aus Alciphrons Zeiten würde haben Griechisch reden lassen? — Entweder verstehen wir Hrn. Wieland nicht, oder wir müssen bekennen, daß uns kein griechischer Sophist weder aus Alciphrons noch aus Aristophanes Zeiten vorgekommen, dessen Diogenes so würde Griechisch geredet haben, wie der deutsche Diogenes Deutsch redet. Die Art von Laune, die durchaus in dem ganzen Buche herrscht, ist völlig modern: selbst Lucian, der sich auf die kluge Mischung verschiedener Gattungen der Composition, vornämlich der philosophischen und komischen, die er bald Hippocentauren, bald Knochen mit Fett über=

zogen nennt, (οστεα κεκαλυμμενα τη πιμελη), so gut wie irgend ein Virtuose vor oder nach seiner Zeit verstand, der sogar die Launen und Caprizen der Schreibart (πιτυοκαμπτας και τραγελαφους) zu nennen wußte, hat von dieser Art Laune gar nichts verstanden. Ein Athenienser hätte sie zu gesucht und zu monotonisch gefunden, und Plutarch hätte sie mit der frechen Musik des Timotheus über die Gränzen der schönen Composition verwiesen. Kurz, der Knochen sey immerhin des Cynikers: aber er gleißet von Yorikschem Fette.

Und auch von Wielandschem, setzen wir hinzu. Denn obgleich Diogenes nicht ganz von poetischem Geiste entblößt war, (man eignet ihm sieben Tragödien zu) so zweifeln wir doch sehr, daß seine Phantasie jemals in dem Grade geschwelgt haben würde, wie Hr. Wieland sie hin und wieder, und besonders in der phantastischen Republik schwelgen läßt, wo sie sogar, völlig mit den Augen eines Ariost, eine ganze Zauberwelt von Geistern sehen muß, die sie durch den Schlag einer magischen Ruthe in Bewegung setzt (S. 248.)

Daß Hr. Wieland seinen kleinen zerstückten Declamationen den schönen attischen Ton zu geben versucht hat, leidet keinen Zweifel: allein ebenso gewiß ist es, daß er sich nicht darinn erhält, daß seine Ironie oft mehr Erasmisch, (man vergleiche das Encomium Moriae) als Aristophanisch lautet, daß sein Stil an einem Orte zu geblümt, an einem andern zu trocken, bald zu tändelhaft, bald gar so ernsthaft wird, daß man lächeln muß: z. E. wenn er uns S. 110 das angenehme Compliment macht, daß wir keine Glycerion verdienen, wenn wir nicht durch die Novelle, die er von ihr erzehlt, gerührt werden! — ein Histörchen, im Vorbeygehen, das seiner Erfindungskraft wol schwerlich viel Aufwand gekostet hat. Ist nicht folgende Posse — eines Kupplers würdiger, als eines Philosophen? „Wenn sich doch eure Könige und Fürsten vorstellen könnten, wie angenehm es ist, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein so voll-

kommenes Vergnügen gemacht, als die Vorstellung, hundert und dreyßig tausend liebenswürdige junge Creaturen wenigstens für eine Nacht glücklich gemacht zu haben." (S. 274.) Diogenes zeigt bey mehr als einer Gelegenheit, daß er ernsthaft seyn kann: Schade, daß diese Ernsthaftigkeit in der Nachahmung eher einer Ermattung des Scribenten ähnlich sieht, als daß sie seiner Composition angemessen seyn sollte. Dahin gehört die Stelle S. 187, wo Weisheit und Tugend apostrophirt, und zwar halb gähnend, mit rhetorischen Fragen, Ausschmückungen, und Amplificationen apostrophirt werden, als ob man sich plötzlich in die Gemeinörter eines Hipparchus, oder Theages verschlagen sähe.

69. Stück. Dienstag, den 1. May, 1770.

Wir erwähnten vorher etwas von der Monotonie. Unsre Leser mögen entscheiden, wofür sie folgende Art von Aufgewecktheit des Stils halten, wenn sie oft vorkömmt: von der Monotonie eines Buchs, das aus lauter Digreßionen besteht, wollen wir nicht gedenken, damit man uns nicht etwa ein falsches Raffinement Schuld gebe. Seite 45. „Auch ohne eben schön oder reich, oder vom Stande, oder in Purpur und Byssus gekleidet zu seyn, oder nach Lavendel zu riechen, oder einen frisirten Kopf, oder überall einen Kopf, in so fern Witz darein gehört, oder" — (noch nicht lebhaft genug?) „oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann u.s.w." So S. 44. „Wenn er euren Beyfall suchte, er, der euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gastmäler zu geben, keine persischen Weine, und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müßte er eure Handmühlen drehen, oder in euren Bergwerken graben, oder eure Nymphen ins Gehäge treiben, oder eure Dauung durch seine Schwänke befördern u.s.w." So fast auf allen Blättern: wir wollen nur ein Beyspiel noch anführen. S. 50. „Bewerbet euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um

eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau, oder einer reichen Matrone, oder einer Dame, die euch für zwanzig Minen thut, was Diana dem schönen Endymion that — bewerbt euch um die Gunst eines Satrapen, oder eines Königs, oder einer Königinn, oder um eine Krone selbst, oder gar um einen Platz unter den Göttern — ihr wißt, daß er zu kaufen ist, — kurz, bewerbt euch warum ihr wollt, Diogenes wird niemals euer Nebenbuhler seyn." — Und doch gerathen wir in Versuchung, noch eine Stelle aus No. 2. S. 43. abzuschreiben, wo der Effect, den so viele Lebhaftigkeiten hinter einander her machen, am meisten frappirt. „Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben, und dann müßte mich alles betrügen, oder ihr werdet diese Ehre eurem Gelde, oder eurem Stande, oder eurem Amte, oder eurer Frau, oder eurer Schwester, oder eurer guter Mine, oder eurem Talent zu singen, zu tanzen, die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner an einen Pfriem zu werfen, oder allem andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben — oder gelanget ihr" rc. — Wie gesagt, die Leser mögen nach ihrem deutschen, oder französischen, oder griechischen, feinern oder gröbern, eignen oder entlehnten, Leipziger, oder Hällischen, oder Erfurtischen Geschmack u. s. w. den Ausspruch thun: wir unsers Orts halten das für Monotonie der Laune, und wenns auch die berufne griechische Laune selbst wäre.

70. Stück. Mittwoch, den 2. May, 1770.

Ueberhaupt können wir nicht genug bedauren, daß ein Mann, wie Hr. Wieland, der so treffliche Talente hat, denen er sich nur überlassen dürfte, um ein ungemeiner Scribent zu seyn, so gar sehr an der Nachahmung klebt, daß er auch nicht einmal seinen eignen Ton hat. Schon oft ist ihm dieser sonderbare Hang zur Nachahmung vorgeworfen worden; er scheint nicht darauf zu achten: aber die Nachwelt wird es desto mehr; denn in Bemerkungen dieser Art irren die Kunstrichter am seltensten, und ein weiser

Schriftsteller kann darinn gemeiniglich seinen Feinden ganz sicher trauen. Was ist Herr Wieland nicht alles gewesen! Bald Shaftesbury, bald Plato, bald Milton, Young, Rowe, Richardson; nun Crebillon, dann Hamilton, ein andermal Fielding, Cervantes, Helvetius, Yorik, beyläufig auch wol so etwas von Rousseau, Montagne, Voltaire; und es fehlt nicht viel, so wird er auch Rabelais. Ist nicht die lächerliche Rede vom Mann im Monde, welche Rabelais erfunden hat, schon ein kleines Pröbchen? Es entschuldigt Hrn. Wieland nicht, daß bereits Yorik davon Gebrauch gemacht hat: der Nachahmungsgeist verräth sich nur desto sichtbarer. Ein guter Rath ist, die besten Schriftsteller in dem Fache, für welches man sich gebohren fühlt, zu lesen, zu beobachten, zu studiren; allein ein noch besserer ist, sie wieder zu vergessen — und vergessen kann man sie, wenn man aus ihnen sich selbst schätzen gelernt hat. Deswegen sind die Griechen so vortrefflich. Sie wagten, Original zu seyn, und sie wurden es. Wie viele Scribenten giebt es wol unter uns, die so mit dem Bewußtseyn ihrer Stärcke zu schreiben verstünden, als die Griechen selbst vom zweyten und dritten Range? Die schüchterne Hand des neuern Virtuosen, der bald auf diesen bald auf jenen großen Ausländer einen Seitenblick wirft, entdeckt sich nicht bloß in den kleinern Zügen, sie entdeckt sich in der ganzen Anlage des Werks. Alles dies muß nothwendig das Vergnügen, das der Kenner über die eignen Talente des Nachahmers empfindet, nicht wenig abkühlen.

Wie sehr Hr. Wieland solche eigne Talente besitze, davon braucht man keinen andern Beweis, als daß sein Diogenes, alle der niederschlagenden Ingredienzien ungeachtet, deren wir bisher erwähnt haben, ein so angenehmer und interessanter Schwätzer ist. Man kann das schönste, was unsre Nachbarn in ähnlichen Gatttungen aufweisen, gelesen haben, und man wird den Diogenes immer noch mit vielem Vergnügen lesen. Wenn vollends der Sittenlehrer Diogenes, oder Wieland — doch was hilfts, es zu wünschen?

Vorzügliches Lob verdienen die Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten und Sprüche des Cynikers, die Hr. Wieland mit Einsicht in seinen Lieblingsstoff verwebt hat: z. E. die Vertheidigung des ehrlichen Lamon, der beschuldigt ward, mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen zu seyn. Diogenes selbst war, nach seinem eignen Geständnisse, welches man beym Laertius angeführt findet, in dem nämlichen Falle gewesen, und hatte darüber seine Vaterstadt räumen müssen. Dahin gehört auch S. 52. der Zug von dem weggeworfnen Becher, S. 228. die Episode von Alexander, die gut ausgeführt ist, und mehr dergleichen. In dem Gespräche mit Philomedon S. 166. zeigt sich Diogenes in aller der Stärke von Ueberredung, die ihn unter den alten Philosophen so berühmt machte, als etwa Rousseau unter uns ist. Was S. 181. von der Kosmopolitie, S. 50. von den Vortheilen der Unabhängigkeit u. s. w. gesagt wird, gehört dem Griechen gleichfalls, und ist charakteristisch. Noch charakteristischer ist S. 120 und 121 die Tirade vom — Rülpsen ꝛc. die jedoch so verlohren da steht, als ob sich Hr. Wieland erst währender Correctur besonnen hätte, daß dem Charakter seines Cynikers noch etwas fehlte. — Man hätte sie ihm allenfalls schenken wollen.

Wir können unsre Anzeige nicht schliessen, ohne der Weidmannischen Handlung das Lob zu geben, daß sie bey der Ausgabe dieses Diogenes einen typographischen Geschmack gezeigt hat, der in Deutschland noch selten ist. Druck, Papier, Kupferstiche und Culdelampes von der Hand eines hoffnungsvollen jungen Künstlers verdienen die Nacheiferung der Buchhändler. Auch besinnen wir uns auf kein einziges Erratum, als bloß — auf dem Titelblatte, welches noch dazu ein Prosodie-Schnitzer ist: anstatt aequus ferat nomen &c. muß es heissen, nomen ferat aequus iniqui.

133. Stück. Dienstag, den 21. August, 1770.

91 Luther. Eine Ode von J. A. Cramer, herausgegeben von J. M. Preisler. Copenhagen 1770. (4 B. in Fol. mit Luthers Bildniß von Preisler.)

Einigen urtheilsvollen Herren zu Gefallen, die nichts lieber lesen, als Anekdoten, vermuthlich weil sie selbst bloße Anekdoten sind, fangen auch wir heute unsre Anzeige mit einer Anekdote an. — Doch warum nur ihnen zu Gefallen? Vielleicht finden sie am wenigsten Geschmack daran. Unsre Anekdote ist weder eine Lüge, noch eine Verläumdung. Vielleicht intereßirt sie bloß die, die sich am wenigstens auf Anekdoten verstehen. Auch gut. —

Cramer hat den Vorsatz, Luthers Leben zu beschreiben. Die Biographie eines großen Mannes von der Art, wie Luther war, zugleich getreu und mit Intuition seines Charakters auszuführen, dazu ist der vieljährige vertraute Umgang mit den Schriften desselben, und die genaue Bekanntschaft mit allem, was sich darauf bezieht, kein geringeres Hülfsmittel, als die Zeitverwandschaft und der Umgang mit dem Manne selbst. Ohne unsre Anekdote in eine Lobrede zu verwandeln, welches die Theorie der Anekdoten gar zu offenbar beleidigen hieße, dürfen wir doch sagen, daß diese Anmerkung auf niemanden besser paßt, als auf Cramern, und daß wir uns mit seinen Copenhagener Freunden ein Muster einer guten Biographie von ihm versprechen. Die Art, womit ihm unter diesen Hr. Professor Preisler seine Freude voraus zu erkennen gab, macht der Einsicht und dem Herzen des vortrefflichen Künstlers Ehre. Er entwarf Luthers Bildniß nach zwey Gemälden von Lukas Cranach, deren eins Luthern in seinen letzten Jahren, das andre in jugendlicherem Alter vorstellte, und überraschte damit, nachdem er es in Kupfer gestochen, seinen Freund, dem er es zu der Lebensbeschreibung widmete. Cramer fühlte seine ganze Seele durch den Anblick seines Luthers entzündet. Seine Empfindung für Luthern strömte in ein lyrisches Gedicht aus, das unter seinen geistreichsten

Werken eine Hauptstelle verdient. Ein jeder, der das Gedicht und das Bildniß sah, wünschte, daß man beydes dem Publicum nicht, bis zur Vollendung der Lebensbeschreibung, woran den Dichter noch seine Amtsgeschäfte verhinderten, vorenthalten möchte; und jeder Kenner wird es Preislern Dank wissen, daß er sich auf Cramers Genehmigung überreden ließ, sogleich eine Auflage von 500 Exemplaren mit den ersten schönsten Abdrücken seines Stichs, und zwar für einen Preiß, zu veranstalten, der, den Druck der Ode abgerechnet, auch so noch wenigstens um Dreyviertel geringer ist, als man in Paris die Stiche eines Wille, oder in London die Stiche eines Strange kauft. So weit die Anekdote. Nun zur Ode.

Sie ist, so wie die Preislersche Zeichnung, das schönste und lebhafteste Gemälde, welches der deutsche Patriotismus jemals von Luthern entworfen hat. Wenn wir uns auf der einen Seite über die Kaltsinnigkeit unsrer Nation gegen einheimisches Verdienst beklagen müssen; wenn es uns befremden muß, daß ein Verdienst, wie Luthers, das höchste, dessen ein Sterblicher fähig seyn kann, noch keinen einzigen Dichter, keinen einzigen Künstler so beschäftiget hat, daß unser Vaterland sich damit rühmen könnte; so muß es uns auf der andern Seite angenehm seyn zu wissen, daß unsern Genies und unsern Künstlern so viele würdige Denkmäler aufgespart sind, an die sich der deutsche Geist nie so glücklich wagen konnte, als itzt. Wir müssen uns freuen, daß erst Cramern das Looß traf, Luthern zu besingen, und daß Preisler der Mann war, von dem Deutschland Luthers Bildniß erhielte.

Die Cramerschen Oden haben, wie man weiß, die neuere lyrische Form, die im Ganzen mehr für den Verstand, als für die Phantasie, und im Detail für die rührende Sprache des Herzens angelegt ist. Wenn man diese Form der reichern griechischen Form, die ihre Bildung von der Orchestik erhalten hatte, nicht gleich schätzen will; so muß man doch einräumen, daß sie einem Inhalte von gewissem Umfange sehr angemessen seyn, und durch einen Mann von Genie

mit vielen eigenthümlichen Schönheiten bereichert werden kann. Edle wahre Sprache des Herzens ist schön in jeder Form: und ein Mann, der so denken kann, wie Cramer, mag sich eine lyrische Regel wählen, welche er will, sein Werk wird allemal die Nahrung und das Vergnügen der edelsten Seelen seyn.

134. Stück. Mittwoch, den 22. August, 1770.

Die Lyrik der Ode auf Luthern ist eine hohe von Luthers Verdiensten und persönlichem Werthe entzündete Empfindung in einem ernsten innigen herzlichen Tone, dessen Ausdruck Lutherschen Kern hat. Die Sprache, die der Dichter redet, kömmt durchaus aus deutschem Herzen, aber zugleich aus einem Herzen, das mit starker Kraft des Verstandes wirkt: auch dies ist ein deutscher Zug. Es finden sich Stellen in dieser Ode, die ein Geschichtschreiber der Menschheit nutzen könnte, z. E.:

Noch irren in den Finsternissen
Der Völker viel, und sehn die Sonne nicht,
Doch freyer sind auch da schon die Gewissen,
Und fürchten weniger das Licht.

Wer hier nicht eine von den Wirkungen der Reformation erkennt, der hat nicht, wie Cramer, gedacht und beobachtet. Eben dieser Kraft des Geistes schreiben wir es zu, daß wir bey den kühnsten feurigsten Schwüngen des Dichters nie in den kleinsten Nebenzügen etwas bemerkt haben, das einer Uebertreibung beschuldigt werden könnte: alles, auch das unmerklichste, ist Resultat einer richtigen Schätzung des Verstandes, die sich in Gefühl verwandelt hat. Was kann wahrer, gedachter, und innig rührender seyn, als folgendes Bild von Luthern?

— Nie hast du geheuchelt.
Mit Glauben deine freye Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verheelt.

Warst Vater, Mann und Freund, und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte,
Bliebst arm, und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib, und eine Hütte. ꝛc.
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Welch ein Zug! Wie nachdrücklich jedes Wort! Wie stark! wie zusammengedrängt! wie vortheilhaft gestellt! Was können wir uns nicht von der Biographie eines Mannes versprechen, der sein Original so zu treffen weiß.

Der Gang, den der Dichter nimmt, seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten, ist sehr glücklich gewählt. Zuerst betrachtet er die deutsche Nation überhaupt nach ihren Verdiensten um die Freyheit des Geistes,

Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch
Gleich deinen Bergen. ꝛc.
Du freyes Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hoch aufsehn ꝛc.

(Im Vorbeygehen — dieses Einschiebsel, zumal nicht stolzen, das die sich selbst bewußte und bescheidne Hoheit der Deutschen so kurz und naiv ausdrückt, wäre eines Tacitus würdig.)

Du Arm der Freyheit, du Beschützer
Der Weltbezwingerin ꝛc.
Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyranney,
Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverey.

(Die Metaphern sollten weniger unter einander gemischt seyn.) In den vier letzten Versen liegt schon der Uebergang auf Luthern: aber Cramer hat ihn noch feiner und seinem Sujet angemessener zu machen gewußt.

Nehmt Eure Telyn*); denn der Lieder Spiele
Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
Ins Herz der Deutschen göttliche Gefühle ꝛc.

Hierauf kömmt er seinem Zwecke näher, zeigt die fürchterlichen Einflüsse des Aberglaubens, die verschiednen Versuche, sie zu hemmen, ihren schlechten Erfolg, den päbstlichen Despotismus, und den Umsturz desselben durch Luthern: dagegen contrastiren die großen und mannigfaltigen Folgen der Reformation, Deutschlands Triumph über die Verdienste des deutschen Luthers, Luthers großer Charakter und Name, welcher der Unvergänglichkeit geweiht wird.

Unter den guten Wirkungen der Lutherschen Reformation wird unsre Sprache nicht vergessen. Wir wollen mit ihrem Lobe unsre Anzeige beschließen.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin**)
Vom Himmel, und nun ströhmen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien, frohlocke! Denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutscher Zungen brüstet;
Durch keine Barberey entweiht,
Reich durch sich selbst, und stets zum Streit,
Auch mit den edelsten, gerüstet.

---

137. Stück. Dienstag, den 28. August, 1770.

92 Briefe zwischen Hrn. von St. Evremond und Hrn. Waller. Gesammelt und ans Licht gegeben von dem Herausgeber der Briefe zwischen Theodosius und Constantia (Langhorne.) In zween Theilen. Aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig bey G. F. Berends. 1770. (13 B. in 8.)

So irrig die beyden berühmten Männer, die hier an einander schreiben, oft in ihren Grundsätzen sind, so muß

---

*) Telyn war das Instrument der Celten, das zum Singen gebraucht wurde.

**) Die Wahrheit des Evangeliums

man ihnen doch einräumen, daß sie beyde einen vortreflichen Verstand zeigen.

„Wie läßt sich denn das zusammen denken?“

Auf mehr als eine Art. Ein scharfes Auge hört darum nicht auf scharfsichtig zu seyn, weil es durch einen Nebel eben so falsch sehen kann, als das kurzsichtige: Grundsätze, besonders sittliche, sind nicht immer Wirkungen des reinen Verstandes, sondern auch der Leidenschaften und der Phantasie. Ferner. Wer tief forschet, trift darum nicht immer die Wahrheit, Irrthum geht manchmal parallel mit Wahrheit, und den rechten Punct zu treffen, hängt nicht allemal von der Fähigkeit eines Menschen ab. Noch giebt es Fälle, bey denen der thätigste Verstand sich blos leidend verhält; man würde aber ungerecht urtheilen, wenn man Character des Verstandes nennen wollte, was vielleicht nur Situation desselben ist.

Da wir also auf unsrer Hut gewesen sind, diese Briefe mit Billigkeit zu lesen, so können wir nicht anders sagen, als daß wir sie auch mit Vergnügen gelesen haben. Wir überlassen den guten St. Evremond seinem verfeinerten Epikurismus, und finden darum seine bessern Gesinnungen nicht weniger lobenswürdig; seine Stallmeisterschaft bey der Mazarin sey abenteuerlich, romanhaft, komisch; wir schämen uns nicht an seiner Schwärmerey einige starke Züge von edlem Herzen zu bemerken.

Weniger interessant in Ansehung seiner Schicksale, aber ungleich interessanter in Ansehung seines Geistes, ist uns Waller. Waller giebt uns einen Beweis mehr, daß herrschender Witz ein tiefes Urtheil nicht ausschliesse.

Was uns itzt vorzüglich an beyden gefällt, ist die Gabe, ernsthaft zu schreiben, wo sie ernsthaft gedacht haben. Zwar wer weis, was geschehen wäre, wenn unsre neueste Laune schon zu ihrer Zeit Mode gewesen wäre? Waller und Evremond sprechen wie Männer, nicht wie unbärtige Jünglinge, mit einander: sie taumeln nicht, sie kränzen sich nicht mit Rosen, sie laufen nicht hinter phantastischem Witze her; und sind doch witzig, doch angenehm, selbst in

ihren trockensten Unterhaltungen. Dieß ist die wahre Mitte, wohin der Geschmack führen muß: was darüber hinaus geht, gefällt nicht immer, gefällt nicht Allen, deren Beyfall der Ruhm eines Scribenten ist.

---

161. Stück. Dienstag, den 9. October, 1770.

93 **Combabus. Eine Erzählung. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1770. (4 B. in 8.)**

Nächst ihrem Geschmack des Theaters sind die Franzosen über keinen Vorzug so eifersüchtig, als über den, den sie die Gabe zu erzählen nennen. Die kleinen Umstände einer Begebenheit so herumzudrehen, daß sie ein Air von Witz, von Scherz, von Satire, von Wollust gewinnen; sie mit allerley kurzen und langen Nebenbetrachtungen zu durchwürzen, welche der Stoff von ohngefehr an die Hand giebt, und zugleich dies Alles mit einer so ungezwungenen Leichtigkeit zu sagen, daß ein Wort das andre zu geben, jedes gewählt, keines gesucht scheint: das dünket den Franzosen eine Sache zu seyn, worinn sie über alle Nacheiferung hinweg sind. Ein wenig Uebertreibung bey Seite gesetzt, haben sie auch vielleicht so gar Unrecht nicht. Der Engländer ist in seinen Erzählungen witzig, scharfsinnig, voll muntrer Laune: aber die schöne Nachläßigkeit eines la Fontaine erreicht er nicht.

Amorn, Amoretten,
Kleine Grazien, Grotten, und Ruhebetten

Giebt es auch bey den Etrangers, (man erlaube uns den Ausdruck an diesem einzigen Orte:) allein wo ist die sanfte weichliche Wollust-athmende Manier, die ihre Farben nicht aus der üppigen Einbildungskraft, sondern aus den Wallungen eines empfindenden Herzens hernimmt? Hier dieser feine Dichter besitzt Schalkheit im Ueberfluß; er beißt in die Lippen, bläßt die Backen auf, kitzelt sich und

uns mit Gewalt zum Lachen: Hans la Fontaine hingegen nahm eine unschuldige Mine an, sagte die lächerlichsten Dinge von der Welt, und wußte von nichts.

Unterdessen haben doch eben diese Franzosen gestehen müssen, daß unser Wieland ein sehr guter Erzähler sey. Sie haben es von seinen ernsthaften Erzählungen gestehen müssen: wie vielmehr werden sie es von seinen scherzhaften, vornämlich von seinem Combabus. Wieland narrirt mit Wärme, mit Interesse, mit Witz, mit Laune, mit Leichtigkeit, ja, wenn er will, mit Naivität.

Die Begebenheit, womit er uns diesmal unterhält, ist aus dem Lucian genommen, einer Wielandschen Feder vollkommen würdig. Sie ist der Pendant einer andern Begebenheit, die dem Lucian so oft nacherzählt worden. Wenigen wird das Histörchen von dem Arzte unbekannt seyn, der die Krankheit eines gewissen Prinzen aus seinem Herzklopfen erkannte, indem er eine Anzahl Frauenzimmer vor ihm vorübergehen ließ. Eben die Stratonice, die diesen Prinzen, ihren Stiefsohn, verliebt machte, war auch die Heldin unsers Combabus, (Herr W. nennt sie Astarte); und in eben der kleinen Schrift Lucians, worinn die Erfindung des Arztes erzählt wird, steht auch das Abenteuer vom Combabus ausführlich. Herr Wieland hat durch sein Beyspiel gezeigt, daß man eine Erzählung lächerlich machen könne, ohne sie um den Reitz eines Sophastücks zu bringen. Er dringt mit allem Ernst eines Sittenlehrers auf die praktische Tugend, worinn sich Combabus hervorthat; und gleichwohl hat sein Genie Mittel gefunden, auch hier die nämliche Art von Laune anzubringen, die in seinen Comischen Erzählungen, seinem Don Silvio, seinem Agathon, seinem Diogenes ꝛc. herrscht. Zwar sagt er ausdrücklich, daß er kein Sophastück mahlen wolle,

— Weil die Dichter sich nicht selbst copiren sollen:

allein darum ist die ganze Erzählung nicht weniger ein Sophastück geworden, als alle seine übrigen Sophastücke. Einerley Zweck, einerley Geist.

Ein paar Kleinigkeiten wollen wir doch erinnern. Die neuern Schriften des Herrn Wieland unterscheiden sich durch eine feine Ader von Scherzhaftigkeit, die dem trockensten Inhalte oft eine ungemeine Annehmlichkeit giebt. Seit einiger Zeit aber kömmt es uns vor, daß diese Scherzhaftigkeit manchmal — wie sollen wir uns behutsam genug ausdrücken? — den Professor verrathe. Auch scheinen uns einige Stellen eher einem Paragraphen zum Iselin, als einer scherzhaften Erzählung angemessen. Doch vielleicht findet Herr Wieland, daß eben hierinn der Originalgeschmack eines so denkenden als scherzenden Deutschen bestehe: und in diesem Falle sey der Wink unverzüglich zurückgenommen.

Die Versification abwechselnder, bequemer, prosaischer zu machen, hat der Dichter seine Jamben hin und wieder mit einem Anapäst unterbrochen. Aus eben der Ursache thaten es auch die Griechen. Nur mit dem Unterschiede, daß ihr Jambus ausserdem schon mit einem Spondeus und andern Füssen abwechselte, und also der hüpfende Anapäst mehr prosaischen Numerus, als lyrische Harmonie in den Vers brachte. Ein Anapäst in der Prose, und ein Anapäst unter lauter Jamben, haben ganz verschiedne Wirkung. Herr Wieland hat wider seine Absicht die versificirte Erzählung, die er dem Tone der Prose nähern wollte, weit klingender und hüpfender gemacht, als sie ohne ihn seyn würde. Was aber dem tragischen Jamben, den die Leidenschaften heben oder abändern müssen, vortheilhaft ist, dient darum noch nicht der niedrigen Erzählung. Wir erinnern dies blos der Nachahmer wegen.

---

172. Stück. Sonnabend, den 27. October, 1770.

94 **Die Redlichkeit. Ein Gedicht in dreyen Büchern von J. P. L. Withof, Hofrath, Professor zu Duisburg. Halberstadt bey Groß 1770. 4 B. in 8.**

Ob ein Lehrdichter ein Poet sey, ist eine Frage, die nach den verschiednen Theorieen, welche man zum Grunde

legt, bald mit Ja, (doch meistentheils von den Lehrdichtern selbst,) bald mit Nein be·ntwortet worden. An sich ist die Sache deutlich genug. Man braucht nur einen wahren Dichter gelesen zu haben, um zu begreifen, daß in Akensides Pleasures of Imagination mehr Geist eines Dichters sey, als in Popes Moral Epistles, und einem Menschen von gutem natürlichen Urtheile, der sich noch den Kopf nicht mit Sophistereyen verwirrt gemacht, muß auf den ersten Blick einleuchten: daß ein Werk, worinn Sätze des Verstandes mit Methode des Verstandes vorgetragen werden, einer ganz andern Natur sey, als ein Werk, wo die Phantasie mit ihren eigenthümlichen Begriffen ihren eigenthümlichen Gang geht, daß blosse Verzierungen kein Gedicht, sondern Tiraden machen; daß in einem Gedichte der Grund selbst poetisch, d. i. in einer poetischen Seele angelegt seyn müsse; daß, zum Exempel, Zimmermanns Buch vom Nationalstolz in didaktische Verse gebracht, dadurch noch kein Gedicht werde, ob es gleich mehr Tiraden hat, als manches wirkliche Lehrgedicht; daß es eine andre Frage sey, ob ein Dichter ein Lehrgedicht gemacht, und eine andre, ob ein Lehrgedicht, theoretisch betrachtet, ein Gedicht sey.

Diese Anmerkung auf gegenwärtiges Lehrgedicht angewandt, sagen wir, daß Withof über seinen Gegenstand viel und tief nachgedacht habe; daß er seine Begriffe körnigt auszudrücken wisse, daß er in seinen Beschreibungen, Charaktern, historischen Erläuterungen, und andern Zierrathen, glücklich wähle u. d. gl.

Da aber etwas, das in der ersten Anlage prosaisch gedacht, und ausgeführt worden, seine Natur nicht verändern, und durch zufälligen Aufputz, den sich auch die Poesie nicht einmal zueignet, nie Poesie werden kann: so möchten wir dasselbe nicht mit ihm so geradezu ein Gedicht nennen. Dagegen räumen wir ein, daß es ein vortreffliches Lehrgedicht sey, und Stellen habe, die sich mit dem Besten in dieser Gattung vergleichen lassen.

Vornämlich ist Withof durch die Stärke seines Aus-

drucks einer unsrer berühmtesten Lehrdichter geworden. Er weis seinen Gedanken oft so glücklich zu fassen, und mit andern nicht weniger glücklich gefaßten Gedanken so vortheilhaft zusammen zu stellen, daß sie einer dem andern einen Glanz mittheilen, der manchmal sogar ihren ganzen Werth ausmacht. Wenn Withof sich darinn gleich wäre, wenn diese Stärke im Einzelnen der Charakter seines Stils überhaupt wäre: so würde er klaßisch für unsre Sprache seyn. So aber hat es weit öfter das Ansehen, daß ihm Nachdruck *gelinge*, als daß er die Sprache in *seiner Gewalt* haben sollte. Seine Schreibart ist nicht selten verworren bis zum Räthselhaften, und eben so oft weitschweifig, platt, und ohne allen Nachdruck.

173. Stück. Dienstag, den 30. October, 1770.

Wer sollte glauben, daß folgende Stellen aus einer Feder geflossen wären?

Dort wirkt ein voll Gestirn auf seines Gleichen hin,
Giebt Kräfte zum Geschenk, nimmt Kräfte zum Gewinn.
Hier wirkt ein grosser Stern auf seine kleinern Welten,
Und diese müssen ihm mit Kräften Kraft vergelten.
Schaft der Planeten Lauf der Sonne sichre Ruh,
So ströhmt sie Lauf und Strahl auf die Planeten zu.
Die Erde treibt den Mond, und wird vom Mond getrieben,
Und Dienst und Gegendienst ist allen vorgeschrieben.
Luft, Erde, Pflanze, Thier, Erz, Feuer, Wasser, Stein,
Hilft sich einander fort, nichts ist für sich allein.
Die Erde giebt der Luft den Dunst zum Thon und Regen,
Die Luft verbessert ihn, und träufelt ihr dagegen
Ein schwefelreiches Naß aus ihrem Schooß herab:
Der Lohn ist jeder gleich für das, was jede gab.

Und nun Contrast über Contrast.

Die Hebamm, und nach ihr der Feldscheer, sind doch wohl,
Das Unentbehrlichste, was nirgend mangeln soll:
Dieß kost't, die Rechnung quält den Menschenfeind, den Prahler,
Durchgängig jeder Stadt im Jahr fünfhundert Thaler.
Der Schulmann folgt hierauf, und nach ihm folgt der Rath
Der seltnen Policey, Arzt, Pred'ger, Magistrat.
Dieß ist das A. B. C. der Wohlfahrt aller Staaten,
Und so weit kann sich selbst ein jeder Ort berathen.

Ein Schulmann, der was taugt, gilt mehr als ihrer vier,
Viel leichter zahlt man dem, und lohnt ihn nach Gebühr.
Und so den übrigen: und bey zu kleinen Cassen
Muß jeder den Enschluß zur vollen Hülfe fassen.

So unwürdig der Ausdruck hier eines Withof ist, so misfällt uns dennoch sein falscher und räthselhafter Ausdruck noch mehr, als wo er nur sinkt. Wir verwerfen nicht eine jede Dunkelheit der Schreibart. Wer in Nachtgemälden stark ist, muß nach seiner Manier beurtheilt werden. Wie man im Mikromegas oder Candide keine Fehler wider die Wahrscheinlichkeit sucht, sondern vielmehr ihr Ganzes um so viel zusammenhängender findet, je gemeinschaftlicher sie sich von der Regel des Wahren entfernen: so erfodert auch die Vernunft, daß man einen Scribenten, der seine Ideen nach bestimmten Grundsätzen und aus guten Ursachen versteckt, nicht nach einer gegenseitigen Regel beurtheile. Wo Einheit (quod sibi constat) ist, da ist innere Regel; und wo die fehlt, da fehlt gemeiniglich mehr, als irgend eine andere Regel ersetzen kann. Der Lehrdichter also, der seine philosophischen Begriffe in körperliche Bilder kleidet, um ihnen einen Grad der Klarheit zu geben, den sie vorher nicht hatten, darf nicht zu gleicher Zeit eine Wolke um eben diese Bilder ziehen, die sie in Dunkelheit verhülle. Wenn Withof z. E. wider diejenigen Gelehrten eifert, die alles kennen, nur sich selbst nicht: so sollte man sich schwerlich einfallen lassen, daß er, eine so einleuchtende Declamation noch mehr zu erläutern, folgende sechs Verse in Gestalt eines Gleichnisses hinzufügen werde, die vollkommen räthselhaft sind.

Im Kopf ein schwach Gehirn, ein stolzes Herz im Busen
Tappt man so auf dem Markt, und blinzelt bey den Musen.
Stellt sich ein wahrer Mensch, der Tugend Herold, ein,
So muß sein hoher Ernst ein nacktes Mährchen seyn,
Das nur den Mägden nützt, ein freches Kind zu stillen,
Sonst nur für Schwärmer gut, und bestens trockne Grillen.

Hier kann man lange rathen, ehe man herausbringt, daß die vier letzten Zeilen eine schielende Ironie sind,

und daß in den beyden Hälften der beyden ersten Verse von ganz verschiednen Dingen die Rede ist, die überdem, man mag sie symmetrisch oder unsymmetrisch ansehen, allemal sehr wenig zu bedeuten haben. Wie verworren, wie falsch zugleich, sind nicht folgende Stellen ausgedrückt!

Doch wer versteht die Kunst, die Ruh auf Gold zu prägen —

d. i. seine Ruhe durch Gold zu befördern.

Der Mensch
Sucht das nur künft'ge Heil der Tugend abzustehlen —

d. i. er will schon itzt die Glückseligkeit einerndten, die ihm die Tugend erst für die Zukunft vorbehält. Stehlen und Tugend paßt schlecht zusammen.

Der Weise
Schimpft ein leichtres Weh, und trägt ein schwerers Joch —

d. i. die leichte Bürde ist ihm unerträglich, doch fühlt er das Joch nicht. Welch ein Weiser!

Der Stolz geht viel zu hoch, den tiefen Gram zu legen —

Eine wunderliche Antithese in jeder Absicht. Legen heißt hier unterdrücken.

Die Sehnsucht, immer gut, und nimmer arg zu seyn,
Selbst, wär es möglich nur, auch Teufel zu befreyn,
Das ist das höchste Gut —

Also gehört die Sehnsucht, Teufel zu befreyen, zum höchsten Gut! Withof wollte sagen, daß ein gutes Herz die Endlichkeit der Hölle wünschen wird, falls sie möglich ist.

Der Argen Widerstand zu seinen Pflichten ziehn —

d. i. sich für verbunden halten, den Argen zu widerstehn.

175. Stück. Freytag, den 2. November, 1770.

Er, dem vor Redlichkeit die Eingeweide brennen —

Wer hat jemals eine solche Hyperbel gehört?

So ging Origenes, so gingen Rheens Knechte
Betrogen, doch voll Kraft, in blut'ge Selbstgefechte.

Daß sich selbst verschneiden ein blutiges Selbstgefecht heissen könne, wird kaum denen einfallen, die sich erinnern, daß Cybele auch Rhea hieß, und daß Origenes sich verschnitt.

Oft schwebt entzündte Furcht zu schön sich zu verschanzen.

d. i. die Furcht, welche durch die Musik ausgedrückt wird, (denn von der ist die Rede), beschäftigt uns zu sehr mit der Schönheit der musikalischen Expreßion, als daß wir uns besinnen sollten, daß wir selbst in Gefahr sind. (Dieß kann wahr und auch nicht wahr seyn.) Folgende Stelle wäre schön, wenn uns nicht der letzte Vers das Bild verdürbe.

Der Lebensbrunn, den Gott in die Polypen legte,
Die Bildungskraft, die schon im Samen uns bewegte,
Des Nordlichts hohe Glut, ein wandelnder Komet,
Das Beben unsrer Welt, der buhlende Magnet,
Was den Orkan erzürnt, wodurch die Donner brüllen,
Die Strahlen, die vom Glas geriebner Kugeln quillen,
Verschlucken unvermerkt das arme Lebenslicht (des Vielwissers.)

Fast wird der Gedanke tändelhaft, wenn man sich den Lebensbrunn, das Nordlicht, die Electricität u. s. w. als etwas vorstellt, was unser Lebenslicht verschluckt, indem wir das alles untersuchen; der Unrichtigkeit desselben nicht einmahl zu gedenken. Wer kann sich aber im Lesen immer einen solchen Commentar machen?

Zu einem andern Fehler scheint ihn Hagedorn verleitet zu haben: nämlich, allenthalben Namen und Anspielungen einzumischen, die ohne eine eigne Anmerkung schwerlich Jemand verstehen kann. z. E.

Noch viel kräftiger liebt Pokahontens Geist —
Und die so fürstlich denkt, gleich edlen Fiametten —
Das kann kein Fatken geben —
Verflucht sey die Moral, worauf Lamy so pochte,
Die dem Despino Gift, und Gift dem Jetser kochte —
u. d. gl.

Wer war denn Pokahonta? wer Fiamette? wer Fatken? wer Lamy? wer Despino? wer Jetser? Was ist das

für eine Art zu schreiben, wenn man hinter jedes Wort eine Note heften muß? Auf sehr bekannte Dinge anspielen, wie Horaz, ist kein Fehler, ob es gleich auch mit Behutsamkeit geschehen muß: aber Namen, die unter Tausenden kaum Einer kennt, zum Grunde einer Reflexion legen, die eben so unverständlich ist, kann wohl nie guter Geschmack heissen: und viele solche Flecken zusammen genommen, machen oft, daß ein Schrifsteller untergeht, der aus andern Ursachen wohl verdient hätte, auf die Nachwelt zu kommen.

S. 9 kömmt ein Charakter eines Menschen vor, der nur Temperamentstugenden besitzt; diesen nennt Withof einen Biedermann, und macht eine lange Anmerkung dazu. Ist es erlaubt, die Bedeutung der Wörter so willkührlich zu ändern? Noch anstößiger ist uns S. 33 die Stelle vom Michel Angelo, der im Text beschuldigt wird, daß er einen Bauer gekreutzigt und am Kreutz getödtet habe, um die Kreutzigung Christi desto genauer zu treffen: da uns hingegen die Anmerkung lehrt, daß diese saubre Anecdote eine schändliche Verläumdung eines gewissen Spions sey, dergleichen es auch unter uns giebt. Müßte man nicht zur Ehre des Künstlers wünschen, daß die ganze Stelle Note ohne Text wäre?

Den Inhalt und den Plan dieses Lehrgedichts umständlich durchzugehen, ist unnöthig, da es hier nur in einer neuen Auflage erscheint, und den Liebhabern der deutschen Litteratur schon bekannt seyn wird.

---

201. Stück. Dienstag, den 18. December, 1770.

95 [Vertheidigung gegen gewisse Angriffe.]

Witzige Köpfe sind oft gegen den kleinsten Anstoß, den ihre Eitelkeit leidet, so übertrieben empfindlich, daß sie in ihrer Rache für alles Gefühl von Ehre stumpf werden.

Wir werden in einer Menge witziger Brochüren und öffentlicher Blätter beschuldigt, die Talente der Herren Wieland und Jacobi verkleinert, — aus Partheylichkeit verkleinert zu haben. Man schmäht, man schimpft, man erlaubt sich Anzüglichkeiten und Ausdrücke, die nur der gemeinsten Classe von Menschen eigen bleiben sollten, man nennt Namen, die man, ihrer andern Verhältnisse wegen, nicht nennen würde, wenn man nur einen Funken von guter Denkungsart hätte, man zeigt sich durchaus von der verächtlichsten Seite: und warum?

Wir haben Herrn Wielands Diogenes, wir haben Herrn Jacobis Winterreise und Abschied an den Amor getadelt.

Aber wir haben ihre Talente nicht verkleinert, wir haben vielmehr jede Gelegenheit ergriffen, selbst wo wir sie tadeln, ihren Talenten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und unser Tadel wird von den besten Kennern, ja sogar allmählig von ihren eignen Verehrern, bestätigt.

Partheylichkeit? Wir waren die ersten, die den Agathon anpriesen. (St. 62. 1768.) Wir haben Idris und Musarion fast ohne Einschränkung gelobt. (St. 201. 1768. St. 108. und 109. 1769.) Wir haben Herrn Jacobi einen deutschen Chaulieu und Gresset genannt, und viele Unpartheyische haben gefunden, daß wir in dem Lobe seiner Briefe mehr durch Uebermaaß als durch Zurückhaltung gefehlt haben. (St. 99. 1768.)

Sollen wir noch etwas hinzusetzen? So sey es dieß, daß alle diese lobenden und tadelnden Kritiken aus Einer Feder geflossen sind.

Wir würden über die ganze ungereimte Beschuldigung kein Wort verlohren haben, wenn es uns nur darum zu thun wäre, die Urheber derselben zu beschämen, die einestheils von ihrer Falschheit überzeugt seyn müssen, und anderntheils aus dergleichen Dingen ein Gewerbe machen. Nur war uns daran gelegen, daß sie bey denen keinen Eingang finden möchte, deren gute Meynung uns nicht gleichgültig ist, und die nicht immer Gelegenheit haben,

sich von der Bewandniß solcher Aufbürdungen zu unterrichten. Alle andre Zudringlichkeiten übergehen wir mit Stillschweigen und Verachtung.

Unanständigkeiten zu beantworten, ist unsre Sache nie gewesen, und wird sie auch nie seyn. Sich gegen gewisse Vorwürfe, — sich gegen die Vorwürfe gewisser Leute vertheidigen wollen, halten wir beydes für gleich schimpflich.

1771.

29. Stück. Dienstag, den 19. Februar, 1771.

Sämtliche Werke von Johann Georg Jacobi. Erster und zweyter Theil. Mit gnädigstem Privilegio. Halberstadt, bey Joh. Heinrich Gros, 1770. 96

Diese Sammlung der Werke des Herrn Jacobi enthält diejenigen Stücke, die schon vorher alle einzeln herausgekommen sind. Von den Briefen, von der Winterreise und vom Abschied an Amor sind schon Recensionen in dieser Zeitung eingerückt. Wir überlassen es dem Publico, zu entscheiden, ob der Kunstrichter Recht oder Unrecht gehabt, welches billig auch jeder Schriftsteller thun solte, anstatt sich gleich für beleidigt zu halten, wenn man irgend etwas an ihm zu tadeln findet. Ein so guter Dichter als Hr. Jacobi wird immer noch Verdienste genug übrig behalten, wenn ihm auch ein oder andres Werk solte verunglückt seyn. Besonders dünkt uns an Hrn. J. bemerkt zu haben, daß er bey einer sehr glücklichen und fließenden Versification den didaktischen Ton sehr gut zu treffen, und sich sehr leicht und verständlich über Wahrheiten auszudrücken wisse, so, daß er mit der Zeit einer unsrer besten Lehrdichter vielleicht werden kann. Wenn er hiemit noch den Ruhm eines deutschen Chaulieu oder Gresset vereiniget, den man ihm in der That nicht, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, absprechen kann; so wird er freylich immer von einem Theil seiner Nation, nicht der schlechtesten, geliebt werden, wie er in der Vorrede

sagt. Bey dem allen muß man aber doch gestehen, daß seine Winter- und Sommerreise verfehlte Nachahmungen Yoriks sind, wo die empfindsam seyn sollende Situationen mehr erzwungen und erkünstelt, als in der Natur selbst gefunden und aus der Tiefe des menschlichen Herzens herausgeholt sind. Der Herr Verfasser hätte sich nicht ausserhalb seiner Sphäre begeben sollen, es muste ihm unstreitig viel leichter seyn, einige glückliche Lieder zu machen, als sich in den Geist eines launichten Yoriks gleichsam hineinzuschmiegen, der überdem so ganz einzig in seiner Art ist, und schon mehreren unerreichbar gewesen. Wir beschliessen unsre Anzeige nur noch mit einer einzigen Anmerkung. So angenehm auch die tändelnden süssen anakreontischen Liederchen sich lesen lassen, und so viel niedliche kleine Bilderchen und Gemählden sie auch enthalten, so ist doch wohl keine Dichtungsart, die leichter sättiget und ermüdet, als diese; es sey nun, daß unser Nationalcharacter diesen glücklichen Ernst mit sich bringt, oder daß die Seele überhaupt nicht lange Geschmack daran findet. Unaufhörlich wiederkommende Charitinnen und Gratien, Amors und Amouretten, Nymphen, Hayne, Bäche, verursachen endlich auch dem grösten Liebhaber derselben Langeweile, wie reitzend auch die lieben Dinger zuweilen tändeln mögen. N.

---

30. Stück. Mittwoch, den 20. Februar, 1771.

97 **Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens. Aus den Archiven der Natur gezogen. It is in Life as 'tis in painting: Much may be right, yet much be wanting. Prior. 2 Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1770.**

Wir zeigen dieses Buch etwas spät an, aber wir haben lange auch kein Buch gelesen, dabey es uns so wehe gethan, einen Mann von den edelsten und seltensten Talenten dieselben misbrauchen zu sehen, die menschliche Natur zu

erniedrigen, als dieses, das gefährlichste von allen, die der Verfasser noch geschrieben. Wie hart und strenge, wie seltsam und partheyisch dieses auch manchen scheinen möchte, wollen wir doch gerade durch die Wahrheit sagen, so wie wir sie zu finden glauben.

Der vortreffliche Gedanke: die Geschichte des natürlichen Menschen zu beschreiben, und psychologische Gemählde der menschlichen Seele zu liefern, welch einen reichen Stoff von nützlichen und wichtigen Beobachtungen hätte er unserm Verfasser geben, wie sehr hätte ihn ein Mann von Genie, wie er, nutzen können, wenn er nur nicht immer nach der einen Seite gleichsam hätte hinsehen wollen, seine Lieblingsidee des Begattens zu finden, und wenn er seine Leser hätte besser oder klüger machen wollen, anstatt sie zu amusiren, welches erstere er ihnen in der Vorrede verspricht. Wie sehr ist es zu bedauern, daß ihn diese Idee nur gar zu oft verleitet hat, sich in Nebenbetrachtungen und Abschweifungen zu verlieren. Der Satz, den der gute Freund des Verfassers, Tlantlaquacapatli S. 59 des ersten Theils vorträgt: „daß der Schöpfer den Trieben, von welchen die Vermehrung unsrer Gattung die Folge ist, einen Theil der göttlichen Wollust eine gute That zu thun, eingesenkt,“ ist so widersinnisch und sonderbar, daß wir nicht unterlassen können, ihn auszuzeichnen, so wie überhaupt dieser ganze 13te Abschnitt des ersten Buchs zur Probe von des Verfassers Denkart dienen kann. Wozu aber nun die ganze langweilige Geschichte von Abulfaouaris Reise und Testament? Um den tröstlichen Satz zu beweisen, daß „der Instinkt bey nackten Nationen schlafend gelegt, anstatt daß er bey policiertern Menschen immer rege gemacht wird?“ Ein Satz, der unter gewissen Umständen, und bey gewissen Völkern wahr seyn kann, auch ohne die Ursache, die der Verfasser davon angibt, dem die Erfahrung widerspricht, (denn von Ausnahmen ist nicht die Rede) und der endlich, wenn er auch wahr wäre, für uns und unser Clima unbrauchbar ist. Hr. W. hat überhaupt in dieser und den folgenden Ab-

theilungen nicht bedacht, daß eine Tugend des policierten Menschen mehr werth ist, als zehn Vortheile, die die Natur dem wilden gibt, und daß dieselbe der stärkste Zügel für die Laster ist, die wir sowol bey den Wilden als den Policierten antreffen. Die verächtlichen Seitenblicke, die er S. 235 auf die Kunstrichter wirft, und die Schläge, womit er sie aus seinen Füssen peitscht, (nach seinem Ausdruck) schicken sich gar nicht für Hrn. W. sie mögen ihn nun mit Recht oder Unrecht getadelt haben. Die geheime Geschichte des rousseauischen Systems S. 16 des 2ten Theils, scheint er sehr gut, wenn wir uns nicht irren, ausgeführt zu haben. Wir wollen versuchen, die geheime Geschichte seines eignen Systems, (wenn er anders eins hat) auf eben die Art auszuführen. Ein enthusiastischer Jüngling mit einem empfindlichen Herzen, der die wahre Zärtlichkeit mit ihrer ganzen bezaubernden Magie zum erstenmahl fühlt, und dessen Phantasie dadurch einen ausserordentlichen Schwung bekommen, liest in dieser Begeisterung einen Plato, und wird von der ansteckenden schwärmerischen Beredsamkeit dieses ausserordentlichen Mannes hingerissen, sieht in dieser Gemüthsstimmung lauter ätherische überirdische Geister, und versenkt sich ganz in dem Anschaun des geistigen immateriellen Schönen, mit Verachtung alles dessen, was sich ausserhalb dieser Sphäre befindet. Was ist natürlicher, als daß dieser Jüngling in solchem Zustand bey der Uebermaße von Empfindlichkeit mit lauter Intellectual-Schönheiten sich beschäfiget, und keine andre zu kennen scheint. Allein — endlich kühlt die Phantasie sich ab — die Natur tritt wieder in ihre Rechte ein, die sie nie verliert — die gesunde Vernunft sieht das Ueberspannte dieser hochfliegenden Chimären, und alsdann geschieht, — leichter als man glaubt, der Uebergang von Plato zum Büffon oder Helvetius — so groß er immer seyn mag — zu einem System, wo immer sehr viel richtiges und wahres ist, wo gewisse Triebe so viele Befriedigung finden, und das mit dem itzigen Tone der Seele so sehr harmonirt. Doch ein Mann, der zu Enthusiastereyen aufgelegt ist, dessen Phantasie oft mit

der Vernunft davon läuft, wird nicht leicht einem Lehrgebäude lange anhangen, das überdem so viele Lücken, eben so viel Anomalien als Regeln hat, und durch tägliche Erfahrungen widerlegt werden kann — ein neuer Gegenstand erscheint und — wirft die Seele auf eine zeitlang in die vorige Lage zurück. Und nun, beym beständigen Schwanken der Grundsätze, bald zu diesem bald zu jenem System herumgetrieben, Empfindung mit Vernunft in Widerspruch, heftige Leidenschaften im Busen nährend, was kömt endlich nach so manchen Umwälzungen von Ideen heraus als ein — Skepticus, ein Mann, der die Wahrheit zu finden verzweifelt, und sein Urtheil über alle Dinge in der Welt suspendirt. Wir könnten diese Vermuthungen leicht zur Gewißheit erheben, wenn wir es für erlaubt hielten, Facta hier anzuführen, so gewiß sie auch immer sind. Wir überlassen diese geheime Geschichte der Prüfung Kenner W—scher Schriften, die nach dem eignen Geständnisse des Verfassers treue Abbildungen seines Geistes sind, und erwarten mit der grössesten Ungeduld die Rechtfertigung seiner Gesinnungen, die er dem Publico in der Vorrede der dritten Auflage seiner Gedichte zu geben versprochen. Wir schliessen diese Abschweifung mit dem herzlichsten Wunsche, daß diese geheime Geschichte als eine Chimäre erfunden, Hr. W. sich rechtfertigen möchte, und die heilige Sache der Tugend, so wie einstens, wieder zu der seinigen machte!

31. Stück. Freytag, den 22. Februar, 1771.

Das 5te Buch fängt damit an, sich von dem Vorwurf der Nichtoriginalität zu befreyen, die wir auch wahrlich in diesen Beyträgen finden, obgleich wir sie sonst dem Verfasser gar nicht abläugnen wollen. Ob die selige Indolenz, deren wirklicher Genuß das höchste Gut der Wilden, nach S. 105 des 2. Theils, der menschlichen Natur so angenehm ist, zweifeln wir sehr. Aber unbegreiflich ist es uns, wie Hr. W. die schändlichen Gesinnungen eines epicurischen Schweins, Sir Epikur Mammon, an-

führen kann, um zu beweisen: „daß, da die meisten Menschen im Essen, Trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten ihre höchste Glückseligkeit suchen, die Natur selbst die Entwicklung unsrer Perfectibilität nur blos auf einen gewissen Punct gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.“ S. 198. Dem der Verf. doch vorher S. 272 im 1. Th. und im folgenden vom 7 ten Abschnitt des letzten Buchs an mit so klaren Worten widerspricht, daß wir zu seiner Ehre lieber glauben wollen, er habe sich nur nicht bestimmt und deutlich genug darüber ausgedrückt. Ueberhaupt dünkt uns, daß der Styl des Hrn. Verf. seiner vielen Schönheiten ohngeachtet, doch nicht mehr fest und eigenthümlich, sondern sehr buntscheckigt und fremd sey. Die Redensarten: ein Wicht seyn, verehrlich, etwas herabwürdigen, aus den Füssen peitschen, sind uns sehr undeutsch vorgekommen. Von dem Skepticismus, der durchs ganze Werk gewebt ist, und die sichersten Wahrheiten den Lesern aus den Händen windet, haben wir schon oben geredet, und fügen nun noch dies blos hinzu, daß es sehr traurig für uns gewesen ist, einen Mann von solchen Talenten, wie Hr. W. dieselben zur Anpreisung der sinnlichsten Wollust anwenden zu sehen, und daß wir deswegen ihn zu tadeln gezwungen worden.

R.

---

32. Stück. Sonnabend, den 23. Februar, 1771.

98 **Spiele der kleinen Thalia. Oder: neue kleine dramatische Stücke über Sprüchwörter zur Bildung der Sitten der Kinder und jungen Leute von fünf bis zwanzig Jahren. Aus dem Französischen des Herrn von Moisy übersetzt. Berlin bey Christian Friedrich Himburg 1770.**

Im Vorberichte gibt uns der Verfasser folgende Nachricht von seiner Idee: „Eine gewisse Anzahl Sprüchwörter

zu dialogiren, welche mit einem philosophischen Auge betrachtet, ohne daß sie ausser der Sphäre der Kinder und jungen Leute sind, über kleine strafbare Neigungen, und über den Saamen der Fehler und Laster, welche in ihnen aufkeimen können, sich erstrecken. Diese in Gesprächen abgefaste Sprüchwörter haben auch noch, ausser dem Nutzen des moralischen Unterrichts, welcher in denselben dem verschiedenen Alter und verschiedenen Ständen gemäß ist, diesen Vortheil, die Kinder zu lehren, daß sie mit Zuversicht sprechen, und von selbst sich über Sachen, die ihnen angehen, die sie ergötzen, und die sie intereßiren, unterreden lernen." Er gibt im Folgenden noch einige Regeln, wie diese kleinen Comödien zu spielen. (Beyläufig kann die angeführte Stelle zur Probe der Uebersetzung dienen.) Hätte der Verfasser diese Idee eben so glücklich ausgeführt, als sie erfunden, so würde er sich in der That um die Kinder sowol als um die Eltern gleich verdient gemacht haben. Allein wir müssen gestehen, daß ihm dieses gröstentheils mislungen ist. Viele Stücke sind so unmoralisch für Kinder, daß man sie ihnen gar nicht in die Hände geben kann, man sehe zum Exempel das erste und vierte Sprüchwort, wo die Kinder ihre Lehrer behorcht haben, und ihnen hernach noch mit dem gehörten drohen, ohne daß sie dafür bestraft oder von der Schändlichkeit desselben überzeugt werden. Manche Stücke scheinen mehr Lehren für Eltern als für Kinder zu geben, wie zum Beyspiel das 3, 4, 5, 9, und 13te Sprüchwort, wo zuweilen Betrachtungen über die Charactere der Kinder, über die Erziehung und das Hofmeisterleben vorkommen, die zum Theil die Kinder gar nicht einmahl wissen solten. Der Dialog ist selten recht im Ton der Kinder und leicht genug, die Situationen und Entwickelungen theils zu unnatürlich theils zu schnell und zu wenig vorbereitet, zumahl in den letzten 5 Stücken, die für Erwachsne von 15 bis 20 Jahren geschrieben sind. Die Sprüchwörter sind gemeiniglich sehr gezwungen angebracht, und da das Verzeichnis derselben am Ende ausgelassen ist, haben wir sie selten errathen

können. Uns ins Detail über jedes Stück einzulassen, erlaubet der Raum nicht. Jeder Leser wird sich in den angezogenen Stellen selbst davon überzeugen können. Der Spaß des kleinen dreisten Bauern S. 143, daß, wenn das Fräulein nicht gut spielte, doch alle Herzen für sie spielen würden, scheint uns zu gesucht und gekünstelt. Im 17. Sprüch. hätten wir auch die jungen Leute ein ander Stück schreiben lassen, als das Glück der Liebe von Wieland, eine Sache, die ihnen ohnedies nicht vorsichtig genug kann beygebracht werden. Den unanständigen Scherz des Bedienten über Youngs Nachtgedanken S. 311 hätte man auch sehr gut weglassen können. R.

Nachtrag zu 1768.

67. Stück. Dienstag, den 26. April. 1768.

Joh. Fried. Herelii Epistola critica ad V. Cl. Joh. Ge. Meuselium Lib. Art. in Acad. Hal. Magistrum. Altenburgi ex officina Richteria. 1767. 21a

ist eine Sammlung von philosophischen Anmerkungen über verschiedne alte Schriftsteller, die zum Theil scharfsinnig genug, zum Theil aber ohne allen andern kritischen Grund sind, als daß man dem Verfasser auf sein Wort glauben soll. Verbesserungen von der letzten Art konnte Martin Scribler mit der Laute in der Hand unzähliche machen. Doch wir wollten nicht gern einem Manne wehe thun, dessen finstre Schwermuth in dem übrigen Theile seines Schreibens unser ganzes Mitleiden erregt hat.

Reflexions detachées sur l'Esprit par une Personne desinteressée, à Varsovie & Dresde, chez Mich. Gröll. 1767. 21b

Eine Vertheidigung der gesunden Vernunft, die viele richtige Betrachtungen enthält.

Der Greis. Vierzehnter Theil. Leipzig bey Jakobäern. 1767. 21c

Platons Gespräch von der Vorsehung, die sich um ein jedes Geschöpf in der Verbindung mit dem Ganzen be-

kümmert, ist das schönste und wichtigste Stück in diesem Theile. Das übrige besteht aus Erzählungen, Briefen, Gedichten, und Auszügen aus dem Oßian.

21d Das gelehrte Gespenst, eine Erzählung in einer Nacht. Leipzig 1767.

Der Verfasser mag etwas vom hinkenden Teufel gelesen haben. Aber ihn mögen Sänftenträger und Karrenschieber lesen.

21e Der Freygeist, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Danzig. 1767.

Das bekannte Stück des sel. Brawe, das mit dem Codrus um den Preis stritt, von einem gewinnsüchtigen Buchhändler nachgedruckt. Eben dieser junge Dichter hat einen Brutus bey Philippi hinterlassen, den uns unsre Freunde gerühmt haben. Was mag die Ursache seyn, daß man uns sein bestes Trauerspiel vorenthält?

21f Abhandlung von der Schädlichkeit der Verleugnung der vaterländischen Gesinnung oder des Patriotismus im Reiche der Gelehrsamkeit. Wittenberg und Zerbst bey S. G. Zimmermann 1767. in 4.

Der Verf. redet unter andern von dem Unwesen der deutschen Sprachverderbung, und beklagt sich, daß die wenigen, so hierinn noch patriotisch gesinnt sind, nach und nach aus der Welt gehen. Das ist freylich zu beklagen: aber es ist nun einmal nicht anders, den Weg müssen wir alle. „Ein Gottsched, dieser rühmliche Beförderer der deutschen Sprache und Vertheidiger der Ehre der Deutschen ist leider! nicht mehr vorhanden. Wenn nun ein Reichart, ein Pütter, ein von Justi, ein Schütze, ein Weller, ein Schwabe, ein Hommel, und einige andre erst von hinnen sind, wer soll sich

unsrer Sprache annehmen?“ Getrost, Sprache! haben wir doch noch deutsche Gesellschaften?

---

165. Stück. Montag, den 17. October, 1768.

Recueil de Lettres héroiques. Seconde Partie. 39a
Auguste chez C. H. Stagé. 1768. 5 Bogen in 8. mit nachgestochnen Vignetten und Culsdelampes von Eisen und Gravelot.

Der Verfasser zankt mit den Kunstrichtern, die seine Heroide ein Genre froid & faux genannt haben. Wir rathen den Dichtern sonst eben nicht gerne, sich viel um die Aussprüche der Kunstrichter zu bekümmern, aber dießmal hätten wir es doch gewünscht; denn ein Tadel, der Mangel an Wahrheit in den Künsten betrifft, verdient allemal Aufmerksamkeit, weil er nicht vom System, sondern von der Empfindung hergenommen ist.

Zwar ist die Frage hier nicht eigentlich, ob die Heroide an sich eine gute Gattung sey: sondern woher es komme, daß man eben bey Gelegenheit der neuern Französischen Heroiden so sehr daran zweifle. Pope, der Kritiker, fand vermuthlich in einem Briefe der Sappho an ihren Phaon nichts Ungereimtes, weil er diese Dichterinn, nach dem Ovid, wirklich einen solchen Brief schreiben läßt; noch in einem Briefe der Eloise an ihren Abelard, weil er sich die Mühe gab, alle die kleinen Umstände in den Schicksalen dieser beyden Verliebten, die einem poetischen Briefe zur Grundlage dienen konnten, so sorgfältig zusammenzusuchen. Und es ist anmerkenswürdig genug, daß der sonst so strenge Verfasser des Versuchs über Popens Genie ausdrücklich behauptet, unter allen ältern und neuern Begebenheiten schickte sich keine besser zu einer elegischen Epistel, als die Begebenheit der Eloise, und unter allen Charactern keiner besser, als der Character der Sappho. Man könnte schon hieraus schließen, daß die Wahl der Personen, die an einander schreiben, nicht ganz gleich-

gültig sey: allein es ist uns hier nicht sowohl um die Gattung zu thun, als um die Herren Barthe, Sainmore, Dourxigne, und wie sie alle heißen, die sich überreden, wenn sie nur die Heroide vertheidigt haben, so können sie mit ihren Heroiden unsre Geduld so lange ermüden, als sie wollen. Nun wissen wir freylich, daß wir unsern Artikel nicht für diese Herren schreiben, die ihn nicht lesen können; allein wir müssen auch für unsre eignen Dichterlein sorgen, für die das Beyspiel und noch mehr die Vernünfteley eines Franzosen immer sehr verführerisch zu seyn pflegt. Es wird darum nicht überflüßig seyn, auch die Gründe, die diese letztre anführt, ein wenig näher zu untersuchen.

„Eine Gattung, sagt der Vertheidiger der Heroide, ist nur alsdann unächt, wenn sie der Natur offenbar zuwider ist. Was kann aber natürlicher seyn, als eine interessante Person zu erdichten, die durch irgend eine heftige Leidenschaft erschüttert wird, die sich durch Hülfe eines Briefes ihre Entfernung zu erleichtern sucht, die ihr Herz und ihre Geheimnisse in den Busen eines Vaters, einer Gattinn, einer Geliebten, oder eines Freundes ausschüttet? Unter allen Arten zu schreiben ist ein Brief die wahrste, kömmt der Sprache des gewöhnlichen Umgangs am nächsten, und schickt sich vornämlich am besten zur Entwicklung der Empfindungen.“ —

Alles das kann man allenfalls zugeben. Wie aber, wenn es der Natur zuwider ist, daß eine solche Person einen Brief soll geschrieben haben, den sie doch unmöglich hat schreiben können, entweder weil das Briefschreiben zu ihrer Zeit noch nicht erfunden worden, oder weil Dinge darinn stehen, die ihren Umständen widersprechen: ist der Brief auch da noch wahr? Nennt man ihn unächt, als Brief, oder als Brief einer Person, die ihn entweder gar nicht, oder nicht so geschrieben haben konnte?

„Besonders fährt er fort, gründet man den Widerwillen wider die Heroide auf die Nothwendigkeit, oder vielmehr auf den eingeführten Gebrauch, sie in Versen zu

schreiben. Die Poesie ist eine Sprache für sich, eine willkührliche und angenommne Sprache, wie die Musik, die unsre Ohren bezaubert, und sich durch das Gefühl an allen Sophistereyen des Verstandes rächt. Ist es wahrscheinlich, daß man sich im Singen mit dem Dolche durchstoße, daß man im Singen sterbe? Ist es wahrscheinlich, daß Mascarille, Flipotte, und Cataut in Versen reden? Allerdings, es geschieht nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, und wird durch die Stärke der Gewohnheit und durch die Mehrheit der Stimmen eine zweyte Natur." —

Wohl gesprochen! Die Poesie ist eine willkührlich angenommne Sprache; darum kann man in dieser Sprache so viele Ungereimtheiten schreiben, als man nur Lust hat. „Sie ist eine Sprache, wie die Musik." Nur nicht zu vergessen, daß es auch schlechte Musik giebt, Musik von widersinnigem Charakter; Musik ohne Ausdruck, die nicht bezaubert, sondern Eckel erregt. „Ist es wahrscheinlich, daß Mascarille und Flipotte in Versen reden?" Daß sie in Versen reden, ist nicht unwahrscheinlich, wenigstens in Paris nicht, wo man selbst den Reim und den Alexandriner auf dem komischen Theater nicht unwahrscheinlich finden will: aber man lasse sie einmal wider das Prepon, man lasse sie Monotonisch reden, man bringe den Zuhörer zum Gähnen, und frage alsdann den Kenner. Hier steckt der Knoten. Die Gattung kann sehr unschuldig seyn, aber nicht der Dichter, der einen üblen Gebrauch davon macht. Wenn ihm alle seine Leser zurufen, daß er sie kalt läßt, daß sie die Wahrheit in seinen Werken vermissen, ist es nicht unerträglich eitel, den Fehler, wie unser Vertheidiger thut, lieber in ihrer Seele, als in seiner eignen suchen zu wollen? Geziemt das der Höflichkeit eines Franzosen, was man kaum der Ungezogenheit eines Bodmers übersieht?

Wir bitten unsre Leser, die Heroiden der heutigen Franzosen nach dem, was wir hier angeführt haben, selbst zu prüfen: sie werden sie von sehr ungleichem Werthe finden; sie werden auf glückliche Stellen stoßen, denen oft

nichts weiter fehlt, als daß sie am unrechten Orte stehen; sie werden sich die Ursache angeben, warum Dinge, die mit allem Feuer der Französischen Versification gesagt sind, dennoch allen Eindruck auf ihr Herz verliehren; und, was wir am liebsten von ihnen bemerkt wünschen, sie werden nicht selten wahrnehmen, daß der eigenthümliche Genius der Französischen Poesie, der nie auf den Grund einer Leidenschaft geht, sondern sie nur umflattert, mehr Schuld an dieser Unwirksamkeit habe, als die schlecht genutzte Gattung der Heroide.

Anhang.

Skizze zum „Hypochondristen“.

(Aus der Handschrift.)

Ohluf Jernstrup, mein älterer und vielgeliebter Bruder, ward im Jahre 1717 gebohren. Ich habe vergessen, wer seine Gevattern gewesen: nur so viel erinnere ich mich, daß ein Oberster darunter war, ein sonderbarer Mann, von dem Ohluf in der Folge allerley Gewohnheiten angenommen hat, z. E. einen heroischen Blick, eine seltsame Art zu sprechen, wo das hinterste Wort vorn, und das vorderste hinten gehört wird, etwas Eignes in seinem Betragen, das ihn noch immer vielerley Misdeutungen aussetzt, und eine Neigung zu Händeln, die aber nur von seinem funfzehnten bis neunzehnten Jahre gedauert hat. Seine Erziehung ist glücklicher Weise eine Schulerziehung gewesen: denn er hält diese für die nützlichste unter allen, zumal wenn sie mit der Anführung eines guten Hofmeisters oder guter Ältern verbunden wird. Und unsre Ältern (man erlaube mir dieß wenige zu ihrem Lobe zu sagen) hatten wirklich die beste Absicht von der Welt; sie zogen das Naturell ihrer Kinder zu Rathe, und überließen ihnen selbst die Wahl ihrer Studien, sobald sie glaubten, daß eine Wahl statt fand. Sie thaten mehr, als man von der Zeit, worinn sie lebten, von den Begriffen, nach denen sie waren erzogen worden, und von den Umständen, in welche sie ein sehr veränderliches Glück gesetzt hatte, erwarten konnte. Auch mich hatte ihre Sorgfalt zu den größten Hoffnungen berechtigt, als ich durch den unglücklichsten Zufall, den man sich denken kann, sie alle ver-

eitelte: ich verliebte mich in eine Stumme — ah! zu holdselig für meine Augen, zu freundlich und zu flatterhaft für mein armes Herz, und zu weise durch den Mangel an Worten für meinen Verstand! — ich liebte sie, wie man nie geliebt hat, und zog mir eine Hypochondrie zu, die all meine Talente auf ein Wochenblatt einschränkte, das mir oft noch sauer genug wird.

Doch ich kehre zu dem Leben meines Bruders zurück. Drey Dinge sind in der Kindheit und dem Knabenalter desselben merkwürdig. Das erste, daß er in seinem zweyten Jahre eine zärtliche Freundschaft mit einem eben so alten Kinde errichtete, wovon er sich der besondern Umstände noch bis auf den heutigen Tag erinnert, da ihm hingegen alle übrigen Begebenheiten von seiner Geburt bis ins vierte Jahr gänzlich entfallen sind. Das Kind hieß Hilarius. Die zweyte Merkwürdigkeit ist, daß er schon in seinem siebenten Jahre anfing, von allem dem, was ihm seine Lehrmeister sagten, kein Wort zu glauben. Sie hatten sich bey seiner Erziehung einiger kleinen Kunstgriffe schuldig gemacht, die ihm, weil er wider ihr Vermuthen scharfsichtig genug war, sie zu bemerken, ein allgemeines Mistrauen wider ihre Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe beybrachten. Nichts hätte ihm schädlicher seyn können: es traff sich aber, daß ihm eben dieß Mistrauen diente, seinen eignen Verstand desto frühzeitiger zu brauchen. Drittens konnte ihn Niemand dahin bringen, irgend ein Buch außer der Schulstunde in die Hände zu nehmen, und doch wußte er viel mehr, als seine fleißigern Mitschüler, denen er gemeiniglich aushelfen mußte. Die Ursache war, daß er sich währendes Unterrichts allerley kleine Hülfsmittel selbst erfand, weil er sich überhaupt beredt hatte, wie in andern Dingen, so auch hierinn, ungleich weiter als seine Lehrer zu sehn. Diese Art zu denken hatte auf die Studien seiner Jünglingsjahre einen merklichen Einfluß; er war der strengste Censor der Professoren, deren Schwachheiten er bald entdeckte; wenn er Zweifel hatte, so quälte er sich lieber ganze Wochen

und Monathe lang mit der Auflösung, als daß er zu jenen seine Zuflucht genommen hätte. Sie wußten daher niemals, wie weit er es in seiner Erkenntniß gebracht hatte: denn er suchte eine Art von Stolz darinn, mehr zu wissen, als die Leute glaubten. Seine Kinderspiele und Jugendpossen übergehe ich, weil ich sie nicht nach Würde zu beschreiben weis. Nur von seiner Fechtkunst muß ich noch anmerken, daß ihm nach erworbner Fertigkeit der Rappier nicht mehr lehrreich genug war; er wollte sich mit dem Degen üben, und hätte beynah einen seiner liebsten Freunde erstochen.

Im zwölften Jahre war er ein Grieche, im siebzehnten ein Mathematicus, und im zwanzigsten ein Philosoph. Seine Gründlichkeit, zu der er ohne viele Mühe gelangt war, schien ihm so unermeßlich, daß er auf die armen Poeten als auf die allerjämmerlichsten Köpfe herabsah, ob es ihm gleich nicht zuwider war, wenn man ihn selbst für ein Stück von Poeten hielte. Was aber dieser Philosophie die Krone aufsetzt, ist meiner Meynung nach dieses, daß er bald einsah, er wisse nichts. Er hatte die Gabe, aus einem Begriffe durch ein ganzes System fortzuschließen, für ein erstaunliches Merkmaal des menschlichen Genies gehalten; er hält sie auch noch dafür: aber da er erst einmal erkannte, daß dieses synthetische Herabsteigen ein analytisches Hinaufsteigen, voraussetzte, daß die Analysis sich auf Erfahrung gründete, und daß das Studium der Erfahrungen gerade dasjenige wäre, um welches die Philosophen sich am wenigsten bekümmert hatten: so legte er seine Lehrbücher gelassen weg und nahm seine Poeten wieder zur Hand; von der Zeit an bekamen seine Urtheile eine ganz entgegengesetzte Wendung. Ich habe ihn oft sagen hören, es sey nicht ohne guten Grund geschehen, daß die Poeten bey den Alten Philosophen hießen. Ein wirklich poetisches Genie sey ein sehr beobachtendes, sehr tiefdenkendes, mit einem Worte, ein sehr philosophisches Genie: nur daß es seine Art zu beobachten verberge, und sich bloß in dem Resultate äußere, welches die Ursache sey, daß ihm der witzige

und der ungeübte Kopf beide nicht nachdenken können. Die Kunstrichter machen ihm manches Gedankenfest, wie man aus einigen Proben wird gesehen haben: in der Kritik, spricht er, giebt es keinen Irrthum, den die Kunstrichter nicht hineingebracht, und keine Wahrheit, die sie nicht den Mustern zu danken hätten, an denen sie sich am häufigsten versündigen, nämlich den Originalen: so sehr legen sie uns die Nothwendigkeit auf, die Wissenschaft von dem Meister, der sie ausübt, zu unterscheiden. Uebrigens hat er für ihr Richteramt alle ersinnliche Ehrfurcht, er erkennt ihre Oberherrschaft, und freut sich über die weise Einrichtung, da unter zwanzig Lesern immer neunzehn ihren Verstand an dem mästen, was sie aus den Journalen, diesen sibyllinischen fliegenden Blättern, wiedergekaut haben.

Da ich von dem Leben meines Bruders Schluß auf seine Meynungen gerathen bin, so will ich noch einige Apophthegmata von ihm hinzufügen, wie sie mir gleich einfallen, weil ich denke, daß den Lesern, und vornämlich den Kunstrichtern, die sich an ihm rächen wollen, mehr an diesen, als an jenem, gelegen seyn wird.

Die meisten Demonstrationen schienen ihm wie Satire auf den Verstand des Lesers. Wenn das Theorema seine Richtigkeit hat, so wird ein selbstdenkender Kopf leicht die Kette von Vordersätzen ausfindig machen, wovon es die Folge ist. Aber die Philosophen werden sich wohl hüten, diese Verirrung aufkommen zu lassen: denn das wäre gerade das Mittel, die Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit ihrer vorausgeschickten Erklärungen ausfindig zu machen.

Ein jeder Originalausdruck ist unübersetzlich, weil er durch den geringsten Zusatz oder die geringste Veränderung etwas leidet. So ist die Naivität des bolognesischen Gesandten im zweyten Buche der Secchia rapita z. B., des Reimes wegen unübersetzlich, weil sie durch diesen eigentlich das wird, was die Italiener goffo nennen.

Die lyrische Unordnung vergleicht er mit der Spur eines Hasen vor seinem Lager, von welcher sich schwer

sagen läßt, wo sie anhebt, oder wo aufhört, ob es gleich gewiß ist, daß alle seine Sprünge auf einen bestimmten Fund hinzielen.

Die ursprüngliche Regel unsrer Handlung ist das sinnliche Vergnügen. Kein Kind handelt nach einer andern. Und nichts ist weiser: denn wenn der Mensch nur in Absicht auf Andre, oder wie Shaftesbury will, aufs Ganze handelte, so würde er in Gefahr seyn, sich beständig zu irren, weil er die Bedürfnisse des Ganzen nicht so gut wissen kann, als seine eignen.

Es giebt ein Mittelmäßiges, das dem Kenner wichtiger ist, als das Gute: warum? ein Nachahmer kann gut, und ein Genie mittelmäßig schreiben. Wenig Worte sind so vieldeutig, als das Kunstwort Mittelmäßig, welches eine Menge von Abstufungen in sich faßt, und seine Bedeutung mit jedem Perioden im Wachsthum des Geschmacks ändert.

Der Capriccio der Neuern war den Alten nicht unbekannt. Lucian nennt diese Art von Gottheit *πιτυοκαμπτας και τραγελαφους*, und spricht davon in seinem Prometheus es in verbis, wie die heutigen Kunstrichter. Eben daselbst vergleicht er die Ironie mit einem Knochen, der mit Fett überzogen ist.

Die Ideen, woran ein Volk sich gewöhnt, bleiben in der Sprache haften: daher kömmts, daß eine vortreffliche Stelle eines Dichters, die ganz in die Natur seiner Muttersprache verwebt ist, in einer andern Sprache abgeschmackt seyn kann. Voltaire brauchte im Discours aux Welches bey seiner Uebersetzung der besten Stellen von Schakespear und Otway die Verdrehung nicht zur Hülfe zu nehmen, um sie seinen Landsleuten lächerlich zu machen. Sie mußten nothwendig lächerlich werden, sobald sie in die Worte der neuern französischen Welt gekleidet wurden.

Homer dachte wohl nicht, — — — [etc. s. Anmerkungen III., oben S. 124ff.]

Register.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.



Replaced with Commercial Reprint

1993